Gall. g. 66 h-2
66 om
Arnd

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geſchichte

des

Urſprungs und der Entwickelung

des franzöſiſchen Volkes.

Zweiter Band.

Geſchichte

des

Urſprungs und der Entwickelung

des

franzöſiſchen Volkes,

oder

Darſtellung der vornehmſten Ideen und Fakten, von denen die franzöſiſche Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einfluſſe ſie ſich ausgebildet hat.

Von

Eduard Arnd.

> Fata nos ducunt, et quantum cuique restet, prima nascentium hora disposuit. Causa pendet ex causa, privata ac publica longus ordo rerum trahit.
>
> SENECA *de Providentia c. V.*

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch.

Die Erhebung der Linie Valois auf den franzöſiſchen Thron wird durch die ſie begleitenden Umſtände eine Begebenheit von großer Bedeutung. — Rückblick auf den mittelalterlichen Staat. — Allmälige Entwickelung der franzöſiſchen Nationalität. — Unterſchied zwiſchen den damaligen engliſchen und franzöſiſchen Zuſtänden. — Größere politiſche Entwickelung Englands S. 14. — Stellung der Könige von Frankreich und England zu einander. — Der franzöſiſche Adel ſeit Philipp dem Schönen. — Philipp's VI. oder Philipp's von Valois Verhalten im Anfange ſeiner Regierung. — Feſte in Vincennes 21. — Philipp VI. täuſcht die Hoffnungen des Adels. Robert von Artois. — Philipp's VI. Verhältniß zu Papſt und Kaiſer. — Plane zur Vergrößerung ſeiner Familie. Druck des Volkes 24. — Eduard III. von England macht ſeine Anſprüche auf den franzöſiſchen Thron geltend. — Bündniſſe mit Deutſchland und Flandern. Jakob Artfeld. Gottfried d'Harcourt. — Die Normandie. Ihr Zuſtand ſeit der Wiedervereinigung mit Frankreich 28. — Schlacht von Crecy. Folgen dieſer Schlacht. Gründe, warum das franzöſiſche Kriegsheer erlag. — Große Seuche. — Vereinigung der Dauphiné und mehrer anderer Landſchaften mit Frankreich. — Philipp VI. ſtirbt 32. — Johann, Philipp's Sohn und Nachfolger, ſteigt auf den Thron. — Er zeigt ſich dem Adel geneigt. — Karl d'Eſpagne. Karl der Böſe. — Johann's Münzverfälſchungen. — Der Adel verlangt Sold für ſeine Dienſte 35. — Zuſammenberufung der Stände, um den Bedürfniſſen des Schatzes abzuhelfen. — Johann macht den einzelnen Ständen entgegengeſetzte Zugeſtändniſſe. — Schlacht von Poitiers. Johann wird geſchlagen und gefangen 38. — Der Dauphin, als Regent, beruft die Stände Nordfrankreichs nach Paris. Forderungen und Beſchwerden der Stände. Ordonnance de Reforme. Sie iſt dazu beſtimmt, die Gewalt der Krone zu beſchränken. Hinderniſſe, an denen die Ausführung der Ordonnance de Reforme ſcheitert 42. — Stephan Marcel verbindet ſich mit Karl dem Böſen. Unruhen in Paris. Ermordung zweier Räthe des Regenten. Anarchie. Aufſtand des Landvolkes gegen den Adel. Unſichere Stellung Marcel's. Treuloſigkeit Karl's des Böſen. Marcel's Ermordung. Rückkehr des Regenten nach Paris. Karl der Böſe vergleicht ſich mit ihm 50. — Eduard's III. letzter Verſuch zur Eroberung Frankreichs. Friede von Bretigny. — Betrachtungen über Erwerbungen und Abtretungen im Feudalſtaate. — Johann's Rückkehr. — Jakob von Bourbon. — Erwerbung Burgunds. — Johann's Tod. Charakteriſtik dieſes Fürſten 54. — Karl V. oder der Weiſe. Bertrand Duguesclin. — Bedeutung des Söldnerweſens. — Schlacht bei Cocherel. — Krieg in der Bretagne. Schlacht bei Auray. Karl von Blois und Duguesclin. Vergleich zwiſchen Johann von Montfort und Karl's von Blois Witwe 60. — Karl V. ſchickt die Söldnerbanden gegen Peter den Grauſamen. — Beſchwerden der Bewohner von Guienne über die engliſche Herrſchaft. — Bedeutung der Oberlehnsherrlichkeit in der Politik des Mittelalters. Vortheile derſelben für die franzöſiſchen Könige 63. — Karl V. kündigt Eduard III. den Krieg an. — Die Engländer verlieren faſt alle Eroberungen in Frankreich 65. — Karl's V. Macht

und Anſehn. Intellektuelle Fortſchritte unter ſeiner Regierung. — Der Aufſtand in der Bretagne. — Päpſtliches Schisma. — Karl's V. Tod. Sein Charakter 69. — Karl VI. bei ſeiner Thronbeſteigung erſt zwölf Jahre alt. — Seine Vormünder. Ihre Ehr- und Habſucht. — Allgemeine Stimmung jener Zeit 72. — Krieg in Flandern. Schlacht bei Rooſebecke. — Beſtrafung der Pariſer. — Frankreichs Rüſtungen zu einem Angriffe auf England 75. — Angriff auf den Herzog von Geldern. — Charakter Karl's VI. Rundreiſe in Frankreich. — Mordverſuch Craon's auf den Connetable Cliſſon. — Karl VI. zieht nach der Bretagne. — Er fällt in Wahnſinn 80. — Waffenſtillſtand mit England. — Zuſtand der Kirche. — Verhältniß Frankreichs zum Papſtthum. — Unternehmung eines Theiles des franzöſiſchen Adels gegen die Türken. Schlacht bei Nicopolis 85. — Thronrevolution in England. Heinrich IV. von Lancaſter. — Zuſtand Karl's VI. Liebe der Pariſer für den kranken Fürſten. — Innerer Zuſtand Frankreichs. — Charakter des alt- und neuburgundiſchen Staates. Verhältniß Burgunds zu Frankreich. Philipp der Kühne. — Lage und Charakter des neuen burgundiſchen Staates 91. — Philipp's des Kühnen Vergrößerungspläne. — Herzog Ludwig von Orleans, Bruder Karl's VI. — Sein Verhältniß zu Philipp dem Kühnen. — Johann ohne Furcht. Sein Haß gegen Ludwig von Orleans. — Ermordung des Herzogs von Orleans. — Folgen dieſer Unthat 99. — Art, wie die Franzoſen die Ermordung des Herzogs von Orleans aufnehmen. Betrachtungen hierüber. — Johann's ohne Furcht Einfluß in Frankreich 101. — Die Grafen von Armagnac. — Ihr Urſprung. — Die Süd- und Nordfranzoſen. Ihr gegenſeitiger Haß 108. — Die Großen erklären ſich gegen Johann von Burgund. — Grauſamkeit und Habgier der Armagnacs. — Vertrag von Bourges. — Johann ohne Furcht zerfällt mit den Engländern. Armagnac ſchließt ſich ihnen an. Aufregung in Paris 112. — Allgemeiner Zuſtand Frankreichs. — Pariſer Bürgerſchaft und Volk. Die Metzger oder Cabochiens. Sie hängen dem Herzoge von Burgund an. — Charakter der damaligen franzöſiſchen Anarchie. — Große Ordonnance, die Verbeſſerung der Verwaltung betreffend. — Reaction gegen den Herzog von Burgund. — Religiöſe Wirren. — Zwei Päpſte. — Höhere politiſche Entwickelung Englands. — Heinrich V. von England. — Schlacht von Azincourt. Folgen derſelben 123. — Ermordung Armagnac's und Johann's ohne Furcht. — Philipp der Gute von Burgund. — Vertrag von Troyes. — Hohe Stellung Heinrich's V. Sein und Karl's VI. Tod 127. — Frankreich unter engliſcher Herrſchaft. — Stellung Karl's VII. Seine Gegner. Seine Hülfsmittel. Seine Anhänger. — Karl's VII. Charakter. Seine Lebensweiſe. — Blick auf das Leben der damaligen Großen 137. — Geſchick der erſten Valois. — Engliſche und franzöſiſche Partei. Ueberlegenheit der erſteren. — Sinken der Uebermacht der engliſchen Partei. — Unzuverläſſigkeit des Bündniſſes mit Burgund. — Burgunds Politik. — Stimmung des franzöſiſchen Volkes gegen die Engländer. — Das engliſche Volk wird des Krieges überdrüßig 146. — Selbſtſucht in den höhern, Freiheitsdrang in den niedern Klaſſen. — Karl VII. Sein Benehmen und ſein Aeußeres. Das Volk iſt ihm trotz ſeiner Fehler geneigt. — Religiöſe und nationale Stimmung. — Art der Kriegführung. — Karl's VII. Diener. — Die Engländer rücken gegen die Loire. — Kampf um Orleans. — Die Jungfrau von Orleans. — Erklärung dieſer merkwürdigen Erſcheinung. — Betrachtungen über die Jungfrau von Orleans. — Befreiung Frankreichs vom engliſchen Joche 157. — Uneinigkeit zwiſchen den engliſchen Machthabern. Congreß zu Arras. — Ausſöhnung zwiſchen Karl VII. und Philipp von Burgund 160. — Nachwehen des Krieges. Söldnerbanden. — Verſammlung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit zu Bourges. — Pragmatiſche Sanction. — Jacques Coeur. — Verſammlung der Stände in Orleans 165. — Unterdrückung der Söldnerbanden. — Errichtung der Compagnies d'Ordonnance. — Vervollkommnung des Geſchützweſens 168. — Eiferſucht der Prinzen und Großen auf die königliche Macht. Ihre Verſchwörung gegen Karl VII. — Abneigung des Königs gegen den Dauphin. — Fortdauernde Unzufriedenheit der Prinzen und Großen. Deren Gründe. — Vervollſtändigung der nationalen Kriegsmacht. — Die Francs-Archers. — Kriegeriſche Organiſation, die der Adel erhält. — Schwindende Bedeutung des Adels dem Königthume gegenüber 177. — Ausbildung des abſolu-

ten Syſtems unter Karl VII. — Stellung des Königthums zu den verſchiedenen Ständen. — Die Engländer verlieren die Normandie und Guienne. – Karl's VII. Tod. Seine Charakteriſtik 182. — Das Königthum unter Karl VII. — Unumſchränktheit deſſelben im Innern. — Streben deſſelben nach Verbindung mit fremden Reichen. — Rückblick auf Adel und Städte. — Beginnender Einfluß Frankreichs auf das Ausland 191. — Ludwig XI. Rückblick auf ſeine Jugendjahre. — Stellung zu ſeinem Vater. Flucht nach Burgund. — Er tritt die Regierung an. — Sein Charakter. – Sein Verhältniß zum Herzoge von Burgund. — Ligue du Bien public. — Ihr Vorwand und Zweck 207. — Verhältniß der Bretagne zum Königreiche. — Unterſchied von andern großen Lehen 209. — Bund der großen Vaſallen gegen Ludwig XI. — Sein Bruder, Karl von Berry, wird an deſſen Spitze geſtellt. — Vertrag von Conflans. — Unruhen in den Niederlanden. — Philipp der Gute ſtirbt. — Karl der Kühne. — Einfall der Verbündeten in die Normandie. Ludwig unterhandelt mit ihnen und ſucht ſie zu trennen 220. — Berufung der Reichsſtände nach Tours. — Ludwig XI. greift zu den Waffen. — Vertrag von Anneciés. — Ludwig XI. in Peronne. — Vertrag von Peronne. — Betrachtungen über die Kataſtrophe in Peronne 225. — Kampf Ludwig's XI. gegen die Prinzen und Großen. Deſſen Nothwendigkeit für Frankreichs Exiſtenz. — Karl von Frankreich, des Königs Bruder, erhält Guienne. — Verhältniß Ludwig's XI. zu England. — Geburt des Dauphin, des nachmaligen Karl's VIII. 229. — Verſammlung der Notabeln. — Sie verurtheilen Karl den Kühnen. — Krieg. Waffenſtillſtand zu Amiens 233. — Unterhandlungen und Intriguen. — Vorherrſchender Hang dazu in jener Zeit. — Karl von Frankreich verbündet ſich mit Karl dem Kühnen, Eduard IV. von England u. ſ. w. gegen den König. — Ludwig XI. trennt dieſen Bund. — Waffenſtillſtand zu Crotoy. — Tod Karl's von Frankreich. — Vertrag von Senlis. — Comines. — Wendepunkt in Ludwig's XI. Glück. — Kampf gegen die aufrühriſchen Vaſallen 242. — Karl der Kühne. Seine Pläne, Kämpfe und Verwickelungen. — Karl der Kühne will ein unabhängiges Reich gründen. — Letztes Bündniß, das er gegen Ludwig XI. zu Stande bringt. — Der Verbündeten Uneinigkeit und Karl's des Kühnen Unklugheit retten Ludwig XI. — Verträge von Pecquigny, Soleure und Senlis. – Des Connetable St. Pol Verurtheilung und Hinrichtung 248. — Karl der Kühne erobert Lothringen. Sein Kampf mit der Schweiz. — Vortheile, die Ludwig XI. aus Karl's des Kühnen Niederlagen zieht. — Karl's des Kühnen Tod 251. — Ludwig's XI. Verhalten gegen Maria von Burgund. — Vertrag von Lens. — Ludwig's XI. Grauſamkeiten. – Vertrag von Vieux-Wendin. — Schlacht bei Guinegatte. — Friede von Arras. Urſachen und Bedingungen deſſelben. — Ludwig's XI. Einfluß auf die Geſittung ſeines Landes. — Betrachtungen über den Geiſt jener Epoche. — Charakteriſtik Ludwig's XI. Sein Tod 259. — Sein Sohn und Nachfolger Karl VIII. Erneuerung der Anſprüche der Prinzen und Großen. — Berufung der Reichsſtände nach Tours. — Zuſammenſetzung derſelben. Ihre Anſprüche. — Anna von Frankreich, Ludwig's XI. Tochter. – Ihre Regentſchaft. — Karl's VIII. Vermählung mit Anna von Bretagne 266. – Vereinigung der Bretagne mit Frankreich. — Verhältniß Frankreichs zu ſeinen Nachbarn, zu Maximilian von Deutſchland, Heinrich VII. von England und Ferdinand dem Katholiſchen. — Verträge von Barcelona, Etaples und Senlis. — Karl's VIII. Entſchluß zur Eroberung Neapels. Gründe hiervon. — Franzöſiſche Beziehungen zu Italien. — Perſönlicher Charakter Karl's VIII. — Sein Verhältniß zu Ludwig Sforza. — Stimmung des franzöſiſchen Volkes für einen Eroberungszug. — Zuſtand Italiens. — Hervortreten des franzöſiſchen Nationalcharakters beim Zuge nach Italien 277. — Karl's VIII. Zug durch Italien. — Eroberung Neapels. — Rückzug. — Moraliſche und politiſche Folgen des italieniſchen Feldzuges. — Karl VIII. ſtirbt. — Seine Charakteriſtik 281. — Paris ſeit Philipp Auguſt. — Geringe Veränderungen in dieſer Epoche. — Karl V. beginnt den Bau der Baſtille. — Adelsrang der pariſer Bürger. — Hotel St. Paul. — Paris unter Karl VI. bis Ludwig XI. — Brüderſchaft des Leidens unſres Herrn. — Verbreitung der Buchdruckerkunſt. — Wahrſcheinliche Zahl der pariſer Bevölkerung im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert 288.

Fünftes Buch.

Ludwig XII. Seine Vermählung mit Karl's VIII. Witwe. — Kriege, die er führt. Deren Reſultat. — Zuſtand Italiens. — Ludwig's XII. Anſprüche auf Mailand und Neapel. — Ludwig Sforza. — Eroberung von Mailand. — Vertrag mit Ferdinand dem Katholiſchen. — Eroberung von Neapel. — Einfluß des Cardinals d'Amboiſe auf Ludwig XII. — Ludwig's XII. falſche Maßregeln in Bezug auf Italien. — Unglücklicher Krieg mit Spanien 300. — Ludwig's XII. Verhältniß zu Philipp von Oeſterreich. — Reichsſtände in Blois verſammelt. — Verlobung Claudia's, der Tochter Ludwig's XII., mit Franz von Valois, dem nachmaligen Franz I. — Wachſende Größe des Hauſes Oeſterreich 303. — Veränderte Stellung des Papſtthums in Italien. — Streben der Päpſte nach Ausdehnung ihrer weltlichen Macht. — Julius II. 306. — Kurzer Krieg zwiſchen Ludwig XII. und Maximilian I. — Ligue von Cambrai. — Die heilige Ligue. — Schlacht von Ravenna 309. — Schlacht von Novara. — Ludwig's XII. Tod. — Seine Regierung. — Geiſt der Epoche, in der er gelebt. — Charakteriſtik dieſes Königs 314. — Franz I. ſteigt auf den Thron. — Die Bedeutung ſeiner Regierung für die Entwickelung der franzöſiſchen Nationalität. — Sein Plan, Mailand zu erobern. Schlacht von Marignano. Ihre Folgen 318. — Leo X. Aufhebung der pragmatiſchen Sanktion. — Errichtung eines Concordats. — Verträge mit Oeſterreich und England. — Franz I. und Karl von Oeſterreich bewerben ſich um die deutſche Kaiſerkrone. Glück für Deutſchland, daß Karl, unter dem Namen des Fünften, Franz I. vorgezogen wurde. — Schlacht von Pavia 325. — Vertrag von Madrid. — Vertrag von Abbeville. — Feldzug in Italien unter Lautrec. — Franz I. und Karl V. — Vergleich ihrer gegenſeitigen Macht und Stellung. — Friede zu Cambrai. Deſſen Bedingungen. — Franz I. nach dem Frieden von Cambrai 331. — Begebenheiten im Innern Frankreichs während eines ſechsjährigen Friedensſtandes. — Franzöſiſcher Angriff auf Mailand und Savoyen. — Unterhandlungen mit Karl V. — Deſſen Einfall in die Provence. — Franz' I. planloſes Benehmen. — Seine Verbindung mit Solyman II. — Zehnjähriger Waffenſtillſtand zu Nizza geſchloſſen. — Franz I. und Karl V. Ihre politiſchen Geſinnungen 338. — Neuer Krieg zwiſchen ihnen. — Friede zu Crepy. — Franz I. verbündet ſich mit England und den Türken. — Sein Tod 342. — Franz' I. Perſönlichkeit. Seine Liebe für Kunſt und Literatur. — Verhältniß Franz' I. zum Proteſtantismus. — Deſſen Entſtehen in Frankreich. — Stellung des Proteſtantismus zur franzöſiſchen Nationalität. — Franz' I. Bekämpfung der Reformation. — Franz I. und Karl V. als Feinde des Proteſtantismus. — Ihre Motive 351. — Heinrich II., Franz' I. Sohn und Nachfolger. — Der Proteſtantismus. Seine allgemeine Beſtimmung. — Das franzöſiſche Königthum verfolgt den Proteſtantismus. Endliche Folgen dieſes Verhaltens. — Heinrich II. Seine perſönliche Schwäche. — Anne de Montmorency. — Die Guiſen. — Rivalität der Montmorency und der Guiſen 361. — Heinrich's II. Stellung zu Karl V. — Er bereitet dem Kaiſer in Italien Verlegenheiten. — Seine Annäherung an die deutſchen Proteſtanten. — Heinrich's II. Zug nach Lothringen. — Betrachtungen über die deutſche Verfaſſung. — Ihre Unbeweglichkeit und Disharmonie 369. — Sinken der Macht Karl's V. — Krieg der Franzoſen in Italien. Bündniß mit den Türken. — Karl's V. Thronentſagung. — Betrachtungen über ſeinen Charakter und ſeine Regierung 373. — Vertrag von Vaucelles. Deſſen Bruch durch Heinrich II. — Schlacht von St. Quentin. — Eroberung von Calais. — Blick auf die Stellung, Macht und Politik der Guiſen 377. — Verbindung der Guiſen mit Philipp II. von Spanien. — Philipp's II. Stellung als Herrſcher. — Krieg zwiſchen Philipp II. und Heinrich II. — Friede von Cateau-Cambreſis 381. — Heinrich's II. Tod. — Stellung der franzöſiſchen Proteſtanten unter Heinrich II. — Zunehmende Verbreitung der Grundſätze der Reformation in Frankreich. — Abneigung Heinrich's II. gegen die neue Lehre. — Verfolgung der Proteſtanten. Haß des Pöbels gegen ſie. — Die Päpſte empfehlen die Einführung der Inquiſition. — Hinderniſſe, auf die ſie in Frankreich ſtößt. — Die franzöſiſche Magiſtratur. — Deren Zuſtand unter Heinrich II. — Das Parlament. — Fortſchritt des König-

thums zur Autokratie. — Wachsthum der Intelligenz und Verfall der Sitten. — Große Verbrechen und grauſame Todesſtrafen. — Härte der Juſtiz. — Die Memoiren fangen an die Chroniken zu erſetzen. — Geringe Wirkung der allgemeinen Bildung auf die beſondere Moral. — Vortheile des Proteſtantismus für die Völker in dieſer Beziehung 402. — Frankreich unter Heinrich's II. Nachfolgern. — Verhältniß der Kirche und des Staates 408. — Franz II., Heinrich's II. Sohn und Nachfolger. — Die Parteien unter den Großen. — Das Haus Bourbon. — Neigung vieler Großen zum Proteſtantismus. — Getäuſchte Hoffnungen der Proteſtanten. — Ihre Verfolgung von den Guiſen veranlaßt. — Reaction gegen die Guiſen. Deren Verhalten. — Die mit den Guiſen unzufriedenen Großen nähern ſich den Proteſtanten. — Verlangen nach Berufung der Reichsſtände. — Entdeckung und Vereitelung des Complots von Amboiſe. — Folgen hiervon. — Maßregeln und Plane der Guiſen. — Navarra und Condé verhaftet. Franz' II. Tod rettet ſie 425. — Karl IX., Franz' II. Bruder, ſteigt auf den Thron. — Seine Mutter, Katharina von Medicis, wird Regentin. — Blick auf die franzöſiſche Verfaſſung. — Verſammlung der Reichsſtände. — Reſultatloſigkeit derſelben. — Vergeblicher Widerſtand einiger Provinzialſtände. — Ein Theil der Großen verſöhnt ſich mit den Guiſen. — Ausſchüſſe der Reichsſtände in Poiſſy und Pontoiſe. — Anträge der weltlichen Stände in Pontoiſe. — Colloquium in Poiſſy. — Geldopfer der Geiſtlichkeit. Toleranzedict 439. — Widerſtand des Parlaments. — Betrachtungen über den Widerſpruch gegen das Toleranzedict. — Hoffnung der Hugenotten. — Verhältniß Katharina's von Medicis zu den Religionsparteien. — Der König Anton von Navarra wendet ſich zur katholiſchen Partei. — Blutbad von Vaſſy 444. — Condé tritt an die Spitze der Hugenotten. — Bedeutung des Krieges der Hugenotten für die Folgezeit. — Coligny geſellt ſich der Schilderhebung der Hugenotten zu. — Konföderation der Hugenotten in Orleans. — Macht der Proteſtanten in den Provinzen. — Materielle Ueberlegenheit der katholiſchen Partei. — Eroberung von Rouen. — Schlacht von Dreux. — Guiſe fällt vor Orleans durch Meuchelmord. — Friede von Amboiſe 454. — Das tridentiner Concil. — Verhältniſſe Frankreichs zum Auslande. — Karl IX. wird für volljährig erklärt. Seine Mutter bleibt an der Spitze der Regierung. — Ihre Pläne, die religiöſen und politiſchen Wirren zu löſen 459. — Reiſe, die ſie mit ihrem Sohne durch das Reich unternimmt. Zweck derſelben. Folgen für die Hugenotten. — Zuſammenkunft Katharina's von Medicis mit dem Herzoge von Alba. — Brüderſchaft des heiligen Geiſtes. — Verſammlung der Notabeln in Moulins 464. — Pläne gegen die Hugenotten. — Schlacht von St. Denis. — Vertrag von Lonjumeau. — Veränderung in der Politik Katharina's von Medicis. — La Rochelle wird der Sammelplatz der Hugenotten. — Der Herzog von Anjou, der nachmalige Heinrich III., ſteht an der Spitze des katholiſchen Heeres. — Schlacht von Jarnac 472. — Uneinigkeit unter den franzöſiſchen Großen. — Grundübel, an dem die Sache der Hugenotten leidet. — Zuſtand und Geſinnung der franzöſiſchen Proteſtanten. — Fruchtloſe Belagerung von Poitiers. — Schlacht von Moncontour. — Friede von St. Germain. Verſchlimmerung der Lage der Hugenotten 481. — Katharina's von Medicis Pläne gegen dieſelben. — Politik gegen die Häupter der Hugenotten und die ausländiſchen Fürſten. — Vermählung des Königs von Navarra, des nachmalgen Heinrich's IV., mit Margaretha von Valois. — Coligny wird nach Paris gelockt. — Art, wie Karl IX. Coligny täuſcht. — Verblendung der meiſten hugenottiſchen Großen. — Geheime Berathungen über deren Ermordung. — Mordverſuch auf Coligny. — Verſtellung Karl's IX. — Bartholomäusnacht 491. — Betrachtungen franzöſiſcher Geſchichtſchreiber über die Bartholomäusnacht. — Wie der Hof die Mordſcenen beſchönigt. — Unredlichkeit und Feigheit des pariſer Parlaments. — Der König von Navarra und der Prinz von Condé müſſen zum Katholicismus übertreten. — Die Hugenotten in La Rochelle. — Gründe der mildern Behandlung der Hugenotten. — Belagerung von La Rochelle. — Vergleich von Boulogne 500. — Der Herzog von Anjou wird König von Polen. — Der Herzog von Alençon. Seine Plane. — Er verräth ſeine Partei. — Karl's IX. Tod 505. — Charakteriſtik desſelben. — Rückblick auf die Regierung Karl's IX. — Moraliſcher Zuſtand des fran-

zöſiſchen Volkes. — Das Königthum unter den Valois. — Urſachen des geringen Einfluſſes der Reichsſtände. — Geringe Entwickelung der Sprache. — Bedeutung der Beredtſamkeit in einem Staate. — Sonderung der Stände in Stellung und Bildung 525. — Katharina von Medicis als Regentin. — Damville und Condé. — Verſammlung von Milhaud. — Heinrich III. kehrt nach Frankreich zurück. — Sein Charakter. — Sein Aufenthalt im Süden. Krönung. Vermählung. — Schilderhebung des Herzogs von Alençon. — Thoré von Montmorency wird von Guiſe geſchlagen. — Friede von Chaſtenoy 533. — Erneuerung und Verſtärkung der heiligen Ligue. — Heinrich's III. ſchwierige Stellung. — Urſachen des Haſſes gegen ihn. — Ausbreitung der Ligue. — Fanatismus gegen die Hugenotten. — Reaction zu Gunſten des Katholicismus im Volke. — Zuſtand des Proteſtantismus in Frankreich 541. — Verſammlung der Reichsſtände in Blois. — Ihre Beſchlüſſe gegen die Hugenotten. — Heinrich's III. Finanzverlegenheit. — Kampf. — Friede von Bergerac. — Seine Bedingungen 546. — Die religiöſen Parteien. — Schwierigkeit ihrer Beruhigung. — Bedeutung des Adels in den damaligen Zuſtänden. — Die religiöſen Parteien als Konföderationen. — Die Großen beider Parteien. — Verhältniß des Glaubens und der Politik unter den Großen 552. — Der Herzog von Anjou zieht nach den Niederlanden. — Innere Unruhen. — Katharina's von Medicis Reiſe nach dem Süden. — La guerre des amoureux. — Anjou's Verhältniß zu den Niederlanden. — Vertrag von Fleix 557. — Stellung Heinrich's III. — Statthalter und Befehlshaber in Provinzen und Städten. — Sie machen ſich von der Krone unabhängig. — Stellung und Hülfsquellen der Großen. — Geſunkener Einfluß Frankreichs auf das Ausland. — Tod des Herzogs von Anjou 564. — Bedeutung dieſes Ereigniſſes für beide Religionsparteien. — Der König von Navarra als präſumtiver Thronerbe. — Stellung der Ligue. — Oppoſition der Ligue gegen Heinrich III. — Deſſen Stellung zu Ligue und Hugenotten. — Der König von Navarra. — Sendung des Herzogs von Epernon an ihn. — Der König von Navarra und der Herzog von Guiſe. — Der Vertrag von Joinville 573. — Drohende Bewegung der Ligue. — Vertrag von Nemours. — Heinrich's III. Abneigung, die Hugenotten zu bekriegen. — Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra. — Polemik der religiöſen Parteien 578. — La guerre des trois Henry. — Anſtalten dazu. — Stellung Philipp's II. zur katholiſchen Partei in Frankreich. — Philipp II. von Spanien. Seine Charakteriſtik. — Seine Abſichten auf Frankreichs Zukunft 585. — Englands Bedeutung für den Proteſtantismus. — Maria Stuart und Eliſabeth. — England unterſtützt die Hugenotten. — Schlacht von Coutras. — Ein deutſches Heer rückt in Frankreich ein. — Maßregeln der Ligue. — Enger Bund der Städte. — Das deutſche Heer wird zum Rückzuge gezwungen. — Liguiſtiſche Verſammlung in Nancy 592. — Angriffe der Ligue auf Heinrich III. — Aufſtand des pariſer Volkes. — Heinrich's III. Verhalten gegen die Guiſen. — Reichsſtände in Blois. — Ihre feindſelige Stimmung gegen den König. — Heinrich's III. Haß gegen die Guiſen. — Ermordung des Herzogs und des Cardinals von Guiſe 599. — Auflöſung der Reichsſtände in Blois. — Errichtung des Conſeil d'Union. — Der Herzog von Mayenne. Tod der Katharina von Medicis. — Des Königs von Navarra Klugheit und Mäßigung. — Ausſöhnung und Zuſammenkunft mit Heinrich III. — Heinrich's III. Ermordung 604. — Erlöſchen der Dynaſtie der Valois. — Rückblick auf die Epoche der Valois. — Veränderungen in Paris von Karl VIII. bis auf Heinrich IV. — Franz' I. Begünſtigung der intellektuellen Cultur. — Stiftung des College royal de France. — Polizei. Findelhaus. — Jeſuiten. — College de Clermont, ſpäter de Louis le Grand genannt. — Großes Kapuzinerkloſter. — Jeſuiten in St. Antoine. — Bernhardiner. — Betrachtungen über den Charakter des franzöſiſchen Mönchsweſens. — Architektur der Renaiſſance. — Hotel de Cluny. — Hotel de Ville. — Louvre. — Tuileries. — Theater in Paris. — Charakter der dramatiſchen Poeſie jener Zeit. — Fortſchritte der Bildung. — Die franzöſiſche Literatur jener Epoche. — Folgen einer wachſenden Civiliſation mit der herrſchenden Immoralität 618.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Erhebung der Seitenlinie Valois auf den franzöſiſchen Thron in der Perſon Philipp's VI., kein, an und für ſich betrachtet, allgemein bedeutendes und ein gewiſſermaßen nur häusliches Ereigniß in der Geſchichte der dritten Dynaſtie, iſt durch die beſondern Umſtände, von denen ſie begleitet worden, eine Begebenheit von großer Bedeutung geweſen. Eine neue Epoche, allerdings von unſerer Gegenwart ſehr verſchieden, die aber auch nicht mehr das eigentliche Mittelalter iſt, bricht für Frankreich und in gewiſſer Art für ganz Europa, wenigſtens den Weſten deſſelben, nicht ſowohl mit der Thronbeſteigung der Valois, als vielmehr mit den daraus folgenden langen Kriegen gegen England, dem erſten, im Vergleiche zu frühern Zeiten, regelmäßigen, nationalen und politiſchen Kampfe an. Einer der charakteriſtiſchen Züge der neuern Zeit, der ſie vom Mittelalter weſentlich unterſcheidet und in mancher Beziehung dem Alterthum näher bringt, iſt die ſchärfere Individualiſirung der Völker, das Walten ſelbſtſtändiger, ihr eigenes Ziel auf freien von einander unabhängigen Bahnen verfolgender Nationalitäten, und als nothwendiges Reſultat die Neigung derſelben nach vorherrſchendem Einfluß, und damit, in letzter Inſtanz, die Entſtehung allgemeiner die Maſſe der Nation und nicht blos einzelne Stände derſelben erregender und in Anſpruch nehmender Kriege. Im Mittelalter treten hiervon nur geringe Spuren hervor. Die Kirche und das Feudalweſen legten dem geſammten Abendlande ungefähr dieſelbe Form des Daſeins auf und ließen die Völker nicht frei und tief genug athmen, um ſich in ihrer wahren Eigenthümlichkeit zu erkennen und dieſelbe gegenſeitig geltend zu machen. Die natürlichen Unterſchiede derſelben waren allerdings vorhanden, aber ſie beſaßen kein klares

Bewußtſein über deren Urſprung, Bedeutung und Ziel. Die modernen Nationen waren zwar längſt geboren, aber ſo lange ihr Inneres von der Bevormundung der Kirche und ihre äußern Verhältniſſe von den Formen des Lehnsſyſtems gebunden blieben, konnte der von der Natur in ſie geſenkte Keim eines eigenthümlichen nationalen Daſeins keine Blüten treiben. Die große Angelegenheit des Mittelalters waren die Kreuzzüge, d. h. im Allgemeinen, nicht ſowohl die Befreiung des heiligen Grabes, als die Vereinigung aller chriſtlichen Völker zur Bekämpfung des Islams überhaupt, der Kulminationspunkt des theokratiſchen und feudalen Princips und damit, wie immer, der Beginn ſeines Verfalles. Man erkennt allerdings ſelbſt in dieſer allgemeinen Vermiſchung die Unterſchiede des Urſprunges, Charakters und der beſondern Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Nationalitäten der Franzoſen, Deutſchen, Engländer u. ſ. w., aber dieſe ſelbſt zerfallen wieder in ſo viele einzelne Theile, der Geiſt des Lehnsweſens trennt ſie dermaßen, hält ſie ſo weit auseinander, daß während das Papſtthum und die Hierarchie, in deren Schatten ſie ruhen, über ihr Daſein einen ähnlichen Schein wirft und ſeine beſondern Züge dunkel erkennen läßt, ſie unter dieſer Hülle ſich chaotiſch, ſich unaufhörlich trennend und wieder vereinigend, bewegen und in zahlloſe Fraktionen zerfallen, die das Bild von Individuen, Korporationen, Städten und Herrſchaften, aber nicht das von geſchloſſenen, ſich ihrer bewußten, ſich aus ſich ſelbſt beſtimmenden Nationalitäten gewähren. Die päpſtliche Theokratie machte den Anſpruch, dem geſammten Leben der chriſtlichen Nationen dieſelben Ideen und Inſtitutionen aufzulegen und das Feudalſyſtem dagegen ſpaltete die einzelnen ihrem Urſprunge, ihrer natürlichen Lage und ihrem moraliſchen Zuſtande nach zu einer feſten Einheit beſtimmten Völker in eine Menge ſich einander entgegengeſetzter, in unaufhörlichen Kämpfen begriffener Stände und Staaten, ſo daß die beiden an der Spitze des Mittelalters ſtehenden Gewalten, die Kirche und das Lehnsweſen, der Bildung großer, einiger und geſchloſſener Nationalitäten, obwohl aus entgegengeſetzten Gründen, gleich hinderlich waren.

Wir haben oben geſehen, wie die fähigſten unter den Nachfolgern Hugo Kapet's, Ludwig VI. das wilde geſetzloſe Treiben des Adels in ſeinen Erblanden brach und die Befreiung der Städte begünſtigte, Philipp Auguſt die engliſchen Lehne mit der Krone vereinigte, das Königreich äußerlich auf eine feſte Grundlage ſtellte, zugleich aber durch die Beſiegung der Albigenſer den Süden Frankreichs enger an den Norden als früher band, und Philipp der

Schöne die Krone von der päpſtlichen Macht unabhängig machte, die Abgeordneten der Städte in die nationale Repräſentation einführte, das Parlament organiſirte und das Königthum ſo hoch über den Klerus und den Adel ſtellte, daß es von dieſem Augenblicke an der Mittelpunkt des geſammten nationalen Lebens wurde. Die Formen des theokratiſchen und feudalen Regiments des Mittelalters ſtehen, im vierzehnten Jahrhundert, und werden noch lange dem Schein nach in Frankreich aufrecht ſtehen, hier und da Zeichen ihrer Kraft äußern und den Fortſchritt der Geſittung dann und wann aufhalten, es iſt dies aber nur der weſenloſe Schatten einer ſich zurückziehenden Vergangenheit, die Erinnerung einer verſchwindenden Wirklichkeit. Das Königthum wird vom vierzehnten Jahrhundert an die durchaus vorherrſchende Form des politiſchen Lebens in Frankreich, die, was der Charakter jeder wahrhaften Macht iſt, keinen Kampf mit den neben ihr liegenden Elementen zu fürchten hat, während dieſe ſich vor ihr ſcheuen und, wenn ſie dieſelbe herausfordern, dadurch nur ihren Verfall beſchleunigen. Das Königthum erfüllte aber nicht nur das Innere des Staates mit den Aeußerungen ſeiner Alles belebenden Thatkraft, ſondern erweiterte dieſen unaufhörlich, rundete ihn immer mehr ab und erwies ſich, ſelbſt unter ſchwachen Fürſten und unter ungünſtigen Umſtänden, die einzige Epoche Karl's VI. ausgenommen, zur Hervorbringung eines großen, einigen Ganzen vorzugsweiſe geſchickt. Die Geiſtlichkeit und der Adel des Landes beginnen, von Philipp dem Schönen an, der Monarchie zu dienen, die Städte verlieren die Stellung freier Kommunen, die von Philipp und ſeinen Söhnen eifrig betriebene Befreiung der Hörigen mildert die extremen Unterſchiede, die bisher zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Nation beſtanden und bringt ſie dadurch alle dem Throne näher. Das geſammte Volk ſchließt ſich in engern und weitern Kreiſen um einen gemeinſamen Mittelpunkt und ſtellt, wenigſtens äußerlich, ungeachtet vieler einzelnen Widerſprüche und Trennungen, im Vergleiche zu dem, was es unter der Herrſchaft des theokratiſchen und feudalen Syſtems geweſen, eine Nation im politiſchen Sinne des Wortes dar. Dieſe Nation hatte aber das Bewußtſein dieſer Einheit bis jetzt faſt nur in der Anſchauung und dem Einfluſſe des Königthums, aber nicht in ihrem eigenen Innern gefunden. Das Gefühl einer innern, ſelbſtſtändigen, von Herrſchaft und Regierung unabhängigen Eigenthümlichkeit, dieſes nationale Bewußtſein, welche das Königthum allein, ſo wenig wie irgend eine andere äußere Organiſation einem Volke verleihen kann, die eigentliche Seele eines wahrhaften Gemeinweſens, erwachte unter

den Franzoſen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert unter den Valois, durch den mehr als hundertjährigen Krieg mit den Engländern, durch das Ausſterben der ältern Linie der Kapetinger und die Anſprüche der Plantagenets auf den franzöſiſchen Thron verurſacht. Das nationale Bewußtſein eines aus dem Dunkel theokratiſcher und feudaler Inſtitutionen hervorgehenden Volkes konnte ſich nur in dem feindlichen Zuſammentreffen mit einem andern, an Urſprung, Charakter und Beſtimmung verſchiedenem entzünden und dieſer Kampf und ſein Reſultat haben die Gelangung des Hauſes Valois zur Krone mit einer ſo großen Bedeutung bezeichnet.

Bis zur Regierung Philipp's VI. waren die zahlloſen Kämpfe der Franzoſen und Engländer nie von dem Charakter einer nationalen Antipathie begleitet geweſen. Sie hatten ihren Grund im Feudalweſen, den Anſprüchen des Königs von Frankreich als oberſten Lehnsherrn der engliſchen Continentalbeſitzungen, den Weigerungen ſeines großen Vaſallen und allen den zahlloſen Kolliſionen, die von dieſem Syſtem unzertrennlich ſind, gehabt, oder waren aus mit einander in Widerſpruch ſtehenden territorialen Intereſſen, welche den Königen von England die Nothwendigkeit, ihre franzöſiſchen Beſitzungen zu beſchützen, auflegten und den Königen von Frankreich das Verlangen, ſie mit ihren Erblanden zu vereinigen, einflößten, entſtanden. Es hatte ſich hierbei nur um den Vortheil der beiden Dynaſtien und des ihnen nahe ſtehenden höhern Adels, aber um keine Art nationaler, alle Stände verbindender Intereſſen gehandelt. Es war, bis zum vierzehnten Jahrhundert hin, in den herrſchenden Ständen beider Nationen noch keine radikale Verſchiedenheit ſichtbar geworden. Die Plantagenets, franzöſiſchen Urſprunges und erſt im zwölften Jahrhundert in der Perſon Heinrich's II. auf den engliſchen Thron geſtiegen, der engliſche Adel, ſeiner normanniſchen Abſtammung ſich bewußt und einen beſondern, von den beſiegten Sachſen getrennten Stamm bildend, bei den häufigen Kontinentalkriegen ebenſoviel in Frankreich als in England waltend, oft in beiden Reichen zugleich anſäſſig, hatten bisher gegen ihre franzöſiſchen Standesgenoſſen keine durchaus feindlichen Geſinnungen gehegt. Ein großer Theil des auf dem Feſtlande ſtreitenden engliſchen Kriegsvolkes beſtand nicht ſowohl aus von Sachſen abſtammenden Engländern, als aus in engliſchen und franzöſiſchen Lehnen geworbenen Söldnern, Gaskognern, Bretagnern, Brabanzonen u. ſ. w. Die Bewohner der Städte waren in beiden Ländern allerdings an Herkunft, Sprache und Lebensweiſe verſchieden, und in ihnen hätte ſich, bei feindlichem Zuſammentreffen, das Ge-

fühl ihrer verſchiedenen Nationalität und einer aus ihr entſtehenden Abneigung zeigen können, aber bekanntlich dienten die Bürger damals meiſt nur in der Nähe ihrer Wohnſitze, in ihrem eigenen Lande und nur auf kurze Zeit. Es läßt ſich allerdings zwiſchen den herrſchenden Klaſſen in beiden Ländern ſchon früh ein gewiſſer Unterſchied bemerken. Die Normänner ſind in ihren eroberten Beſitzungen, von der einheimiſchen Bevölkerung umgeben, nicht durchaus Franzoſen geblieben. Dieſer Unterſchied iſt indeſſen gering und entwickelt ſich langſam, denn, was immer und überall die Hauptſache iſt, Sprache und Sitte blieben dem Adel beider Länder lange gemeinſchaftlich.

Aber im dreizehnten Jahrhundert trat in dieſen Verhältniſſen, wie überhaupt im ganzen engliſchen Leben eine große Veränderung ein, aus der eine ſelbſtſtändigere Entwickelung, ſchärfere Individualiſirung und dadurch eine Trennung von dem, was ihm früher mit den Franzoſen gemein geweſen, hervorging. Der größte Theil der Continentalbeſitzungen war unter Johann für England verloren gegangen, und die Verbindung, welche dieſe ſo lange zwiſchen beiden Nationen gebildet, denn ſie gehörten der einen, ihrem Urſprunge und ihren Sitten, der andern ihren Rechten und Verhältniſſen nach an, hörte auf. England, von innern Parteizwiſten zerriſſen und mit den Kriegen gegen Wallis und Schottland beſchäftigt, beſchränkte ſich mehre Generationen lang auf ſich ſelbſt. Zugleich nahm ſeine innere Entwickelung eine von der franzöſiſchen durchaus verſchiedene Richtung. In Frankreich zerſtörten die Könige allmälig die Macht des geiſtlichen und weltlichen Herrenſtandes und zogen die Städte in ihren Kreis; in England dagegen beſchränkten der Adel und die Kirche das Umſichgreifen der Krone, nahmen aber zugleich die Städte, durch die Einführung ihrer Abgeordneten in das Parlament, in ihren Bund auf und dehnten überhaupt, um ſich gegen die Könige vertheidigen zu können, einen großen Theil ihrer politiſchen Rechte und Freiheiten auf den dritten Stand aus. Die Städte begannen in England früher große Mittelpunkte volksthümlichen Lebens zu werden und traten, was dem engliſchen Leben eine eigenthümliche Stärke verlieh, nicht, wie in Frankreich, in ein dem Adel feindliches Verhältniß, ſondern ſtanden dieſem, gegen die Krone, zur Erhaltung der allgemeinen nationalen Rechte bei. Das Feudalweſen, das, in Frankreich von der Maſſe der Nation getrennt, dem Königthum allein widerſtrebte, ward von dieſem beſiegt. In England hatte es ſich bei vorkommenden Gelegenheiten gegen die Krone, zur Aufrechthaltung der öffentlichen Freiheiten erklärt und deren

Genuß mit den übrigen Klaſſen zu theilen angefangen. Zugleich begann, ein beſonders glücklicher Umſtand, bei fortſchreitender Ausbildung der Verfaſſung, ſchon im vierzehnten Jahrhundert der kleinere Adel mit dem höhern Bürgerſtande zu verſchmelzen, und es ſchied ſich eine Klaſſe großer Barone, zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und der Beaufſichtigung der Krone beſtimmt, von der Maſſe des Volkes aus, deren übrige urſprünglich verſchiedene Beſtandtheile zu einem gleichartigen, von Einem Geiſte beſeelten Körper zuſammenwuchſen. Während dieſer innern Arbeit und der Iſolirung Englands von Frankreich unter Heinrich III., Eduard I. und Eduard II. war das ſo lange niedergehaltene, von der Mehrheit der Nation aber immer bewahrte germaniſche Element in Sitte und Sprache emporgekommen und als Symbol der Annäherung des normänniſchen und ſächſiſchen Princips, des feudalen und ſtädtiſchen Lebens eine neue, die verſchiedenen Stände umfaſſende Sprache entſtanden, während vorher die Abkömmlinge der Sieger und Beſiegten ihre Trennung, in dem Gebrauche zwei verſchiedener Idiome, in jeder Generation erneuert hatten. Die inſulariſche Abgeſchiedenheit that das Uebrige, um dem Charakter der Nation eine eigenthümliche Haltung zu verleihen.

Der allmälige Sieg der franzöſiſchen Krone über die ſie bei ihrem Urſprunge umgebende Feudalwelt war, wie wir früher erörtert haben, vorzüglich durch das in der Nation früh ſichtbar werdende Streben nach einer größern Einheit, dem inſtinktartigen Gefühl jeder Geſellſchaft, die zu einer großen und lange dauernden Thätigkeit beſtimmt iſt, begünſtigt worden, deren Möglichkeit ſich in Frankreich nur im Königthume fand. In England hatte ſich dieſe Nothwendigkeit einer politiſchen Einheit von jeher, beſonders aber von dem Augenblicke an gezeigt, wo die Nation nach dem Verluſte ihrer wichtigſten Continentalbeſitzungen ſich mit ihren innern Verhältniſſen ausſchließender zu beſchäftigen anfing. Das franzöſiſche Königthum, wie es in der dritten Dynaſtie erſcheint, verdankte ſeinen Urſprung und ſeine Stellung der Wahl ſeines Gleichen, und es dauerte lange, bevor es dieſe zu einer Anerkennung ſeiner höhern Anſprüche gewöhnen konnte. Das engliſche Königthum des eigentlichen Mittelalters, denn die altſächſiſchen Fürſten gehören, wie die Merowinger und Karolinger, jener unentſchiedenen Epoche an, die zwiſchen die Zerſtörung der römiſchen Geſittung und die Ausbildung des Lehnsſyſtems fällt, war auf das Faktum einer von ihm ausgegangenen und geleiteten Eroberung gegründet. Die normänniſchen Könige hielten ihre Vaſallen auf dem Kontinent durch ihre eng-

liſchen und dieſe durch jene in Zaum, und zugleich hatte die Nothwendigkeit, die Beſiegten zu bewachen und die Früchte der Eroberung zu bewahren, der Krone hier von Hauſe aus eine größere Macht gewährt. Wilhelm der Eroberer und Heinrich I. waren weit mehr Könige in England als Philipp I. und Ludwig VI. in Frankreich. Es blieben in Frankreich, des fortwährenden Steigens der königlichen Macht ungeachtet, große, auf die Krone eiferſüchtige, ihr an Macht nahe kommende Vaſallen, von denen der König von England als Herzog der Normandie ſelbſt der erſte war; in England war dagegen nur eine Anzahl großer Barone vorhanden, deren Bedeutung keinen Vergleich mit der eines Grafen von Toulouſe oder Herzogs von Burgund aushalten konnte, und die nur durch eine enge Vereinigung unter ſich ihre Rechte bewahren und gegen das Streben der Könige nach unumſchränkter Macht ankämpfen konnten. Das engliſche Königthum war alſo im elften und zwölften Jahrhundert nothwendig mächtiger und ſtand wahrhafter an der Spitze der Nation, als dies in Frankreich der Fall ſein konnte. Als aber im dreizehnten Jahrhundert in der Nation eine größere innere Einigung ſich vorbereitete und das feudale Königthum unter Johann ſich ohnmächtig und tyranniſch zugleich erwies, ſo begann zu jener politiſchen Einheit, welche das Königthum bisher dargeſtellt, eine tiefere, im Geiſte des Volkes ſelbſt erwachte hinzuzutreten. Der Hang zu Abenteuern und Eroberungen, der den engliſchen Adel, von der normänniſchen Eroberung an, charakteriſirt, hatte unter tapfern und unternehmenden Königen auf dem Feſtlande ein weites Feld für ſeine Thätigkeit gefunden. Sobald dieſe aber im dreizehnten Jahrhundert, durch den Verluſt der Normandie und Anjous und Poitous in engere Grenzen eingeſchloſſen, ſich auf den Boden der Heimath beſchränkt ſah, ſo fingen Sachſen und Normänner, die, ſchon ſeit ſo langer Zeit mit und neben einander wohnend und durch keine unüberſteigliche Scheidewand getrennt, ſich einander im Stillen nahe gekommen ſein mußten, zu Einem Volke zu verſchmelzen an, in welchem der kriegeriſche und unternehmende Charakter der Normänner mit dem altgermaniſchen Freiheitsgefühle der Sachſen verbunden, durch dieſe glückliche Miſchung eine der fähigſten und kräftigſten Nationalitäten, die es je gegeben, hervorbrachte. Es beſtand demnach in England, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der große Kampf mit Frankreich begann, eine politiſche Einheit, und zwar größer als in Frankreich. Die engliſchen Könige waren die Häupter einer wahrhaften, unter ſich eng verbundenen Ariſtokratie geworden, die ihre gegenſeitigen Rechte und Pflichten kannte, wäh-

rend die franzöſiſchen Könige ſich an der Spitze einer Menge an Macht, Intereſſe und Stellung unter einander ganz verſchiedener Vaſallen befanden, die, wie ſich dies ſpäter bei dem Herzog von Burgund und vielen kleinern zeigte, ſobald die Macht ihres Oberherrn geſchwächt war, ſich von ihm trennten und eine eigene Bahn einſchlugen. England war alſo bei dem Regierungsantritt des Hauſes Valois in ſeiner innern Entwickelung weiter als Frankreich vorgeſchritten, denn die Krone war dort durch einen Rath großer Vaſallen, die Alles gemeinſam verhandelten, unter denen es Verräther oder Empörer, aber keine rivaliſirende Nebenbuhler, keine nach Unabhängigkeit ſtrebende Souveraine gab, beſchränkt und beſchützt zugleich, und durch die Verſchmelzung der Sachſen und Normänner, die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, in der ſichtbar und regelmäßig waltenden Nationalrepräſentation, hatte das ganze Leben der Nation eine einigere und ſchärfer umgrenzte Geſtalt als in Frankreich angenommen.

Dieſes Verhältniß beider Reiche hätte vielleicht ſchon hingereicht, um unter ſonſt gleichen Umſtänden, ſobald nicht etwa an der Spitze Frankreichs ein beſonders fähiger, an der Englands ein ebenſo ſchwacher Fürſt geſtanden, letzterm Lande, im Falle eines großen Krieges, ein bedeutendes Uebergewicht zu geben. Es traten aber zu der allgemeinen politiſchen und moraliſchen Lage noch beſondere Umſtände hinzu, die für England vortheilhaft waren. Seit dem Sinken des religiöſen und feudalen Geiſtes im weſtlichen und ſüdlichen Europa hatte ſich eine dem frühern Mittelalter faſt unbekannte Macht, die des Handels, des Kunſtfleißes und damit des Geldverkehrs zu bilden angefangen. Unter der ausſchließenden Herrſchaft des Lehnsſyſtems war jeder dem Fürſten und Lande erwieſene Dienſt mit Ertheilung von Grundſtücken ſammt den Bewohnern, die auf ihnen lebten, belohnt worden. Als aber, anderer Umſtände nicht zu gedenken, ein großer Theil der Hörigen frei geworden und die meiſten Städte zu innerer Selbſtſtändigkeit gelangt waren, fing dieſe Weiſe der Belohnung ſeltener und ſchwieriger zu werden an und das Bedürfniß des Geldes machte ſich den Fürſten auf eine in frühern Zeiten unbekannte Art fühlbar. Die Erpreſſungen der engliſchen Könige, Heinrich, Richard, Johann und ihrer franzöſiſchen Gegner entſtanden großentheils aus der Nothwendigkeit, ihre zahlreichen Söldner, mit denen ſie, beim Sinken des Feudallebens, ihre Kriege zum Theil führten, zu bezahlen. Die Kreuzzüge hatten zu dieſen, wie zu ſo vielen andern Veränderungen mitgewirkt. Der Anblick des Orients hatte im Abendlande das Verlangen nach deſſen

Schätzen erregt, die nicht durch Krieg, ſondern nur durch Handel gewonnen werden konnten. Außerdem war in den häuslichen Sitten, der perſönlichen Art zu ſein, theils durch den Fortſchritt der Zeit an und für ſich, theils durch den Anſtoß, den die Kreuzzüge gegeben, allmälig eine große Veränderung vorgegangen und eine Menge von Gegenſtänden, deren Gebrauch man früher kaum gekannt, waren dem herrſchenden Stande jetzt zum Bedürfniß geworden. Der kleinere Adel, der, durch die Kreuzzüge und die Erhöhung der königlichen Macht aus ſeiner frühern Iſolirung und Rohheit hervorgegangen, geſelliger und menſchlicher geworden, begann jetzt, außer dem Kriege, für den er ſonſt ausſchließend gelebt, ſich zu feſtlichen Verſammlungen, Turnieren, Hoflagern u. ſ. w. zu vereinigen, was ſonſt gewöhnlich nur der große Herrenſtand gethan, und die dort gefundene Pracht und Verfeinerung, ſo viel es möglich war, in ſeine Kreiſe überzutragen. Der Adel ſuchte und fand die Befriedigung dieſer Gewohnheiten und Bedürfniſſe, die um ſo lebhafter ſich äußerten, je neuer ſie waren, in der Arbeit der Städte, deren Daſein, meiſt ohne Theilnahme am Beſitze des Bodens, auf die Hervorbringungen ihres Kunſtfleißes faſt ausſchließend gewieſen war. Die Bürger, beſondere Umſtände ausgenommen, außer Stand geſetzt, Land und Hörige zu erwerben, wandten ihren werdenden Reichthum zur Vergrößerung ihrer Induſtrie an, die, aller Hinderniſſe ungeachtet, die ſie zu überwinden hatte, ſich von den Kreuzzügen und der Befreiung der Städte an unaufhörlich ſteigerte. Auf die Art entſtand außer dem Landbeſitz, ein beweglicher Reichthum, und der Handel begann eine wichtige, nicht mehr einen einzelnen Stand oder dieſe oder jene Oertlichkeit wie früher, ſondern den Staat ſelbſt, die Regierungen und Völker bewegende Kraft zu werden, die auf das Schickſal der verſchiedenen Nationen einen unmittelbaren Einfluß äußern mußte. Das vierzehnte Jahrhundert wurde, bei dem Sinken der idealen Macht der Kirche, dem Verfalle des Lehnsweſens, der künſtlichern Organiſation der Regierungen, dem Erwachen vorher gar nicht, oder wenigſtens nicht ſo allgemein gekannter Bedürfniſſe und Gewohnheiten, der Anfang des Handels- und Induſtriegeiſtes der modernen Welt, der auf deren Geſchick einen ſo großen Einfluß auszuüben beſtimmt war. Wie immer, wenn ein neues Element des Lebens ſich zu regen beginnt, ſo erlangten auch damals die Nationen, die ſich mit demſelben vertraut zu machen, es an ſich zu feſſeln wußten, eine wenigſtens momentane Ueberlegenheit über die, welche dieſer Bewegung fremder blieben.

England war durch ſeine natürliche Lage von jeher auf den Handel gewieſen worden. Schon zu Tacitus' Zeiten war London ein bedeutender Stapelplatz geweſen. Die normänniſchen Könige hatten bald nach der Eroberung eine für jene Zeit bedeutende Seemacht zu halten angefangen. Schon zur Zeit des dritten Kreuzzuges bricht die Ueberlegenheit des engliſchen Schiffsvolkes hervor. Eduard I. bewilligte den fremden Kaufleuten viele Rechte, Eduard III. aber erließ ein Patent, worin er ihnen einen wirkſamen Schutz, eine ſchnelle und unparteiiſche Gerechtigkeit, die Anwendung deſſelben Maßes und Gewichtes in allen Theilen des Reiches und eine Menge anderer Vortheile und Gerechtigkeiten zuſagt, die ein merkwürdiges Beiſpiel ſind, wie frühe dieſes Volk ſein wahres Intereſſe verſtanden und in den Mitteln, daſſelbe zu verwirklichen, andern Nationen ſich überlegen gezeigt hat. Einige Chroniken des Mittelalters ſprechen ſchon damals vom engliſchen Handel mit Bewunderung. „O England, die Schiffe von Tarſus, in der heiligen Schrift geprieſen, können ſie ſich den deinigen vergleichen? Die Gewürze der vier Zonen der Welt laufen in deinen Häfen ein. Piſaner, Genueſer und Venetianer bringen dir den Saphir und Smaragd, die in den Flüſſen des Paradieſes rollen. Spanien liefert dir Gold, Deutſchland Silber und ſind deine unterwürfigen Mägde. Flandern, deine Spinnerin, webt aus deiner Wolle koſtbare Gewande. Guienne ſendet dir ſeine Weine. Die Inſeln von dem Geſtirn des Bären bis zu dem der Hyaden dienen dir u. ſ. w. *).“ — Dieſer poetiſchen Hyperbeln ungeachtet iſt es wahr, daß alle engliſchen Seeſtädte viele Schiffe beſaßen und ſchon damals einen großen Handel trieben, daß die Ausfuhr an Wolle und Häuten unermeßlich war, und die Nation, ſelbſt unter den wildeſten Bürgerkriegen, der Vorbereitung auf ihre Beſtimmung nie ganz untreu wurde, und wenn ſie in dieſer Beziehung zu einem augenblicklichen Stillſtand gezwungen wurde, bei der erſten günſtigen Gelegenheit die Bahn, die ſie zu ihrer Größe führen ſollte, mit verdoppelter Kraft betrat.

Von dieſem frühen Bewußtſein ſeiner Beſtimmung, von der Kenntniß der großen Vortheile, die ein erleichterter Verkehr gewährt, und dem Einfluſſe, den der Reichthum ausübt, die wir in England finden, ſcheint in Frankreich damals kaum eine Spur vorhanden geweſen zu ſein. Die Könige dieſes Landes verfälſchten, mit ſeltenen Ausnahmen, von Philipp I. an die Münzen. Es war

---

*) Math. Westm. p. 340. 341.

dies ihre gewöhnliche Hülfsquelle, ſobald ſie ſich in Geldverlegenheit befanden. Bis zu Philipp dem Schönen und noch lange nachher blieb der Handel meiſt in den Händen der Juden und Italiener, die von den Königen geplündert, vertrieben, aber immer wieder zurückgerufen und gebraucht wurden. Es hatte in der Champagne, namentlich in Troyes, ſeit alten Zeiten große, weitbeſuchte Märkte gegeben. Die Abgaben, welche die Regierung den Kaufleuten auflegte, zerſtörten ihren Flor. Während England mit einem Kranze natürlicher und von der Kunſt vervollkommneter Häfen umgeben war, gab es in Frankreich im vierzehnten Jahrhundert nur ſchlecht oder gar nicht befeſtigte Rheden und Ankerplätze und im Innern wenige und übel unterhaltene Handelsſtraßen. Die Städte, der eigentliche Boden der modernen Geſittung und der vornehmſte Sitz des Handels und der Induſtrie waren in England, ſeit Johann und der Magna Charta, viel raſcher als in Frankreich geſtiegen. Ein bedeutender Theil der Bevölkerung hatte ſich in ihnen niedergelaſſen und ſie waren im Stande, dem platten Lande, wo das Feudalweſen noch herrſchte, ein viel größeres Gegengewicht als in Frankreich entgegenzuſtellen. Die Bürger von London waren viel mächtiger als die von Paris geworden. Die ſtädtiſchen Gemeinderechte, im Norden Frankreichs faſt ganz untergegangen und langſam, unter ſo großen Schwierigkeiten und mit Hülfe der Krone, erkämpft und von dieſer wiederum, ſeitdem ſie den Adel nicht mehr fürchtete, herabgedrückt, waren in England, ein Erbtheil des altſächſiſchen Freiheitsgeiſtes, mitten im Feudalleben der normänniſchen Eroberung gerettet worden. Ein größerer Unabhängigkeitsſinn, ein höheres Selbſtgefühl, eine freiere Thätigkeit herrſchten unter den engliſchen als unter den franzöſiſchen Bürgern. Während das franzöſiſche Königthum, durch die Uneinigkeit des Lehnsadels begünſtigt, in ſeinem Streben nach Unumſchränktheit ununterbrochen fortſchritt, ward das engliſche von ſeinen Vaſallen zur Erweiterung der nationalen Rechte und Freiheiten gezwungen. Während in Frankreich ſich Adel und Städte feindlich gegenüberſtanden, verſchmolz in England der kleinere Adel ſein Daſein mit dem des reichern Bürgerſtandes, während in Frankreich alle öffentliche Gewalt in die Hände der Könige und ihrer Günſtlinge fiel, dehnte ſich in England die Freiheit allmälig auf alle Stände aus. Eine den meiſten übrigen Ländern überlegene politiſche Organiſation beflügelte das ganze Leben des engliſchen Volkes im vierzehnten Jahrhundert, während das franzöſiſche, gerade in dieſer Epoche, langſam und ungewiß fortſchritt. Der Beginn eines neuen nationalen Daſeins (denn die

Verſchmelzung der Sachſen und Normänner ſcheint im vierzehnten Jahrhundert, wie einſt die der Gallo-Römer und Franken im zehnten, ſo gut als beendigt geweſen zu ſein, da Eduard III. den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in den Gerichtshöfen verbot, was beweiſt, daß ſie nur noch vom Adel verſtanden wurde), der Gebrauch einer wachſenden politiſchen Freiheit und ein aus dem Handel gewonnener Reichthum ſtellten England in jener Zeit höher als Frankreich und mußten, ohne die Dazwiſchenkunft beſonderer Umſtände, einen Kampf zwiſchen beiden zu Gunſten des erſtern entſcheiden. Zugleich hatte ſich ein thatkräftiger kriegeriſcher Sinn, ohne welchen alle jene Vortheile vergeblich geweſen, unter den Engländern nicht nur erhalten, ſondern, wie ihre nachfolgenden Kriege mit den Franzoſen beweiſen, in Mitte dieſes lebendigern und freiern Daſeins in noch höherm Maße als früher entwickelt. Der rauhe, kräftige, aber unthätige und zu ſehr in altgermaniſcher Zerſplitterung und Iſolirung ſich gefallende Geiſt der Sachſen war von dem abenteuernden, kriegeriſchen, Maß und Regel leicht annehmenden, gewinnſüchtigen und ſtreitbaren Sinne der Normänner disciplinirt und verfeinert, aber nicht geſchwächt worden. Der beſondere Charakter der engliſchen Nation, dem ſie bis auf die neueſten Zeiten treu geblieben, ein kriegeriſches Handelsvolk zu ſein, brach ſchon im vierzehnten Jahrhunderte hervor, als dieſe Nation aus dem Dunkel des Mittelalters heraustrat.

Zweites Kapitel.

Der Anfang der Regierung Philipp's VI. oder Philipp's von Valois, wie ihn die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber gewöhnlich nennen, da er der erſte König in dieſer Linie geweſen, ließ die großen Drangſale nicht ahnen, denen ſein Land für ſo lange Zeit ausgeſetzt werden ſollte. Eduard III. kam nach Amiens und leiſtete für die Reſte der engliſchen Beſitzungen auf dem Feſtlande die im Lehnsrecht übliche Huldigung. Es war dies der letzte Akt dieſer Art, denn die Zeit war nicht fern, wo die Könige von England, ſeit Jahr-

hunderten gewöhnt, den König von Frankreich als ihren Obern zu betrachten, auf ein vorgebliches Erbrecht geſtützt, deſſen Krone an ſich zu reißen unternehmen ſollten. Es iſt eine eigene Erſcheinung in der Geſchichte, daß die Könige von England zu einer Zeit, wo ſie die Hälfte von Frankreich, faſt alles Land von Calais bis Bayonne beſitzen, ſich ihren Gegnern an Macht und Würde untergeordnet fühlen, und daß die Könige von Frankreich, nachdem ſie faſt alle dieſe Beſitzungen erobert haben, im vierzehnten Jahrhundert faſt nahe dahin kommen, eine Beute ihrer ehemaligen Vaſallen zu werden. Die perſönliche Ueberlegenheit Eduard's III. kann allein dies nicht hervorgebracht haben, denn Richard Löwenherz war ebenfalls kühner und kriegeriſcher als Philipp Auguſt, Eduard I. dies mehr als Philipp der Schöne geweſen. Der Grund lag vielmehr in den im vorigen Kapitel berührten innern Fortſchritten, die England gemacht, in einer größern Entwickelung der verſchiedenen Stände, in der Erweiterung und Belebung des Handels, was die engliſche Nation den Franzoſen im vierzehnten Jahrhundert ſo überlegen erſcheinen läßt. Es war den Königen von Frankreich gelungen, die Kraft und Unabhängigkeit des Feudalgeiſtes in ihrem Lande zu brechen, ohne etwas Beſſeres und Lebendigeres an ſeine Stelle zu zu ſetzen. Sie hatten die Rechte ihrer Lehnsmänner für ſich, zum Vortheile ihrer nach Unumſchränktheit ſtrebenden Krone, aber nicht um ihr Volk zu erheben, in Anſpruch genommen. Die allgemeinen Vortheile, die letzteres aus dem Sinken des Feudalweſens zog, ſollten ſich erſt viel ſpäter fühlbar machen. Die Maſſe der franzöſiſchen Nation war, wie die vielen und großen Niederlagen beweiſen, von den Königen ſyſtematiſch geſchwächt worden, und die Verbindung der Edeln mit ihrem oberſten Lehnshaupte, wie die vielen Verräthereien zeigen, lockerer als früher geworden. Die Könige von Frankreich hatten nicht danach geſtrebt, die Nation wahrhaft kräftiger und in ſich einiger, ſondern die verſchiedenen Klaſſen von ſich gleichmäßig abhängig zu machen, was, wenigſtens für den Augenblick, ohne deren Erniedrigung nicht möglich war. In England dagegen waren Geiſtlichkeit, Adel und Städte zugleich in ihrer Entwickelung vorgeſchritten. Die engliſche Kirche war ſchon im vierzehnten Jahrhundert reicher als die franzöſiſche, die Vaſallen hatten den Gang der Regierung zu beobachten und zu beurtheilen und ſich, ihr Land und ihr Volk als ein Ganzes anzuſehen gelernt, und die Städte waren freier geworden. Durch die größere Einheit in der Verfaſſung, die häufigere Zuſammenberufung der Reichsſtände, die Erweiterung der politiſchen Rechte war der Lehnsadel mehr als in

Frankreich zu einem einigen, zu einem Gleichgewicht gegen die Krone geſchickten Körper, zu einer politiſchen Ariſtokratie geworden. Zugleich hatte die Annäherung der kleinen Feudalbeſitzer zu der Maſſe der Nation dieſe kriegeriſcher gemacht und ihr ein höheres Bewußtſein ihrer Rechte verliehen. Der Adel war in England politiſcher und der Bürgerſtand thatkräftiger geworden, was die verſchiedenen Stände der Nation einander näher brachte, einen Kampf zwiſchen ihnen ſelten machte und den eigenthümlichen Charakter der engliſchen Verfaſſung: aus verſchiedenen Syſtemen, dem Königthume, der Lehns= und Städtewelt, der Kirche das politiſch Beſte und Tauglichſte zu erhalten und unter ſich zu vereinigen, vorbereitete. Obgleich der damalige Zuſtand Englands noch ſehr weit von dieſem Ziele entfernt geweſen, ſo war ihm die Nation, mit den Franzoſen verglichen, viel näher gekommen, bei denen, wie die engliſchen Kriege beweiſen, König, Adel und Städte in gegenſeitigem Mißtrauen bald ihre Anſprüche über Gebühr ausdehnten, bald weſentliche Rechte aufgaben, ſich gegenſeitig ſchwächten und durch ihre Spaltungen einen Augenblick lang eine Auflöſung des nationalen Körpers befürchten ließen. Auf welche kraftvolle Grundlage die engliſche Volksthümlichkeit durch die Verſchmelzung der Sachſen und Normänner und die nähere Berührung der verſchiedenen Stände früh geſtellt ſein mußte, geht ſchon daraus hervor, daß die innere Stärke Englands durch die furchtbaren Bürgerkriege des funfzehnten Jahrhunderts nicht geſchwächt worden, ſondern ſich aus ihnen mit vermehrter Kraft erhoben hat.

Der franzöſiſche Herrenſtand war durch die willkürliche und harte Regierung Philipp des Schönen, durch die Abgaben, die er ihm auflegte, den Verluſt der meiſten ſeiner politiſchen Privilegien, wie z. B. des Münzrechtes, auf das Aeußerſte gebracht worden, und wir haben oben erwähnt, daß ein Theil deſſelben im letzten Jahre der Regierung jenes Königs zu einem Bündniſſe, ſeine Rechte gegen die Krone zu vertheidigen, zuſammentrat. Dieſe Reaktion des Feudalgeiſtes hatte unter den drei Söhnen Philipp des Schönen fortgedauert, gleichwohl war aus ihr kein bedeutendes Reſultat hervorgegangen, dem Fortſchritt der königlichen Macht kein eigentlicher Stillſtand aufgelegt worden. Die franzöſiſche Lehnswelt war der Form nach dem früheſten Feudalgeiſte treu geblieben und nicht zur Bildung einer geſchloſſenen, gleichartigen, politiſchen Ariſtokratie gekommen. Sie beſtand aus wirklichen Souverainen, wie z. B. die Herzöge von Burgund, Bretagne u. ſ. w., dann aber wieder aus vielen kleinen Lehnsmännern, die kaum einige Reiſige

bewaffnen konnten, zum Theil aus einem ganz beſitzloſen Adel, die, unter ſich äußerſt verſchieden, nur darin übereinkamen, ſich von der Maſſe der Nation zu trennen und ihre beſondern Intereſſen ohne Rückſicht auf dieſe und außer allem lebendigen Zuſammenhange mit ihr zu verfolgen. Dieſer Adel wurde bei ſeiner Vereinzelung und Ungleichartigkeit von den Königen theils gewonnen, theils in Furcht gehalten oder leicht beſiegt. Die Geiſtlichkeit ſelbſt ſtand mit dem Adel nicht in dem feſten Bunde wie in England und beide zeigten ſich dem Emporſtreben der Städte feindlich geſinnt, die, um ſich zu erhalten, genöthigt wurden, ſich der Krone in die Arme zu werfen und deren Schutz mit dem Verluſte ihrer früher errungenen Rechte zu erkaufen. Da außerdem der Lehnsadel, die Geiſtlichkeit und die Städte, beſtändig unter ſich uneinig, die Richtung ihres politiſchen Daſeins häufig wechſelten, ſo gelangte das Königthum, in demſelben Geſchlechte beharrend, durch die Anwendung des ſaliſchen Geſetzes jedes fremde Element von der Krone ausſchließend, die Ausdehnung ſeiner Macht ohne Unterlaß verfolgend, zu der Höhe, auf der wir es unter Philipp von Valois erblicken. Wie tief mußten nicht Adel und Kirche in Frankreich ſchon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts geſunken ſein, wenn man bedenkt, wie letztere die Mißhandlungen ihres Oberhauptes, in der Perſon Bonifazius' VIII., ruhig hinnahm und erſterer ſeine Verwandten, die nachgebornen Söhne ſeiner Geſchlechter, in der Verfolgung der Templer, preisgab. Das franzöſiſche Königthum war, von Ludwig VI. an beſtändig wachſend, zu mächtig geworden, als daß es jeden innern Widerſtand nicht alſobald gebrochen hätte. Es hatte dagegen den Angriff einer in ſich einigern, geſchloſſenern und darum kräftigern Nationalität auf ſeine Beſitzungen und Vergrößerungen, wie ſich dies in den engliſchen Kriegen zeigte, zu fürchten. — Die ſchwachen Söhne Philipp des Schönen gaben dem Adel einen Theil ſeiner verlornen Rechte zurück, in dieſer Provinz dieſes, in einer andern jenes, verweigerten ihm Anderes, ſchoben die Entſcheidung ſtreitiger Punkte auf u. ſ. w., ohne daß hieraus eine Wiederkehr des Feudalweſens oder eine Minderung der königlichen Macht, die, was ſie ſo einzeln bewilligt, bei nächſter Gelegenheit zurücknehmen konnte, hervorgebracht wurde. Die Vaſallen, ohne Zuſammenhang und Uebereinſtimmung handelnd, ſuchten, ſo viel als möglich, die urſprüngliche Unabhängigkeit des früheſten Mittelalters wiederzugewinnen. Sie fühlten ſich nicht an der Spitze einer allmälig fortſchreitenden und ſich entwickelnden Nation, ſondern ſtanden wie ein eigenes Volk in der Mitte eines andern da, wurden daher in ihren Kämpfen gegen die Krone von den

übrigen Ständen nicht unterſtützt und deshalb leicht beſiegt. Auch wurde das Königthum in dieſer Epoche weniger von der Perſon der Könige als von dem neu aufgekommenen Stande der Legiſten, Beamten und Parlamente getragen, unter denen die Idee von einem urſprünglich verſchiedenen allem Andern überlegenen Recht der königlichen Gewalt vorherrſchte, ſo daß, wie auch die beſondern Geſinnungen der Könige beſchaffen ſein mochten, ob ſie perſönlich ſchwach oder ſtark waren, ihre Macht ſich in den Händen einer Korporation befand, deren Geiſt nicht wechſelte, deren Streben immer daſſelbe blieb, und die in der erſten Zeit, ohne eigentliche Wurzel in der Nation, ſich mit der Idee des Königthums gegen die Feudalwelt ſchützte und dagegen deſſen reale Macht vermehrte. Dieſer Stand konnte aber nicht, wie die Barone und Gemeinden in England, die Krone beſchränken wollen, denn er konnte, dem eigentlichen Lehns- und Städteweſen fremd, nur im Schatten des Königthums ſich erhalten, deſſen Siege ſeine eigenen wurden.

Die franzöſiſche Feudalwelt glaubte in der Perſon Philipp's VI. einen ihren Grundſätzen und Intereſſen gemäßen König zu krönen, denn er war der Sohn jenes Karl's von Valois, eines Bruders Philipp des Schönen, der ſich den Legiſten ſtets abhold gezeigt und an der Spitze der Partei geſtanden, die ſich an Enguerrand de Marigny, dem erſten Miniſter und der rechten Hand Philipp des Schönen, für ſeine Eingriffe in die Gerechtſame des Adels, durch deſſen öffentliche Hinrichtung rächte. Philipp entſprach dieſen Hoffnungen im Anfange, denn er ließ den Rath und Schatzmeiſter ſeines Vorgängers mit dem Tode beſtrafen und erlaubte dem Adel ſeine Gläubiger zum Erlaß ihrer Forderungen zu zwingen. Eine Ariſtokratie, die zu ſolchen Maßregeln ihre Zuflucht nahm, ſich mit ſolchen Siegen begnügte, konnte dem Königthume nicht gefährlich werden und war leicht zufrieden zu ſtellen. Es war faſt zur Gewohnheit geworden, daß die Könige im Anfange ihrer Regierung die erſten Räthe ihres Vorgängers, der deſſen Rechte bewahrt oder erweitert hatte, der Rache der Vaſallen opferten, was aber die Nachfolger der Gelieferten nicht hinderte, in deren Fußſtapfen zu treten und wie jene an der Vergrößerung der königlichen Gewalt zu arbeiten. Philipp III. hatte Labroſſe, den Barbier ſeines Vaters, der deſſen Rath und Kämmerer geworden, Ludwig X. Marigny, Karl IV. Gerhard Guecte, Philipp VI. Remy auf dieſe Art dem Adel preisgegeben. Der Vaſall und der Legiſt bekämpften ſich unter dieſen Regierungen unaufhörlich. Der Legiſt wurde geopfert und der Edle damit befriedigt. Der König aber, ſeine Räthe wechſelnd, veränderte

nicht den Gang ſeiner Regierung, ſondern verfolgte mit andern Namen und Inſtrumenten daſſelbe Ziel. Eine der erſten kriegeriſchen Unternehmungen Philipp's von Valois war dem Herrenſtande ebenfalls angenehm. Er führte dieſen gegen die reichen flamändiſchen Gemeinden, deren Heer er bei Caſſel ſchlug und den Grafen, den ſie vertrieben, wieder einſetzte. Der franzöſiſche Adel kämpfte ſeit Philipp Auguſt unaufhörlich gegen die großen Handelsſtädte der Niederlande. Die Lehnshoheit, welche die Könige von Frankreich von jeher über Flandern ausgeübt, gab in Verbindung mit den Streitigkeiten, die zwiſchen den Grafen dieſes Landes und ihren Unterthanen beſtanden, den Franzoſen eine ſich immer erneuernde Gelegenheit, ſich in dieſe Verhältniſſe zu miſchen. Sie waren von den Flamändern öfter geſchlagen worden, als ſie dieſelben beſiegt hatten, gleichwohl machte ihnen die Ausſicht auf Beute dieſe Kriege immer wünſchenswerth Wie ſehr die Franzoſen den Engländern damals an Einſicht in ihre nationalen Intereſſen nachſtanden, geht auch aus dem Verhältniß beider Nationen zu den flandriſchen Städten hervor. Die engliſchen Könige begünſtigten aus allen Kräften den Handel mit dieſen reichen Gegenden. Ihre Vaſallen zogen einen großen Theil ihrer Einkünfte aus dem Verkaufe ihres Leders und ihrer Wolle an die großen Fabrikanten von Brügge und Gent u. ſ. w. Die Könige von Frankreich dagegen verwüſteten an der Spitze ihres Adels regelmäßig dieſe Landſchaften und zwangen dieſelben ſich den Engländern immer näher anzuſchließen.

Nach der Rückkehr aus dieſem Kriege hielt Philipp ſeinen Hof im Schloſſe von Vincennes, das noch heute, wo es in eine Citadelle verwandelt, viel von ſeinem mittelalterthümlichen Charakter verloren, einen großartigen Eindruck gewährt. Hier wurde der höhere Adel, der ſchon ſeit Philipp Auguſt ſich an die Perſon des Königs gewöhnt und in deſſen Nähe zu glänzen geliebt, ein Verhältniß, das während der unglücklichen Kriege mit den Engländern und durch den grauſamen und finſtern Charakter Ludwig's XI. unterbrochen, erſt unter Franz I., und dann in vermehrter Weiſe, erneuert wurde, mit allen Spielen und Vergnügungen, die jene Zeit kannte, von dem Könige, der in der Blüte des Lebens ſtand und freigebig und prachtliebend war, unterhalten. Vincennes war für die Könige von Frankreich ſeit Ludwig dem Heiligen ein Lieblingsſitz geworden, wie Windſor für ihre engliſchen Nebenbuhler. Der große Hof des Schloſſes war zu einem Turnierplatz eingerichtet und deſſen reich verzierte Erker mit den adeligen Schönheiten des Landes beſetzt, welche die Geſchicklichkeit und Stärke der kämpfenden Ritter mit

ihrem Beifalle belohnten. Noch waren die beiden Geſchlechter in den höhern Klaſſen durch die Sitte vielfach getrennt. Es gab außer dieſen großen Feſten keine andern Feierlichkeiten als die, welche die Kirche angeordnet, und ein geſelliges Zuſammentreten war außer dem nächſten Verwandten- und Familienkreiſe unbekannt. Ueber dem Leben der Männer lag noch immer ein durchaus kriegeriſcher, über dem der Frauen ein mehr oder weniger klöſterlicher Schein, und man brachte, aus der Abgeſchiedenheit der heimathlichen Schlöſſer, zu dieſen glänzenden aber ſeltenen Feſten die Spannung, Erwartung und Lebensluſt mit, die man heute bei den Vergnügungen des Volkes, das deren ſelten genießt, bemerkt, während die Sinne der höhern Klaſſen, durch Ueberdruß und Gewohnheit der Zerſtreuung, für deren Zauber früh abgeſtumpft werden. Die Kämpfer und Zuſchauer prangten in dem reichen und bunten Schmucke und Putze jener Zeit, denn die Edeln, die überall durch ihre Perſönlichkeit wirkten, dieſer Alles verdankten, ſuchten dieſelbe, Männer wie Frauen, auf jede Weiſe und durch alle Mittel zu erheben. Wände und Pfeiler glänzten von den Schildern und Bannern der anweſenden Herren mit ihren Wappen und Sinnſprüchen, der phantaſtiſchen Symbolik des Adels, in den Kreuzzügen allgemeiner geworden, und zum Theil dem Orient, zum Theil der Kirche nachgeahmt. Auf dieſe feudalen Beiwerke ward jetzt, wo der Adel, als Inſtitution, in ſeiner Kraft und Größe zu ſinken begann, wie immer in ähnlichen Fällen, mehr Werth als früher gelegt, wo er mehr nach Macht und Unabhängigkeit, als nach Glanz und Auszeichnung ſtrebte. Am Hofe Philipp's befanden ſich damals drei Könige, von Navarra, Majorka und Böhmen, zu denen ſich zuweilen der von Schottland geſellte, und erhöhten durch ihre Gegenwart die Majeſtät des Königs von Frankreich. An das Schloß ſtieß ein großer Eichenwald, ſo alt wie der Boden, der ihn trug. Dieſer Forſt iſt jetzt zu einem dünnen Park geworden, der, nur Sonntags ſtark beſucht, den Theil der pariſer Bevölkerung aufnimmt, der die Woche über in den engen Straßen und dunkeln Werkſtätten ſo zu ſagen ohne Licht und Luft lebt. Die heutigen Franzoſen bilden zu den in ihrem Lande erhaltenen Monumenten des Mittelalters einen ſonderbaren Kontraſt. Die Italiener nehmen ſich in der Nähe der Ueberreſte des Alterthums beſſer aus. Andere Völker ſind der Natur näher geblieben und ſtellen deshalb die Vergangenheit noch einigermaßen dar, während es die Aufgabe des hieſigen Lebens iſt, ſich von derſelben ſo viel als möglich zu entfernen.

Jenes feudalen und ritterlichen Scheines ungeachtet, ſchien Philipp von Valois das Königthum in ernſten Verhältniſſen, eben ſo wie ſeine Vorgänger, d. h. als eine von der Lehnswelt durchaus verſchiedene, ihr urſprünglich überlegene, dem Rechte nach, unumſchränkte Macht zu begreifen, welche jene nur ſo weit anerkannte, als ſie ihrem Intereſſe nicht entgegengeſetzt war. Es that ſich dies bei einer Veranlaſſung kund, die einen großen Einfluß auf das Geſchick des ganzen Landes ausüben ſollte.

Obgleich der Grundſatz der Ausſchließung der Frauen von der franzöſiſchen Krone ſchon durch die Thronbeſteigung Philipp's V. ſich geltend gemacht und durch die Erhebung der Seitenlinie Valois zu einer Thatſache geworden, ſo war dies doch nicht ohne einige Bedenklichkeit und einigen Widerſpruch geſchehen. Philipp und Karl, die Brüder Ludwig's X., hatten einen Augenblick gezweifelt, und Eduard III. von England, der durch ſeine Mutter von Philipp dem Schönen abſtammte, Miene gemacht, ſeine Rechte auf den Thron in Anſpruch nehmen zu wollen, entweder aber weil er derſelben nicht gewiß war oder zu ihrer Geltendmachung ſich nicht ſtark genug fühlte, denſelben durch die Philipp VI. erwieſene Huldigung von ſelbſt entſagt. Die erſten unter den Vaſallen hatten, von dem monarchiſchen Streben Philipp des Schönen, das ſelbſt unter ſeinen ſchwachen Söhnen ſich geltend machte, bedroht, in der Gelangung einer Linie zum Throne, die demſelben ſonſt fern geſtanden und mit den Feudalherren gegen deſſen Umſichgreifen gemeinſchaftliche Sache gemacht, ein Mittel der Wiederherſtellung ihrer frühern Zuſtände und der Erneuerung ihrer verlornen Unabhängigkeit, wenigſtens einer größern Berückſichtigung ihrer Rechte geſehen. Einer der vornehmſten Lehnsmänner, der am Meiſten dazu beigetragen, jeden Widerſpruch bei der Thronbeſteigung Philipp's VI. zu heben und den Beifall des Adels für den neuen König zu gewinnen, war Robert von Artois, ein Prinz aus dem königlichen Hauſe und Schwager des gegenwärtigen Königs. Dieſer hatte ſich ſeit langer Zeit vergebens darüber beklagt, daß Mathilde, eine jüngere Schweſter ſeines Vaters, ihm nach deſſen Tode, da er noch ſehr jung war, die Grafſchaft Artois entriſſen hatte. Alle Verſuche Robert's, ſeine wirklichen oder vermeintlichen Rechte geltend zu machen, waren unter den beiden letzten Königen der ältern Linie vergeblich geweſen. Die Thronbeſteigung Philipp's VI. hatte ihn mehr Billigkeit von einem Könige hoffen laſſen, der die Krone ſo lange als ein ihm fremdes Gut betrachtet hatte und nicht an die Grundſätze einer unumſchränkten Herrſchaft gewöhnt ſein konnte. Philipp begünſtigte

ſeinen Schwager anfangs, vertraute ihm im Kriege gegen Flandern die Vorhut an, erhob ſeine Grafſchaft Beaumont zu einer Pairie, verhalf ihm aber nicht zum Beſitz von Artois. Johanna, die Schweſter des Königs und Frau Robert's, hatte ihrem Gemahl öfters erklärt, daß Philipp den Beſitz dieſes Landes ihr verſprochen, ſobald Robert einige ſein Recht auf daſſelbe beweiſende Dokumente herbeizubringen im Stande ſein würde. Beide, auf dieſe Erklärung vertrauend und des langen Harrens müde, ſchmiedeten mit Hülfe einer Frau und eines Geiſtlichen falſche Papiere, die ohne Mühe entdeckt wurden. Robert von Artois nahm nach dieſer Entdeckung ſogleich die Flucht, und wandte ſich zum Grafen von Brabant, ſpäter zum Könige von England. Auf ſeine Weigerung, vor Gericht zu erſcheinen, verurtheilte ihn das Parlament zum Tode, eine Strafe, die der König in lebenslängliche Verbannung verwandelte. Ein tödtlicher Haß entbrannte zwiſchen den beiden Verwandten. Philipp VI. ließ ſeine Schweſter, die Frau Robert's, in einem Schloſſe der Normandie bewachen, die Schweſter ſeines Schwagers durch ihren eigenen Sohn gefangen ſetzen und verfuhr gegen dieſen Zweig ſeiner Familie mit eben ſo viel Mißtrauen als Strenge. Dieſer Robert von Artois war es, der Eduard III. auf die Schwäche Frankreichs und die Kraft Englands aufmerkſam machte, deſſen Ehrgeiz entflammte und, wenigſtens nach der Meinung der Zeitgenoſſen, weſentlich zum Ausbruch des großen für Frankreich ſo unglücklichen Krieges beitrug. — Wie ſchwach auch, nach den Grundſätzen des Feudalrechts, die Anſprüche Robert's gegründet ſein mochten, wie unwürdig die Liſt geweſen, zu der er ſeine Zuflucht genommen, der König hätte, ſo dachten die meiſten Großen, einen Prinzen ſeines Hauſes und Gemahl ſeiner Schweſter nicht der parlamentariſchen Juſtiz preisgeben ſollen. Dieſes ſchonungsloſe Verfahren des Königs bewies ihnen, daß er ſelbſt ſeine größten Vaſallen in eine unermeßliche Entfernung von ſich ſtellte und in ſeinen eigenen Verwandten nur ſeine Unterthanen ſah, denen er nichts als Gerechtigkeit ſchuldig war. Während Philipp ſo die Hoffnungen, die der Adel von ſeiner Regierung gefaßt, zu täuſchen anfing, erregte er zugleich die Unzufriedenheit der übrigen Klaſſen. Er erhöhte die Grundſteuer, die Abgaben auf alle Gegenſtände des Verbrauches in den Städten, verfälſchte die Münzen und nahm von ſeinen Unterthanen in ſeinen Kaſſen nur vollwerthiges Geld an. Der Papſt Benedikt XII., einer der avignoniſchen Päpſte, wurde, wenn man die Bedeutung bedenkt, welche dieſe Würde früher gehabt und der Form nach noch hatte, von Philipp mit noch größerm Stolz als ſeine eigenen Unterthanen behandelt. Er zwang

ihn den deutſchen Kaiſer zu exkommuniciren und bedrohte ihn mit dem Schickſale Bonifazius' VIII., wenn er ſich ſeinem Willen nicht fügte. Er preßte ihm die Autoriſation, den Zehnten der Geiſtlichkeit ſechs Jahre lang in ſeinem Reiche für ſich zu erheben, ab. Seine auswärtige Politik war nicht von Treuloſigkeit, wie ſeine Herrſchaft im Innern nicht von Härte frei. Während er den Papſt gegen den deutſchen Kaiſer brauchte, unterhandelte er mit letzterm, ohne Vorwiſſen des erſtern. Zugleich täuſchte er ganz Europa durch die ſcheinbaren Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge, denn unter dieſem Vorwande war es, daß er den Papſt genöthigt, ihm ſo große Zugeſtändniſſe zu machen. In wenigen Jahren war Philipp von Valois dahin gekommen, die Hoffnungen aller Stände ſeines Volkes zu täuſchen. Er war demnach zu dem Sturme, der ſich über ihm zuſammenzog, übel vorbereitet. Sein Charakter erſchien als eine Miſchung von Kraft und Liſt, in der Gerechtigkeit und Milde nur geringen Raum einnahmen. Er war, obgleich er den Erwartungen des Lehnsadels nicht entſprochen, dennoch ein feudaler König im vollen Sinne des Volkes, denn ein ſolcher trug in ſeinem Innern, ſobald er ſich ſtark genug glaubte, keine Achtung vor den Rechten Anderer. Es war dies der Charakter des geſammten herrſchenden Standes im Mittelalter, von dem kleinſten Mannen bis zu dem Könige herauf. Die Könige hatten nur auf großartigere, allgemeinere und zuſammenhängendere Weiſe daſſelbe Ziel, wie ihre Vaſallen, ihre Macht auf Koſten der Rechte Anderer zu erweitern, verfolgt. Daß dieſes Streben, im Ganzen, der Geſittung, der Gerechtigkeit und ſelbſt der Freiheit günſtig wurde, indem es den Despotismus der Kirche, die Willkür des Herrenſtandes, die Abhängigkeit der Bürger und die Knechtſchaft der Landleute zerſtören half, lag nicht in der Abſicht der Könige bei der Erweiterung ihrer Macht. Es war dies Alles ein unfreiwilliges und nothwendiges Reſultat der Richtung, die das Königthum, das ohne den Kampf gegen die geiſtliche und weltliche Ariſtokratie ſich nicht erheben konnte, vom zwölften Jahrhundert an, genommen hatte.

Dieſer König, der weit über ſeine Kräfte gehende Entwürfe, wie ſeinen Bruder, den Grafen von Alençon zum Könige von Italien, einen ſeiner Söhne zum Könige von Arles zu machen, hegte, der den deutſchen Kaiſer und den Papſt zugleich zu täuſchen und zu ſchrecken ſuchte, der ſich gegen ſeine Vaſallen abwechſelnd wohlwollend und hart, hingebend und mißtrauiſch, freigebig und habſüchtig erwies, fand, zu ſeinem Unglück, an Eduard III. von England einen Gegner, der mehr Feſtigkeit, Beſonnenheit und kriegeriſche Fä-

higkeit als er beſaß. Der König von Frankreich war in ſeinem Lande unumſchränkter als ſein Nebenbuhler in England, ſein Reich ausgedehnter, aber der Geiſt des Widerſtandes und Aufruhrs, das Mißtrauen gegen die Anſprüche des Königthums, die Erinnerung an die frühere Unabhängigkeit waren in dem Herzen der franzöſiſchen Lehnswelt noch nicht erſtorben. Aus den Grundſätzen des Königthums und den Geſinnungen des Herrenſtandes ging in Frankreich eine Art ſchwankenden Zuſtandes hervor. Der Gang des öffentlichen Lebens war ungleich und voller Widerſprüche. Die Krone handelte oft, nur ihr Intereſſe zu Rathe ziehend und die Zuſtimmung ihrer Vaſallen übergehend, vollkommen willkürlich. In manchen Augenblicken der Verlegenheit gab ſie dem Adel, aber dies immer nur in einzelnen Provinzen, unter gewiſſen, ihr immer wieder freie Hand laſſenden Umſtänden, einen Theil ſeines Einfluſſes zurück. Aus dieſem Hin- und Herfluthen laſſen ſich die vielen Treuloſigkeiten, denen Philipp VI. und mehre ſeiner Nachfolger, von Seiten ihrer Lehnsmänner, ausgeſetzt geweſen, erklären. Auf der einen Seite entſchied in Frankreich der königliche Wille in allen weſentlichen allgemeinen Verhältniſſen, auf der andern beſtanden, im Einzelnen, faſt noch alle Formen und Sitten des Feudalweſens. Aus dieſer Lage der Dinge ging ein doppelter Uebelſtand hervor. Die Krone war, dem Schein nach, viel unabhängiger als früher geworden, hatte aber die Stütze geſchwächt, auf die ſie ſich früher gelehnt, und war zugleich außer Stande, eine ihr allein angehörige oder aus der Maſſe des Volkes hervorgehende Kriegsmacht zu bilden. Der König beſaß Räthe, Schatzmeiſter, Richter, die nur von ihm abhängig, nur ihm verantwortlich waren, aber er gebot über kein anderes Heer, wenige, theure und unzuverläſſige Söldner abgerechnet, als das ihm von ſeinen Vaſallen zugeführt wurde. Im Frieden faſt unumſchränkt, war er im Kriege, ſo wie früher, von der Lehnswelt abhängig, während zum Glücke ſeines Volkes und ſeiner eigenen Sicherheit das Gegentheil hätte ſtattfinden ſollen. Die bewaffneten Mannſchaften der Städte, über die ihm allerdings ein unmittelbarer Einfluß zuſtand, konnten, meiſt nur aus Fußvolk zuſammengeſetzt, bei der noch immer ſtattfindenden Ueberlegenheit der Reiterei und der Art der Kriegsführung, kein vollſtändiges Heer bilden. Die Städte hatten übrigens durch die Ausdehnung der königlichen Gewalt ebenfalls großentheils ihre innere Unabhängigkeit und damit die Thatkraft, die ſie früher ausgezeichnet, verloren. Sie wurden jetzt meiſt von den Beamten des Königs regiert. Ihre alten Freiheibeitsbriefe, oft ſogar förmlich abgeſchafft, geriethen allmälig in Vergeſſenheit. Zu-

gleich waren ſie des Schutzes der Krone gegen den Adel, der ſelbſt geſunken, weniger als früher bedürftig geworden, und die begeiſterte Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die ſie für erſtere empfunden, war bei größerer innerer Unfreiheit und Abweſenheit äußerer Gefahr von ſelbſt, wenigſtens im Vergleiche zur Zeit Ludwig's VI. und Philipp Auguſt's, erkaltet. Das franzöſiſche Volk befand ſich, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, im erſten Beginn einer Entwickelung, welche die bisherigen Verhältniſſe des Lebens erſchüttert und verwirrt hatte, ohne daß eine andere Kraft vorhanden oder reif genug geweſen wäre, deren Stelle einzunehmen. In einem ſolchen Augenblicke mußte ein großer äußerer Angriff auf dieſes wankende, unvollendete Gebäude daſſelbe mit einem völligen Ruin bedrohen.

Eduard III., der ſeine feindſelige Geſinnung gegen Philipp VI. im Stillen immer genährt hatte, erneuerte, durch ſeine Bündniſſe mit Deutſchland und Flandern verſtärkt, ſeine Anſprüche auf den franzöſiſchen Thron und zog die Rechtmäßigkeit ſeiner früher geleiſteten Huldigung in Zweifel. Ein Kampf zwiſchen den beiden Kronen wurde allgemein als nahe bevorſtehend angeſehen. Eduard bewies bei ſeinen Vorbereitungen zu demſelben die größte Thätigkeit. Er befahl, daß Jedermann in ſeinem Lande vom ſechszehnten bis ſechszigſten Jahre zu den Waffen greifen ſolle. Auf allen dem Feinde zugänglichen Punkten der engliſchen Küſte wurden Signale angeordnet. Er verſchaffte ſich eine Anzahl Feuerſchlünde und zog aus dem kraftvollen walliſiſchen und irländiſchen Stamme viele Freiwillige an ſich. Philipp ſammelte, wie ſeine Vorfahren, ſeine Lehnsmänner und gab ihnen einige ihrer verlorenen Rechte, in manchen Gegenden ſogar den gerichtlichen Zweikampf und den Privatkrieg, zurück. Sein Adel verlangte aber für den Kriegsdienſt eine beſondere Entſchädigung und nahm die Vortheile der Söldner für ſich in Anſpruch, ohne in ihre Abhängigkeit gegen den, der ſie bezahlt, eingehen zu wollen. Der König von England ließ ſich von dem Kaiſer Ludwig dem Baier, um die vom deutſchen Reiche abhängigen niederländiſchen Herren für ſich zu gewinnen, zu ſeinem Vikarius in dieſen Gegenden ernennen. Er hatte ſich in Flandern durch ſeine Verbindung mit einem einflußreichen Demagogen, Jakob Artfeld, einem reichen Brauer in Gent, einen Anhang zu verſchaffen gewußt. Er brach endlich mit einem Heere in Frankreich ein, mußte aber, von ſeinen Verbündeten ſchlecht unterſtützt, da ihm keine Gelegenheit zu einer Schlacht geboten ward, unverrichteter Sache nach England zurückkehren. Auf Artfeld's Anrathen nimmt Eduard, auf die an-

geblichen Rechte ſeiner Mutter ſich ſtützend, die von der ältern Linie der Kapetinger ſtammte, den Titel und das Wappen eines Königs von Frankreich an. Der Krieg, der, den vorübergehenden Einfall der Engländer im Norden ausgenommen, bisher faſt nur in Guienne und auch da nur matt, und ſelbſt zum Nachtheil der Engländer geführt worden, nimmt endlich eine entſcheidendere Geſtalt an. Die engliſche und franzöſiſche Flotte begegnen ſich (1340) am Ausfluß der Schelde. Die Franzoſen werden geſchlagen und dreißigtauſend derſelben, ein für dieſe Zeit unermeßlicher Verluſt, kommen um. Wie groß der Einfluß der Legiſten im Rathe der Könige von Frankreich geworden, geht unter Anderm aus dem Umſtande hervor, daß Bahuchet, der Schatzmeiſter Philipp's von Valois, an der Spitze eines Theiles der Flotte ſtand, die vorzüglich durch ſeine Ungeſchicklichkeit zu Grunde ging. Er ward dafür am Maſte ſeines Schiffes gehängt. So hatte Peter Flotte, der Kanzler Philipp's des Schönen, einſt in der Schlacht von Courtray eine Abtheilung des Heeres befehligt, dabei aber einen ehrenvollen Tod gefunden. Dieſes Sieges ungeachtet, ſchien Philipp ſeinem Gegner an Macht ſo überlegen zu ſein, daß dieſer, anſtatt ihn im Herzen ſeines Reiches anzugreifen, ihm, dem er von Flandern aus nicht zu ſchaden vermag, in der Bretagne einen Feind erweckt, ihm aber auch hier keinen gefährlichen Streich beibringen kann. Die franzöſiſche Monarchie, ſeit ſo langer Zeit in beſtändigem Wachsthum begriffen, durch die Siege Philipp Auguſt's über die Engländer, den religiöſen Heroismus Ludwig des Heiligen, das Glück und den Verſtand Philipp des Schönen verherrlicht, ſchien in ſich ſo einig und ſtark zu ſein, daß ihre Feinde ſich nur zögernd mit ihr zu meſſen wagten. Die Flamänder, obgleich im Bunde mit England, ſahen ſich noch immer als Vaſallen des Königs von Frankreich an, und ſelbſt der deutſche Kaiſer, obgleich ebenfalls mit Eduard im Einverſtändniß, wagte es nicht gegen Philipp offen aufzutreten. Eduard, von ſeinem Recht auf die franzöſiſche Krone ohne Zweifel ſelbſt nicht überzeugt, aber vom Gefühle ſeiner Kraft und ſeinem Durſt nach Thaten getrieben, entſchloß ſich endlich, auf den Antrieb Gottfried d'Harcourt's, eines normänniſchen Großen, der ſich, wie Robert von Artois, an ſeinen Hof geflüchtet, in der Normandie zu landen. Der Augenblick war günſtig gewählt, denn Philipp hatte ein großes Heer, unter ſeinem Sohne Johann, nach dem Süden geſchickt, um die Engländer daſelbſt zu beſchäftigen.

Die Normandie, von der aus früher England, Sicilien und Neapel erobert worden, vor der die Könige von Frankreich ſo oft ge-

zittert hatten, einſt von dem kriegsmuthigſten und gefahrliebendſten Geſchlechte des Abendlandes bewohnt, ſetzte dem Könige von England, als er mit ſeinem Heere am Ausfluß der Seine landete, faſt gar keinen Widerſtand entgegen. Land und Leute ſchienen hier gänzlich verwandelt zu ſein. Die Könige von Frankreich hatten, von der Wiedereroberung dieſer Provinz an, dieſelbe, ihr altes Verhältniß zu England fürchtend, ſyſtematiſch entwaffnet und ihren kriegeriſchen Geiſt gebrochen. Das Aufhören der Privatkriege hatte den Unabhängigkeitsſinn des Adels geſchwächt und das Steigen der königlichen Macht den Widerſtand gegen ſie und ihre Beamten unmöglich gemacht. Der Adel hatte es verlernt ſich in ſeinen Schlöſſern als einen zu Abwehr und Angriff immer bereiten und berechtigten Fürſten anzuſehen. Die Burgen ſelbſt fingen zu verfallen an. Die Städte bildeten keine in ihrem Innern unabhängige Gemeinden mehr, und ſtellten, einige der größern ausgenommen, die als königliche Feſtungen angeſehen wurden, ihre ſinkenden Mauern nicht wieder her. Der kriegeriſche Geiſt des Feudalweſens war demnach in allen Ständen geſunken und noch waren die Inſtitutionen neuerer Zeiten, die den Mangel an individueller Kraft durch die feſte Organiſation des Ganzen ausgleichen, nicht vorhanden. Es gab kein ſtehendes Heer, keine übereinſtimmende Verwaltung, keinen nationalen und politiſchen Mittelpunkt, ſondern nur ein Aggregat von Provinzen, Herrſchaften, Ständen, unter Einem Haupte, aber mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach vereinigt. Unter ſolchen Umſtänden hing Alles von dem Charakter und dem Geiſte dieſes Hauptes, das die Krone trug, viel mehr aber noch von den beſondern Umſtänden und dem blinden Zufalle ab. Die Normandie befand ſich in dieſer Zeit, wie ganz Frankreich, in der gefährlichen Lage, die Vortheile eines Zuſtandes verloren, ohne die eines andern errungen zu haben. Der Wohlſtand dieſer Provinz war, während des langen Friedens, von ihrer natürlichen Fruchtbarkeit unterſtützt, außerordentlich geſtiegen. Es blühten ſchon damals Handel und Fabriken in hohem Grade daſelbſt, aber die Macht fehlte, dieſen Reichthum zu beſchützen. Erſt die furchtbaren Verheerungen der Engländer riefen den verzweifelten, aber ungeordneten Widerſtand der Einwohner, zum Schutze ihres Eigenthums oder zur Rache für erlittene Kränkungen hervor. Die Feudalwelt war in Frankreich gerade in dem, was ſie Großes beſaß, zu raſch geſunken und die neue Organiſation, die ſie erſetzen ſollte, zu langſam vorgeſchritten. Nordfrankreich lag großentheils offen und ohne hinreichende Vertheidigung da. Merkwürdig iſt es,

daß die Normandie, einſt die Wiege ſo vieler Helden, ihren kriegeriſchen Charakter noch während des Mittelalters verlor und nie mehr wiedergewonnen hat. Die kriegeriſchen Provinzen Frankreichs ſind jetzt die, welche an der öſtlichen Grenze des Landes liegen, wie z. B. die Franche-Comté, die Champagne, Lothringen u. ſ. w. Die heutigen Bewohner der Normandie haben den Ruf großen Gewerbfleißes und einer ungewöhnlichen Schlauheit im Handel und Wandel, aber keiner beſondern Thatkraft.

Eduard, an der Spitze der tapferſten Ritter jener Zeit, welche den Kriegsgeiſt ihrer normänniſchen Vorfahren bewahrt hatten, und der gefürchtetſten Bogenſchützen, d. h. des beſten Fußvolkes, das es damals gab, aus den kraftvollen Abkömmlingen des altſächſiſchen Stammes beſtehend, rückte, Alles verheerend und zerſtörend, in das Herz des Landes ſelbſt vor und befand ſich endlich im Angeſicht von Paris auf den Höhen von St. Cloud. Der einzige Widerſtand, den er auf dem Wege gefunden, waren die Milizen von Amiens, die tapfer fechtend, zwölfhundert der Ihrigen auf dem Platze ließen. Die drohende Gefahr, ſein Eigenthum fremden Eroberern ausgeſetzt zu ſehen, bewaffnete endlich den franzöſiſchen Adel im Norden und im Innern. Der König hatte die Liebe dieſes Standes verloren und derſelbe dem Einfalle der Engländer anfangs gleichgültig zugeſehen. Es war zu ſpät, das große Heer, das im Süden ſtand, herbeizurufen. Eduard, der durch die Verheerungen, die er anrichtete, für die Demüthigungen, die ſo viele ſeiner Vorfahren von der franzöſiſchen Krone erlitten, für den Verluſt der großen Lehne ſich rächen zu wollen ſchien, dachte, da Philipp ohne eine Schlacht anzunehmen, mit ſehr überlegener Macht ihm zur Seite zog und täglich Verſtärkungen erhielt, endlich daran, ſich Flandern zu nähern, aber die Franzoſen hatten alle Brücken, die über die Somme führten, abgebrochen. Eduard befand ſich in einer gefährlichen Lage, denn ſeine Streitkräfte verminderten ſich, die ſeines Gegners vermehrten ſich täglich. Sein Heer fing an allen Bedürfniſſen Mangel zu leiden an. Eine Furt wurde ihm angezeigt, die vom Feinde beſetzt war, aber ſchwach vertheidigt wurde. Den andern Tag erreichten ihn die Franzoſen bei dem Dorfe Crecy. Eduard hatte die Schlachtordnung ſeines kleinen Heeres mit großer Kunſt geordnet. Von Seite der Franzoſen wurde die Schlacht wie ein Zweikampf oder ein Scharmützel begonnen. Die Edeln ſuchten einander beim Angriffe zuvorzukommen, trennten ſich, drängten ſich, ohne Plan und Ordnung. Was das Verhalten des engliſchen Heeres betrifft, ſo ſcheint dies,

ſeit dem Untergange der alten Kriegskunſt, die erſte vollſtändig vorausbedachte und planmäßig ausgeführte Schlacht geweſen zu ſein, ſo wie es die erſte war, in welcher, wenigſtens der Sage nach, einige Stück Geſchütz, obwohl ohne beſondern Erfolg, angewandt worden ſein ſollen. Die engliſche Reſerve kam gar nicht zum Gefecht, die beiden erſten Linien reichten aus, um das franzöſiſche Heer nicht nur zu beſiegen, ſondern zu vernichten. Philipp VI. hatte den Kampf Nachmittags um drei Uhr mit hunderttauſend Mann angefangen und entfloh gegen Abend vom Schlachtfelde nur mit fünf Rittern, unter denen ſich ein Montmorency befand. Dieſe Niederlage war für die franzöſiſche Monarchie eine tiefe Wunde, die lang nachblutete, und bei Poitiers und Azincourt erneuert wurde, für den Feudaladel dieſes Landes aber einer der ſchwerſten Schläge, die ihn getroffen haben. Unter den Todten befanden ſich die nächſten Verwandten und größten Vaſallen des Königs. Es fielen der alte und blinde König Johann von Böhmen und, wie Einige wollen, auch der König von Majorka, der Herzog von Alençon, Bruder, und der Graf von Blois, Neffe Philipp's, der Herzog von Bourbon, die Grafen von Flandern, Aumale und Savoyen, die Erzbiſchöfe von Rouen und Sens, der Biſchof von Nimes, der Großprior des Johanniterordens und ein bedeutender Theil des nordfranzöſiſchen Adels. Die Engländer machten wenige Gefangene, ſondern ſtießen faſt Alles nieder. Die Schlacht von Crecy wurde den ſechsundzwanzigſten Auguſt 1346 geſchlagen, der blutigſte Kampf, der ſeit der Schlacht von Fontenay, im neunten Jahrhundert, zwiſchen den Enkelſöhnen Karl's des Großen auf dem Boden des alten Galliens geliefert worden, denn allein von den Mannſchaften, welche die franzöſiſchen Städte geſchickt, wurden über dreißigtauſend erſchlagen. Man hätte nach einer ſolchen Niederlage für Frankreich das Schickſal Englands nach dem Tage von Haſtings erwarten können. Aber das engliſche Heer beſtand nur aus dreißigtauſend Kriegern, und das franzöſiſche Volk, mehr überraſcht als beſiegt, nicht, wie die Sachſen, ſich in einem Zuſtande allgemeinen Sinkens, ſondern nur in einer Kriſis ſeiner Entwicklung befindend, konnte nicht ſo leicht die Beute eines ſiegreichen Feindes werden.

Obgleich dieſe Niederlage für Frankreich ein unermeßliches Unglück war und der Anfang eines hundertjährigen Krieges wurde, obgleich Calais, der Schlüſſel des Landes auf dieſer Seite, in deſſen Beſitz die Engländer zweihundert Jahre lang bleiben ſollten, verloren ging, ſo ſind die moraliſchen Folgen der Schlacht von Crecy noch bei Weitem wichtiger als ihre politiſchen geweſen. Dem fran-

zöſiſchen Adel, als ein ſouverainer Herrenſtand gedacht, was er früher geweſen, war von ſeiner Größe, bei dem immer weitern Umſichgreifen der königlichen Macht, wenig mehr als der Glaube der Bürger und Landleute an ſeine überlegene kriegeriſche Tüchtigkeit übrig geblieben. Dies hatte ihn in der Meinung noch immer ſehr hoch geſtellt, während er ſonſt, in ſo vieler Beziehung, auf die Stellung eines bevorzugten Unterthans herabgekommen war. Dieſe Vorſtellung erhielt aber durch die Schlacht von Crecy einen harten Stoß, der durch die beiden andern großen Niederlagen gegen die Engländer, im Laufe von achtzig Jahren, noch verſtärkt wurde. Crecy erſchloß zum erſten Male eine Wahrheit, die ſo lange ein Geheimniß geblieben, die Mängel und die Unzulänglichkeit der Feudalwelt als Militairmacht, ſie, die dieſes Verdienſt faſt ausſchließend für ſich in Anſpruch genommen hatte. Die kleinen Kämpfe des Mittelalters, von Burg zu Burg, von Landſchaft zu Landſchaft unternommen, meiſt aus Beuteluſt entſtanden, ohne Plan und Vorausſicht geführt, mehr Raubzügen als Kriegen ähnlich, hatten die Schwäche des Lehnslebens in dieſer Beziehung nicht verrathen können. Denn es kämpften da immer Gleiche gegen Gleiche, Ritter und ihre Waffenknechte, oder ebenmäßig geübte Söldner gegen einander. Die Kreuzzüge hätten der Welt hierüber die Augen öffnen können, aber einmal war das Theater dieſer Begebenheiten ſehr entfernt, und der Heldenmuth ſo vieler Einzelnen ließ die Schwäche des ganzen Syſtems überſehen. Die geſammte Chriſtenheit war geneigt, ſich über die Urſachen der Erfolgloſigkeit der Kreuzzüge, über die Vortheile, welche die Ungläubigen im Ganzen davontrugen, zu täuſchen. Die Ehre ihres Glaubens ſchien dies zu verlangen. Von der Regierung Philipp Auguſt's an begann der Adel ſich regelmäßiger und häufiger als ſonſt am Hofe des Königs zu verſammeln. Seine Macht, ſein Unabhängigkeitsſinn, ſelbſt ſeine kriegeriſche Thätigkeit waren, im Vergleiche zu frühern Zeiten, ſchon damals im Sinken begriffen. Die Turniere fanden jetzt die Theilnahme, die ſonſt ernſte Kämpfe erregt hatten. Unter Philipp dem Schönen erlitt der franzöſiſche Adel bei Courtray durch die flamändiſchen Bürger eine große Niederlage. Die Siege bei Mons-en-Puelle und Caſſel, durch die Unklugheit und Uebereilung der Flamänder verurſacht, ſtellten die Ueberlegenheit des Herrenſtandes wieder her, aber der Tag von Crecy wurde ihm aufs Neue gefährlich. Die engliſchen Ritter waren faſt gar nicht zum Schlagen gekommen. Die franzöſiſchen Edeln wurden faſt einzig von den engliſchen Bogenſchützen, aus der Klaſſe der Bürger und freien Landleute genommen, den iriſchen und walliſiſchen Lanzen-

und Keulenträgern beſiegt und die geharniſchten Centauren von einem halbnackten Fußvolke niedergemacht. Der Eindruck, den dieſe Niederlage hervorbrachte, wurde nicht ſogleich bemerkt. Es gehörten die Siege des ſchwarzen Prinzen und Heinrich's V. dazu, um den Ruf des franzöſiſchen Adels, als ſei er im Beſitze einer ausſchließenden kriegeriſchen Thätigkeit, zu erſchüttern. Aus den verzweifelten Anſtrengungen, zu denen der lange Krieg mit den Engländern das franzöſiſche Volk zwang, wenn es nicht untergehen wollte, ging der alte kriegeriſche Geiſt ſeines Adels in einer Reihe großer Helden von Duguesclin bis Dunois wiederum in erneuertem Glanze hervor, aber die ganze Nation nahm an dieſer Erhebung Theil und theilte ſie mit dem Adel. — Die nächſten Folgen der großen Niederlage von Crecy waren weniger ein Urtheil und Tadel über das, was geſchehen, als eine große und allgemeine Entmuthigung, beſonders in der Maſſe des Volkes. — Der Glaube an die Kirche, der ſo lange die Gemüther erwärmt, begann matt zu brennen. Der Papſt in Avignon war mehr der Gefangene und Vaſall des Königs von Frankreich als das Oberhaupt der Chriſtenheit. Der Glaube an die Feudalwelt, die einſt ſo mächtig geweſen, ſank mit deren Tüchtigkeit zugleich und jetzt ſchien das Königthum ſelbſt in den Ruin des Adels mit verwickelt zu werden. Der in ſeinen letzten Gründen unerforſchliche aber ſichtbare Zuſammenhang der moraliſchen und phyſiſchen Welt bewirkt, daß Zeiten, wo das Innere der Menſchen hoffnungs- und freudenleer iſt, wo eine Welt der Ueberzeugung und des Glaubens Abſchied von einer Generation nimmt und eine neue ſie erſetzende ſich noch nicht gebildet hat, ſich durch eine vermehrte Sterblichkeit, eine größere Fülle natürlicher Uebel, als innerlich glücklichere Epochen, und dies oft ohne faßliche und beſtimmte äußere Urſachen, auszeichnen. Die Entvölkerung Frankreichs nahm, ohne daß der Krieg allein dies hätte hervorbringen können, in den letzten Jahren der Regierung Philipp's von Valois, auf eine, ſeit den Zeiten der Karolinger nicht mehr erlebte Weiſe zu. Die Verheerungen, die der Kampf mit den Engländern angerichtet, waren jedoch auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beſchränkt geblieben. Um das franzöſiſche Volk vollends niederzudrücken, zeigte ſich zwei Jahre nach der Schlacht von Crecy die furchtbarſte anſteckende Krankheit, die ſeit Jahrhunderten erſchienen war. Sie dauerte ſechszehn Monate lang und raffte die Hälfte der ganzen Bevölkerung hin. In Paris ſtarben eine Zeit lang täglich achthundert Perſonen, und man bemerkte, als ſollte das Menſchengeſchlecht in dieſem Lande in ſeiner Wurzel vernichtet werden, daß die Jugend von ihr noch mehr als

das Alter ergriffen wurde. Dem Geiſte jener Zeit gemäß, erregte dieſes Unglück den religiöſen Fanatismus des Volkes, das, in zahlloſen Banden ſeine Wohnungen verlaſſend, einen Kultus beging, von dem unaufhörliche Geißelungen, den Zorn des Himmels abzulenken, den Payptheil ausmachten. Zu Weihnachten 1349 gab es in Nordfrankreich über achtmalhunderttauſend ſolcher Flagelanten. Zahlloſe Unordnungen waren die Folge dieſer blutigen Peinigungen und wilden Wanderungen. Das Königthum, zu ſchwach, um ſeine auswärtigen Feinde zu vertreiben, hatte immer noch Kraft genug, um dieſer fanatiſchen Bewegung, von der Kirche ebenfalls verdammt, zu widerſtehen.

Sobald dieſe Seuche nachgelaſſen, kehrte mit der Hoffnung des Lebens auch die Kraft des Lebens zurück. Die Chroniken erwähnen, daß die Ehen nicht nur zahlreicher, ſondern auch fruchtbarer als vorher wurden. Philipp, obgleich ſchon achtundfunfzig Jahre alt, heirathete Blanka von Navarra, die achtzehn Jahre zählte, und ſeinem Sohne Johann beſtimmt geweſen. Obgleich das Unglück von Crecy durch keinen Sieg von franzöſiſcher Seite vermindert wurde, ſondern die Engländer in dem von einigen Waffenſtillſtänden unterbrochenen Kriege faſt überall im Vortheile blieben, ſo ſank das franzöſiſche Königthum doch nicht ſo tief, als man erwarten ſollte, ſo mächtig wirkte der in ſein Inneres ſeit Jahrhunderten gepflanzte Keim der Größe. Philipp VI. hatte nicht nur die Macht, dem Volke, ohne daß dieſes widerſtand, neue Abgaben aufzulegen und die Münzen zu verfälſchen, ſondern er erweiterte ſogar ſein Reich im Süden. Die Dauphiné, Rouſſillon, Cerdagne und Montpellier wurden unter ihm mit Frankreich vereinigt. Er ſtarb im Jahre 1350 und empfahl auf ſeinem Todtenbette, von der Gerechtigkeit ſeiner Sache überzeugt, ſeinem Sohne Johann, den Krieg gegen die Engländer auf das Kräftigſte fortzuſetzen.

Drittes Kapitel.

Die Regierung Johann's, des Sohnes Philipp's von Valois, den manche Geſchichtſchreiber, einen gleichnamigen Sohn Ludwig's X., der nur fünf Tage lebte, in die Reihe der Könige einſchließend, den Zweiten nennen, iſt durch das immer größer werdende Unglück der franzöſiſchen Waffen und die ſteigende Noth des Volkes, die allgemeine Verheerung des Landes, durch die politiſche Bewegung, die eine Zeit lang die Bürger von Paris ergreifend, die Regierung in ihre Hände brachte, und den Einfluß, den dieſe Stadt zum erſten Male auf die Leitung von ganz Frankreich in Anſpruch nahm, merkwürdig.

Johann zeigte ſich, wie ſein Vater, dem Adel, dem er einen Indult zur Bezahlung ſeiner Schulden bewilligte und zu deſſen Gunſten er einen Ritterorden ſtiftete, geneigt. Dieſer Orden, L'Etoile (der Stern) genannt, war das zweite Beiſpiel dieſer ſpäter allgemein werdenden Hofſitte und hatte mit den geiſtlichen und militairiſchen Orden des eigentlichen Mittelalters nur eine äußere Aehnlichkeit gemein. Wie faſt immer wurde auch in dieſem Falle, ſobald der Geiſt und die Kraft einer Inſtitution geſunken, auf deren Namen und Zeichen ein großer Werth gelegt. Als die Würde und Unabhängigkeit des Feudaladels und Ritterweſens großentheils verſchwunden waren, wurden die phantaſtiſchen Zeichen deſſelben vervielfältigt. Eben ſo ward der Name des römiſchen Bürgerthums verbreitet, als deſſen Bedeutung geſunken war, und die Titel der republikaniſchen Aemter im alten Rom wurden unter den Kaiſern an viele Perſonen auf einmal verliehen, als deren Glanz erblichen war. Zur Zeit als der kleinſte Lehnsmann im Innern ſeines Gebietes ein regierender Herr geweſen, war es ihm nicht eingefallen, ſeine Perſon von ſeiner Stellung unterſcheiden zu wollen, er hatte wenig auf den Schein gegeben, da er das Weſen beſaß, jetzt, wo ſeine Macht und Würde geſunken, ſuchte er ſich und Andere über dieſen Verluſt durch einen erhöhten Glanz ſeiner Perſon zu täuſchen. Dieſe Begünſtigung des Adels unter den Valois, der jetzt aus der Stellung eines unterdrückten Vaſallen, die er ſeit Philipp dem Schönen eingenommen, in die eines begünſtigten Dieners überzugehen

anfing, ſchützte jedoch deſſen einzelne Glieder nicht vor den Mißhandlungen und den Gewaltthätigkeiten der Könige, ſobald ſie dieſen verdächtig geworden. Schon Philipp VI. hatte mehre normänniſche und bretagniſche Edle, ohne hinreichende Veranlaſſung, umbringen laſſen. Johann gab bald im Anfange ſeiner Regierung Befehl, einen der Großen ſeines Reiches, den Grafen d'Eu, Konnetable von Frankreich, den vertrauteſten Rath ſeines Vaters, ohne Anklage und wahrſcheinlich ohne Grund, zu tödten. Er verlieh dieſe Würde, welche für die erſte des Landes galt, an einen Fremden, Karl d'Espagne, aus dem Hauſe La Cerda, deſſen Bruder ſich im Dienſte der franzöſiſchen Krone ausgezeichnet hatte. Dieſe Ernennung erregte die Mißbilligung der einheimiſchen Großen und iſt eines der erſten Beiſpiele der unter den Valois viel häufiger als unter der ältern Linie werdenden Günſtlingsſchaft, deren Einfluß der Krone und dem Lande ſo verderblich wurde. Um dieſe Zeit erſcheint auf der Bühne jener Zeit einer ihrer fähigſten, aber gefährlichſten Charaktere, Karl der Böſe genannt, der unter dieſer unruhigen und unglücklichen Regierung eine große Rolle zu ſpielen beſtimmt war. Er war ein Sohn Philipp's Grafen von Evreux und Johanna's, einer Tochter Ludwig's X., und hatte von dieſer Navarra geerbt. Johann verlobte ihn mit ſeiner Tochter. Dies Alles hinderte ihn nicht die Gefahren des Königs und des Landes auf jede Weiſe zu vermehren. Er begann ſeine Laufbahn damit, daß er den neuen Konnetable, Karl d'Espagne, ermorden ließ.

Johann, von dem Adel geliebt und von dem Volke nicht gehaßt, verdankte dieſe günſtige Stimmung mehr ſeinen Fehlern als ſeinen Vorzügen. Er war von natürlich edelm Sinne, der aber, durch das Unglück jener Zeiten verdüſtert, zuweilen zu Härte und Ungerechtigkeit getrieben wurde. Sein größter Fehler war ein gänzlicher Mangel an Feſtigkeit, Vorſicht und Klugheit, Mängel, die, da ſie ſeinem Volke, deſſen beſonderer Charakter ſich ſchon auszubilden angefangen, in hohem Maße eigen waren, von demſelben überſehen oder leicht verziehen wurden. Seine Freigebigkeit war ſo maßlos und unüberlegt, daß er ſeinen Günſtlingen und überhaupt Jedem, der bis zu ihm gelangen konnte, ohne Rückſicht auf die Noth ſeines Volkes, die übertriebenſten Forderungen bewilligte. Seine große Hülfsquelle war die Verfälſchung der Münzen. Er wandte dieſes unwürdige Mittel, ſich aus ſelbſt verſchuldeten Verlegenheiten zu ziehen, noch mehr an, als es ſein Vater und Philipp der Schöne gethan. Johann, der dieſe Fälſchungen anfänglich geheim gehalten und ſeinen Münzbeamten die größte Verſchwiegenheit anbefohlen

hatte, ging endlich ſo weit zu erklären, daß dieſer Betrug ein Theil ſeiner königlichen Vorrechte ſei. Wie unumſchränkt das franzöſiſche Königthum, wenigſtens den Anſprüchen ſeiner Repräſentanten nach, wie ſchwach ihm gegenüber die kirchliche und weltliche Ariſtokratie geworden, geht aus dem Geiſte und der Faſſung ſeiner Ordonnanz bei dieſer Gelegenheit hervor. Es heißt in ihr unter Anderm: „Ja soit ce que à nous seul et pour le tout de notre droit royal, par tout notre royaume, appartiegne de faire teles monnoyes, comme il nous plait et de leur donner cours.“ (Denn es ſteht uns allein vermöge unſers königlichen Rechtes zu, in unſerm ganzen Reiche Münzen zu ſchlagen, wie es uns gefällt, und dieſelben in Umlauf zu ſetzen.)*) — Da der Adel dieſen König faſt ausſchließend umgab, denn die Legiſten wurden nur zu den Geſchäften hinzugezogen, aber waren nicht in den täglichen Kreis Johann's eingeführt, und die Geiſtlichkeit nahm in den Umgebungen der Könige, ſeitdem das Papſtthum geſunken, lange nicht mehr die hohe Stellung wie früher ein, ſo war er es, der von der leichtſinnigen Freigebigkeit des Königs den meiſten Vortheil zog. Die Witwe ſeines Vorgängers, die ihm anfangs ſelbſt beſtimmt geweſen, hatte ihn veranlaßt, ſämmtliche lombardiſche Wechsler ihrer Güter zu berauben und dieſelben ihr zu überlaſſen. Hiermit noch nicht zufrieden, zog ſie die Forderungen der vertriebenen Lombarden für ſich ein. Ein ſolches Beiſpiel kann eine Vorſtellung von dem Charakter eines Fürſten und den Grundſätzen einer Verwaltung geben!

Der größte Theil des Adels, der früher auf ſeinen Beſitzungen und von deren Ertrage gelebt und dem Könige, ohne eine weitere Entſchädigung in Anſpruch zu nehmen, in den Krieg gefolgt war, hatte ſchon unter Philipp von Valois angefangen, einen Sold zu beziehen, der unter Johann noch bedeutend vermehrt wurde. Da die Schlachten noch immer durch die ſchwerbewaffnete Reiterei entſchieden wurden, ſo mußte dieſe um jeden Preis gehalten werden. Die Söldner und Milizen dienten meiſt nur zu Fuß. Wie ſehr der alte Herrenſtand geſunken ſein mußte, kann aus dem einzigen Umſtande entnommen werden, daß er im vierzehnten Jahrhundert Sold zu fordern genöthigt wurde. Das Weſen des Feudaladels hatte einmal in einer faſt uneingeſchränkten Herrſchaft im Innern ſeiner Beſitzungen und dann in ſeiner Verpflichtung zum Kriegsdienſt beſtanden. Inſofern letzterer unentgeltlich geleiſtet wurde und

*) Ord. des Rois de France. II. p. 555.

jeder Edle ſeinem Fürſten an der Spitze ſeiner eigenen Untergebenen zu Hülfe zog, ſo erſchien er, in vieler Beziehung, zu dieſem in dem Verhältniſſe eines Verbündeten, ſobald er aber Geld als Entſchädigung oder Belohnung zu nehmen angefangen, ſank er in die Stellung eines beſoldeten Unterthanen, wenn nicht in die eines Söldners überhaupt herab. Die ſteigenden Bedürfniſſe der Edeln, die ihren Grund theils in den jetzt länger und größer gewordenen Kriegen, beſonders aber in der Pracht und Anziehungskraft des Hoflebens hatten, während die Hülfsquellen ſich bei dem Stocken des Handels, während eines langen und zerſtörenden Krieges und der Verwüſtung des Bodens verminderten, hatten es ihnen unmöglich gemacht, ſich mit dem Ertrage ihrer Beſitzungen begnügen zu können. So hatten ſich z. B. ſchon im Jahre 1338 die languedokſchen Ritter beklagt, daß der ihnen ausgeſetzte Sold zu gering ſei. Dies war vor der Schlacht von Crecy geſchehen und ſeitdem hatte ſich der Nothſtand, beſonders des kleinern zahlreichen Adels, in Folge der langen ſchrecklichen Verheerungen des Landes, ſehr vermehrt. Nachdem alſo die Lehnswelt durch die Befreiung der Städte, die Erleichterung des Landmannes, die Ausdehnung der königlichen Geſetzgebung auf alle Theile des Reiches, die große Beſchränkung des gerichtlichen Zweikampfes und Privatkrieges die frühere Freiheit ihres politiſchen Daſeins verloren, wurde ſie jetzt durch den Empfang eines Soldes zugleich perſönlich von der Krone abhängig. Von dieſem Augenblicke an blieben von dem alten Feudaladel nur der Name, die Erinnerung an ſeine frühere Größe und einzelne mit ſeiner ganzen Stellung im Widerſpruch ſtehende Anſprüche übrig. Sein Geiſt erfuhr mit ſeiner äußern Lage zugleich eine faſt totale Umwandlung. Seine Thätigkeit richtete ſich, ſo wie einſt früher gegen das Umſichgreifen der Krone, ſo vom vierzehnten Jahrhundert an, gegen die Erhebung des Bürgerſtandes, deſſen wachſende Bedeutung er jetzt mit Neid zu betrachten anfing und zu dem er ſich in ein mit ſeinem eigenen Beſtehen unverträgliches Mißverhältniß ſetzte. Dieſe veränderte Stellung und Stimmung des Adels hat auf die innere Geſchichte Frankreichs einen unermeßlichen und meiſtens ungünſtigen Einfluß ausgeübt.

Der Krieg mit den Engländern und die durch ihn verurſachten Ausgaben zwangen Johann, deſſen Schatz, aller Erpreſſungen und finanziellen Kunſtgriffe ungeachtet, immer leer war, die Stände zuſammenzurufen, die aber nicht aus allen Theilen des Reiches, ſondern nur aus den nördlichen Provinzen in Paris zuſammenkamen. Die des Südens verſammelten ſich in den Hauptſtädten ihrer Lan-

destheile, in Montpellier u. ſ. w. Die Zuſammenberufung dieſer Stände gab den Abgeordneten der Städte, denn ein allgemeines und fortdauerndes Beſteuerungsrecht, ohne Beiſtimmung der Nation, war der Krone damals noch nicht zugeſtanden worden, obgleich es unter der Linie Valois behauptet und durchgeſetzt wurde, Gelegenheit, ſich gegen die Mißbräuche der königlichen Gewalt zu erklären und als Vergütigung für die bewilligten Steuern die Abſtellung der bisher erduldeten Unbilden zu fordern. Das dringende Bedürfniß des Geldes machte den König für die Forderungen des Bürgerſtandes nachgiebig, er beſaß aber weder den Willen noch die Macht, die vorhandenen Mißbräuche abzuſchaffen. Die Schwäche ſeiner Politik und der verworrene Zuſtand des Landes bewirkten, daß er den verſchiedenen Ständen zuweilen einander entgegengeſetzte Zugeſtändniſſe zu machen gezwungen war, durch welche die vorhandenen Uebel ſtatt aufgehoben zu werden, nur vermehrt wurden. So bewilligte er den Edeln der Pikardie, auf ihr Verlangen, das Recht des Privatkrieges, in einem Augenblicke, wo alle Stände der Nation ihre Kraft gegen die Engländer vereinigen ſollten, und verſprach zu derſelben Zeit den Abgeordneten der normänniſchen Städte dieſen Brauch zu unterſagen. Im Jahre 1355 zeigten ſich endlich die zuſammengetretenen Stände der Langue d'Oil oder Nordfrankreichs, als die Fortſchritte der Engländer im Süden ihre Hülfe dringend nothwendig machten, ſchwieriger, als bisher der Fall geweſen. Vergebens erklärte der König, daß die zu bewilligenden Steuern von Jedermann, der Geiſtlichkeit und dem Adel, ja ſelbſt den Mitgliedern des königlichen Hauſes entrichtet werden ſollten, die Abgeordneten der Städte verlangten das Recht, die geforderten Auflagen durch von ihnen ernannte Beamte ſelbſt einſammeln und von deren Verwendung ſich Rechenſchaft ablegen zu laſſen. Dieſe Forderung, die für den Augenblick zugeſtanden wurde, hätte, wäre ſie zu einer dauernden Einrichtung geworden, nicht nur die geſetzgebende Macht, ſondern auch die Regierung in die Hände des dritten Standes gebracht und der politiſchen Entwickelung des Landes eine, von dem, was ſie ſpäter geworden, vollkommen verſchiedene Richtung verliehen. Es wird aber aus dem Verlaufe dieſer Geſchichte klar, daß die Stände in dieſen Eingriffen in die königliche Macht nur ein augenblickliches Schutzmittel ſahen, und daß die Vorſtellung, die Krone für immer und nach beſtimmten Grundſätzen zu beſchränken, wie die engliſchen Barone es unter Johann und ſpäter gethan, ihnen ein, bei dem geringen Maß ihrer politiſchen Erfahrung und, vielleicht noch mehr, bei ihrer zu ungleichartigen Zuſammenſetzung, fremder Gedanke war.

Es traten unter ihnen einzelne kühne Charaktere und bedeutende Talente auf, denen aber ein eigentlicher Gemeinſinn und eine übereinſtimmende Richtung fehlten. Die unter einander zu verſchiedenen und getrennten Beſtandtheile der nationalen Repräſentation in Frankreich, die Anweſenheit einer Anzahl großer Lehnsmänner, die eher für Souveraine als Vaſallen galten, und die Vertretung eines ſehr zahlreichen kleinen, von der Krone immer abhängiger werdenden, den Städten feindlich geſinnten Adels, bewirkten, daß das Königthum jedem einzelnen Stande, und damit der Nation ſelbſt überlegen blieb und, die Forderungen der einen Klaſſe ſeiner Unterthanen durch die Einſprüche der andern annulirend, ſich in ſeinem Streben nach einer unumſchränkten Gewalt nicht aufhalten ließ. Bei dieſem Mangel an Einheit und Uebereinſtimmung unter den Gliedern des nationalen Körpers konnte eine kompakte Organiſation und politiſche Concentration, das Bedürfniß jedes großen Volkes, das eine weite Bahn zu durchlaufen hat, nur von deſſen Haupt, der Krone, hervorgebracht werden, und die politiſche Freiheit mußte einem ſolchen Zuſtande, ehe dieſes Ziel noch erreicht worden, immer fremder werden.

Der König von Navarra oder gewöhnlicher Karl der Böſe genannt, der Graf d'Harcourt und einige normänniſche Große widerſetzten ſich der Erlegung der von den Ständen bewilligten Steuern. Dieſer Widerſtand und die Verzögerung, die dadurch in die Kriegsplane gebracht wurde, erregte Johann's Zorn im höchſten Maße. Er ſchrieb an den Dauphin, die Vornehmſten unter den Unzufriedenen in das Schloß von Rouen zu einem Feſte zu laden, und begab ſich, von einigen Reitern begleitet, in großer Eile nach dieſer Stadt. Daſelbſt angekommen, ließ er den Grafen d'Harcourt und mehre ſeiner Freunde in ſeiner Gegenwart ermorden. Der König von Navarra, das Haupt dieſer Oppoſition und der den Dauphin ſelbſt zum Aufruhr gegen ſeinen Vater zu verleiten geſucht, ward ins Gefängniß geworfen.

Die Fortſchritte der engliſchen Waffen im Weſten und Süden, unter dem Befehle des ſchwarzen Prinzen, denn Eduard III. war durch einen Einfall der Schottländer zur Rückkehr nach England gezwungen worden, riefen den König von Frankreich in die Provinzen jenſeits der Loire. Mit dem von den Ständen bewilligten Gelde hatte er ein großes Heer und eine zahlreiche Reiterei verſammelt und griff die Engländer bei Poitiers an. Dieſe Schlacht (19. September 1356) war eine Wiederholung der bei Crecy. Auf Seite der Engländer dieſelbe kleine Macht, aber dieſelbe planmäßige Klugheit und Feſtigkeit in der Wahl und Behauptung ihrer Stellung, auf

Seite der Franzoſen dieſelbe Ueberlegenheit an Zahl und Abweſenheit aller Ordnung und Zucht. Johann's Heer ward gänzlich geſchlagen und er ſelbſt gefangen. Die Schlacht war nicht ſo blutig wie die bei Crecy, denn ein großer Theil des franzöſiſchen Heeres nahm bald nach dem Anfange des Kampfes die Flucht. Dieſe Niederlage wurde durch die Unordnungen im Innern, die ſie vermehrte, doppelt gefährlich. Die Krone ſchien einen Augenblick lang zu wanken und die Nation in eine Anarchie zu verfallen, aus der ſie ſich ſpäter nur mit großer Mühe hervorarbeitete.

Der Dauphin, der ſchon einige Zeit vor der Schlacht von Poitiers von ſeinem Vater zum Generallieutenant des Königreiches ernannt war und der, nach erlangter Volljährigkeit, während des Königs Gefangenſchaft, den Titel eines Regenten annahm, berief, bald nach ſeiner Ankunft in Paris, daſelbſt die Stände Nordfrankreichs zuſammen. Die Abgeordneten der Städte übten auf dieſem Reichstage einen überwiegenden Einfluß aus. An ihrer Spitze ſtand Stephan Marcel, der Prevot von Paris, der, gleich nach der Kunde der verlornen Schlacht, die Hauptſtadt zu befeſtigen befohlen, indem er einen Ueberfall fürchtete und ſich den Ruf eines beſonders thätigen und unerſchrockenen Mannes erworben hatte. Die Vorſitzer der Geiſtlichkeit und des Adels waren Pequigny und der Biſchof Le Coq. Beide ſchienen von der drangvollen Lage des Landes, eben ſo wie Stephan Marcel, überzeugt zu ſein und die Urſache hiervon vorzüglich in den Mißbräuchen der königlichen Gewalt zu ſehen. Sie erklärten wiſſen zu wollen „wo das viele Geld, das man im Volke erhoben, wo das Ergebniß ſo zahlloſer Erpreſſungen aller Art geblieben, da das Land ſo ſchlecht vertheidigt ſei." — Die Stände verlangten zuletzt die Freilaſſung des Königs von Navarra und die Zuziehung einer Deputation von ſechsunddreißig Mitgliedern, zwölf aus jedem Stande, bei allen Regierungsmaßregeln. Der Dauphin wich dieſer Forderung aus, indem er die Verſammlung vertagte und die Abgeordneten bat, den Willen ihrer Wähler zu vernehmen, während er ſelbſt die Entſcheidung des Königs einholen würde. Die Stände des Südens, in Toulouſe verſammelt und den Gefahren des Krieges unmittelbar bloßgeſtellt, zeigten ſich den Wünſchen der Regierung geneigter und bewilligten ſogleich Geld und Mannſchaft, behielten ſich aber gleichwohl die Verwaltung des erſtern vor. Während dieſer Zeit ging der Dauphin nach Metz, um Kaiſer Karl IV., ſeinen Oheim, zu bewillkommnen, und die Königin begab ſich nach Dijon, um ihre Tochter zu vermählen, ſo daß Paris, eine Zeit lang von der königlichen Familie verlaſſen, auf ſich ſelbſt gewieſen blieb.

Täglich langten die flüchtigen Einwohner der Umgegend, Landleute, Geiſtliche, Nonnen u. ſ. w. mit dem, was ſie von ihren Habſeligkeiten gerettet, in langen Zügen in der Hauptſtadt an. Die nach der Schlacht von Poitiers gegen die Verpflichtung eines bedeutenden Löſegeldes entlaſſenen franzöſiſchen Gefangenen aus dem Herrenſtande übten, auf ihre Beſitzungen zurückgekehrt, gegen das Landvolk die härteſten Bedrückungen aus, um die verſprochenen Summen ſchnell zuſammenzubringen. Entlaſſene Soldaten, mit denen ganz Frankreich überſchwemmt war, plünderten und brandſchatzten überall. Viele unter denen, die durch das Unglück der Zeiten heimathlos und beſitzlos geworden, verbanden ſich mit ihnen. Ein allgemeiner Schrecken lag über dem ganzen Lande und wurde beſonders in der Hauptſtadt und deren Umgebungen gefühlt. Unter ſolchen Umſtänden verſammelten ſich die Reichsſtände im Anfange des Jahres 1357 von Neuem. Diesmal wurden ihre Beſchwerden, Forderungen und Vorſchläge in einen großen Akt, **Ordonnance de Reforme** genannt, vereinigt, die der Dauphin zu unterzeichnen genöthigt wurde und von der, obgleich ſie als ein Ganzes nicht zur Ausführung kam, einzelne Beſtimmungen auf den Gang der Verwaltung und Rechtspflege einen langen Einfluß ausgeübt haben. Ein Volk, deſſen Repräſentanten ſich mitten in der größten innern Zerrüttung nicht nur mit der Erhaltung, ſondern ſelbſt mit der Organiſation des Staates zu beſchäftigen Muth und Luſt beſaßen, konnte zwar eine Zeit lang gebeugt, aber nicht gelähmt werden und ließ eine unerſchöpfliche Fülle kräftigen Lebens in ihm vorausſetzen. Das Weſentliche in den Beſchlüſſen dieſes Reichstages war: die Ernennung einer permanenten Kommiſſion, in ſechsunddreißig aus den Ständen genommenen Perſonen beſtehend, ohne welche der Dauphin keinen Regierungsakt zu vollziehen befugt ſein ſollte. Dieſer Kommiſſion wurde das Recht ertheilt, Anleihen zu machen, Auflagen zu erheben, die königlichen Beamten zur Rechenſchaft zu ziehen, die Provinzialſtände zuſammenzuberufen u. ſ. w. Kein Waffenſtillſtand ſollte ohne ihre Zuſtimmung mit dem Feinde geſchloſſen werden. Es wurde ferner beſtimmt, daß alle Geſchenke, welche die Krone ſeit Philipp dem Schönen gemacht, zurückgenommen werden ſollten, daß Niemand fortan mehr als Ein Amt bekleiden, daß dieſe nicht mehr dem Meiſtbietenden überlaſſen würden, daß die geſammte männliche Bevölkerung zu den Waffen greifen, daß es dem Adel während der Dauer des Krieges verboten ſein ſolle, das Königreich zu verlaſſen, daß der Privatkrieg aufhören und die Stände das Recht haben ſollten, die, welche dieſem Verbot zuwiderhandeln würden, zu verfolgen

und zu beſtrafen. Der König und ſeine Beamten ſollten nicht mehr das Recht haben, von den Einwohnern ihre Bedürfniſſe, Lebensmittel, Vorſpann u. ſ. w. (droit de prise) unentgeltlich zu verlangen. Es ſollte erlaubt ſein, ſich ſolchen Anſprüchen mit Gewalt widerſetzen zu dürfen. Ein Theil dieſer Ordonnanz betraf die Abſtellung der im Parlament und der Rechtspflege eingeſchlichenen Mißbräuche. Die Mitglieder dieſes ſouverainen Gerichtshofes, ſchon früh geneigt, ſich für eine über das Volk erhabene Macht anzuſehen, wurden in Bezug auf ihre Gebühren, die Anwendung ihrer Zeit, ihre Prozeduren von dem Reichstage in eine genaue Aufſicht genommen.

Dieſe Reformen des Jahres 1357, ein kühner Verſuch, in dieſe rohe Zeit einige Ordnung zu bringen, waren aus der Ueberzeugung von den Bedürfniſſen des Augenblickes, der Schwäche der Regierung, an deren Spitze der Dauphin, ein neunzehnjähriger kränkelnder Jüngling, ſtand, deſſen bedeutende Fähigkeiten damals noch nicht erkannt wurden, der Verdorbenheit des Hofes und eines großen Theiles der höhern Klaſſen hervorgegangen, konnten aber, obwohl ſich in manchen Einzelnheiten erhaltend, im Ganzen zu keiner dauernden Anwendung gebracht werden. Sie ſtanden mit den Grundſätzen, auf welche die franzöſiſche Nationalität geſtellt worden, mit dem Geiſte ihrer bisherigen politiſchen Entwickelung in einem zu großen Widerſpruche. Das franzöſiſche Volk verdankte bis dahin ſein politiſches Daſein faſt ausſchließend der Monarchie, die durch eine folgerechte Anwendung dieſer Reformen in eine ariſtokratiſche Republik verwandelt worden wäre. Das kapetingiſche Königthum hatte den Staat allmälig aufgebaut, er war auf dieſe Dynaſtie, wie auf einen Felſen errichtet worden und mußte, wenn er dieſen verließ, bevor er eine andere Grundlage gefunden, was erſt in neueſter Zeit und auch da nicht ohne große Stürme und Opfer geſchah, ſich der Gefahr, in dieſem Verſuche unterzugehen, ausſetzen. Es iſt allerdings wahr, daß nicht alle Eigenſchaften der franzöſiſchen Nationalität, die Tapferkeit des Feudaladels, der ſich ſelbſt in den Kreuzzügen verherrlicht und ſein Land ſo lange faſt ausſchließend vertheidigt hatte, die Unabhängigkeit der Städte, in denen die moderne Geſittung ihre erſten ſchwankenden Schritte verſuchte, das, für die Zeit bedeutende intellektuelle Leben, das ſich in den Univerſitäten regte, unmittelbare Leiſtungen des Königthums waren, dieſes aber hatte, indem es alle dieſe Richtungen unter ſeine Leitung nahm, ſich an ihre Spitze ſtellte, da, wo es dieſelben nicht vereinigen konnte, dieſelben wenigſtens ſich gegenſeitig zu zerſtören verhinderte, der Nation ſelbſt einen Halt gegeben, ohne den ſie auseinandergefallen

wäre. Es war alſo nicht wohl möglich, daß in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, während eines verheerenden Krieges, wo ein ſiegreicher Feind im Herzen des Landes ſtand, bei einem Zuſtande, in welchem es für Frankreich noch keine andere politiſche Einheit als die der Monarchie gab, der Staat auf eine ſeinem bisherigen Daſein fremde Grundlage geſtellt werden konnte. Dieſer Verſuch mußte demnach mißglücken. Dieſe Reform war weder von der Geiſtlichkeit noch dem Adel, obwohl einige ſeiner Glieder ſie begünſtigten, ja nicht einmal von den Abgeordneten der Städte, ſondern vorzugsweiſe von Paris ausgegangen, deſſen Bewohner durch die Anweſenheit des Hofes und der Regierung, mehr vielleicht noch durch die in ihren Mauern blühenden Wiſſenſchaften jener Zeit, dem übrigen Frankreich ſehr vorausgeeilt ſein mochten, deren Ueberlegenheit aber, beſonders da ſie mehr moraliſcher als politiſcher Natur war, noch nicht Zeit genug gehabt hatte, ſich in dem Lande eine durchgängige Anerkennung, wie ſpäter geſchehen, zu erringen. Die Reſidenz des Königs war damals noch nicht die Hauptſtadt der Nation, und dieſe Bewegung, von Paris ausgegangen, wo die vorhandenen Uebelſtände am Genaueſten gekannt und am Tiefſten gefühlt wurden, konnte nicht ganz Frankreich mit ſich fortreißen. Hätte die Beſchränkung der Krone, welche die Stände des Jahres 1357 ausſprachen, ſyſtematiſch und dauernd zur Ausführung gebracht werden können, ſo wäre die königliche Macht faſt aufgehoben worden, indem nicht blos die geſetzgebende, ſondern auch die ausführende Gewalt in die Hände der nationalen Repräſentation gefallen wäre. Die Städte, die Geiſtlichkeit, der Adel würden ſich abwechſelnd des Ruders bemächtigt haben. Sie hätten aber, eines allgemeinen und höhern Prinzips entbehrend, denn eine Nation, im politiſchen Sinne des Wortes, die ſelbſt ohne unmittelbar in das Staatsleben einzugreifen, deſſen natürlicher Schwerpunkt iſt und außer und über den Parteien in ihrem Innern ſteht, war bei der noch großentheils vorhandenen Unfreiheit des Landmannes, d. h. der Maſſe des Volkes, nicht vorhanden, ſich gegenſeitig bekämpft, vernichtet, wenn es möglich geweſen, in jedem Falle aber der Entwicklung und Beſtimmung der franzöſiſchen Nationalität geringere Dienſte als das Königthum geleiſtet. Dieſe Gründe, welche die Erhaltung und Erhebung der monarchiſchen Gewalt zu einem Bedürfniß jener Zeit machten, konnten damals allerdings nicht klar begriffen werden, wurden aber dennoch, wie jede Wahrheit, inſtinktmäßig gefühlt und ſetzten ſich einem ihrer Realiſirung feindlichen Treiben, wie von ſelbſt, entgegen. Was bei einer gänzlichen Schwächung der monarchiſchen Gewalt in jener

Epoche aus dem Staate geworden ſein würde, kann aus dem anarchiſchen Streben der verſchiedenen Parteien, die während der Gefangenſchaft des Königs und der Jugend des Dauphin an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten traten, entnommen werden.

Stephan Marcel, der Prevot von Paris und Führer des Bürgerſtandes, fühlte, daß es, um ein Land zu beherrſchen, in welchem die Formen des Feudalweſens noch überall aufrecht ſtanden, eines Kriegers und eines Mannes von hoher Geburt bedürfe, und daß dazu die Häupter einer ſtädtiſchen Gemeinde, ſo viel Muth und Verſtand ſie auch beſitzen möchten, nicht ausreichen konnten. Zu dieſem Ende ward Karl der Böſe aus dem Gefängniß, in das ihn Johann geworfen, befreit und nach Paris geführt. Man erkennt aus der Schilderung des Triumphes, der ihm hier bereitet wurde, dem Einfluſſe, den er bald erwarb, der allerdings vorübergehenden, aber im Augenblicke begeiſterten Anhänglichkeit, die er erregte, der Leichtigkeit, mit der Stephan Marcel, der ſo viel für die Stadt gethan, dieſer neuen Erſcheinung zu gefallen, aufgeopfert wurde, man erkennt aus dieſem Allen, behaupten wir ohne Uebertreibung, ſchon damals den Charakter des Pariſers, wie er ſich bis zu den neueſten Zeiten gezeigt und wie ihn die öffentliche Meinung der ganzen Welt für ſich fixirt hat. — Karl der Böſe verdiente den Zunamen, den ihm die Geſchichte beigelegt hat. Er war ehrgeizig, treulos, grauſam, aber dieſe Laſter hinderten ihn nicht dem pariſer Volke zu gefallen, denn er zeichnete ſich durch eine lebendige und geiſtreiche Geſichtsbildung, durch Feinheit des Verſtandes und vor Allem durch eine beredte und geläufige Zunge aus, ein Vorzug, der ſchon damals von den Pariſern überaus geſchätzt wurde und noch jetzt ihr Urtheil ſo leicht beſticht und ſo oft irre leitet. Der König von Navarra wurde für eine Zeit lang das Idol der pariſer Bevölkerung. — Dieſe Bewegung in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, während Johann's Gefangenſchaft, die der Bourgignons und Armagnacs, der Ligue, der Fronde, der Revolution von 1789, deren Theater vornehmlich Paris war, haben, bei allem Unterſchiede der Zeiten, der äußern Umſtände, der Individuen und des Zieles, auf welches dieſe losgingen, eine innre charakteriſtiſche Aehnlichkeit unter einander, die aus einer unmittelbaren, in den Quellen geſchöpften Kenntniß derſelben dem Leſer von ſelbſt in die Augen ſpringt. Das pariſer Volk zeigt ſich bei allen dieſen Vorfällen im Weſentlichen ungefähr als daſſelbe. Seine Eigenthümlichkeit tritt ſchon im vierzehnten Jahrhundert entſchieden hervor. Es iſt dies übrigens ſo wunderbar nicht, wie man beim erſten Augenblicke, an den Unter-

ſchied der Zeiten und die Lage der Dinge denkend, glauben mag. Jede nationale Individualität entwickelt ſich, ſobald ſie nicht durch die Beimiſchung ihr durchaus fremder Elemente gebrochen wird, ihrer Anlage gemäß, folgerecht aus. Paris hat ſich mehr wie irgend eine andere große Stadt aus ſich ſelbſt emporgearbeitet und trägt in dem ungeheuern Körper, zu dem es allmälig emporgewachſen, daſſelbe Herz, deſſen erſte Schläge ſich zur Zeit Abailard's in den unruhvollen Disputationen der Scholaſtiker und zur Zeit Stephan Marcel's in der demokratiſchen Bewegung ſeiner Bevölkerung zu erkennen gaben. Das innerſte Weſen jedes Organismus und ſeine charakteriſtiſchen Aeußerungen bleiben von dem Augenblicke an, wo er zu einer gewiſſen Ausbildung gelangt, unter allen Umſtänden ſich ähnlich. Die Zeit verwandelt nur ſeine Schale, aber nicht den in ihr verborgenen eigenthümlichen Kern des Lebens.

Ein ſonderbares Schauſpiel that ſich in Paris nach der Rückkehr des Königs von Navarra auf. Die momentane politiſche Bedeutung der pariſer Gemeinde führte auf einmal in die feudale und kirchliche Geſellſchaft des vierzehnten Jahrhunderts Erinnerungen an die demokratiſchen Formen Griechenlands und Roms ein. Das Volk verſammelte ſich in dem Pré aux Clercs und Karl der Böſe hielt eine Rede an daſſelbe, die er lateiniſch anfing und franzöſiſch beendigte, in welcher er ſich gegen die ihm gemachten Anſchuldigungen vertheidigte und ein Bild der Leiden ſeiner überſtandenen Gefangenſchaft entwarf. Man hörte ihm bis zum Abend mit großer Theilnahme zu, und nachdem er wie ein alter Tribun oder Conſul geſprochen, empfing er, wie ein Bettelmönch, von ſeinen Zuhörern Beiträge an Geld, die er zur Vertheidigung des Landes gegen die Engländer anzuwenden verſprach. Zu derſelben Zeit ſprach Stephan Marcel in ähnlichem Sinne, bei der Kirche St. Jacques, und der Dauphin, um ſich zu vertheidigen, bei der großen Halle. Das Volk hörte dieſe und einige minder ausgezeichnete Perſonen abwechſelnd an und ging bald zu dieſer, bald zu jener Meinung über, je nach dem Talente des Redners. Der Dauphin gefiel ihm, ſeiner langen, hagern und blaſſen Geſtalt wegen, am Wenigſten.

Sobald Karl der Böſe, der nicht nur ein Verwandter des königlichen Hauſes, ſondern ſelbſt ein mächtiger Fürſt war, in Paris feſten Fuß gefaßt hatte, ſo wurde Stephan Marcel von ihm in der Gunſt des Volkes bald ausgeſtochen und, ungeachtet ſeines großen Rufes und kräftigen Charakters, ein Werkzeug des Königs von Navarra. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo das pariſer Volk einen ſeines Gleichen einem Prinzen an die Seite geſetzt hätte, ſo-

bald letzterer ſeinen Leidenſchaften ſchmeichelte und ſich um ſeine Gunſt bewarb. Der König von Navarra verlangte, um ſich gegen die Engländer mit Nachdruck rüſten zu können, einen Theil des Königreiches ſelbſt, nicht als Eigenthum, ſondern nur als zeitigen Beſitz. Dieſe Forderung umfaßte mehre der vornehmſten Provinzen. Der Dauphin widerſetzte ſich dieſem Anſinnen, die Univerſität und die Bürgerſchaft erklärte ſich für Karl den Böſen. Der Dauphin, der um dieſe Zeit den Titel eines Regenten angenommen, beſaß kein Geld zur Bezahlung ſeines Kriegsvolkes und konnte ſich ſolches nur durch wiederholte Münzverfälſchung verſchaffen. Die permanente Kommiſſion der Sechsunddreißig, großentheils, obwohl unter Stephan Marcel's Einfluß gewählt, aus Edeln und Geiſtlichen beſtehend, ſchien die Gefahr endlich gewahr zu werden, der das Land durch den Einfluß des Königs von Navarra ausgeſetzt wurde, und dem Regenten einen Theil ſeines verlorenen Anſehens wiedergeben zu wollen, aber die in der Hauptſtadt einmal begonnene Bewegung ſollte von Unordnung zu Unordnung bis zu einem großen Verbrechen fortgeriſſen werden und dann, wie dies gewöhnlich geſchieht, in ſich ſelbſt erlahmen. Die täglich zunehmende Anarchie machte eine große Kataſtrophe unabwendbar. So trat z. B. ein Bürger, dem der Schatzmeiſter des Regenten Geld ſchuldig war, denſelben mit der Bitte um Bezahlung an, wurde aber ſogleich niedergemacht. Marcel, der ein gewaltſames Zuſammenſtoßen beider Parteien für unvermeidlich hielt, befahl den Bürgern blaurothe Mützen, als Erkennungszeichen, zu tragen. Er ſchlug die Anlegung dieſer Farben auch den übrigen Städten vor, von denen jedoch nur wenige dem Beiſpiel von Paris folgten. Während dieſer Zeit flüchteten immer mehr Landleute vor den Räubereien der Soldaten, die das Land durchzogen, nach der Hauptſtadt. Die Lebensmittel wurden theuer und ſelten. Noth und Unordnung ſtiegen auf das Höchſte. In dieſem Augenblicke reizte der Regent ſeine Gegner durch eine neue Münzverfälſchung.

Der König von Navarra, der, ungeachtet der Gunſt des Volkes, dennoch die Partei und beſonders die nächſte Umgebung des Regenten, die aus den angeſehenſten Perſonen des Königreiches beſtand, zu fürchten hatte und, ſo lange dieſe in Paris mächtig war, für ſich keine Sicherheit ſah, veranlaßte den Prevot zu einer unheilsvollen That, die der Gipfel dieſer wilden Bewegung wurde, von dem ſie raſch herabſank. Den Tag, nachdem die Verordnung über die Münzveränderung bekannt geworden, verſammelte Marcel alle Gewerke unter den Waffen. Bei dieſer Gelegenheit wurde ein Mit-

glied des Parlaments, wie dieſe ganze Körperſchaft, als ein Gegner des Königs von Navarra bekannt, in der Straße niedergeſtoßen. Der Prevot begab ſich, die Stimmung des Volkes benutzend, nach dem Palaſte des Regenten. Er verlangte von ihm in heftigen Ausdrücken, daß er endlich der herrſchenden Unordnung ein Ziel ſetzen und ſeine Söldner im Zaum halten ſolle, die das Land umher zur Wüſte machten und Paris mit einer Hungersnoth bedrohten. Der Dauphin, von ſeinen beiden vornehmſten Rathgebern, den Marſchällen der Champagne und Normandie umgeben, erwiederte, daß er hierzu ſehr geneigt ſei, aber der nöthigen Mittel entbehre und daß dies dem obliege, der die öffentliche Macht an ſich geriſſen. Nach einigen von der auf beiden Seiten obwaltenden gereizten Stimmung entflammten Gegenreden brach der Zorn des Prevot hervor und er rief dem Prinzen zu: „Erſtaunt nicht über das, was Ihr ſehen werdet, es iſt nothwendig!“ — In demſelben Augenblicke wandte er ſich zu den Leuten, die ihm folgten, und ſagte: „Vollbringt, was Euch hergeführt hat!“ — Die beiden Marſchälle wurden auf der Stelle niedergemacht. Ihr Blut beſpritzte die Kleider des Dauphin, der den Prevot ihn zu ſchützen bat. Marcel reichte dem Prinzen ſeine blaurothe Mütze, nahm die Kopfbedeckung deſſelben und trug ſie den ganzen Tag über. Gegen Abend kehrte er nach dem Palaſt zurück, und da er den Regenten noch in großer Beſtürzung fand, ſo ſagte er zu ihm: „Was geſchehen, geſchah um ein größeres Unglück zu verhindern. Es war der Wille des Volkes.“

Wenige Tage nach dieſer That erſchien Karl der Böſe von Neuem in Paris. Marcel hatte ihm durch die Ermordung ſeiner beiden vornehmſten Gegner den Weg gebahnt. Er glaubte den König von Navarra für immer an die Sache, die er verfocht, gefeſſelt zu haben. Aber anſtatt dieſe zu fördern, beſchleunigte der Prevot durch ſeine Verbindung mit dieſem Fürſten ſeinen eigenen Untergang. Die in der Stadt noch anweſenden Abgeordneten verließen dieſelbe und mehre Mitglieder der permanenten ſtändiſchen Kommiſſion legten ihre Stellen nieder. Das Parlament erſetzte ſie durch pariſer Bürger. Paris machte demnach den Anſpruch und ſchien wirklich einen Augenblick lang in die Lage geſetzt zu ſein, ganz Frankreich zu leiten. Hier aber ward der ſeit einiger Zeit ſteigende Einfluß der Hauptſtadt plötzlich zum Stillſtand gezwungen. Die Provinzen, die ſich bisher über das, was in Paris gegen die königliche Gewalt geſchehen, gleichgültig gezeigt, begannen jetzt ſich gegen das Treiben der Hauptſtadt und der ſie beherrſchenden Partei zu erklären. Die Pikardie, die vorher ſo lebhaft Partei für den König von Navarra

genommen, weigerte ſich jetzt Geld nach Paris zu ſchicken. Die Stände der Champagne verſammelten ſich. Der Dauphin verließ Paris, ohne daß ihn Marcel daran zu hindern vermochte, und begab ſich in die Mitte jener Verſammlung. Er beklagte ſich hier über den Mord ſeiner beiden Räthe. Die Stände von Vermandois traten ebenfalls auf ſeine Seite. Der Regent hierdurch über den in den Provinzen herrſchenden Geiſt beruhigt, befahl die Stände, die für das Frühjahr nach Paris zuſammenberufen waren, in Compiegne zu verſammeln, um dadurch den Einfluß der Hauptſtadt zu vermindern. Hierdurch wurde Paris iſolirt und ein längerer Kampf zwiſchen zwei ſo ungleichen Gegnern unmöglich gemacht. Die Abgeordneten, die in Compiegne zuſammenkamen, nahmen, um das Volk nicht von ſich zu entfernen, den größten Theil der im vorigen Jahre unter Marce.'s Einfluß, in der Ordonnance de Reforme, gemachten Veränderungen an. Der Prevot fiel, ſobald es klar wurde, daß ſein Werk auch ohne ihn beſtehen könne, alsbald in der Meinung des Volkes. Er ſuchte die Univerſität, die es mit ihm gehalten, zu einer Unterhandlung mit dem Dauphin zu bewegen. Dieſer verlangte, daß ihm die Rädelsführer der begangenen Unordnungen ausgeliefert werden ſollten. Hierauf konnte Marcel, der an deren Spitze geſtanden, natürlich nicht eingehen. Er beſchloß den Krieg fortzuſetzen, die Befeſtigung der Stadt zu vollenden und die Zahl der Söldner zu vermehren.

Während ſo die Partei des Dauphin, zu welcher der größte Theil des bei den Ständen anweſenden Adels gehörte, ſich zu einem neuen Kampfe anſchickte, wurde dieſer ohnedies drangvolle Zuſtand durch den unter den Landleuten um ſich greifenden Geiſt des Aufſtandes geſteigert. Dieſe, durch die Bedrückungen ihrer Herren und die Räubereien des im Lande herumziehenden Kriegsvolkes auf das Aeußerſte gebracht und von dem Schutze, den ihnen in beſſerer Zeit das Königthum und die Städte angedeihen laſſen, entblößt, erhoben ſich gegen ihre Dränger, griffen die umherſchweifenden Soldaten an, brannten die Schlöſſer des Adels nieder, ermordeten die Männer, entehrten die Frauen und nahmen für die erlittenen Unbillen eine grauſame Rache. Man nennt dieſen Aufſtand nach einem den franzöſiſchen Bauern von Alters her gegebenen Spottnamen (Jacques bonhomme) „die Jacquerie.“ Aber wenn die Bürger in ihrem allerdings unmäßigen Anſpruche, das Reich nach ihrem Willen leiten zu wollen, ſcheiterten, ſo führte der Widerſtand der Landleute dieſelben ebenfalls zu keiner Verbeſſerung ihres Looſes, denn ihre Grauſamkeit und Zerſtörungsluſt bewaffnete alle übrigen Stände gegen ſie.

Ihre Befreiung, die, beſonders unter den letzten Königen der ältern Linie, für eine Nothwendigkeit und ein natürliches Recht erklärt worden, wurde unter den innern und äußern Kriegen des vierzehnten Jahrhunderts bedeutend aufgehalten und ſchritt erſt nach deren Beendigung wieder vor. Die Kämpfe der Edeln gegen die Bauern, die beſonders in der Nähe von Paris wütheten und die letzten Hülfsquellen des Landes verzehrten, machten die Verſorgung der Hauptſtadt, die noch keine großen Vorrathshäuſer beſaß, immer ſchwieriger. Daher die ſchwankende Politik Stephan Marcel's, der es bald mit dem aufrühreriſchen Landvolke, bald mit Karl dem Böſen, der, um nicht gänzlich mit dem Adel zu brechen, ſich bei der Bekämpfung der Jacquerie an deſſen Spitze geſtellt, hielt. Nach der Beſiegung des Aufſtandes ſchloß er ſich wiederum feſt an den König von Navarra an, deſſen Reiterei ihm zur Bedeckung des herbeizuſchaffenden Getreides, da der Dauphin die Zufuhr auf der Seine ſperrte, unentbehrlich war. Die Bürger, von immer größerer Noth gedrängt, drangen endlich in den König von Navarra, den Dauphin anzugreifen, um die Verſorgung der Stadt zu erleichtern. Karl der Böſe verließ Paris, hielt aber, anſtatt ſeinen Gegner anzugreifen, mit demſelben eine geheime Zuſammenkunft, in der er ſich mit ihm, unter dem Verſprechen, ihm die Stadt zu überliefern, ausſöhnte. Als dies bekannt wurde, entzogen die Pariſer Karl dem Böſen den Oberbefehl über ihre bewaffnete Macht, den ſie ihm bisher anvertraut hatten. Er ſetzte ſich in St. Denis feſt, wohin ihm der Prevot das nöthige Geld zur Bezahlung ſeiner Söldner ſchickte. Der Dauphin und ſeine Partei boten dem Könige von Navarra eine für die Zeit große Geldſumme, um ihn zu gewinnen, an, er aber entſchied ſich nicht durchaus, hielt beide Theile hin und empfing fortwährend das Geld der Hauptſtadt, ohne für deren Vertheidigung etwas zu thun. Ein Theil ſeiner Söldner, Navarreſen genannt, obgleich aus Leuten aller Nationen beſtehend, war in Paris zurückgeblieben. Das Mißtrauen der Pariſer gegen den König von Navarra machte die Stellung dieſes Kriegsvolkes ſchwierig. Es entſtanden zwiſchen ihm und den Einwohnern häufig blutige Streitigkeiten, bei deren Schlichtung ſich der Prevot gegen die fremden Söldner, nach der Meinung ſeiner Landsleute, zu nachſichtig zeigte. Die Pariſer, der langen Einſchließung überdrüſſig, ungeduldig über die immer hinausgeſchobene Entſcheidung ihres Zuſtandes, zwangen Marcel endlich zu einem Ausfalle, der für ſie unglücklich ablief. Sie legten ihm die Schuld bei. Sein ohnedies ſchon wankendes Anſehen drohte völlig zu ſinken. Von dem Dauphin, der ihm die Ermordung ſeiner beiden Räthe,

ſeinen Einfluß auf die der königlichen Gewalt feindlichen Beſchlüſſe der Stände des vorigen Jahres nicht verzeihen kann, für immer getrennt, von den Bürgern mit Mißtrauen betrachtet, ſieht er am Ende keine andere Rettung als in dem engſten Bunde mit dem Könige von Navarra. Sowie er für dieſen die beiden Marſchälle der Champagne und der Normandie aus dem Wege geräumt, ſo beſchloß er ihm jetzt die Stadt ſelbſt in die Hände zu ſpielen. Den Pariſern verdächtig und von ſeinen eigenen Anhängern verlaſſen, wurde er in dem Augenblicke, wo er Karl dem Böſen das Thor von St. Denis eröffnen wollte, von einem ſeiner frühern Freunde und Genoſſen, in der Nacht des erſten Auguſt 1358, mit einer Streitaxt niedergehauen. So endigte der erſte Anſtifter einer demokratiſchen Bewegung in Paris, der erſte Tribun, den das franzöſiſche Volk gehabt. Die Möglichkeit einer ſolchen Stellung, wie er ſie ſich gegeben, ſo kurz ſie auch gedauert, die Bedeutung, die Paris eine Zeit lang unter ihm gehabt, beweiſen, daß in den Sitten und Verhältniſſen des franzöſiſchen Lebens eine tiefe Veränderung vorgegangen ſein mußte. Marcel war die erſte bedeutende Geſtalt in Frankreich, die weder dem Adel noch der Geiſtlichkeit angehörte. Sein Schickſal war das aller derer, die ihrer Zeit vorgreifen und über ihr Ziel hinausgehen. Seine Laufbahn war kurz, aber äußerſt bewegt und thätig geweſen. Nach der Schlacht von Poitiers befeſtigt er die Hauptſtadt, bewaffnet die Bürger und erzwingt dann von dem Thronerben die Annahme der Ordonnance de Reforme, welche, wenn auch an und für ſich gut, eine mit der Intelligenz jener Epoche unvereinbare Ordnung der Dinge wollte. Durch den Widerſtand, den er in der Verfolgung ſeiner Plane findet, gereizt, zieht er Karl den Böſen aus dem Gefängniß, um ihn dem Hofe entgegenzuſetzen. Um ihn zu feſſeln, tödtet er die Räthe und Freunde des Dauphin. Von den Ständen verlaſſen, ſucht er die Leitung des ganzen Königreiches an die Gemeinde von Paris und demnach unter ſeinen Einfluß zu bringen, indem er die austretenden Mitglieder der permanenten Reichstagskommiſſion mit pariſer Bürgern erſetzt. Der hauptſtädtiſchen Bevölkerung verdächtig geworden, wirft er ſich in die Arme des Königs von Navarra, will ihm Paris überliefern und ihm den Weg zur Regierung, vielleicht zum Throne bahnen. Er hat endlich, in allen dieſen Widerſprüchen wie in einem Netz gefangen, ſeinen eigenen Untergang unvermeidlich gemacht und wird, wie oft in ähnlichen Lagen, von denen verfolgt, mit denen er früher am Engſten verbunden geweſen und für die er am meiſten gethan hatte. Stephan Marcel war eine jener Erſcheinungen, von

denen man nicht ſowohl ſagen kann, daß ſie über ihrer Zeit ſtehen, denn ſolche beherrſchen dieſelbe, als vielmehr, daß ſie dieſer vorangehen. Dieſe Art Doppelweſen, der Gegenwart und Zukunft zugleich angehörend, nehmen faſt immer, auf dieſe oder jene Art, ein tragiſches Ende, und werden, je nach dem Geiſte der Zeit, entweder verhöhnt und verfolgt oder geradezu vernichtet. Es ſind dies meiſt Perſönlichkeiten, die mehr Willen als Urtheil, mehr Thatkraft als umfaſſenden Geiſt beſitzen. Sie ſind ſelten durchaus unſittlicher Natur, obwohl ſie in der Wahl ihrer Mittel, da ſie über ſich und Andere leicht zu täuſchen ſind, häufig ſo erſcheinen. Eine ſolche war Arnold von Brescia in der Kirche des zwölften und Stephan Marcel im Staate des vierzehnten Jahrhunderts. Es war, Alles zu Allem genommen, ein übereilter, aber wirklich kühner Gedanke, mit allen herrſchendrn Mächten jener Zeit, dem Königthume, dem Adel, der Geiſtlichkeit im Widerſpruche, ſich auf eine einzige Gemeinde ſtützen und von dieſer aus ein großes Land leiten zu wollen, und der ihn faßte und einen Augenblick lang ausführte, konnte in der Geſchichte nicht vergeſſen werden.

Der Regent kehrte nach dem Tode Marcel's in die Hauptſtadt zurück und wurde von dem Volke, das ſchon damals ſo leicht von einem Aeußerſten zum Andern überging, mit großem Beifall empfangen. Aber der Zuſtand von Paris und der Umgegend ward durch ſeine Rückkehr keineswegs verbeſſert. Ungeachtet des Waffenſtillſtandes mit den Engländern wurde das Land von ihren Banden fortwährend geplündert und verheert. Der König von Navarra, der, ſeitdem Marcel nicht mehr war, die Unmöglichkeit einſah, die Regierung an ſich zu reißen, der als ein Verwandter des königlichen Hauſes, wenn die Erbfolge in der männlichen Linie umgeſtoßen werden ſollte, durch ſeine Mutter, eine Tochter Ludwig's X., nähere Anſprüche auf den Thron als Eduard III. beſaß, wollte, konnte er die Krone ſelbſt nicht gewinnen, lieber einen Verwandten und Landesgenoſſen, als einen Feind in deren Beſitz ſehen, und verglich ſich mit dem Dauphin, ohne irgend einen andern Vortheil, als die Sicherung deſſen, was er beſaß, in Anſpruch zu nehmen. Um dieſelbe Zeit lief der Waffenſtillſtand mit den Engländern ab, und da die Bedingungen zu einem Frieden, die ſie vorſchlugen, das Königreich auf die Grenzen Ludwig's VI. zurückgeführt haben würden, ſo wurden dieſelben von dem Parlamente und den Ständen verworfen. Das pariſer Volk, deſſen Macht durch den Tod Marcel's gebrochen, aber deſſen Theilnahme an dem Schickſale des Landes nicht erloſchen, und deſſen Geſinnung bei einem Kriege, wo

der Feind im Innern des Landes ſtand, nothwendig von Bedeutung war, verſammelte ſich und rief, als Wilhelm de Dormans, der Generaladvokat des Parlaments, ihm die engliſchen Bedingungen vorgetragen, daß ein ſolcher Frieden nicht möglich und thunlich ſei und daß die ganze Nation zur Fortſetzung des Krieges gegen England entſchieden wäre. — Eduard III. machte einen letzten Verſuch, ſich Frankreichs zu bemächtigen, und zog mit einer ſtarken Heeresmacht gegen Reims, um ſich daſelbſt krönen zu laſſen. Während die Engländer früher mit geringen Mitteln ſo Großes vollbracht, *blieben* jetzt, wo ſie über weit größere Streitkräfte geboten, ihre Anſtrengungen vergeblich. Die Städte, die auf dem Wege zur Krönungsſtadt lagen, vertheidigten ſich, das Landvolk bewaffnete ſich überall, und der einzige Gewinn für die Engländer von dieſem Zuge war eine bedeutende Geldſumme, die der Herzog von Burgund, um ſein Land von der Plünderung und Verheerung loszukaufen, erlegte. Eduard III. rächte ſich für den Widerſtand, den er fand, indem er die Erblande des Königs von Frankreich auf das Schrecklichſte verheerte. Jede Nacht ſahen die Pariſer von der Höhe ihrer Thürme und Mauern ein Feuermeer am Horizont aufſteigen, von dem Städte und Dörfer verſchlungen wurden. Doch wagte der Feind nicht die Hauptſtadt ſelbſt anzugreifen. Die Beharrlichkeit der Engländer ermüdete endlich und Eduard begriff die Unmöglichkeit, ſich zum Herrn dieſes Landes zu machen. In allen Ständen, und beſonders in den niedrigern, hatte der Kampf mit den Engländern ein lebhafteres Bewußtſein der franzöſiſchen Nationalität, als früher herrſchend geweſen, hervorgebracht. Die Großen in beiden Reichen wurden des langen Krieges, der ſchon ſeit vierzehn Jahren dauerte, müde, und im Jahre 1360 wurde endlich, nach mehrmals angeknüpften und wieder abgebrochenen Unterhandlungen, in Bretigny ein Frieden geſchloſſen, durch welchen den Engländern Guienne mit einigen nahe liegenden Landſchaften, aber nicht mehr als ein von der franzöſiſchen Krone abhängiges Lehn, ſondern als ein unabhängiger Beſitz abgetreten wurde. Die wichtigſte Erwerbung für England war jedoch Calais und ſeine Umgegend, die Eduard ſchon im Anfange des Krieges erobert hatte, die aber jetzt förmlich als engliſches Eigenthum anerkannt wurden. Hierdurch kam für lange Zeit der Schlüſſel Frankreichs in die Hände der Könige von England. Das Löſegeld des Königs Johann war jedoch für den Augenblick das größte Opfer, das dem Volke aufgelegt wurde. Die abgetretenen Landestheile entſagten, wie einſt unter Ludwig dem Heiligen, ungern ihrer Verbindung mit der

franzöſiſchen Krone. Der nationale Unterſchied beider Völker, in Charakter, Sitte und Verfaſſung, war ſchon zu groß geworden, als daß nicht eines eine ausgeſprochene Ueberlegenheit des andern für eine Erniedrigung gehalten hätte. Eine Bemerkung iſt jedoch zur Beurtheilung dieſer und anderer Verträge und Abtretungen des Mittelalters nicht überflüſſig. Obgleich z. B. in dieſem Falle Johann ſeinem Feinde mehre reiche Provinzen überließ, ſo trat er eigentlich nichts von ſeinen Erbſtaaten, ſondern nur ſeiner Krone mittelbar angehörige Landestheile ab. Es iſt wahr, daß die großen Vaſallen ſeit Philipp dem Schönen gezwungen worden, die Herrſchaft der Könige im Innern ihrer Gebiete mehr als früher anzuerkennen, daß die Idee einer monarchiſchen Einheit des Landes lebendiger als ſonſt gefühlt wurde, indeſſen war dieſes in der Wirklichkeit immer noch in viele von der Krone in mehr als einer Beziehung getrennte Staaten getheilt, die nur unter kräftigen und wachſamen Königen in die Einheit der Monarchie einzugehen gezwungen wurden, aber, ſobald ſie einen Augenblick lang von dieſem Zwange befreit waren, eine eigene Bahn einzuſchlagen verſuchten. Die Grafen von Cominges, Perigord, Chatillon, Foix, Armagnac u. ſ. w. wurden durch den Frieden von Bretigny von der franzöſiſchen Krone getrennt und traten in die Lehnsabhängigkeit der Könige von England. In den innern Verhältniſſen dieſer Landſchaften aber, der Geſetzgebung, den Sitten und Einrichtungen der Bevölkerung, ging durch dieſen Wechſel des oberſten Lehnsherrn keine weitere Veränderung vor. Man kann deshalb dieſe und ähnliche Abtretungen des Mittelalters nicht mit denen der neuern Zeit an politiſcher Wichtigkeit, an Minderung der Macht des verlierenden, an Vermehrung der des gewinnenden Volkes vergleichen. Keine neue Geſetzgebung, kein neues Steuerſyſtem wurden den Beſiegten auferlegt. Sie wechſelten nur den oberſten Schutzherrn, ihr übriger Zuſtand blieb im Weſentlichen derſelbe, weshalb ſie ſpäter, als nationale Intereſſen über das Lehnsweſen den Sieg davontrugen, die zerriſſenen Bande mit dem Mittelpunkte ihrer Nation ſo leicht wieder anknüpften. In neuern Zeiten, wo die größern Staaten ſich einer kompaktern Einheit erfreuen, wo die einzelnen Theile eines Landes durch eine eigenthümliche Geſetzgebung organiſch mit einander verbunden ſind, wo der Sieger die Ueberwundenen gewöhnlich ganz mit ſich zu verſchmelzen ſucht, ſind ſolche Wechſel der oberſten Herrſchaft, zum großen Unterſchiede vom Mittelalter, nicht nur von politiſcher, ſondern in den meiſten Fällen von nationaler Wichtigkeit.

Ungeachtet der Abtretung von Guienne und Calais und der ungeheuern Summen, die an England zu bezahlen verſprochen worden, ward dieſer Frieden dennoch in Paris mit ungetheilter Freude aufgenommen. Der König Johann kam nach vierjähriger Gefangenſchaft zurück und wurde von den Einwohnern, obwohl ſie ſeinem Mangel an politiſcher und kriegeriſcher Fähigkeit einen großen Theil des erlittenen Unglücks verdankten, mit Begeiſterung empfangen. Johann, ein König im Geiſte der Feudalwelt, nur mit erhöhten Anſprüchen auf die Unterwürfigkeit ſeiner Vaſallen, gefiel dem Volke, das, wie er ſelbſt, beweglich, unüberlegt, kriegeriſch und verwegen, in ſeinem Könige ſein eigenes Bild erkannte. Das größte Uebel, erſt der folgenden Regierung wegzuräumen vergönnt, waren die zahlreichen, durch den Frieden außer Thätigkeit geſetzten Banden von Söldnern, die das Land ſo arg, wie früher der Feind, zu verheeren fortfuhren. Bei ihrer Bekämpfung that ſich zum erſten Male ein Glied des Hauſes Bourbon auf eine in die Geſchichte ſeines Landes eingreifende Weiſe hervor. Jakob von Bourbon griff eine dieſer gefährlichen Schaaren an, unterlag aber und wurde mit ſeinem Sohn und Neffen getödtet. Sowie einſt Robert der Starke, der Ahnherr der kapetingiſchen Dynaſtie, im Kampfe gegen die Normänner, zur Vertheidigung ſeines Landes gefallen war und die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſein Geſchlecht gezogen, ebenſo erwarb jetzt Jakob dem Hauſe Bourbon, dem jüngſten Zweige der Kapetinger, im Kriege gegen dieſe kriegeriſchen Räuber Ruhm. Dieſe Nebenlinie der regierenden Dynaſtie war bis dahin wenig aus ihrem Dunkel hervorgetreten. Wenn die Krone durch den Frieden von Bretigny keinen unbedeutenden Verluſt erlitten, ſo gewann ſie dagegen durch den Tod des letzten Herzogs von Burgund, der ohne Erben ſtarb, dieſes bedeutende Land, das einſt König Robert an ſeinen jüngern Sohn als Lehen verliehen und das ſeit dreihundertſechsunddreißig Jahren von dem Königreiche getrennt geweſen. Anſtatt dieſes Land mit ſeinen Erbſtaaten unmittelbar zu verbinden und deren Kraft zu vermehren, belehnte Johann ſeinen Sohn Philipp, der in der Schlacht von Poitiers an ſeiner Seite gefochten, mit demſelben und ernannte ihn zugleich zum erſten Pair von Frankreich. Von dieſem zweiten Hauſe Burgund ſollte der Krone in der Folge größeres Unglück, als von ihren entſchiedenſten Feinden widerfahren. Da die Summen, die Johann für ſeine Befreiung aus der engliſchen Gefangenſchaft zu bezahlen hatte, nicht auf einmal, ſondern erſt im Laufe mehrer Jahre entrichtet werden konnten, ſo hatte er ſeinen Sohn, den Herzog von Anjou, als

Geißel in England zurückgelaſſen. Als dieſer aber heimlich nach Frankreich entwich, ſo hielt ſich ſein Vater für verpflichtet, in ſein Gefängniß zurückzukehren. Nach der Meinung einiger Zeitgenoſſen war ihm der Anblick ſeines verheerten und geſchwächten Reiches, zu deſſen Erneuerung und Wiederherſtellung er in ſich keine Fähigkeit fühlte, läſtig geworden, Andere geben ihm Schuld, durch die Liebe zu einer Engländerin in dieſes Land zurückgeführt worden zu ſein. Er ſtarb dort plötzlich (1364), nachdem er ſich noch in ſeiner letzten Zeit mit einem Plane zu einem neuen Kreuzzuge beſchäftigt hatte, der bei einigen andern Fürſten Anklang gefunden und durch den er ſeine Macht und ſeinen Ruhm wieder herzuſtellen hoffte. — Der perſönliche Charakter dieſes Fürſten gehörte einer ſchon verſchwundenen Zeit an und ſtand mit den Bedürfniſſen und Forderungen der ſeinigen nicht mehr in Einklang. Er glänzte durch perſönlichen Muth, durch Hang zu Gefahren und Abenteuern, entbehrte aber aller planvollen Klugheit und Umſicht, Eigenſchaften, die einem Regenten jetzt noch nöthiger als früher geworden. Er ſcheint ein ſchwacher, aber edler Charakter geweſen zu ſein, der, was ſo ſelten iſt, ſeines Unglücks ungeachtet, von Freund und Feind mit Nachſicht, ja ſelbſt mit Gunſt, beurtheilt wurde.

Viertes Kapitel.

Die Regierung Karl's V., des älteſten Sohnes und Nachfolgers Johann's, von ſeiner Einſicht und Klugheit auch Karl der Weiſe genannt, war ein Halt- und Ruhepunkt für das unglückliche Land, das unter ihr ſich von den erlittenen Drangſalen befreien und zur Ertragung der ſpäter bevorſtehenden die nöthige Kraft ſammeln ſollte. Ohne dieſe Zwiſchenzeit der Erholung wäre Frankreich in der Kataſtrophe, welche die Schlacht von Azincourt hervorbrachte, vielleicht rettungslos verloren geweſen. Als Karl V. auf den Thron ſtieg, ſtand er in der vollen Blüte des Lebens, denn er war erſt achtundzwanzig Jahre alt. Aber ſeine Geſundheit war, wie man behauptet, durch Gift, das ihm der König von Navarra

beigebracht, ſo geſchwächt worden, daß er kaum eine Lanze halten und nicht ohne Mühe zu Pferde ſteigen konnte. Er war, mehr wie irgend ein anderer Fürſt jener Zeit genöthigt, dieſen Mangel an kriegeriſcher Tüchtigkeit durch eine unerſchütterliche nie ermüdende geiſtige Thätigkeit zu erſetzen. Die drei großen Uebel, an denen das Land litt, und deren Abſtellung ſich der König zur Aufgabe ſeines Lebens geſetzt, waren: die ungeachtet des letzthin geſchloſſenen Friedens immer drohende Macht der Engländer; die wilde, verſchlagene, über die Wahl der Mittel gleichgültige Selbſtſucht Karl des Böſen und die zahlreichen und gefährlichen Soldtruppen, gewöhnlich „Compagnien" genannt. Der Verſtand Karl's V. zeigte ſich darin, wie er dieſe Hinderniſſe, eins nach dem andern, zu entfernen wußte. Mit den Engländern beobachtete er ſo lange, bis er ſich gegen ſie zu erklären hinlängliche Kraft geſammelt, die Bedingungen des Vertrages von Bretigny und fuhr die beſtimmten Raten des für jene Zeit ungeheuern Löſegeldes Johann's (drei Millionen Goldthaler) ihnen regelmäßig auszuzahlen fort. Dem Könige von Navarra widerſtand er anfangs mit den Waffen, um ihn zu einiger Mäßigung zu zwingen, gab ihm dann Geld, deſſen er bei ſeinem wüſten Wandel und ſeinen abenteuerlichen Entwürfen immer benöthigt war, und ließ ihn eine Vergrößerung ſeiner Beſitzungen hoffen. Den Söldnern wußte er außerhalb des Landes ein Feld der Thätigkeit zu eröffnen und dieſelben dadurch für die Heimath unſchädlich zu machen. Zur Ausführung ſeiner Plane bedurfte er aber eines ſtarken und glücklichen Armes und fand einen ſolchen in der Perſon eines armen, aus einer bisher unbekannten Familie ſtammenden Ritters, Bertrand Duguesclin, in der Bretagne geboren. Dieſer iſt der erſte franzöſiſche Kriegsmann geweſen, der den Namen und Ruf eines Feldherrn verdient hat. So lange das Feudalweſen in voller Kraft beſtanden und der König über keine andere Macht als die ſeiner Lehnsmänner gebot, konnte von keiner eigentlichen Kriegsführung und Kriegskunſt die Rede ſein. Die Feudalheere, nur für kurze Zeit und unter den Oberherrn ſehr beſchränkenden Bedingungen dienend, konnten an keine wahre Disciplin gewöhnt werden. Die zahlreichen Mannſchaften, welche die Städte zur Verfügung der Könige ſtellten, litten zwar weniger an dem Mangel, ihre eigenen Intereſſen, ihre beſondere Perſönlichkeit um jeden Preis geltend machen zu wollen, ſie waren in ihren Gemeinden an mehr Unterordnung und Geſetzlichkeit gewöhnt und hegten für ihren oberſten Lehnsherrn und Beſchützer eine größere Ehrfurcht als der Adel, aber ſie konnten ſich noch weniger als dieſer auf längere

Zeit von ihrer Heimath und ihren gewohnten Beſchäftigungen entfernen. Dies waren aber die beiden Elemente der Kriegsmacht jedes Feudalſtaates: die Edeln mit ihren Waffenknechten und die bewaffnete Jugend der Städte. Die Art der Kriegsführung ſelbſt blieb ſich unter dem Einfluſſe des Lehnsſyſtems mehre Jahrhunderte lang, mit ſehr geringen Veränderungen, faſt ganz gleich. Alle Schlachten löſten ſich, wie groß oder gering die Zahl der Kämpfer ſein mochte, in eine Menge von Zweikämpfen auf. Die erſten Zeichen einer Umgeſtaltung in dieſen Verhältniſſen wurden in den Zeiten Philipp Auguſt's und Richard's Löwenherz ſichtbar. Zu ihren, für jene Epoche langen und umfaſſenden Kriegen konnte ihnen die Hülfe ihrer Lehnsleute, welche, ſobald nicht perſönliche Neigung oder eine allgemeine Bewegung ſie fortriß, mehr widerſtrebende als willfährige Inſtrumente ihrer Fürſten waren, nicht genügen. Von dieſem Augenblicke an kamen die Soldtruppen in allgemeinern Gebrauch. Als das Lehnsweſen ſank und das Königthum unter Philipp dem Schönen ſich ſo ſehr erhob, wurden immer mehr Lohnſoldaten angeworben und dieſelben ein immer wichtigerer Beſtandtheil der bewaffneten Macht. Die Söldner bildeten den Uebergang von den Feudalheeren zu dem ſtehenden Kriegsvolke neuerer Zeiten. Erſt mit ihnen wurde die Faſſung allgemeiner Plane, deren Ausführung, kurz, ein wirklicher Fortſchritt in der Kriegskunſt möglich. Das Weſen des Söldners beſtand nicht ſowohl in dem Empfange einer beſtimmten Belohnung, denn ohne dieſe giebt es überhaupt keinen Dienſt. Die Vaſallen des Mittelalters hatten dieſe ein für allemal in ihren Ländereien, die Städte in der Anerkennung ihrer Rechte und dem Schutze, deſſen ſie von den Königen genoſſen, erhalten. Sie alle, wie die volksthümlichen Heere der neueſten Zeiten, wurden bezahlt, ob auf dieſe oder jene Art. Das Charakteriſtiſche in dem Söldner war nicht der Lohn, für den er diente, ſondern ſeine Heimathloſigkeit, das Freiſein von allen natürlichen und angebornen Banden, die den Lohnſoldaten für die Zeit ſeines Dienſtes zum blinden und willenloſen Werkzeuge ſeines Führers machten. So groß auch die Uebelſtände ſein mochten, welche aus dem Gebrauche ſolcher Krieger hervorgingen, ſo war ihre Anwendung, ſo lange es noch keine ſtehenden Heere geben konnte, dennoch ein Fortſchritt, denn mit den feudalen und ſtädtiſchen Mannſchaften allein war ein regelmäßiger Vertheidigungs- oder Angriffskrieg, eine planvolle und verſtändige Führung des Kampfes unmöglich geweſen. Der Söldner, der, ſein Vaterland und ſeine heimathlichen Verhältniſſe gewöhnlich für immer verlaſſend oder von ihnen ausgeſtoßen, unter

die Fahne eines bewährten Führers trat, gab ſich dieſem, ſo lange er glücklich war, meiſt willenlos hin, folgte ihm blind und war, ſo lange der Krieg währte, dem Edeln oder Bürger an militairiſcher Disciplin im Ganzen bei Weitem überlegen. Die Schwierigkeit des Söldnerweſens begann, ſobald der Frieden eingetreten war. Die bewaffnete Mannſchaft des Adels und der Städte kehrte in ſolchem Falle zu ihren gewohnten Arbeiten zurück, während die Miethsſoldaten, die keine ſolche kannten, die Einwohner zu bedrücken und das Land zu verwüſten fortfuhren. — Die erſte Anwendung, die *Karl V.* von ſeinen Söldnern machte, war mit ihrer Hülfe Meiſter des Laufes der Seine zu werden, die von dem Könige von Navarra, der von Neuem zu den Waffen gegriffen und Mantes und Meulan in Beſitz genommen, geſperrt war. Die Navarreſen wurden von Duguesclin geſchlagen. Von engliſchen und gaskogniſchen Abenteurern, wie ſie ſelbſt waren, verſtärkt, ſuchten ſie für ihre Niederlage Rache zu nehmen und den König zu verhindern, ſich nach Reims zur Krönung zu begeben. Es kam bei Cocherel (16. Mai 1364) in der Umgegend von Evreux zu einer Schlacht, in *welcher* Duguesclin durch eine verſtellte Flucht und kluge Benutzung des Terrains den Sieg davontrug und den Feind gänzlich ſchlug. Die Nachricht von dieſem glücklichen Ereigniſſe kam den Tag vor der Krönung in Reims an und Karl, ſonſt ſo gemäßigt im Belohnen und Beſtrafen, legte auf dieſen Sieg ſeines Feldherrn einen ſo großen Werth, daß er ihm die Grafſchaft Longueville, deren Beſitz Duguesclin zu einem der erſten Vaſallen der Krone machte, und die bisher dem Bruder des Königs von Navarra gehört hatte, verlieh. Der König von Frankreich erreichte hierdurch einen doppelten Zweck. Er verband ſich durch dieſen glänzenden Preis den fähigſten ſeiner Feldherrn für immer und bewies, wie ſehr er, große Dienſte zu belohnen, die Mittel und den Willen beſitze. Zugleich ließ er, als oberſter Lehnsherr Karl des Böſen, deſſen vornehmſten Rath Saquenville und einige Franzoſen, die demſelben angehangen, hinrichten.

Der Krieg in der Bretagne zwiſchen dem Herzoge Johann, aus dem Hauſe Montfort, der es von jeher mit den Engländern gehalten, und Karl von Blois, einem Prinzen des franzöſiſchen Königshauſes, der durch die Nichte des verſtorbenen Herzogs, die er geheirathet, Anſprüche auf das Land bekommen, hatte ſchon ſeit Jahren ohne Entſcheidung gewährt und das Land von dieſer Seite her war den Einfällen der Engländer bloßgeſtellt. Karl von Blois, ebenſo tapfer als fromm und ohne perſönlichen Ehrgeiz, war ge=

neigt, einen Theil ſeiner Anſprüche aufzugeben und ſich mit der Hälfte des Herzogthums zu begnügen, aber ſeine Frau, die von einem ältern Bruder des regierenden Herzogs ſtammte und das Ganze verlangte, widerſetzte ſich dieſem Vorhaben. Es kam von Neuem zum Kriege. Der Prinz von Wales oder der ſchwarze Prinz, der in Guienne als ein unbeſchränkter Fürſt waltete, ſchickte dem Herzoge von Bretagne Chandos, den erſten engliſchen Feldherrn, dem ſeine Landsleute die meiſten ihrer Erfolge verdankten, zu Hülfe. Obgleich zwiſchen Eduard **III.** und Karl **V.** Frieden ſtattfand, und der Vertrag von Bretigny von beiden Königen beobachtet wurde, ſo ſetzten ihre Statthalter, Anhänger und Söldner, da wo es ihnen beliebte, den Krieg auf eigene Hand fort, ohne daß dies für eine Verletzung des Friedensſtandes zwiſchen den beiden Kronen gegolten hätte. Duguesclin zog Karl von Blois zu Hülfe. Froiſſart, die lebendigſte Quelle für die Geſchichte jener Zeit, erzählt, daß, als Chandos die Schlachtordnung ſeines Gegners von einem Hügel aus überſah, er ſich über die bei ihr bewieſene Einſicht nicht lobend genug äußern konnte. Chandos gewann, was bei einem nur aus Lehnsleuten zuſammengeſetzten Heere ſchwer geweſen wäre, die Schlacht (bei Auray) durch ſeine Reſerve, die er für einen entſcheidenden Schlag aufbewahrt hatte. Aber die Edeln wollten gewöhnlich nie zu dieſer Reſerve gehören, ſondern wählten ihre Stelle in der Schlachtordnung meiſt ſelbſt, und hielten nur die erſte Reihe des Treffens für ehrenvoll. Das Haupt der franzöſiſchen Partei in der Bretagne, Karl von Blois, fiel im Kampfe und Duguesclin, dem ſein Pferd getödtet, wurde gefangen. Karl von Blois gehörte, ſeinem Charakter nach, noch ganz dem frühern Mittelalter an, und ſtellte eine in der Reihe der damaligen Großen ſchon ſehr ſelten werdende Erſcheinung dar. Er vereinigte in ſich auf eine untrennbare Weiſe, wie einſt Gottfried von Bouillon und Ludwig der Heilige, den Ritter und den Mönch, den Mann der Schlacht und der Kirche. Er hatte die Gewohnheit, jeden Morgen und Abend zu beichten und des Tages vier bis fünf Meſſen zu hören, und ſeine natürliche Unerſchrockenheit wurde ſelbſt in dieſer kriegeriſchen und ſtürmiſchen Zeit, wo dieſe Eigenſchaft ſo häufig und nothwendig war, bemerkt. Man fand, als man den Todten entkleidete, unter ſeiner Rüſtung einen härenen Gürtel, der bis in ſein Fleiſch eingedrungen war. Duguesclin ſah dieſem ſeinem erlauchten Landsmanne keineswegs ähnlich und glich überhaupt nicht dem Bilde, das eine ſpätere Zeit, bei einer geringen Kunde jener Epoche, ſich von ihm entworfen hat. Er war einmal, ebenſowenig wie Bayard und

Turenne von einem edeln Aeußern begünſtigt, und beſaß nichts von dem idealen ritterlichen Geiſte, der manche Helden früherer Jahrhunderte auszeichnete. Duguesclin war vor allen Dingen ein geſchickter und erfahrner Führer von Lohnſoldaten, die er, indem er ihnen ihren Hang zu Ausſchweifungen aller Art nachſah und von ihnen nichts als Tapferkeit und Gehorſam im Kampfe verlangte, an ſich zu feſſeln wußte und denen er die meiſten ſeiner Erfolge verdankte. Er war dabei gutmüthig, freigebig, zugleich aber habſüchtig, ohne Erbarmen für die Leiden des Volkes und im Kampfe voller Liſten und Kunſtgriffe, die dem ritterlichen Sinne früherer Zeiten widerſtrebt haben würden. Das Beſte in ihm war, außer ſeinem bedeutenden kriegeriſchen Geſchick, ſeine Treue für Karl V. und ſeine Liebe zu ſeinem Vaterlande, in denen er nie gewankt hat. Er war übrigens, ſeiner moraliſchen Phyſiognomie nach, ſchon ein ziemlich moderner Charakter. — Nach dem Tode Karl's von Blois kam endlich ein Vertrag zu Stande, vermöge deſſen Montfort im Beſitze der Bretagne beſtätigt wurde und die Witwe ſeines gefallenen Gegners mit den Grafſchaften Penthievre und Limoges, und einer jährlichen Leibrente entſchädigt wurde. Karl V. bewährte auch bei dieſem Vertrage den Ruf ſeiner Einſicht. Denn hätte er den Krieg im Intereſſe ſeines Hauſes, zu dem die Kinder Karl's von Blois gehörten, fortgeſetzt, ſo würden Montfort und ſeine Partei ſich von Neuem in die Arme der Engländer geworfen, und dieſe ſich vielleicht in der Bretagne, wie einſt in der Normandie und wie noch in dieſem Zeitraume in der Gaskogne, feſtgeſetzt haben. Dem erbitterten Kriege, den die Franzoſen und Engländer ſich in der Bretagne unter dem Namen Montfort's und Karl's von Blois, und vermittelſt ihrer Söldner geliefert, während die beiden Könige an ihm keinen Theil zu nehmen geſchienen, folgte jetzt eine mehrjährige Ruhe, deren England ebenſo ſehr wie Frankreich bedurfte.

Aber die größte Laſt, unter der letzteres zu erliegen drohte, da ſie, ohne die möglichen Vortheile des Krieges, alle Uebel deſſelben enthielt, waren die zahlreichen von den kriegführenden Parteien gebrauchten und dann verabſchiedeten Soldtruppen oder Kompagnien. Aus den engliſchen Grenzprovinzen im Süden vertrieben, überſchwemmten ſie ſehr bald das Innere Frankreichs, ſchalteten in demſelben nach Belieben und machten jeden Verſuch, die Wunden des Krieges zu heilen, ſchwer oder unmöglich. Man fand unter ihnen Leute aus faſt allen Ländern, beſonders aber viele Gaskogner, die damals mit den Bretagnern für die am meiſten kriegeriſchen Be-

völkerungen Frankreichs galten, ein Ruhm, den die Provençalen nie beſeſſen und die Normänner bereits verloren hatten. Das Volk, das ſich ſeit der Schlacht von Crecy gewöhnt hatte, in den Engländern den natürlichen und zugleich grauſamen Feind Frankreichs zu erkennen, hielt dieſe Söldner alle für Engländer und der Haß gegen ſie ſteigerte ſich ſowohl durch ihre eigenen Unthaten als die Nation, zu der man ſie zählte. Sie während des Friedens zu beſchäftigen, war unmöglich, ſie zu vertilgen, faſt ebenſo ſchwer. Endlich bot der Zuſtand Spaniens ein Mittel, ſich dieſer wilden Gäſte zu entledigen. In Kaſtilien regierte damals Peter der Grauſame, der ſeine Frau, eine Schweſter der Königin von Frankreich, vergiften, ſeine meiſten Verwandten umbringen ließ, der den Adel verfolgte, die Güter der Kirche in Beſchlag nahm und ſeinen natürlichen Bruder Heinrich von Transtamare zur Flucht zwang. Dieſer rief Karl V. um Hülfe an und hoffte, daß er das an der Schweſter ſeiner Frau begangene Verbrechen rächen würde. Karl V. beſtimmte die Söldner gegen den König von Kaſtilien und dieſe, die am Ende bei fortgeſetztem Aufenthalte die Erbitterung der Einwohner zu fürchten hatten, widerſetzten ſich dieſem Rufe nicht. Duguesclin, der den Kompagnien alle ſeine Erfolge verdankte, und dem dieſe ſehr ergeben waren, genoß eines ſo großen kriegeriſchen Ruhmes, daß er, in der Schlacht von Auray in die Hände der Engländer gefallen, für eine große Summe ausgelöſt wurde, zu deren Herbeiſchaffung ſich der König von Frankreich, der Papſt und Heinrich Transtamare verbanden. Duguesclin begab ſich zuvörderſt mit ſeinen Soldaten nach Avignon und zwang hier dem Papſt unter dem Vorgeben, die Mauren in Spanien bekämpfen zu wollen, eine bedeutende Summe ab. Peter der Grauſame, von ſeinen Unterthanen ebenſo ſehr wie von ſeiner Familie gehaßt, ward vertrieben und flüchtete nach Guienne, wo er von dem ſchwarzen Prinzen aufgenommen wurde. Dieſer, der ſich einſt ſo früh durch große kriegeriſche Erfolge hervorgethan und ſich in ſeiner kleinen Souverainetät von Guienne in der Enge fühlte, ergriff dieſe Gelegenheit, die ihm einen neuen Thatenruhm bot. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm nicht, dieſes Land unmittelbar ſelbſt anzugreifen. Er beſchloß ſich gegen Don Heinrich, der von Karl V. begünſtigt wurde, zu erklären und Peter den Grauſamen auf den Thron zurückzuführen. Don Heinrich zog ihm entgegen, ward aber bei Najara (1367) geſchlagen und Duguesclin bei dieſer Gelegenheit zum zweiten Male gefangen genommen. Der ſchwarze Prinz hatte dieſen Sieg ebenfalls mit Lohnſoldaten, ohne die übrigens damals überhaupt kein

Krieg möglich war, erfochten. Der König von Kaſtilien konnte die Verſprechungen, die er dieſem wilden Kriegsvolke gemacht, nicht erfüllen. Daſſelbe verbreitete ſich von Neuem über Guienne, warf ſich auf das Innere Frankreichs und verheerte das Land bis in die Umgegend von Paris.

Ungeachtet des Sieges über Don Heinrich und Duguesclin hatten ſich die Angelegenheiten der Engländer nicht verbeſſert. Das Nationalgefühl ihrer Unterthanen in Gaskogne, die mit ihrer Herrſchaft nie vollkommen zufrieden geweſen, war von der Härte und dem Stolze des Prinzen von Wales häufig verletzt worden. Die Gaskogner, die ſich dem Unternehmen gegen Don Heinrich angeſchloſſen, waren in traurigem Aufzuge nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt und hatten keine ihrer Hoffnungen erfüllt geſehen. Mehre der einheimiſchen Großen waren gezwungen geweſen, ihr Gebiet dem Durchzuge der engliſchen Söldner zu eröffnen. In dieſem Augenblicke legte der Prinz, der dieſe üble Stimmung gewahrte, anſtatt die Unzufriedenen zu gewinnen, eine neue Steuer auf alles Grundeigenthum und erregte hierdurch allgemeinen Haß. Die Gaskogner richteten ihre Blicke auf den König von Frankreich, der ſeine Kriegsleute ſo wohl zu belohnen verſtand, der ſich ſeinen Gegnern, wenn ſie ſich ihm nähern wollten, ſo verſöhnlich zeigte, der mehre der einheimiſchen Edeln reich und groß gemacht hatte. Sie ſchickten eine Deputation nach Paris, führten über den ſchwarzen Prinzen Klage und verlangten von Karl V., als ihrem Schutzherrn, Abſtellung ihrer Beſchwerden. Dieſer, zum Kriege nicht vorbereitet, hielt ſie eine Zeit lang mit Verſprechungen und Geſchenken in Paris feſt, und ſandte endlich (1369) einen Ritter und einen Rechtsgelehrten nach Bordeaux, die dem ſchwarzen Prinzen den Befehl des Königs, als ſeines Lehnsherrn, eröffneten, ſich in der Hauptſtadt vor dem Gerichtshofe der Pairs, gegen die von ſeinen Vaſallen angebrachten Beſchwerden zu vertheidigen. Der Prinz von Wales nahm die ihm zugekommene Weiſung mit dem Stolze des Siegers auf, der ſeine Gegner ſo oft hatte vor ſich fliehen ſehen. Einmal hatte Johann im Frieden von Bretigny der Oberherrlichkeit über Aquitanien, der uralte Name, der von Neuem in der Benennung der engliſchen Beſitzungen im Südweſten Frankreichs aufgelebt war, entſagt, und dann würden, wäre dies auch nicht der Fall geweſen, die Engländer damals eine Ueberlegenheit der franzöſiſchen Krone auf keine Weiſe anerkannt haben. Nichts beweiſt mehr den Verfall des Feudalgeiſtes und den Beginn einer neuen Ordnung der Dinge, als die ſo veränderte Stellung der beiden erſten Erbfürſten der Chriſtenheit,

in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Die einzige Ueberlegenheit der Könige von Frankreich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert über ihre engliſchen Nebenbuhler war das Verhältniß der Oberlehnsherrlichkeit geweſen, die erſtere nicht über England, aber über deſſen Beſitzungen auf dem Feſtlande ausgeübt hatten. Da nun der König von England, obgleich als ſolcher dem Könige von Frankreich gleich, als Herzog der Normandie, Guienne, als Graf von Poitou u. ſ. w. ſein Vaſall war, ſo verlieh dies dem Könige von Frankreich, bei aller politiſchen Schwäche, über ſeinen Gegner eine formelle Ueberlegenheit, die durch den Geiſt des Lehnsſyſtems zu einer moraliſchen erhoben wurde. Wir haben oben öfters darauf aufmerkſam gemacht, wie ſehr die Könige von England ihren franzöſiſchen Nebenbuhlern bis zu Philipp Auguſt überlegen waren. Deſſen ungeachtet wuchs die Macht der letztern beſtändig, die zuletzt den größten Theil der engliſchen Continentalbeſitzungen mit ihrem Reiche vereinigten. Der Grund hiervon lag vornehmlich in dem Einfluſſe, den die Grundſätze des Lehnsrechtes auf die Politik des frühern Mittelalters ausübten. Der feudale Oberherr konnte weniger mächtig als ſein Vaſall ſein, das Recht gab dem erſtern eine in dem Bewußtſein jener Zeit tief begründete Ueberlegenheit. Sobald ein König von England auf den Thron ſteigt, ſo beeilt er ſich dem Könige von Frankreich für ſeine Lehne auf dem Feſtlande zu huldigen. Er thut dies allerdings nicht als Beſitzer der engliſchen Krone, aber der Herzog der Normandie, der Graf von Anjou und der König von England ſind dieſelbe Perſon. Die anerkannte Abhängigkeit des einen wirft einen zweifelhaften Schein auf die Unabhängigkeit des andern. Als Philipp Auguſt den König Johann für den an Arthur verübten Mord vor das Gericht der Pairs laden läßt, verlangen die engliſchen Unterhändler ein freies Geleit für ihren Herrn. „Er kann ſicher herkommen" — antwortete Philipp. „Aber wird er auch ohne Hinderniß zurückkehren können?" — fragten die Biſchöfe, Johann's Geſandte. „Wenn es ihm das Urtheil ſeiner Pairs erlaubt" — erwiederte Philipp. — Die Geſandten fuhren fort: „Der König von England iſt ein geſalbtes Haupt, Niemandem unterworfen. Der Herzog der Normandie iſt allerdings euer Vaſall, aber beide Stellungen ſind in derſelben Perſon vereinigt. Wie ſie unterſcheiden? Wenn der Herzog der Normandie verurtheilt wird, ſo iſt es zugleich der König von England." — Hierauf antwortete Philipp Auguſt im Geiſte des Lehnsrechtes: „Die Normandie hängt von meiner Krone ab. Man weiß ſehr wohl, daß einer ihrer Herzöge einſt England mit Gewalt

an ſich gebracht. Wenn der Vaſall ſich ausdehnt und mächtig wird, ſoll ſein Oberer ſein Recht verlieren? Unmöglich!" — Die Ueberlegenheit des Oberherrn über den Mannen war im Feudalſyſtem nicht auf den Beſitz einer größern Macht, ſondern auf den eines höhern Rechts baſirt, eine in ihrer Anwendung allerdings oft verkehrte Vorſtellung, die aber gleichwohl ihrem innerſten Weſen nach durchaus ſittlicher Natur war. Auf dem religiöſen Boden jener Zeit machte ſich ein ähnliches Princip geltend. Die Idee von der höhern Berechtigung des Papſtthums wirkte zuweilen ſelbſt dann, wenn der geiſtliche Oberherr aus ſeinem Sitze vertrieben, flüchtig, nicht wußte, wo er ſein Haupt niederlegen ſollte, daß er gleichwohl Könige ein- und abſetzte. So verſchieden auch der Urſprung dieſer beiden Fiktionen iſt, ſo war ihnen dennoch der große Grundſatz gemein, daß das Recht über der Macht ſtehe, der im Mittelalter, im Einzelnen unaufhörlich verletzt, im Ganzen aber dennoch anerkannt wurde und der dieſe Epoche ſo tief vom Orient und dem Alterthume unterſcheidet. — Die Könige von Frankreich verdankten lange, wie die römiſchen Biſchöfe, ihre Erhaltung und die Vermehrung ihrer Gewalt, ehe letztere zu einer unumſtößlichen Thatſache geworden, dieſer Fiktion einer oberſten Hoheit, die mit ihrer wirklichen Macht in keinem Verhältniſſe ſtand. Indem ſie aber die Herrſchaft der feudalen Ideen im Innern ihres Reiches minderten, die Rechte ihrer Vaſallen gering achteten und ſich unumſchränkt zu machen ſuchten, ſchwächten ſie das Lehnsſyſtem überhaupt und damit die Abhängigkeit, in der die Könige von England zu ihnen ſo lange geſtanden hatten. Die meiſten engliſchen Könige aus dem normänniſchen Stamme waren mächtiger als Eduard III. und faſt immer in Streit mit den Königen von Frankreich verwickelt geweſen. Gleichwohl war es ihnen nicht eingefallen, ihren Gegnern einen Kampf auf Leben und Tod zu bereiten. Selbſt Eduard hatte noch Philipp von Valois gehuldigt. Seine Anſprüche auf die franzöſiſche Krone ſelbſt, aus einem ihm von ſeiner Mutter übertragenen Rechte hergeleitet, bewieſen, ſo unbegründet ſie auch ſein mochten, wie ſehr die Ideen des Lehnsrechtes im Ganzen und Großen noch galten, denn das Bewußtſein höherer Fähigkeiten und größerer Hülfsquellen ſchien dem Könige von England, deſſen Staat und Volk in jenem Augenblicke dem ſeines Gegners überlegen war, zur Beſitznehmung des Thrones nicht hinreichend zu ſein. Die Könige von Frankreich hatten mehr als andre Fürſten die Fiktionen des Lehnsſyſtems erſchüttert. Sie trugen im vierzehnten Jahrhundert, nachdem ſie dieſen Zauber, der ihnen ſelbſt einſt ſo nützlich

geweſen, zerſtört, die Schuld ihres Umſichgreifens. Da ihr Beginnen aber der Entwickelung der Geſittung, dem endlichen Ziele der Menſchheit, gegen deſſen abſolutes Recht ſich kein beſonderes auf die Dauer geltend machen kann, förderlich war, ſo ging ihre Krone aus dem Kampfe gegen England, gegen deſſen Gefahr ſie eine gewiſſenhaftere Beobachtung der Rechte und Pflichten des Feudalweſens geſchützt haben würde, am Ende ſiegreich und unter Karl VII. und Ludwig XI. mit vermehrter Macht hervor.

Karl V., der keineswegs ein Feudalfürſt im Sinne des elften und zwölften Jahrhunderts war, wußte ſehr wohl, daß das letzte der engliſchen Lehne, Aquitanien, im Vertrage von Bretigny ein freies Eigenthum Eduard's III. geworden, aber er hielt ſich jetzt für mächtig genug, um ſeinem gealterten Gegner, der auf ſeinem früher errungenen Lorbeer eingeſchlummert war, trotzen zu können. Zugleich zeigten die franzöſiſchen Vaſallen des engliſchen Königs eine entſchiedene Neigung, ihr altes Verhältniß mit Frankreich wieder anzuknüpfen. Karl V. that, als wenn ſeine Anſprüche auf die Oberherrſchaft über Guienne den König von England nicht berührten und den zwiſchen ihnen beſtehenden Frieden nicht ſtörten, wozu die Art unabhängiger Souverainetät, die der Prinz von Wales in jenem Lande ausübte, einen ſcheinbaren Grund lieferte. Karl V., der ſich nicht an die Spitze ſeiner Heere ſtellte, wußte ſich durch ſeine ruhige und umſichtige Thätigkeit allmälig ein entſcheidendes Uebergewicht über ſeinen Gegner zu verſchaffen. Er leitete überall in den engliſchen Continentalbeſitzungen Verbindungen mit den Unzufriedenen ein und ſandte endlich Duguesclin mit einem Heere gegen den durch Englands Hülfe wieder auf den Thron geſetzten König von Kaſtilien ab. Don Heinrich hatte dem Könige von Frankreich eine große Flotte zur Bekämpfung der Engländer verſprochen. Peter der Grauſame wurde geſchlagen und von ſeinem eigenen Bruder ermordet. Kaum war Heinrich von Transtamare durch die Schlacht von Montiel (1369) wieder auf den Thron geſetzt worden, als Karl V. ſich offen gegen England erklärte. Er kündigte Eduard III., der mit einem Male wie aus einem langen Schlummer zu erwachen ſchien, Krieg an, verſammelte die Reichsſtände, welche den Vertrag von Bretigny aufhoben, und ließ durch den Gerichtshof der Pairs, der ſeit Philipp Auguſt den Königen durch ſeine unbeſtimmte, von ihrem Willen abhängige Zuſammenſetzung und durch ſeine von ihnen geleiteten Urtheilsſprüche, ſo große Dienſte geleiſtet, die Beſchlagnahme von Aquitanien ausſprechen. Seit langer Zeit hatte Karl, durch ſeinen Einfluß auf den päpſtlichen Hof in Avignon, die geiſt-

lichen Würden in den den Engländern unterworfenen Provinzen Südfrankreichs mit ihm ergebenen Perſonen beſetzen laſſen. Als der Krieg begann, erklärten ſich die meiſten Biſchöfe und Aebte jener Landestheile für Karl, den ſie als ihren natürlichen Herrn anſahen. Letzterer ging ſo weit, während des Lebens des Siegers von Crecy und Poitiers, den Plan eines Einfalles in England verbreiten zu laſſen, mit dem es ihm wahrſcheinlich nie Ernſt geweſen iſt. Die Engländer, die einmal das Volk gegen ſich hatten und den König von Navarra, den alten Feind der franzöſiſchen Krone, zu gewinnen vernachläſſigten, verloren, ungeachtet zweier großen Heere, die ſie nach Frankreich ſchickten und die das Land, ohne eine Gelegenheit zu einer Schlacht zu finden, durchzogen und verheerten, ihre ſämmtlichen franzöſiſchen Continentalbeſitzungen bis auf Calais, Bayonne und Bordeaux. Eduard III. war von langer Ruhe und Hange zu ſinnlicher Luſt ermattet, ſein tapferer Sohn, der ſchwarze Prinz, ſtarb um dieſe Zeit (1376), und der Erbe der Krone, nachmals Richard II., war noch ein Kind. Die Macht Englands ſank ſichtbar, und von den Vortheilen, welche die Siege von Crecy und Poitiers erworben, ſollte bald nichts, als die allerdings große Erinnerung übrig bleiben. Zu ſpät hatten die Engländer die Hülfe Karl des Böſen, des eingefleiſchten Feindes Karl's V., mit einigen Abtretungen erkaufen wollen. Dieſer ſelbſt ſah ſeine Künſte und Ränke allmälig ihre Kraft verlieren, ſeine Hoffnungen auf Vergrößerung getäuſcht, ſeine angeſtammten Beſitzungen gemindert, ſeinen Ruf und ſein Glück zugleich vernichtet. Dieſer Fürſt, der ſeinem Charakter nach außer ſeiner Zeit ſteht und die allgemeine Phyſiognomie eines klugen, verſchlagenen ſich über alle ſittlichen Rückſichten ſtellenden Individuums trägt, ging zuletzt an der planvollen Klugheit ſeines geduldigen und unermüdlichen Gegners zu Grunde. Der bedeutendſte Sieg, den Karl V. in der letzten Zeit über Eduard III. davontrug, war die Vermählung ſeines jüngern Bruders mit der Erbin von Flandern. Der König von England hatte dieſe Fürſtin, die ihrem Gemahl einen ſo bedeutenden Zuwachs von Macht verſchaffen konnte, lange mit einem ſeiner Söhne zu verbinden geſucht. Karl wußte den Papſt für ſich zu gewinnen und unter dem Vorwande zu naher Verwandtſchaft den Plan ſeines Feindes zu verhindern, obgleich bei ſeinem Bruder daſſelbe Hinderniß ſtattfand.

Karl V. hatte gegen das Ende ſeiner Regierung ſeine Krone, die durch die Schlachten von Crecy und Poitiers, die Gefangenſchaft Johann's, die Ränke Karl des Böſen, den offenen Widerſtand der

pariſer Gemeinde tief geſunken geweſen, ſo ſehr erhoben, daß dieſe Wiederherſtellung von ſeinen überraſchten Zeitgenoſſen als eine Art Wunder betrachtet wurde. Der Papſt, die Könige von Kaſtilien und Schottland ſahen ihn als ihren Beſchützer an. Er hatte Heinrich von Transtamare auf den Thron geſetzt, und indem er Eduard III. in Frankreich beſchäftigte, ihn von ſeinen Planen auf Schottland abgezogen. Als Bruder des künftigen Grafen von Flandern hatte er ſeinen Einfluß auf den Norden, als Freund der in der Lombardei mächtigen Viskonti auf den Süden ausgedehnt. Die Könige von Aragonien und Ungarn bewarben ſich um ſeine Freundſchaft. Der Kaiſer von Deutſchland beſuchte ihn in Paris und verlieh dem Dauphin den Titel eines Königs von Arles. Sogar der Sultan von Bagdad ſandte an ihn, als an den erſten Fürſten des Abendlandes, eine Geſandtſchaft. Er blendete die Fremden durch ſeine Bauten und die Anhäufung vieler weit hergeholter koſtbarer Seltenheiten. Er begann den Bau der Baſtille oder Citadelle von Paris und errichtete in ihrer Nähe einen prächtigen Palaſt, das Hotel St. Paul genannt, deſſen Einrichtungen in jener Zeit, die ſich nicht auf Bequemlichkeit, aber wohl auf Pracht verſtand, allgemein bewundert wurden. — Sowie unter ſeinem Vater Johann einige vorzügliche lateiniſche Autoren, wie Cäſar, Salluſt, Livius, Lukan, ſo wurde unter Karl V. die geſammte Bibel in die Landesſprache übertragen. Der eigentliche Anfang einer nationalen Literatur in einer ſich allmälig ausbildenden Proſa wird um dieſe Zeit von Froiſſart, der unter Johann und Karl lebte, gemacht. In dieſem Schriftſteller erſcheinen zum erſten Male alle Vorzüge und Mängel der ſpätern franzöſiſchen Schriftwelt. Anmuth und Bewegung in der Form, die Fähigkeit, alle äußere Verhältniſſe ſchnell zu begreifen und trefflich darzuſtellen, neben Mangel an Tiefe und ſchöpferiſcher Phantaſie, und eine eigenthümliche ſittliche Gleichgültigkeit, ſowie überhaupt der vorherrſchend proſaiſche Charakter dieſer Nation, treten in Froiſſart ſchon in ihrer ganzen Stärke auf. Als Erzähler iſt er unter ſeinen Landsleuten, wie es uns ſcheint, von Niemandem übertroffen worden und als ein durchaus originelles Talent überhaupt unvergleichlich. — Die Erneuerung der franzöſiſchen Macht durch die Thätigkeit und den Verſtand dieſes Königs war jedoch in mancher Beziehung mehr ſcheinbar als wirklich. Die Wunden, welche jene langen und zerſtörenden Kämpfe geſchlagen, waren unter dieſer Regierung mehr leicht vernarbt als wirklich geheilt worden. Das Land war von Abgaben erdrückt und Handel und Kunſtfleiß, die ſich im dreizehnten Jahrhundert, ſo weit es die

allgemeine Lage der Welt verſtattete, zu erheben angefangen, waren in den furchtbaren Kriegen unter Philipp von Valois und Johann in ihrem erſten Emporblühen zerknickt worden. Das königliche Anſehn war durch Karl V. allerdings wiederhergeſtellt und ein Schein von Macht und Größe über Alles, was von ihm ausging, verbreitet, aber die Verarmung und Erſchöpfung des Volkes mehr verhüllt als abgewendet worden. Die ſittlichen Verhältniſſe des Lebens hatten durch jenen erbitternden und verheerenden Krieg ebenfalls nicht wenig gelitten und die Kirche war durch das böſe Beiſpiel des päpſtlichen Hofes in Avignon in ſich ſelbſt und in der Meinung der Welt zugleich geſunken. Zwei beachtenswerthe Ereigniſſe, von denen das eine nur Frankreich, das andere ganz Europa berührte, fielen in das Ende dieſer bedeutenden Regierung: der Aufſtand in der Bretagne und das päpſtliche Schisma.

Es herrſchte in den franzöſiſchen Provinzen, die der König nicht unmittelbar ſelbſt regierte, theils durch das Unglück der Zeiten, theils durch die Bedürfniſſe ſeines Schatzes und die Härte ſeiner Statthalter und Beamten herbeigeführt, eine allgemeine Unzufriedenheit, die in einigen derſelben, wie in Languedoc, zu blutigen Aufſtänden führte, die aber durch die wachſame, aus Strenge und Nachſicht gemiſchte Autorität dieſes Fürſten ohne bedeutenden Nachtheil wieder geſtillt wurden. In der Bretagne jedoch, die noch unter beſondern Fürſten ſtand, ſchlug die lange genährte Flamme der Unzufriedenheit zu einem offnen Kriege auf. Johann von Montfort, der Herzog dieſes Landes, der nur durch Hülfe Englands auf den Thron gekommen, hatte das Bündniß mit Eduard III., ungeachtet des Sinkens der engliſchen Macht, nie aufgegeben und im Jahre 1378 den Engländern die Stadt und das Schloß von Breſt zu öffnen verſprochen, ſchon damals einer der erſten feſten Plätze jener Gegend. Der König, dieſem Hauſe überhaupt abgeneigt, ſah Montfort's Verfahren als einen Treubruch an, lud den Herzog vor das Parlament, bewilligte ihm kein freies Geleit und ließ endlich von den Pairs die Vereinigung dieſes Landes mit Frankreich ausſprechen. Wenn die Bretagne den Montforts genommen werden konnte, ſo mußte ſie vermöge eines Vertrages, den Karl V. vierzehn Jahre vorher ſelbſt anerkannt hatte, an die Erben Karl's von Blois fallen. Die Bretagne, ihrem Fürſten nur wenig zugethan, hing mit Begeiſterung an ihren beſondern Geſetzen und Sitten, deren Erhaltung ſie durch eine Vereinigung mit der franzöſiſchen Krone gefährdet ſah. Die franzöſiſche Nationalität war damals, als allgemeine Macht, noch zu wenig entwickelt, um das Leben einer ſo kräftigen,

eigenthümlichen Provinz, wie dies hundert Jahre ſpäter geſchah, in ſich aufnehmen zu können. Die Stände der Bretagne widerſetzten ſich und riefen Englands Hülfe an. Zwei Prinzen des königlichen Hauſes, die Karl gegen die Bretagner ſchickte, kehrten unverrichteter Sache zurück. Duguesclin ſelbſt, obgleich er den Dienſt des Königs der Liebe ſeiner Landsleute vorgezogen, ward Erſterm verdächtig und fiel einen Augenblick lang in Ungnade. Ein engliſches Heer kam dem Herzoge Johann von Montfort zu Hülfe und drang in Frankreich ein. Karl V. beobachtete dieſelbe Politik, die ihm ſchon früher gegen die Engländer ſo gute Dienſte geleiſtet. Er ließ die Mauern der Städte bewachen, den Feind auf allen Seiten beobachten und ſtellte ihm kein Heer entgegen. Dieſer Krieg wurde unter ſeiner Regierung nicht entſchieden. Aber die kirchlichen Verhältniſſe wurden gegen das Ende ſeines Lebens noch verwickelter und es begann jene lange Reihe von Widerſprüchen, gegenſeitiger Beſchuldigungen, Streitigkeiten und Unordnungen, die das Papſtthum und die Kirche in den Augen der Völker herabſetzten und mit gänzlicher Zerſtörung bedrohten. Die lange Anweſenheit der Päpſte in Avignon begann ihre Macht in Italien, ihrem Stammſitze, zu ſchwächen. Sie kehrten endlich nach Rom zurück. In Avignon wäre dieſe Inſtitution auf die Länge zu Grunde gegangen. In der Perſon Urban's VI. war bei dem erſten wieder in Rom gehaltenen Conklave ein Italiener gewählt worden. Die maßloſe Strenge, die er unter dem Vorwande, die Kirchenzucht zu verbeſſern, gegen die Kardinäle ſelbſt in Anwendung brachte, veranlaßte einen Theil derſelben ſeine Wahl für ungültig zu erklären, und Robert von Genf, den Sohn eines Grafen von Genf, bisher nur als ein ziemlich rauher Kriegsmann bekannt, der den Namen Clemens VII. annahm, ihm entgegenzuſtellen. Dieſer Gegenpapſt nahm einige Banden Söldner in ſeine Dienſte und ſchlug ſeinen Sitz in Avignon auf, während Urban in Rom blieb. Karl V., der Politik ſeiner Vorfahren treu, ſuchte das Papſtthum in Abhängigkeit von ſeiner Krone zu erhalten und erkannte Clemens VII. an. Der politiſche wie der kirchliche Sitz des Papſtthums war aber nothwendig Rom, wo die Päpſte von kleinen Staaten umgeben, in einem beſtändig durch Parteien zerriſſenen Lande, den großen Mächten fern, freier athmen und bei vorkommenden Gefahren, durch die Nähe des Meeres, in der Flucht, wie mehrmals geſchehen, eine augenblickliche Rettung finden konnten. Die Univerſität von Paris, „die älteſte Tochter unſerer Könige,“ wie die ſpätern franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſo oft ſagen, die ſeit Philipp dem Schönen mit dem Königthume im engſten Bunde ge-

ſtanden, war diesmal in ihrem Erkenntniß über die Rechte der beiden päpſtlichen Nebenbuhler getheilt. Deutſchland, England, Ungarn, Aragonien und Flandern erkannten Urban VI. an. Italien war ihm, als Sohn des Landes, ohnedies geneigt. Die populairſten Kleriker jener Zeit und die berühmteſten Rechtsgelehrten erklärten ſich für ihn. Seine moraliſche und politiſche Macht war unendlich größer als die ſeines Gegners. Karl V. hatte über einem augenblicklichen Vortheile für ſeine Krone, wie die Anweſenheit eines Papſtes in Avignon war, den Nachtheil überſehen, den ſeine Anerkennung Clemens' VII. für ihn hervorbringen konnte. Auf keinen Fall konnte Frankreich auf die Dauer ſich von der Ueberzeugung des übrigen Europa trennen, oder ſich derſelben mit Erfolg entgegenſetzen. Dieſes Schisma erneuerte einigermaßen das während der avignoniſchen Päpſte in den Hintergrund getretene Intereſſe an den höchſten kirchlichen Verhältniſſen, obgleich nicht zu deren Vortheil, denn die Löſung der geiſtlichen Frage erſchien dabei als von den politiſchen Verhältniſſen abhängig gemacht. Karl V. erlebte nicht die Schlichtung dieſes Zwieſpaltes. Er ſtarb im Jahre 1380, in der Blüte des Alters, im vierundvierzigſten Lebensjahre. Wenn man, ohne dieſen Umſtand zu kennen, oder ohne an ihn zu denken, ſich ein Bild dieſes Königs nach dem, was er gethan, entwirft, ſo wird ihn die Phantaſie eher mit den Zügen des Greiſes, als denen des Mannes bekleiden, der Verſtand aber den Zunamen des „Weiſen," den ihm ſeine Zeitgenoſſen beigelegt, gerecht finden. Karl gehörte, mit ſeinen Vorfahren verglichen, durchaus der neuern Zeit an. In ihm tritt zum erſten Male in Frankreich der Typus eines modernen Königs hervor. Er regiert von ſeinem Kabinet aus. Der Krieg iſt für ihn nur ein Mittel und das Geld ſpielt unter ihm eine große Rolle. Karl V. erſcheint als kalt, bedächtig und in ſeinem ganzen Walten weder von einem politiſchen noch religiöſen Glauben erfüllt. Er handelt immer den Umſtänden nach, weiß die Werkzeuge zu dem, was er thun will, ſeine Heerführer und Räthe, geſchickt zu wählen, tritt aber ſelbſt ſelten unmittelbar handelnd auf. Als Zeichen ſeiner Dankbarkeit hatte er ſeinem großen Feldherrn Duguesclin ein Grab in den königlichen Grüften von St. Denis gegönnt und befahl an ſeiner Seite beerdigt zu werden. Sein älteſter Sohn folgte ihm auf dem Throne.

Fünftes Kapitel.

Die Regierung Karl's VI. iſt, die erſten Jahre der franzöſiſchen Revolution vielleicht ausgenommen, die dramatiſchte, zugleich aber die unglücklichſte Epoche in den langen und reichen Annalen dieſes Volkes. Die größte äußere Beweglichkeit des geſammten Lebens, verbunden mit ſeiner größten innern Entkräftung, iſt in der Geſchichte dieſes Landes nie mehr ſo wieder erſchienen. Frankreich hat in zwei weit von einander entfernten und unter ſich ganz verſchiedenen Zeiten, in den Kreuzzügen und unter dem Kaiſerreich, eine große dramatiſche Rolle, aber außerhalb ſeiner natürlichen Grenzen geſpielt. Es iſt in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts von innern, religiöſen und politiſchen Kämpfen zerriſſen worden, dieſe ſind aber weniger unglücklich geweſen, denn ſeine innere Unabhängigkeit, das Daſein der Nation ſelbſt, als politiſchen Körpers, iſt dabei nicht in Gefahr geſetzt worden. Unter der Herrſchaft Karl's VI. aber wurde das Land dermaßen von allen möglichen Uebeln, einheimiſchen Kriegen unter verſchiedenen Faktionen, die um ſo verheerender wirkten, da Glieder des regierenden Hauſes an ihrer Spitze ſtanden, und zugleich von einem fremden Eroberer heimgeſucht, ſo daß ſich eine Epoche ähnlicher Calamitäten in der Geſchichte keines andern Landes, Deutſchland im dreißigjährigen Kriege abgerechnet, wiederfindet. Daß die Macht und Einheit dieſes Volkes aus einer ſo gefährlichen Prüfung ſiegreich hervorgegangen, kann mit Recht als ein Beweis ſeiner unerſchöpflichen Fülle an Kraft und Leben angeſehen werden.

Die unter Karl dem Weiſen nach ſo langer und tiefer Ohnmacht, zum Erſtaunen der andern Länder, wiederhergeſtellte Macht der Krone war vorzüglich durch eine größere Ordnung in den Finanzen, eine geſchicktere Vertheilung der Abgaben und eine größere Beaufſichtigung der Beamten bei deren Erhebung bewirkt worden. Obgleich der mehrjährige Frieden unter dem verſtorbenen Könige es dem Volke möglich gemacht hatte, ſich einigermaßen zu erholen, ſo war es dennoch von der Laſt der Steuern faſt zu Boden gedrückt worden. Gegen das Ende der Regierung Karl's V. verbreitete ſich das Gerücht, daß der König alle erſt unter ihm eingeführten Auf-

lagen aufheben wolle. Da dieſe Hoffnung unerfüllt blieb, ſo erwartete man von ſeinem Nachfolger, daß er dieſelbe durch eine weſentliche Erleichterung des Volkes verwirklichen werde. Hierzu war aber weniger Ausſicht als je vorhanden. Karl VI. war bei ſeiner Thronbeſteigung erſt zwölf Jahre alt, und ſeine drei Oheime, die Herzöge von Anjou, Berry und Burgund ſtritten unter einander, wer von ihnen ſeinen Einfluß zum vorherrſchenden machen, beſonders aber, wer das meiſte Geld aus dem Lande ziehen würde. Der Herzog von Anjou, der älteſte von ihnen und der von Karl V., obgleich unter einigen Beſchränkungen, zum Regenten ernannt worden, hatte ſich von der Königin von Neapel, die von ihrem Neffen Karl von Durazzo bedroht wurde, an Sohnes Statt annehmen laſſen. Zu dieſem Zwecke hatte er ſich von dem Papſt in Avignon, denn ein anderer beſtand in Rom, das Recht, den Zehnten in Frankreich und allen die Autorität Clemens' VII. anerkennenden Ländern zu erheben, und eine Menge anderer die Einkünfte der Kirche ſchmälernde Privilegien erwirkt. Außerdem wandte er ſeinen ganzen Einfluß auf die Regierung des Staates dahin an, um ſeine Hülfsquellen zu dem beſchloſſenen Feldzuge zu vermehren. Als er endlich ſeinem Ziele nahe gekommen zu ſein ſchien und, mit großen Schätzen und den Verwünſchungen des Volkes beladen, in Neapel landete, fand er ſeinen Gegner ſchon im Beſitz des verheißenen Thrones und er ſelbſt ſtarb, ohne irgend etwas, das der Beachtung werth geweſen, ausgerichtet zu haben, zu Bari an einem Fieber. Einem andern Oheim, dem Herzoge von Berry, war die Verwaltung Languedocs anvertraut worden und er benutzte dieſe Stellung ausſchließend zu ſeinem Vortheile. Der dritte, der Herzog von Burgund, war, einen lockern Lehnsnexus abgerechnet, ein ſelbſtſtändiger Souverain, und durch die Ausſicht auf die Erbſchaft von Flandern, das ſeiner Frau zufallen mußte, ſehr weit über die Stellung der frühern Herzöge von Burgund erhaben. Unter ſolchen Umſtänden konnte das Volk auf keine Verminderung ſeiner Laſten hoffen, die im Gegentheil durch die Hab= und Ehrſucht dieſer Fürſten noch vermehrt wurde. Die Bevölkerung der Hauptſtadt, in der die vorhandenen Uebelſtände am meiſten gefühlt wurden, griff zu dem, in allen Zeiten beſtandenen, beſonders aber im Mittelalter, das an ſo vielen Widerſprüchen litt, in ſolchen Lagen üblichen Hülfsmittel. Sie empörte ſich und zwang ihre Dränger, einen Theil der vorhandenen Mißbräuche abzuſtellen, die, ſobald die Noth und Gefahr vorüber war, ſogleich von Neuem und mit vermehrter Wuth, wie eine durch gewaltſame Mittel mehr zurückgedrängte als geheilte

Krankheit, hervorbrachen. Die Oheime des Königs verſprachen Abſtellung aller ſeit Philipp von Valois, ja ſeit Philipp dem Schönen eingeführten Steuern und gaben dem Volke die Juden, die unter Johann's und Karl's V. Regierung ſehr begünſtigt worden, die Steuereinnehmer und andere Finanzbeamte preis. Es rächte an dieſen ſein Elend, vergaß die eigentliche Urſache deſſelben und fiel, bei ſeiner Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit, wieder in dieſelben Schlingen, von denen es ſich befreit zu haben glaubte. Dies iſt die in der Darſtellung einförmige und für die Betrachtung unfruchtbare Geſchichte der meiſten innern Unruhen des Mittelalters. Einen Augenblick lang waren die drückendſten dieſer Auflagen wirklich abgeſchafft, ſehr bald aber ihre Erhebung, theils durch Liſt, theils durch Gewalt erneuert worden. Nur mit Mühe gelang es den Oheimen des Königs, die aufwallende Leidenſchaft der hauptſtädtiſchen Bevölkerung durch Vermittelung und Beiſtand der Univerſität und des unter den Bürgern ſehr angeſehenen und beliebten Generaladvokaten des Parlaments, Desmaret, zu dämpfen.

Die ſinkende Macht der Kirche und des Adels und die erſt im Werden begriffene Form des unumſchränkten Königthums hatten in den meiſten Ländern die bisher beſtandene bürgerliche Ordnung erſchüttert und dem nie ganz ſchlummernden Geiſte der Unzufriedenheit und des Aufruhrs in den unterdrückten Klaſſen der Geſellſchaft Gelegenheit zum Ausbruch gegeben. Das Papſtthum erpreßte, nach wie vor, und jetzt vielleicht noch mehr wie früher, was Biſchöfe und Aebte zum Beſten ihrer Kirchen erübrigten, was die Freigebigkeit der Edeln und Bürger ihrem täglichen Bedürfniſſe entzogen und zu frommen Zwecken beſtimmt hatte, und theilte dies, wie zahlreiche Beiſpiele und ganz neuerdings das Verhältniß Clemens' VII. zu dem Herzoge von Anjou beweiſen, mit der weltlichen Macht, ohne deren Unterſtützung es ſich nicht mehr erhalten zu können glaubte. Aber der Zwieſpalt der päpſtlichen Autorität ſelbſt, dem Princip derſelben gefährlicher als ihr ungetheilter Beſitz in den unwürdigſten Händen, der verringerte Einfluß, weniger der religiöſen Ideen, als der kirchlichen Macht, brachten in den oberſten Verhältniſſen des Lebens ein unruhiges Schwanken und in den niedern Kreiſen eine Neigung zum Widerſtande gegen jede öffentliche Gewalt überhaupt hervor, die in frühern Zeiten viel ſeltener geweſen war. Die Bauern in Languedoc erhoben ſich und ermordeten alle Edeln und Prieſter, die in ihre Hände fielen. Die Bürger von Florenz hatten um dieſe Zeit einen Wollarbeiter an ihre Spitze geſtellt, ein Dachdecker bedrohte in England einen Augenblick lang die

Nachkommen der normänniſchen Eroberer und in der Schweiz wehrten ſich Hirten und Ackerleute mit Erfolg gegen das Joch der deutſchen Feudalariſtokratie. Alle dieſe Bewegungen blieben auf den innern Zuſtand Frankreichs ohne Einfluß, aber die Unzufriedenheit und innere Uneinigkeit in Flandern ward die Veranlaſſung zu der erſten bedeutenden Begebenheit, die ſich unter dieſer Regierung zutrug. Der Graf von Flandern, Schwiegervater des Herzogs von Burgund und im franzöſiſchen Intereſſe, hatte, ſich auf dieſe Macht ſtützend, eine Menge von Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten begangen und den Geiſt des Widerſtandes im Volke erregt, zugleich aber durch die unkluge Begünſtigung einer ſeiner reichſten und mächtigſten Städte, Brügge, zum Nachtheil einer noch bedeutendern, wie Gent, die gegenſeitige Eiferſucht der großen Gemeinden erregt und dadurch die Elemente eines hier ſo leicht erwachenden Kampfes gegen die Herrſchaft des Souverains vermehrt. Er ſelbſt entging, als die Genter die Brügger geſchlagen und ihre Stadt eingenommen, nur mit Mühe dem Tode, indem er ſich in dem Bette einer alten Frau verbarg. Dieſe Bewegung in den Niederlanden, durch die innere Uneinigkeit und gegenſeitige Eiferſucht der Städte in ihrem Entſtehen geſchwächt, ſchien den Großen gleichwohl gefährlich und erregte beſonders die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Adels, der darin, wie in ſo vielen andern Zeichen, einen Angriff auf das Daſein des Herrenſtandes ſelbſt ſah. „Man fürchtete, daß der geſammte Adel untergehen könnte,“ ſagt Froiſſart, von dieſer Zeit ſprechend. — Der Herzog von Burgund fand keine Mühe, den jungen König für ſeine Plane und zu Gunſten ſeines Schwiegervaters zu gewinnen und der Krieg gegen die unruhigen Flamänder, mit abwechſelndem Erfolge ſeit faſt zweihundert Jahren unaufhörlich erneuert, ward abermals beſchloſſen. Karl VI., von Schmeichlern umgeben, einer väterlichen Aufſicht entbehrend, von lebhaftem Geiſte und ſchwachem Urtheil, glaubte ſeinen Namen zu verherrlichen, wenn er an dieſem Feldzuge perſönlich Theil nähme. Eine Menge von Abenteurern aus allen Gegenden Nordfrankreichs vereinigten ſich mit den Schaaren des Königs und des Herzogs von Burgund, und die Flamänder, ebenſo ungeſchickt als unerſchrocken, erlitten bei Rooſebecke, nicht weit von Courtray, wo ſie einſt einen ſo glänzenden Sieg über die Franzoſen erfochten, eine gänzliche Niederlage (1382). Die Franzoſen wünſchten ihre Vortheile zu verfolgen und Gent einzunehmen, aber die Stadt war zu wohl befeſtigt und der Winter nahte heran. Die Oheime des jungen Königs riethen ihm, den Glanz und Schrecken dieſes Sieges zu benutzen und die Pariſer

für ihren, ſeit dem Anfange ſeiner Regierung bewieſenen Geiſt der Unruhe und Meuterei zu züchtigen. Die Prinzen, die ſchon zur andern Natur gewordene Ehrfurcht der Bürger vor dem Namen ſelbſt ohnmächtiger und unwürdiger Könige mißbrauchend, unterwarfen die Einwohner, Schuldige und Unſchuldige, ohne Unterſchied, dem härteſten Drucke. Die bisherige Gemeindeverfaſſung, ohnedies durch die Anweſenheit der Könige in enge Grenzen eingeſchloſſen, wurde gänzlich abgeſchafft, der wildeſte Theil des nach dem flamändiſchen Kriege zurückgekehrten Kriegsvolkes in die Häuſer der Bürger gelegt, die Thore der Stadt, die Symbole ihrer Gemeinde, wodurch die Einwohner ſich von dem leibeigenen Landvolke umher unterſchieden, niedergeriſſen und der von Karl V. angefangene Bau der Baſtille fortgeſetzt, ſowie die Befeſtigung des Louvre vermehrt. Paris, auf dieſe Art von zwei Citadellen eingeſchloſſen, der Waffen beraubt, und von einem habſüchtigen und übermüthigen Lehnsadel und ſeinen Söldnern gemißhandelt, ſchien den Rang, den es ſeit Philipp Auguſt eingenommen, auf einmal verlieren zu ſollen. Gleichwohl blieb es, wie der Verfolg der Regierung Karl's VI. beweiſen wird, wenn auch unter drückenden Verhältniſſen, immer an der Spitze des Landes. Unter den nach der Schlacht von Rooſebecke in der Hauptſtadt begangenen Verfolgungen und Ungerechtigkeiten verdient beſonders die Hinrichtung Desmaret's, des ſchon oben erwähnten Generaladvokaten des Parlaments, bemerkt zu werden, der, den aufrühriſchen Geiſt des pariſer Volkes in Zaum haltend, ſich gleichwohl gegen den Mißbrauch, den die Prinzen und ihre Günſtlinge von ihrer Gewalt machten, erklärt hatte. Er zeichnete ſich, ſowie früher durch Mäßigung in ſeinen Grundſätzen und Anhänglichkeit an die Krone, ſo jetzt durch die unerſchrockene Haltung aus, mit der er ſich ſeinem Schickſal unterwarf.

Die franzöſiſche Krone, ſelbſt unter unglücklichen Regierungen ihr Gebiet erweiternd, war doch ſelbſt unter Johann die Champagne dem Reiche einverleibt worden, war durch die kluge Verwaltung Karl's V. auch im Auslande wieder zu Ruf und Anſehn gekommen und ſchien während der Minderjährigkeit Karl's VI. Italien, Deutſchland und England gegenüber zu Angriff und Eroberung ſtark genug zu ſein. Der Sieg von Rooſebecke hatte wiederum den Stolz und das Selbſtgefühl des franzöſiſchen Adels erhöht. Zugleich war durch die im Jahre 1385 ſtattgefundene Vermählung Karl's VI. mit Iſabeau von Baiern, eine unter der Herrſchaft jedes jungen Königs wichtige Frage, wie es damals ſchien, zum Vortheil und zur Sicherheit der Krone entſchieden worden. Auf Veranlaſſung des Herzogs

von Burgund, der jetzt durch den Tod ſeines Schwiegervaters in den Beſitz von Flandern gekommen und auf England ein lüſternes Auge geworfen, wurde ein Angriff auf letzteres beſchloſſen und zu dieſem Zwecke die koloſſalſten Zurüſtungen getroffen, deren Vergegenwärtigung noch heute Erſtaunen erregen kann. So waren unter Anderm funfzigtauſend Pferde zu dieſem Unternehmen beſtimmt worden. Die Ausführung dieſes Plans wäre vor allen Dingen dem Herzoge von Burgund, der jetzt Herr der großen flandriſchen Fabrikſtädte war und, nach der Beſiegung der Engländer, deren geſammten Handel hätte in ſeine Staaten ziehen können, vortheilhaft geweſen. Deshalb aber wurde er von der rein franzöſiſchen Partei am Hofe ſchwach unterſtützt. Man könnte ſich über die Kühnheit eines Angriffplanes auf England wundern, wenn man an die Schlachten von Crecy und Poitiers denkt. Aber jene Zeit lag ſchon fern und England war in den letzten Jahren Eduard's III. und unter Richard II. ebenſo raſch geſunken, als Frankreich unter Karl dem Weiſen geſtiegen. Außerdem lag, der Macht und Tapferkeit der Engländer ungeachtet, eine Unterjochung ihres Landes den Vorſtellungen des Mittelalters nicht ſo fern, als man jetzt glauben ſollte. England war von den Normännern erobert und ſpäter von dem Sohne Philipp Auguſt's, Ludwig VIII., nicht ohne Ausſicht auf Erfolg angegriffen und der franzöſiſche Prinz ſogar in London gekrönt worden. Der herrſchende Stand in England war franzöſiſcher Herkunft und galt gewiſſermaßen für einen Cadet deſſelben Hauſes, und der franzöſiſche Adel konnte ſich, ſo lange die engliſche Nationalität nicht vollkommen ausgebildet war, der Hoffnung nicht entwöhnen, ſich dieſen ſeinen Nachgebornen ebenſo zu unterwerfen, wie er ſich der urſprünglichen Einwohner bemächtigt hatte. Beide Nationen ſannen bis zum ſechszehnten Jahrhundert wechſelſeitig auf ihren Untergang, bis ſie in neuern Zeiten angefangen haben, den Krieg nicht mehr auf das Gebiet der einen oder der andern zu tragen, ſondern ihre Streitigkeiten in benachbarten Ländern und auf dem Meere auszufechten. Jedoch erneuerte Ludwig XIV. nach der Vertreibung der Stuarts mehrmals den Plan eines Einfalles in England, ebenſo Napoleon. Sollte Frankreich jemals in ſich ſelbſt einig werden und zu den Continentalmächten in ein glückliches Einverſtändniß treten, ſo könnte ein großer Fürſt auf dem franzöſiſchen Throne den Engländern immer wieder gefährlich werden, allerdings nicht um, wie Wilhelm I., England zu erobern, aber um es zu ſchrecken und zu verwüſten. England iſt, wie die römiſche Republik, nur auf ſeinem eigenen Boden verwundbar, und ſollte Frankreich

jemals einen andern Hannibal beſitzen, ſo würde ein ſolcher den Kampf der Entſcheidung auf jenes Inſelland hinüberzuſpielen ſuchen. — — Karl VI. ſetzte ſich langſam zu dem beſchloſſenen Feldzuge in Bewegung, kam jedoch noch im September in Arras an, aber der Herzog von Berry, auf die Macht ſeines Bruders Burgund eiferſüchtig, erreichte den Sammlungsplatz erſt zu einer Zeit, als der Winter die Ausführung dieſes Planes unmöglich gemacht hatte. Die Engländer, durch dieſe Gefahr aus ihrer vermeintlichen Sicherheit aufgeſchreckt, ſuchten, wie ſie ſpäter ſo oft gethan, die franzöſiſche Macht auf dem Feſtlande zu beſchäftigen und veranlaßten einen kleinen, aber unternehmenden Fürſten, den Herzog von Geldern, die franzöſiſche Grenze zu beunruhigen. Um dieſer unbedeutenden Veranlaſſung willen warb man in Frankreich, als wolle man ſich für die vereitelte Unternehmung gegen England entſchädigen und ſeine Macht zur Schau ſtellen, ein großes Heer an. Funfzehntauſend Reiſige und achtzigtauſend Mann Fußvolk wurden gegen einen Fürſten beſtimmt, zu deſſen Bezwingung ein Dritttheil dieſer Macht hingereicht hätte. Dieſer prahlhafte Feldzug war eine Befriedigung der Eitelkeit, koſtete aber, wie die Vorbereitungen zu einem Angriff auf England, unermeßliche Summen. Die wieder erwachenden Kräfte des Staates und mehr vielleicht noch der Ehrgeiz ſeiner Machthaber, hatten außerdem zu mehren Planen und Unternehmungen Gelegenheit gegeben, die mit den ſpätern Drangſalen dieſer Regierung und dem tiefen Verfalle des Staates einen ſonderbaren Gegenſatz bilden. Auf Veranlaſſung der Genueſer griffen die Franzoſen unter dem Herzoge von Bourbon die nordafrikaniſche Küſte an, ſcheiterten aber in ihrem Unternehmen. Ebenſo ging es dem Grafen von Armagnac, der mit einem Heere Söldner über die Alpen zog, um die Viskonti anzugreifen, aber geſchlagen und ſelbſt gefangen wurde. Karl VI. ſelbſt ſann, behauptet man, auf einen Einfall in Italien, in der Abſicht ſeinen Vetter, den Herzog von Anjou, den Sohn ſeines verſtorbenen Oheims, auf den Thron von Neapel zu ſetzen und das Schisma in der Kirche durch die Einnahme Roms zu beendigen. Aber ſeine wohlmeinendſten Räthe, der Connetable Cliſſon, La Riviere, der Biſchof von Leon und Montaigu, ſämmtlich aus der Schule ſeines Vaters, zeigten ſich, den wahren Zuſtand des Landes und ſeine mehr ſcheinbare als wirkliche Kraft erwägend, jedem weit ausſehenden Entwurfe dieſer Art entgegen und ſuchten dem jungen Könige friedliche Geſinnungen einzuflößen. Sie ſuchten den Einfluß ſeiner beiden ehrgeizigen Oheime, der Herzöge von Berry und Burgund auf ihn abzuhalten

und zogen ſich dadurch deren Feindſchaft zu. Karl VI., unruhigen und unternehmenden, aber ſchwachen und beſchränkten Sinnes, der durchaus einer äußern Aufregung bedurfte, warf ſich, in Ermangelung einer kriegeriſchen Thätigkeit, mit einer Art wilder, vom Geiſte und den Sitten jener Zeit begünſtigten Leidenſchaft, auf Vergnügungen aller Art, unter denen beſonders nächtliche Feſte und maskirte Bälle obenan ſtanden. Die Ehrfurcht vor der Kirche, die Idee ihrer Unverletzbarkeit und der Unterwerfung unter die Geiſtlichkeit hatten ſo ſehr abgenommen, daß der König die alte und heilige Abtei von St. Denis zum Schauplatz einer dieſer Feſtlichkeiten wählte, wo kirchliches Gepränge und weltliche Luſt auf eine bizarre und phantaſtiſche Art miteinander verbunden wurden. Bald darauf vermählte er ſeinen jüngern Bruder, den Herzog von Orleans, an Valentina Viskonti, die Tochter des mächtigen Herzogs von Mailand. Als ſpäter in der Perſon Ludwig's XII. ein Nachkomme dieſes Herzogs von Orleans auf den franzöſiſchen Thron ſtieg, gründeten ſich ſeine Anſprüche auf Mailand, die unter ihm und Franz I. zu ſo langen Kriegen Veranlaſſung gaben und ganz Europa erſchütterten, auf dieſe Vermählung, deren Bedeutung damals nicht geahnt werden konnte. Von unruhiger Gier nach ſinnlichen Genüſſen ergriffen und gleichwohl von deren Befriedigung leicht überſättigt, beſchloß Karl VI. eine Rundreiſe in ſeinen Staaten zu machen. Er wurde überall auf ſeinem Wege, in Lyon, in Avignon, in Montpellier u. ſ. w. mit Zerſtreuungen und Lockungen aller Art umgeben, die ſeinen ohnedies kränkelnden Körper erſchöpften und die natürliche Reizbarkeit ſeines ſchwachen und zugleich unruhigen Geiſtes vermehrten. In Avignon gab ihm der Gegenpapſt Clemens VII., mit dem Vermögen der Kirche, wie alle avignoniſchen Päpſte, ſo freigebig, als hätte er ſich ſelbſt nicht für deſſen rechtmäßigen Verwalter gehalten, und gegen den König ebenſo unterwürfig, wie die meiſten derſelben, eine freie Verfügung über ſiebenhundertfunfzig franzöſiſche Benefize, und unter anderen über das erſte derſelben, den erzbiſchöflichen Stuhl von Reims. In Languedoc wurde der König mit Klagen über die Verwaltung ſeines Oheims, des Herzogs von Berry, beſtürmt, der die Bevölkerung durch Bedrückungen und Auflagen zu Grunde richtete. Ohne den Prinzen ſelbſt zur Rechenſchaft zu ziehen, befahl er, nach einer von Philipp dem Schönen faſt herkömmlich gewordenen Sitte, den erſten Rath und Schatzmeiſter deſſelben, Namens Betiſac, vor Gericht zu ziehen. Derſelbe ward öffentlich hingerichtet. Dieſe in allen Despotien, beſonders aber dem Orient, häufige Sitte, die Inſtrumente des Ty-

rannen dem empörten Volke preiszugeben, in dem Weſen der Regierung ſelbſt aber nichts zu ändern, war erſt mit dem Verfalle des Lehnsweſens ſo häufig geworden, denn früher hatten die Großen nicht die Gewalt gehabt, in die Rechte und das Eigenthum ihrer Vaſallen auf eine ſo willkürliche Art einzugreifen. Der Landmann war damals vielleicht mehr als ſpäter gedrückt worden, der kleinere Adel und die bedeutendern Städte hatten aber weniger gelitten. Karl kam von dieſer Reiſe ſo erſchöpft und überſättigt wieder, daß er auf dem Rückwege den ihm angebotenen Feſten ausgewichen war, und doch zählte er erſt zweiundzwanzig Jahre. Sein Kopf, von Hauſe aus ſchwach, ſchien in dem immerwährenden Braus, in dem er ſich bewegte, alle Kraft eines feſten Plans und entſchiedenen Gedankens verloren zu haben, und ſein von Natur zum Guten geneigter Sinn war in dem wüſten Wirbel nicht wild und grauſam, aber kalt und leer geworden. Eine ſo zerrüttete Organiſation konnte leicht einem plötzlichen Schlage erliegen. Der Grund zu dem ſpäter ausbrechenden unheilbaren Wahnſinne dieſes Königs war in dem zügelloſen Leben ſeiner erſten Jugend gelegt worden. Ein beſonderer und ſcheinbar dem Geſchicke Karl's fremder Umſtand gab zum Ausbruche dieſer tragiſchen Kataſtrophe Veranlaſſung.

Ein Anhänger und Vertrauter Montfort's, des Herzogs von Bretagne, der es im Stillen immer mit den Engländern hielt und deshalb von einem bedeutenden Theile ſeines Adels gehaßt wurde, hatte in Paris, in der Nähe der königlichen Wohnung, einen Mordanfall auf Cliſſon, den Freund und Nachfolger Duguesclin's, gemacht. Craon, ſo hieß der Meuchelmörder, war vorher ſchon übel berüchtigt und hatte, den Herzog von Anjou, den Oheim Karl's VI., auf ſeinem Feldzuge nach Neapel begleitend, den Schatz deſſelben ſo beſtohlen, daß man das Mißlingen dieſer Unternehmung zum Theil auf ſeine Rechnung ſchrieb. Cliſſon, in Frankreich Connetable und die rechte Hand des Königs gegen ſeine Vaſallen, ſtand, ſelbſt ein Bretagner und Lehnsmann des Herzogs, an der Spitze des mit dieſem unzufriedenen Adels. Die Verbindung zwiſchen Montfort und Craon war bekannt. Man ſah allgemein den Herzog als den Stifter dieſes Mordverſuches an. Der König, empört über die Verwegenheit, einen ſeiner erſten Diener, in der Nähe ſeines Palaſtes, unmittelbar nachdem er aus der Gegenwart ſeines Herrn geſchieden, angegriffen und verwundet zu ſehen, beſchloß den Mörder in ſeiner Heimath, als er ſich dahin geflüchtet, zu verfolgen. Nicht lange darauf zog ſich Craon noch weiter, nach der Bretagne unter den Schutz des Herzogs zurück. Karl beſchloß ihn daſelbſt aufzu-

ſuchen. Er forderte ſeine Vaſallen auf, ihn dahin zu begleiten. Dieſe zeigten ſich faſt alle ſaumſelig. Er war genöthigt, ſeinem Oheime Berry, um ihn zu gewinnen, Languedoc, das er ſo gemißhandelt hatte, zurückzugeben. Das königliche Anſehn ſtand der Meinung nach noch ebenſo hoch wie früher da, und wurde von denen, die ſich hinter ſeinen Schild zu verbergen, oder daſſelbe als Schwert für ſich brauchen wollten, als eine unumſchränkte Macht geprieſen, aber die perſönliche Autorität Karl's VI. war vernachläſſigt, ſeine Schwäche und Unentſchloſſenheit, ſein Mangel an Erfahrung hatten ihn von ſeinen Umgebungen durchaus abhängig gemacht. Dabei geht aus gleichzeitigen Schilderungen hervor, daß er dieſen Widerſpruch zwiſchen dem, was er vorſtellte und wirklich war, fühlte und von dieſem Mißverhältniß gedrückt wurde. Sein Connetable war vor der Thür ſeines Palaſtes angegriffen worden, ohne daß dieſer Frevel den verdienten Abſcheu erregt hätte. Jeder ſeiner Lehnsmänner würde, hätte man einem ſeiner Diener und Vertrauten nach dem Leben geſtanden, ſo viele Rächer, als er wünſchte, gefunden haben, und er, der König, ſtieß bei ſeinen Vaſallen in dieſem Falle auf eine ſo große Kälte für dieſe Verletzung ſeiner Ehre und Würde! Sie benutzten dieſen Umſtand, um ihm ihre Hülfe zu verkaufen! Die Oheime des Königs ſtanden ſogar im Verdacht, um den Mordanſchlag gewußt zu haben. Karl's jüngerer Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, zog durch ſeinen Geiſt, ſeinen Muth und ſeine Schönheit allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich und ſtellte den König in Schatten. Der treuloſe und verderbte Sinn der Königin begann durch die Maske der Jugend und äußere Anmuth, die ihn eine Zeit lang verhüllt hatte, durchzuſcheinen. Die königlichen Gatten ſtanden ſich ſchon damals fern. Die zerrüttete Lage des Landes und die Unmöglichkeit ihm aufzuhelfen hatten den von Natur milden Sinn des Königs mehr als einmal ergriffen. Alle dieſe Umſtände trugen dazu bei ſein Gemüth zu verdüſtern.

Karl war ſchon ſeit einiger Zeit leidend. Ein hitziges Fieber hatte ihn kaum verlaſſen, als er ſich gegen den Herzog von Bretagne in Bewegung ſetzte. Seine Oheime riethen ihm, ſich zu ſchonen, vermehrten aber nur dadurch ſeine Ungeduld und ſein Mißtrauen. Kaum in etwas wiederhergeſtellt, ſtieg er zu Pferde und ſetzte ſich an die Spitze ſeines Kriegsvolkes.

Es war in den heißeſten Tagen des Auguſts, als der König durch die ſandigen Gehölze der Grafſchaft Maine zog, deren magre Schatten ihm keinen Schutz vor der Glut der Sonne gewährten. Er war über und über in ſchwarzen Sammet gekleidet. Die Prin-

zen, ſeine Verwandten, blieben, ſeine düſtere Stimmung ſcheuend, unter dem Vorwande, den Staub, der ſich vor ihm aufthat, nicht zu vermehren, hinter ihm zurück. In einem ſolchen Augenblicke ſprang ein halb nackter Menſch, von wildem Anſehn, plötzlich aus dem Dickicht hervor und rief, dem Pferde des Königs in die Zügel fallend: „Halt an, edler König, reite nicht weiter, du biſt verrathen!“ Dieſe Erſcheinung verſchwand nach Einigen ſogleich, nach Andern folgte ſie, ohne beachtet zu werden, eine Zeit lang dem Pferde des Königs. Es war um Mittag, als dies geſchah, und Karl trat aus dem Gebüſche auf eine ſandige Ebene heraus, die ſich wie ein brennendes Meer vor ihm aufthat. Alles war ſtill und einſam. Jeder litt von der Glut dieſer Stunde und dieſes Ortes. Der König hatte auf die Worte der Erſcheinung nichts erwiedert, ſondern ſeinen Weg ſtill fortgeſetzt. Seine Züge ſchienen aber plötzlich verändert worden zu ſein und einen Ausdruck von Zorn und Furcht zugleich angenommen zu haben. Ein Edelknecht, der die königliche Lanze trug, war eingeſchlafen, und die Waffe fiel auf den Schild eines ſeiner Gefährten, der vor ihm ritt. Bei dieſem Geräuſch erhob ſich der König plötzlich mit einer wilden und krampfhaften Bewegung, zog das Schwert und rief: „Nieder mit den Verräthern!“ Er warf ſich auf mehre Perſonen, ſogar auf ſeinen Bruder, und ſchien Niemanden zu erkennen. Einige behaupten, er habe bei dieſer Gelegenheit mehre ſeiner Begleiter getödtet, Andere leugnen dies. Als man ſeiner Herr geworden, ward er auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen nach Le Mans, von wo aus ſich der Zug am Morgen in Bewegung geſetzt, zurückgebracht. Dies ereignete ſich im Jahre 1392. Karl war damals vierundzwanzig Jahre alt, und er lebte in dieſem Zuſtande der Erniedrigung und des Elends, abwechſelnd von lichten Augenblicken mehr erſchreckt als getröſtet, noch dreißig Jahre lang, während welcher ſein Volk und ſein Land faſt ebenſo unglücklich als er ſelbſt waren. Die unmittelbare Folge der Krankheit des Königs war die Entfernung ſeiner treueſten und fähigſten Räthe. Die Oheime Karl's, Berry und Burgund, nahmen, wie einſt in ſeiner Kindheit, die Zügel der Regierung in ihre Hände. Ihre Uneinigkeit, Eiferſucht und Habſucht begann von Neuem ihr Spiel und bereitete die zahlloſen Drangſale vor, die ſpäter über Frankreich hereinbrechen ſollten.

Der bedenkliche Zuſtand, in welchen die Krankheit des Königs das Reich zu verſetzen drohte, lenkte die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die Heilung der beiden großen Uebel, an denen das politiſche

und religiöſe Leben jener Zeit gleich ſehr litten, das Verhältniß zu England und das päpſtliche Schisma. Der Kampf zwiſchen den beiden Völkern war, ohne daß ein eigentlicher Friede beſtand, ſeit langer Zeit faſt eingeſchlummert, die Gefahr eines möglichen Ausbruches ſchwebte jedoch immer über den Häuptern. Wenn der Herzog von Burgund, zehn Jahre vorher, daran gedacht hatte, in England einzufallen, ſo war man von ſolcher Kühnheit jetzt ſehr weit in Frankreich zurückgekommen. Die hohen Hoffnungen und Plane, durch den Sieg über die Flamänder, im Anfange dieſer Regierung, und die ſo leichte Unterwerfung des pariſer Volkes erregt, waren längſt herabgeſtimmt worden. Die Engländer ſchienen ebenfalls durch die unruhige, zugleich harte und ſchwache Regierung Richard's II. gelähmt zu ſein. Ein Vertrag kam deshalb um ſo leichter zwiſchen den beiden Kronen zu Stande, in welchem ein Waffenſtillſtand von achtundzwanzig Jahren, mit Belaſſung des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge abgeſchloſſen und Iſabelle, die ſiebenjährige Tochter Karl's VI., dem Könige von England mit einer großen Summe Geldes, als Mitgift, verlobt wurde. Frankreich gewann bei dieſer Gelegenheit, außer der Hoffnung auf einen langjährigen Frieden, auch Breſt und Cherbourg, die von Richard zurückgegeben wurden. Dieſer, von ſeinen Unterthanen, ſogar von ſeiner eigenen Familie gehaßt, ſchien in der Verbindung mit Frankreich eine Stütze für ſich zu ſuchen, die gleichwohl das ihn bedrohende Schickſal nicht abwandte. — Die Spaltung der Kirche unter zwei Päpſten wurde vorzüglich in Frankreich gefühlt, da einer derſelben im Innern dieſes Reiches ſeinen Sitz genommen hatte. Die Erniedrigung des Papſtthums war übrigens ein großes Unglück für die damalige Welt und trug weſentlich zu ihrer immer ſichtbarer werdenden Ausartung bei. Dieſes Licht, das den Völkern in frühern Jahrhunderten ihre Bahn vorgezeichnet, war am Ende des vierzehnten Jahrhunderts dem Erlöſchen nahe, und doch war die öffentliche Geſittung, die Moral der Großen, die Intelligenz der Völker noch viel zu wenig entwickelt, um ohne dieſes Geſtirn ihren Weg finden zu können. Die Oheime Karl's VI. hatten, wie ſeit einem Jahrhundert alle franzöſiſchen Machthaber, den Papſt in Avignon dazu gebraucht, um, unter ſeinem Namen und mit ſeiner Zuſtimmung die Einkünfte der Kirche für ſich benutzen zu können. Jetzt, da dieſes Mittel der Erpreſſung faſt erſchöpft war, wandte ſich ihre Aufmerkſamkeit für einen Augenblick auf den zerriſſenen Zuſtand der Kirche, deren Wunden, von der politiſchen Geſellſchaft damals, mehr als ſpäter, mitempfunden werden mußten. Die Päpſte in Avignon hatten eine große Zahl der geiſt-

lichen Pfründen zur Verfügung der franzöſiſchen Großen geſtellt. Die fähigſten und verdienteſten Kleriker ſchmachteten, wenn ſie nicht Klienten der Machthaber waren, im Elend, oder irrten in der Fremde umher. Die Univerſität von Paris, ihrer intellektuellen Bedeutung nach, ſchon im Stillſtande, dem bald ein Sinken folgen ſollte, begriffen, aber noch immer ihre äußere Stellung behauptend, litt vorzüglich durch dieſen Zuſtand der Dinge. Ihre ausgezeichnetſten Glieder führten ein trauriges, beſchränktes, von allen äußern Vortheilen, auf die ſie Anſpruch hatten, entferntes Daſein. Früher waren die Beneficien der galliſchen Kirche meiſtens an die Gelehrteſten, Beredtſten, in geiſtlichen und weltlichen Geſchäften Geübteſten vergeben worden, jetzt wurden ſie entweder geradezu verkauft oder von den geiſtlichen und weltlichen Großen an ihre Verwandten, Freunde und Diener ausſchließend verliehen. Die Univerſität, durch das Sinken des Papſtthums ermuthigt, erkärte endlich, daß ſie nicht allein das Recht habe, zu lehren, ſondern auch zu richten und zu verbeſſern, ein Anſpruch, den dieſes Inſtitut bis an das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts von Zeit zu Zeit geltend zu machen ſuchte. Die Mitglieder dieſer gelehrten Körperſchaft verſammelten ſich, zehntauſend an Zahl, und beſchloſſen, die beiden Päpſte zur Niederlegung ihrer Würde zu vermögen und eine allgemeine Kirchenverſammlung vorzuſchlagen. Dieſes ſchien um ſo leichter, da der Gegenpapſt Clemens eben in Avignon geſtorben war. Der König ſchrieb an die Kardinäle dieſer Stadt und empfahl ihnen für jetzt keine neue Wahl vorzunehmen. Sie kehrten ſich hieran aber nicht, ſondern ernannten einen ſpaniſchen Kardinal, Peter de Luna, der den Namen Benedikt XIII. annahm. Der neue Papſt hatte zwar ſeine Würde niederzulegen verheißen, ſobald der Frieden der Kirche dieſes nothwendig machen ſollte, aber weit entfernt, dies zu halten, bewies er vielmehr in der Behauptung ſeiner Stellung die größte Hartnäckigkeit. Die Ausgleichung dieſes Zwieſpaltes erſchien den franzöſiſchen Machthabern ſo wichtig, daß die beiden Oheime des Königs und ſein Bruder, ſich, von einem Doktor der pariſer Univerſität begleitet, zu Benedikt XIII. nach Avignon begaben, der ſie durch falſche Verſprechungen ſo zu täuſchen, durch Ausflüchte ſo zu ermüden wußte, daß ſie endlich, ohne den Zweck ihres Beſuches, der die Entſagung des Papſtes war, erreicht zu haben, zurückkehren mußten.

Bald nach dem Vertrage mit England hatte ſich ein Theil des Adels zu einem Feldzuge gegen die Türken entſchloſſen, die immer weiter vordringend, unter Bajazet, Ungarn bedrohten. Man hat dieſes Unternehmen häufig einen Kreuzzug genannt und daſſelbe dem

Geiſte der großen Epoche Gottfried's von Bouillon und Richard's Löwenherz zugeſellen wollen. Obgleich der Glaube ihm nicht vollkommen fremd geweſen, ſo ging es doch ungleich mehr aus einer kriegeriſchen als religiöſen Begeiſterung hervor, die dabei nur eine ſehr untergeordnete Stellung einnahm. Der Adel, in frühern Zeiten an beſtändige Kriege unter ſich, im Innern des Landes gewöhnt, war durch die ſteigende Macht des Königthums in der Befriedigung dieſer Leidenſchaft ſehr beſchränkt worden. Später hatten die, ſeit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts größern, längern und regelmäßigern Kriege ſeine Kraft in Anſpruch genommen. Seit der Beſiegung der Flamänder und der Waffenruhe mit England war ihm auch dieſe Gelegenheit ſeiner gewohnten Thätigkeit genommen worden. Er wurde aber immer noch ausſchließend für den Krieg erzogen und zwar zu dem des Mittelalters, der fortwährend die ganze Perſönlichkeit in Anſpruch nahm, und ſein Daſein mußte ihm ohne Kampf als zwecklos und unausgefüllt erſcheinen. Denn die Vorübungen zum Kriege hatten ſeine Jugend, ſeine Zeit, ſelbſt ſein ganzes Innere beſchäftigt. Die Rüſtung als ein gewöhnliches Kleid zu tragen, die ſchweren Schlachtroſſe zu lenken, der verſchiedenen Kampfes- und Waffenarten ſich zu bemächtigen, erforderte eine lange Lehrzeit. Der Krieg war ihre einzige Anwendung, ohne dieſen erſchien der Edle, da der friedliche Theil des öffentlichen Dienſtes großentheils von der Geiſtlichkeit und dem Bürgerſtande geleitet wurde, als vollkommen unnütz und unbrauchbar. Das ſpätere Mittel, eine erkünſtelte Thätigkeit im Hof- und Geſellſchaftsleben zur Schau zu tragen, war dem Adel damals noch fremd, fand nur ausnahmsweiſe ſtatt und war auch ſelbſt dann immer noch mit kriegeriſchen Uebungen, wie die Turniere beweiſen, gemiſcht. Die politiſchen Verhältniſſe des franzöſiſchen Herrenſtandes hatten ſich allmälig, vom zwölften Jahrhundert an, weſentlich, die Sitten bedeutend, die Geſinnungen aber ſehr wenig verändert. Ohne die Auffaſſung dieſes Widerſpruches würde man das Daſein des modernen Adels nicht begreifen, der, obgleich im Weſentlichen ſchon im vierzehnten Jahrhundert aus der Stellung eines Vaſallen auf die eines Unterthanen herabgekommen, dennoch, ſo oft ſich eine Gelegenheit zeigte, den Geiſt früherer Zeiten bewährte und deren Anſprüche noch ſo lange nachher, unter gänzlich veränderten Umſtänden, von Zeit zu Zeit hervorzuheben ſuchte. Auch lag in der Natur des damaligen Krieges und beſonders ferner Züge ein eigenthümlicher Reiz. Der Einzelne führte damals noch, wie im Alterthume, er mochte ein Ritter oder Söldner ſein, den Krieg zu ſeinem eigenen Vortheil, und wenn auch

nicht die Perſon des Beſiegten, obgleich auch noch dies oft der Fall war, aber ſein Eigenthum war der Lohn des Siegers. Es gab keine oder wenigſtens nur eine geringe politiſche und eigentlich bürgerliche Autorität. Der Krieger ſchaltete nach Belieben und die Luſt zur Beute herrſchte bei Groß und Klein, zumal bei dem noch ſo wenig entwickelten Geſchick für friedlichen Erwerb, mit einer in neuern Zeiten unbekannten Stärke vor. Das Elend des niedern Volkes, aus dem die Söldner und Waffenknechte hervorgingen, trug ebenfalls dazu bei, den Großen die Werkzeuge zu Unternehmungen ihrer Ehr- und Habſucht ohne Mühe finden zu laſſen. Dabei war die Freude an Abenteuern, die Neigung, ferne und fremde Himmelsſtriche zu ſehen, ſeit den Kreuzzügen allen Ständen gemein geworden, und noch war Amerika nicht entdeckt, das dieſem Hange, hundert Jahre ſpäter, eine andere Richtung und ein anderes Ziel anwies. Einige Tauſend franzöſiſcher Ritter mit ihren bewaffneten Dienern und Söldnern entſchloſſen ſich damals einen Feldzug gegen die Türken, wie ſpäter ihre Nachkommen eine Reiſe zu unternehmen. Denn reiſen konnte damals nur der Kriegsmann und der Mönch, und erſterer um ſo ſicherer in je zahlreicherer Begleitung. Der höhere franzöſiſche Adel war außerdem, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, ungeachtet des langen und verheerenden Kampfes mit den Engländern und zum Theil um dieſes willen ſehr reich. Die Laſten dieſes Krieges waren faſt ausſchließend von den Städten und dem platten Lande getragen worden. Der Adel hatte Freund und Feind geplündert und von den Einkünften des Landes war der beſte Theil in ſeine Hände gefloſſen. Die im dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts raſch fortſchreitende Befreiung des Landmannes war während dieſer Unruhen aufgehalten worden. Das Recht der Stärke des Höhern gegen den Niedern war von Neuem erwacht und der Bauer wieder das Eigenthum des Ritters geworden. Dies Alles erklärt den in einem Theile des nordfranzöſiſchen Herrenſtandes plötzlich aufflammenden Entſchluß, ſich mit den Türken an der Grenze des Orients zu meſſen, ohne daß es nöthig wäre, den Einfluß einer beſondern religiöſen oder heroiſchen Stimmung anzunehmen. — Dieſer Feldzug ward mit einem noch nie geſehenen Aufwande und Gepränge angetreten (1396). Zu ſeinen Theilnehmern gehörten viele der größten Vaſallen, vier Prinzen von königlichem Geblüt. An der Spitze ſtand der Sohn des Herzogs von Burgund, der Graf von Nevers, ſpäter Johann ohne Furcht genannt. Kähne mit ſeidenen Zelten, zahlreichem Silbergeſchirr, koſtbaren Weinen beladen, fuhren die Donau zum Gebrauche dieſer

etwas moderniſirten Kreuzfahrer, denn ſo nannten ſie ſich, herab. In Ungarn angekommen, wimmelte ihr Lager von Frauen, die ihnen theils gefolgt waren, theils ſich hier zu ihnen geſellt hatten. Bajazet, von ſeinem Volke der Donnerkeil genannt, rückte in Perſon gegen ſie an und nahm bei Nikopolis eine feſte Stellung. Der König von Ungarn gab den Franzoſen einige Winke und ſtrategiſche Rathſchläge über die Stärke und Kriegführung der Türken, ward aber von ihnen kaum angehört. Der Marſchall Boucicaut, der noch die meiſte Erfahrung unter den Rittern beſaß, denn das nominelle Oberhaupt, der Graf von Nevers, war erſt zweiundzwanzig Jahre alt, war ſo verblendet, daß er mehren Söldnern und Lanzenknechten in ſeinem Heere, welche zu äußern wagten, daß die Türken Widerſtand leiſten würden, zur Strafe die Ohren abſchneiden ließ. Das franzöſiſche Heer, beſonders die ſchwer gerüſtete Reiterei, griff ohne Plan und Ordnung, aber mit ſolchem Nachdruck an, daß die dichteſten Reihen der Türken durchbrochen und die Janitſcharen ſelbſt geworfen wurden. Die unermeßliche Ueberlegenheit des Feindes an Zahl ſtellte aber den Kampf ſehr bald wieder her. Am Ende wurden die Franzoſen umzingelt und gänzlich vernichtet. Nach der Schlacht ließ Bajazet zehntauſend Chriſten enthaupten. Er verſchonte nur vierundzwanzig der vornehmſten Herren, unter denen ſich der künftige Herzog von Burgund befand. Ein für die Zeit unermeßliches Löſegeld wurde für ſie nach dem Orient geſandt.

Wir haben dieſes Ereigniſſes, das ſonſt keine politiſche Bedeutung hat, nur deshalb etwas umſtändlicher erwähnt, weil es einen Blick in jene Zeit werfen läßt, die, dem Mittelalter dem Weſen nach ſchon entfremdet, ſich noch immer mit ſeinen Farben ſchmückte und, bei veränderten Sitten und Bedürfniſſen, die halb erloſchenen Geſinnungen des frühern Feudalgeiſtes von Zeit zu Zeit wiederanzufachen ſuchte, aus welchem Widerſpruche die Art moraliſcher Anarchie hervorging, in welcher das Ende des vierzehnten und die erſte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dem Auge der Nachwelt erſcheint. Denn zum Mittelalter gehörte nicht nur die der Lehnswelt eigenthümliche Verfaſſung, die mit dem Königthum und Städteweſen, wie ſie geworden, nicht beſtehen konnte, ſondern eben ſo ſehr die Macht und der Einfluß der Kirche, welche alles Kampfes und Gegenſatzes ungeachtet die innerſte Seele dieſer Organiſation ausmachte, von der ſie nicht getrennt gedacht werden kann. Dieſes religiöſe Element aber war in jener Zeit, beſonders unter den Großen, tief geſunken und damit der Feudalcharakter ſelbſt mehr eine ſchon veraltende Form, eine geſchmückte aber verwelkte Hülle, als

eine lebendige Geſtalt geworden. Auch bricht in der Art, wie dieſer letzte Kreuzzug, wenn man dieſes kriegeriſche Abenteuer ſo nennen will, begonnen und geendigt wurde, in dem äußern Glanze, in dem es auftrat, der leichtſinnigen und verwegenen Art, mit der es geleitet wird, ſchon der moderne franzöſiſche Charakter und beſonders des Adels dieſer Nation, ſo lange ſolcher als ein eigener Stand bis in die Gegenwart hinein ſich erhalten, vollſtändig hervor.

Nicht lange nach dieſer blutigen, aber entfernten Niederlage langte über das Meer, aber aus nächſter Nähe, die Kunde von einem viel wichtigern Ereigniſſe herüber, das die erſte Veranlaſſung zur Erneuerung nicht allein der Unglückstage unter Philipp von Valois und Johann werden, ſondern die Unabhängigkeit und das politiſche Daſein der Nation ſelbſt bedrohen ſollte. Richard II., der Schwiegerſohn Karl's VI., der Sohn des ſchwarzen Prinzen, der in ſeiner Kindheit große Hoffnungen gegeben, ſpäter aber ganz auszuarten ſchien, wurde von ſeinem Vetter Bolingbroke, der unter dem Namen Heinrich IV. auf den Thron ſtieg, faſt ohne Widerſtand der Krone beraubt. Dieſe Uſurpation des Hauſes Lankaſter, der folgenreichſte aller Thronſtreite, den es in der Geſchichte gegeben, erhob in England den blutigen Bürgerkrieg der rothen und weißen Roſe und bereitete für Frankreich die Schlacht von Azincourt mit ihren Folgen vor.

Für den Augenblick wurde die Bedeutung dieſes Thronwechſels von den franzöſiſchen Machthabern, da Heinrich IV. keine feindlichen Geſinnungen bewies und den mit ſeinem Vorgänger geſchloſſenen Vertrag anerkannte, nicht geahnt. Die Aufmerkſamkeit des Volkes war in Nordfrankreich vorzugsweiſe auf den Zuſtand des Königs gerichtet, deſſen Wahnſinn, obgleich von lichten Augenblicken unterbrochen, den vielen natürlichen und abergläubigen Mitteln, die man zu ſeiner Heilung anwandte, widerſtand. Die einzelnen Anfälle ſeiner Krankheit wurden weniger heftig als früher, ſeine geſammte Organiſation ſchien aber immer ſchwächer zu werden und jede Hoffnung ſeiner Wiederherſtellung zu verſchwinden. Wallfahrten, Exorcismen, Bälle und Komödien wurden theils zu ſeiner Geneſung, theils zu ſeiner Zerſtreuung angewandt, und in den Augenblicken, wo ein Strahl der Vernunft die Nacht in ſeinem Geiſte erhellte, berathſchlagte und beſchloß er ſogar über die wichtigſten Angelegenheiten. Gleichwohl trug ſein Zuſtand zu der beſonders ſpäter ſichtbar werdenden Zerrüttung der öffentlichen Angelegenheiten nicht wenig bei. Das Königthum war in Frankreich ungleich feſter, einflußreicher, ungleich mehr der Mittelpunkt des nationalen Lebens,

als zu derſelben Zeit in England geworden. Das Volk hatte in England vollkommen gleichgültig zugeſehen, wie der unglückliche Richard II. von ſeinem eigenen Verwandten vom Throne geſtoßen und des Lebens beraubt wurde. In Frankreich blieb ein König, von großen und ehrgeizigen Vaſallen umgeben, von Natur ſchwach und in Wahnſinn verfallen, dennoch in den Augen der Nation ein Gegenſtand der öffentlichen Ehrfurcht. Es fehlte wahrſcheinlich weder dem Herzoge von Burgund noch dem jüngern Bruder des Königs, dem kühnen und geiſtreichen Orleans, die Luſt, die Rolle Bolingbroke's zu ſpielen, das Volk, beſonders aber die Bürger von Paris, würden dies nicht ertragen haben. Er wurde von dieſen, ein rührender Zug in Mitte jener wilden und blutigen Zeit, ſeitdem er in jenen traurigen Zuſtand gefallen, noch mehr als früher geliebt. Karl VI. war von Natur ſanfter und freundlicher Gemüthsart und die Härte, welche er im Anfange ſeiner Regierung gegen die Pariſer gezeigt, war, mit Recht, auf die Rechnung ſeiner Rathgeber, beſonders ſeiner Oheime, geſchrieben worden, denn er ſtand damals noch in den Knabenjahren. Sobald er etwas ſelbſtſtändiger geworden, hatte er ſich immer perſönlich wohlwollend bewieſen und, was der Bürgerſchaft ſeiner Hauptſtadt überaus wohl gefiel, einfacher und herablaſſender, als ſeine Vorfahren zu thun gewohnt geweſen. Sein Anblick, denn er erſchien, wenn er ſich leidlich befand, in der Kirche und bei andern Gelegenheiten, erregte die innigſte Theilnahme. Sein trauriger Zuſtand ſchien ihn in den Augen des Volkes eher geheiligt als erniedrigt zu haben. Ohne dieſe Stimmung, die aus dem einfachen und tiefen Gefühle, das die Maſſen damals noch belebte, entſtand und ſonderbar mit der Weiſe ſpäterer Zeiten contraſtirt, wäre dem unglücklichen Könige kaum der Name ſeiner Würde übrig geblieben. Ein anderer Grund dieſer durch das Unglück noch vermehrten Anhänglichkeit des Volkes mochte in dem ehrgeizigen, habſüchtigen und tyranniſchen Sinne liegen, den die übrigen Großen und Machthaber bewieſen. Das Leben der Meiſten von ihnen bewegte ſich in halb phantaſtiſchen, halb wilden Feſten und Spielen, in bald verwegenen, bald ränkevollen Entwürfen der eigenen Vergrößerung und Ausſchließung Anderer, zu deren Erreichung jeder Frevel für erlaubt galt. Die Abneigung und gegenſeitige Eiferſucht Burgund's und Orleans' brach ſchon hervor. Es war dies eine ſittenloſe und zugleich blutige Zeit. Das Volk, das von dieſem Verderben der Großen ſo viel litt und fühlte, daß es ein Spiel derſelben war, ſah auf die bleiche und kranke Geſtalt des noch jungen Königs mit jener Theilnahme, die in ihm, wenn es ſeinem natürli-

chen Gefühl überlaſſen bleibt, der Anblick der Schwäche und Unſchuld zu erregen pflegt. Der König ſelbſt aber bewies, ob aus Ueberlegung, Gewohnheit oder Zufall, für die Häupter der Stadt und die Bürger überhaupt ein beſonderes Wohlwollen und erlaubte ihnen einen früher unbekannt geweſenen freien Zutritt zu ſeiner Perſon. Er ſchien ſich unter ihnen ſicherer als unter ſeinen nächſten Umgebungen zu fühlen. Mit den Nachbarn war um dieſe Zeit Frieden. Mailand, Genua, Florenz ſtellten ſich unter franzöſiſchen Schutz. Im Innern war die große Angelegenheit, wie ſeit langer Zeit, die Wiederherſtellung der kirchlichen Einheit. Karl unterzeichnete in einem ſeiner lichten Augenblicke auf Verlangen der Univerſität, daß keiner ſeiner geiſtlichen und weltlichen Vaſallen dem Papſte Benedikt XIII. in Avignon gehorchen ſolle. Er ſchickte ſogar Kriegsvolk gegen ihn, um ihn in Gewahrſam zu bringen. Der Papſt Bonifacius in Rom lag um dieſe Zeit mit ſeinen Unterthanen im Streit. Die erſten Stellen der Chriſtenheit waren damals wie in keiner andern Epoche beſetzt. Um den großen geiſtlichen Wahlthron ſtritten zwei Nebenbuhler, die ſich gegenſeitig verfluchten. Auf dem weltlichen Wahlthrone ſaß Kaiſer Wenzel, ein allgemein verachteter Wüſtling und Trunkenbold. In England herrſchte ein Uſurpator und Verwandtenmörder, in Frankreich ein Wahnwitziger. Dieſes Chaos, ohnedies ſchon ſo groß, ſollte unter dieſer unglücklichſten aller Regierungen durch zwei, obgleich einige Jahre aus einander liegende, aber in genauem Zuſammenhange ſtehende Ereigniſſe, ein inneres und ein äußeres — die Eiferſucht zwiſchen Burgund und Orleans — und den Krieg mit England — noch vermehrt werden.

Sechstes Kapitel.

Der ſchwache Charakter und beſchränkte Geiſt Karl des Sechsten würde, wäre er auch nicht in den traurigen Zuſtand, in dem er den beſten Theil ſeines Lebens zubrachte, verfallen, oder von demſelben wieder geheilt worden, ihn unter den Einfluß ſeiner Verwandten, die faſt alle thätigerer Natur als er waren, gebracht ha-

ben. Dieſer Einfluß wäre jedenfalls der Krone und dem Volke nachtheilig geworden, denn während der Uebergangsepoche vom Mittelalter zu der neuern Zeit, in welche dieſe unglückliche Regierung fällt, war, bei dem Verfall des religiöſen und feudalen Geiſtes und der noch geringen Entwicklung einer monarchiſchen und nationalen Einheit, die Ehr- und Habſucht mehr als je der Charaker der Großen geworden, von denen jeder bei dem Schwanken und der Verwirrung des damaligen Lebens Alles für erlaubt und möglich hielt. Der Wahnſinn des Königs aber, die Unmöglichkeit, in der er ſich befand, ſeine Macht anders als für Augenblicke und auch dann nur auf Veranlaſſung und unter Leitung Anderer auszuüben, erneuerte die Zeiten ſeiner Minderjährigkeit und ließ das Land in alle die Uebel zurückfallen, die in unentwickelten und dunkeln Zuſtänden von einer ſolchen Lage unzertrennlich ſind. Von den Verwandten des Königs waren einige geſtorben, andere, wie ſein Oheim, der Herzog von Berry, gealtert. Sein anderer Oheim aber, der Herzog Philipp von Burgund, deſſen Sohn Johann ohne Furcht, und Karl's Bruder, der Herzog von Orleans, ragten als die bedeutendſten Perſonen im Königreiche hervor und ihr Vortheil, ihre Stellung, ihr Charakter ſelbſt waren einander ſo entgegengeſetzt, daß hieraus nothwendig ein Kampf zwiſchen ihnen entſtehen mußte, deſſen Preis der vorherrſchende Einfluß in der Regierung, die Mittel zu ſeiner Erreichung aber eine Minderung der Macht und Sicherheit der Krone und eine Vermehrung der Uebel, die das Land drückten, ſein mußten.

Das Herzogthum Burgund war, von den erſten Zeiten der kapetingiſchen Dynaſtie an, von dem Königreiche als ein beſonderes Lehn getrennt geweſen. Robert, der Sohn Hugo Kapet's, hatte es ſeinem nachgebornen Sohne deſſelben Namens verliehen. Dieſes Haus erloſch unter Johann im Jahre 1362, der, wie oben erwähnt worden, anſtatt dieſes bedeutende Land mit der Krone unmittelbar zu verbinden, ſeinen Sohn damit belehnt hatte, eine Verleihung, die von Karl V. beſtätigt worden war. Die Fürſten jenes erſten Hauſes Burgund waren, ſeltene und ſchnell vorübergehende Kolliſionen abgerechnet, die treueſten Vaſallen und Freunde ihrer Oberherren, der Könige von Frankreich, geweſen. Sie hatten deren Macht und Hoheit auf jede Weiſe zu vermehren geſucht und für die übrigen großen Vaſallen ein Muſter der Treue und Unterordnung unter das gemeinſame Lehnshaupt aufgeſtellt. So hatte unter Philipp Auguſt der Herzog Odo ſeinen königlichen Vetter aus allen Kräften gegen die Anſprüche Innocenz' III. vertheidigt und gelobt, ohne Bewilligung des Königs in kein näheres Verhältniß zum römiſchen Hofe

zu treten*). In der Schlacht von Bouvines bewies, unter den großen Vaſallen, der Herzog von Burgund ebenfalls den meiſten Eifer im Dienſte der Krone und zog auf deſſen Befehl gegen die Albigenſer, zur Zeit Montfort's. Dieſe Beweiſe der Treue und des Gehorſams ließen ſich, wenn es nöthig wäre, noch leicht vermehren. Dieſes alte Haus Burgund hatte keine eigene Politik, kein beſonderes Streben. Es ſchloß ſich den Königen, als Lehns- und Familienhäuptern ſo nahe an, daß ſelbſt die Perſönlichkeit ſeiner Fürſten wenig hervortritt. Man erkennt in den Denkmälern jener Zeit wohl, was ſie gethan haben, aber nicht leicht, was ſie ſelbſt geweſen ſind. Eine Art von Dunkel ruht über ihrer Geſchichte, wie immer über der ſolcher, die keinen eigentlichen ſelbſtſtändigen Zweck verfolgen, ſondern ſich einem größern Ganzen dienend anſchließen. Mit dem zweiten Hauſe Burgund, das am Ende des vierzehnten und im funfzehnten Jahrhundert auftritt, hat es eine durchaus andere Bewandniß. Die Fürſten deſſelben verfolgen nicht nur eine von ihnen ſelbſt geöffnete Bahn, die ſie zu ihrem Ziele, der Gründung eines durchaus ſelbſtſtändigen Reiches führen ſollte, ſondern greifen ſogar zerſtörend in das Schickſal ihres Mutterlandes ein, ſind glänzende Geſtalten und treten mit einer ſcharf gezeichneten lebendigen Phyſiognomie auf, wie ſie denen eigen iſt, die eines beſondern auf die Erreichung eines großen Zieles gerichteten Daſeins ſich bewußt ſind. Der Name Burgund, übrigens auf ein viel größeres Land, als das alte Lehn König Robert's übergetragen, nimmt von Philipp dem Kühnen eine in der Geſchichte glänzende, aber vorübergehende Stelle ein. Das alte Burgund hatte über dreihundert Jahre, das neue kaum ein Dritttheil dieſer Zeit gedauert. Aber ſelbſt durch ſeine Auflöſung hat es, wie Alles, was einmal bedeutend geweſen, in die Geſtalt der Welt erfolgreich eingegriffen.

Johann hatte ſeinen Sohn mit nichts weiter als dem alten Herzogthum Burgund beliehen, der neue burgundiſche Staat begann, als Philipp der Kühne die Erbin von Flandern, damals dem reichſten Lande in Europa, von Artois, der Franche-Comté u. ſ. w. heirathete. Karl der Weiſe, der die Macht ſeines Bruders als eine Vormauer Frankreichs gegen Deutſchland anſah, ging, um die Flamänder für dieſe Verbindung zu gewinnen, ſo weit, ihnen einige der Eroberungen ſeiner Vorgänger, wie Lille, Douai und die umherliegenden Landſchaften zurückzugeben und damit die Nordgrenze ſei-

*) Dumont Corps diplom. t. I. p. 129.

nes Reiches bloßzuſtellen. Er hoffte, daß die neue Dynaſtie immer ihres Urſprunges und ihrer Verwandtſchaft mit dem Königshauſe und das ſo vergrößerte Land ſeiner Verpflichtungen gegen den Nachbar- und Mutterſtaat eingedenk ſein würde. Er rechnete außerdem wol beſonders noch auf die zwar ſehr gelockerten, aber noch immer beſtehenden Verhältniſſe des Lehnsnexus, deſſen Grundſätze, ſo oft ſie auch verletzt wurden, noch immer das Fundament des öffentlichen Rechts in Europa ausmachten. Er hatte ſich aber, wie die Folge bewies, in ſeinen Erwartungen und Berechnungen getäuſcht. Die neuen Herzoge von Burgund waren zu mächtig geworden, um ſich mit der Stellung großer Lehnsmänner zu begnügen, und die Familienbande vermochten nicht, die widerſtreitenden Intereſſen beider Reiche zu verbinden. Der König hatte gehofft, daß das alte ackerbautreibende, weinreiche, ritterliche Burgund an die Spitze des neuen Staates treten würde, wie es deſſen Grundlage geweſen. Aber das kunſtfleißige, handeltreibende, ſtädtiſche Flandern legte ſein Gewicht in die Wage und zog Fürſt und Land auf ſeine Seite. Das ärmere Burgund wurde von dieſem Augenblicke an an den Wagen des reichern Flandern gefeſſelt und folgte ſeiner Bahn. Flandern aber neigte ſich zu England hin, und ſo ſehr Philipp der Kühne ſeinem Vaterlande anhängen mochte, er konnte dieſer alten durch Gewohnheit und Umſtände gebotenen Richtung nicht widerſtreben. Früher waren es die Engländer geweſen, die dieſe Verbindung aus allen Kräften zu erhalten geſucht. Da ſie aber ſeit Eduard III. eine Menge flandriſcher Arbeiter in ihr Land herübergezogen und ihre Wolle ſelbſt zu verarbeiten anfingen, ſo waren ſie gegen dieſen Bund gleichgültiger geworden, an deſſen Erhaltung aber jetzt den Flamändern um ſo mehr lag. Engliſche Seräuber und ſelbſt Flamänder unter ihrem Schutz fingen jetzt an häufig flamändiſche Schiffe wegzunehmen und die Handelsverbindungen der großen Fabrikſtädte auf der See zu erſchweren. Im Jahre 1387 hatten ſolche Seeräuber die ganze flandriſche Flotte gekapert, die alljährig nach Rochelle ging, um die franzöſiſchen Weine zu kaufen. Bei dem durchaus auf Handel und Kunſtfleiß gegründeten Reichthum der Flamänder war ein ſolcher Zuſtand auf die Dauer nicht möglich. Der Beſitzer von Flandern mußte entweder Herr von England oder deſſen Freund und Bundesgenoſſe ſein. Der Herzog von Burgund hatte früher (1386) einen Angriff auf England vorbereitet. Da dieſer vereitelt worden, ſo mußte er mit den Engländern ſich vergleichen und dieſe Verbindung nothwendig zu Frankreichs Nachtheil ausſchlagen. So war die Lage der Dinge, die den Herzog von Burgund, deſſen wich-

tigſte Beſitzung dieſes Flandern war, nöthigte, ſeine Politik von der ſeines Stammlandes zu trennen. Sobald er einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß eine von Frankreich verſchiedene Richtung der Größe ſeines Hauſes wünſchenswerth und ſelbſt nothwendig ſei, ſo ſtrebte er dahin, ſeine Beſitzungen auf jede Art zu vergrößern. Er kaufte die Grafſchaft Charolais und erwarb Holland und Hennegau, indem er ſeinen Sohn mit der Erbin dieſer Länder verband. Auf dieſe Art gründete er das burgundiſche Reich, das von den Alpen an ſich bis zum Ocean erſtreckte, reich an Häfen und Schiffahrt in Holland, an großen Fabrikſtädten in Flandern, an einer tapfern Ritterſchaft und einem abgehärteten Landvolke im eigentlichen Burgund war. Von Ehrgeiz und Luſt zur Vergrößerung getrieben, ſuchte er jetzt ſeinen Einfluß auf Frankreich noch mehr als früher geltend zu machen. Der einzige Widerſtand, den er hier fand, denn ein geiſteskranker König und ein älterer unmächtiger Bruder, der Herzog von Berry, hätten nichts gegen ihn vermocht, ging von dem Herzoge von Orleans aus, dem, bei der ſchwachen Geſundheit der Söhne des Königs, die Krone ſelbſt leicht zufallen konnte. Ohne gerade auf den franzöſiſchen Thron ſelbſt Hoffnungen zu gründen, erſchien Philipp dem Kühnen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in dieſem Lande ein Mittel, ſeinen eigenen Beſitz zu ſichern und unter günſtigen Umſtänden zu vergrößern. Er war aus dem erbloſen, letztgebornen Sohne eines gefangenen Königs ein ſo großer Fürſt geworden, daß ihm nichts mehr unmöglich erſcheinen mochte.

Der Herzog von Orleans, um wenige Jahre jünger als ſein königlicher Bruder, erſchien als das äußerſte Gegentheil von dieſem und mochte nicht ſelten den Gedanken erregen, wie ſehr die Natur ſich geirrt, als ſie ihm nicht das Recht der Erſtgeburt verliehen hatte. Er war lebendig, geiſtreich, von ſchnellem und treffendem Urtheil, aber dieſe Eigenſchaften wurden durch ſeinen Hang zur Verſchwendung, ſeinen Leichtſinn, der eben ſo leicht Plane faßte, als ſie gleichgültig fallen ließ, durch eine vorherrſchende Oberflächlichkeit ſeiner ganzen Natur aufgewogen, die ihn das, was er erſtrebte, nie erreichen und zuletzt den Fallſtricken ſeiner Gegner erliegen ließ, die ihm nur an Liſt und Ausdauer, aber keineswegs an wahrhaft geiſtiger Kraft überlegen waren. Dieſe glänzende Erſcheinung, die in mancher Beziehung für einen Typus ſeiner Nation, wenigſtens in der damaligen Zeit, genommen werden konnte, war durch ſeine Stellung zum Thron unter Philipp dem Kühnen nur der politiſche Gegner des burgundiſchen Hauſes geweſen, unter deſſen Sohne, Johann ohne

Furcht, aber entzündete ſich dieſe Eiferſucht zu einer perſönlichen Feindſchaft, die nur durch den Untergang eines der beiden Gegner gelöſcht werden konnte. — Frankreich befand ſich damals in einer gefährlichen Lage und war wie von einem Cirkel von Feinden eingeſchloſſen. Der Herzog von Burgund hatte, ungeachtet des Widerſpruches des Herzogs von Orleans, die Vormundſchaft des minderjährigen Herzogs von Bretagne übernommen und Heinrich IV. von England heirathete die Witwe des verſtorbenen Herzogs, die eine Tochter Karl's des Böſen war, der unter Johann ſo viel zur Zerrüttung des Königreiches beigetragen hatte. Heinrich IV. war nicht nur als ein König von England des funfzehnten Jahrhunderts ein natürlicher Feind Frankreichs, ſondern er hatte den Schwiegerſohn des Königs von Frankreich vom Throne geſtoßen und die Tochter deſſelben mit geringer Rückſicht behandelt. Als er ſich zu ſeiner Uſurpation anſchickte, war er, der allgemeinen Meinung nach und höchſt wahrſcheinlich, von Burgund heimlich mit Geld unterſtützt worden. Ungeachtet des Reichthums, der Macht Burgunds, zog der Herzog doch von Frankreich bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande Geld, denn er beſaß in dem Lande ſelbſt eine große Partei, die theils von ihm gewonnen war, theils durch ihn über ſeine Abſichten und Zwecke getäuſcht wurde. Damit noch nicht zufrieden, ſich ſelbſt auf Koſten des Königreiches bei jeder Gelegenheit zu bereichern, ſuchte er auch ſeine Anhänger zu vergrößern. Der junge Herzog von Bretagne, der im Herzen mehr engliſch als franzöſiſch geſinnt war, erhielt auf ſeine Verwendung die Grafſchaft Evreux und die Stadt St. Malo, eine der reichſten Ortſchaften des Landes. Gegen dieſe Gefahren, die Frankreich von Außen bedrohten, trat der Herzog von Orleans als Vertheidiger des alten Rechts und der Größe und Sicherheit der Krone auf. Er erklärte ſich für die Oberhoheit des Thrones, dem er ſelbſt ſo nahe ſtand, gegen die großen Vaſallen, und beſonders gegen Burgund, für den Papſt gegen die Univerſität und forderte den König von England zum Zweikampfe wegen des ſeiner Nichte Iſabelle, Richard's Witwe, bewieſenen Unrechts heraus. Aber die Vortheile ſeiner Stellung, die dem Herzoge von Orleans, unter andern Verhältniſſen, den Sieg über ſeine Gegner verſprochen hätten, wurden theils durch die Mängel ſeines Charakters, theils durch die Schwierigkeiten ſeiner Lage mehr als aufgewogen. Er beſaß glänzende, aber keine gründlichen Eigenſchaften, war ein Ritter, nicht im Sinne des frühern Mittelalters, wol aber in dem, was man ſpäter in Frankreich und, in deſſen Nachahmung, im übrigen Europa ſo genannt hat, ohne tiefe Einſicht in dem Ent=

wurfe, ohne Beharrlichkeit in der Ausführung ſeiner Plane, immer nur mit dem Augenblicke beſchäftigt und deſſen Eindrücken hingegeben. Sein ausſchweifender Hang zum Vergnügen und ſeine nicht ſowohl verdorbenen als leichtſinnigen Sitten fanden bei einem Theile des Adels und der Geiſtlichkeit, beſonders aber bei dem Bürgerſtande der Hauptſtadt, der während der langen innern Unruhen von Johann bis Karl VII. einen ſo großen Einfluß ausübte, gewaltigen Anſtoß. Dieſe Klaſſe war dem Geiſte ihres Urſprunges, einer ſtrengern Achtung vor Sitte und Recht, einer genauern Befolgung der Geſetze der Moral und Gerechtigkeit, die ſie von dem Feudalweſen ſo lange unterſchied, ein Vorzug, der mit der Bildung eines glänzendern Hofes von Franz I. an und deſſen Einfluſſe nicht ganz verſchwand, aber doch ſehr vermindert wurde, damals noch treu geblieben. Orleans hatte ſich unkluger Weiſe mit der Univerſität von Paris überworfen, indem er den Gegenpapſt in Avignon, gegen den ſie ſich erklärt, beſchützte. Die Univerſität hatte einen großen Theil der pariſer Bürgerſchaft zu ſich hinübergezogen und übte, auf ihren alten Ruhm, ihre Privilegien, die Menge ihrer Lehrer und Schüler ſich ſtützend, auf die öffentliche Meinung einen großen Einfluß aus. Da das religiöſe und politiſche Leben in dieſer Zeit noch vielfach in einander griffen und alle kirchlichen Streitigkeiten den Staat unmittelbar in Anſpruch nahmen, ſo mußte eine Anſtalt, die während des Sinkens und der Entzweiung der päpſtlichen Theokratie ſich zum oberſten theologiſchen Tribunal des Königreiches aufgeworfen, auch nothwendig eine politiſche Macht geworden ſein. Dieſe Univerſität aber war dem Herzoge nicht nur als Parteihaupte, ſondern auch um ſeiner Perſönlichkeit willen abgeneigt. Er hatte die Gewohnheit angenommen, häufig ihrer ſchon jetzt etwas veralteten Inſtitutionen zu ſpotten, er begünſtigte die nationale Literatur, von der einige Funken ſich zu entzünden anfingen, und war der neuen Kunſtrichtung geneigt, von der ein Hauch aus Italien herüberzuwehen anfing. Die Univerſität aber erkannte nicht ohne ein richtiges Vorgefühl, daß, von dieſen neuen Beſtrebungen aus, für deren Beſchützer Orleans galt, ihrer bisherigen Bedeutung ein wenn auch langſamer, aber unausbleiblicher Untergang bevorſtehe. Dies allein hätte jedoch eine ſo glänzende Individualität und erhabene Stellung, wie die des Bruders des Königs, herabzuſetzen nicht hingereicht. Aber des Herzogs beſondere Lage gab ihn allen Angriffen ſeiner Gegner preis und machte ihn zu einem Gegenſtande des öffentlichen Haſſes. Der Herzog von Burgund war ein mächtiger Fürſt, deſſen Beſitzungen, außerhalb des eigentlichen Königreiches liegend, mit dieſem nur durch

den Lehnsnexus verbunden waren. Er hatte das Anſehen, alle ſeine Hülfsquellen nur aus jenen zu ziehen. Obgleich es gewiß iſt, daß er häufig von Frankreich große Summen nahm, ſo war dies doch immer ſo viel als möglich heimlich geſchehen. Das Volk, das ihn an der Spitze eines ſo bedeutenden eigenen Staates wußte, glaubte nicht, daß er ſeines Geldes bedürfe. Mit dem Herzoge von Orleans fand hiervon, der Meinung nach, gerade das Gegentheil ſtatt. Er beſaß außerhalb Frankreich wenig und man wußte, daß er Alles von dem Lande nahm. Die Unternehmungen, die er in Verbindung mit den Herzögen von Berry und Burgund, die ſich ihm aber nie aufrichtig anſchloſſen und im Geheimen gegen ihn handelten, das letzte Mal z. B. gegen England, vorbereitet und zu deren Ausführung er im Königreiche von allen Klaſſen große Summen erhoben, waren faſt immer ſchon im Entſtehen vereitelt worden. Obgleich die Schuld hierbei weniger an dem Herzog von Orleans, als an den Prinzen, ſeinen Verwandten, lag, ſo wußten dieſe jeden Verdacht geſchickt von ſich auf ihn zu wälzen. Er galt bei dem Volke, und beſonders bei den Bewohnern der Hauptſtadt, für den Urheber aller ihrer Leiden. Ungeachtet aller Urſachen zu gegenſeitigem Haſſe, die zwiſchen den Häuptern der beiden großen Parteien, die um den Beſitz der öffentlichen Macht in Frankreich ſtritten, ſtattfanden, ungeachtet der Herzog von Burgund ſeinen Neffen um die Gunſt des Volkes gebracht und ſeine Plane ſo oft vereitelt hatte, ungeachtet der dem Intereſſe des Hauſes Burgund ſo gefährlichen Erwerbung von Luxemburg mitten in ſeinen Staaten durch den Herzog von Orleans und der Verbindung des letztern mit mehren kleinen der wachſenden Größe Burgunds feindlichen Fürſten, wie dem Herzoge von Geldern, fand zwiſchen Philipp dem Kühnen und dem Sohne ſeines Bruders keine perſönliche, unausgleichbare Trennung ſtatt. Sie hatten ſich nach vielfältigen Streitigkeiten und Feindſeligkeiten immer wieder verſöhnt. Es war zwiſchen ihnen nichts Aeußerſtes zu fürchten. Philipp der Kühne, obgleich eigennützig und hartherzig, hatte nie ganz vergeſſen, daß ſein Gegner zugleich der Sohn ſeines ältern Bruders war, dem er ſich zu großem Danke verpflichtet hielt. Der Herzog von Orleans, vermöge ſeines nähern Rechtes auf den Thron die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fordernd, hatte, überhaupt milden Sinnes, und mit ſeinen Vergnügungen und Zerſtreuungen wenigſtens eben ſo ſehr als mit ſeinen Planen des Ruhms und der Vergrößerung beſchäftigt, in Burgund nie einen perſönlichen Feind, ſondern nur einen politiſchen Gegner erblickt. Zwiſchen beider Stellung und Geſinnung fand allerdings Stoff genug zu

Hader und Uneinigkeit, aber keiner jener tödtlichen Widerſtreite ſtatt, die ſelbſt in geſitteten Zeiten häufig, in rohen aber unvermeidlich den Untergang eines der beiden Nebenbuhler fordern. Ein ſolcher herrſchte aber, wenn auch nicht in dem Gemüthe Orleans', doch in dem des neuen Herzogs von Burgund (1404), Johann ohne Furcht genannt, ein Name, den ihm ſeine Bewunderer für die in der Schlacht von Nikopolis und während der Gefangenſchaft bei den Türken bewieſene Unerſchrockenheit beigelegt hatten.

Der glänzenden und liebenswürdigen Geſtalt Ludwig's von Orleans war die Johann's ohne Furcht, wie von der Natur ſelbſt, entgegengeſetzt worden. Der gegenwärtige Herzog von Burgund beſaß wenig äußere Vorzüge. Er war weder groß noch ſchön, ohne Leichtigkeit des Ausdruckes, die frühe ſchon, wie die Predigten Peter des Einſiedlers, des heiligen Bernhard, wie neuerdings die Erfolge Stephan Marcel's und Karl's des Böſen beweiſen, unter dem celto-römiſchen Geſchlechte der Franzoſen viel gegolten hatte. Sein gewöhnlicher Ernſt und ſeine Schweigſamkeit verhüllten einen neidiſchen, hochmüthigen und gewaltſamen Sinn. Erbe einer ſo bedeutenden Macht, hatte er ſich mit großen Entwürfen getragen, war aber bis jetzt faſt überall geſcheitert. Seit ſeiner Niederlage bei Nikopolis war es ihm nirgends gelungen ſich hervorzuthun. Bei den zahlreichen Luſtbarkeiten, welche den Zweck gehabt, die Geiſteskrankheit Karl's VI. zu zerſtreuen, die aber ſein Gemüth eher verödet als erheitert hatten und die wie wichtige und ernſte Geſchäfte getrieben wurden, war er von ſeinem Gegner beſtändig verdunkelt worden. Bei einem der großen Feſte dieſer Art, in der alten Abtei von St. Denis, hatte der Herzog von Orleans das Unglück gehabt, der Frau ſeines Vetters mehr als ihr eigener Gemahl zu gefallen. Orleans hatte ſeinen Sieg nicht geheim gehalten. Schon bei jenen geſelligen Zuſammenkünften des vierzehnten Jahrhunderts war der franzöſiſche Charakter, ſo wie ihn ſpäter Europa in ſeiner Meinung fixirt hat, die Neigung zu gefallen, der Leichtſinn ein genoſſenes Glück zu verkünden und die Eitelkeit über die Leidenſchaft herrſchen zu laſſen — deutlich hervorgetreten. Zur Zeit Karl's VI. lebte in den franzöſiſchen Herzen mehr Phantaſie und Freiheit, die Charaktere waren kräftiger und friſcher, die Genüſſe des Lebens neuer, als in der Epoche Ludwig's XIV., ſonſt herrſchte im Grunde ſchon dieſelbe moraliſche Diſpoſition vor. Viele Jahre waren ſeit jener Wunde, die der Ehre oder dem Stolze Johann's ohne Furcht geſchagen worden, verfloſſen, in ſeinem Gedächtniß aber hatte ihr Schmerz fortgedauert. Zugleich lebte in ſeinem Innern nichts von der Ehrfurcht und Dankbarkeit

an die ältere Linie ſeines Hauſes, die ſeinen Vater an einen vollkommenen Bruch gehindert hatten. Er ſah ſich ſchon als einen fremden und unabhängigen Fürſten an. Einen reichen Theil ſeiner Beſitzungen verdankte er der Vermählung mit der Erbin von Holland und Hennegau, die ganz außerhalb des Kreiſes des franzöſiſchen Lebens lagen und Lehne von Deutſchland waren. Die Gründe der politiſchen Trennung, die zwiſchen ſeinem Vater und dem Herzoge von Orleans obgewaltet, waren nicht vermindert worden, der perſönliche Haß, den er in ſich trug, vermehrte ſie noch. Ein gewaltſamer Ausbruch deſſelben ſchien natürlich zu ſein und war, nach den Nachrichten gleichzeitiger Beobachter, vorausgeſehen, von dem Herzog von Orleans ſogar vorausgefühlt worden.

Ludwig von Orleans, durch den Tod Philipp des Kühnen von einem erfahrnen und gefährlichen Nebenbuhler befreit, war gegen ſeinen Nachfolger noch kühner aufgetreten und hatte ſeine Abſicht, ſich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen, offen dargelegt. Er hatte ſich von dem Könige die Verwaltung der reichſten aller Provinzen, der Normandie, zu ſeinen übrigen Statthalterſchaften geben laſſen, mit der Univerſität gebrochen, ihre Einmiſchung in die politiſchen Verhältniſſe abgewieſen und die Regierung einen Augenblick lang an ſich geriſſen. Dies hätte ohne Zweifel hingereicht, um den Kampf zwiſchen den beiden Gegnern zu entflammen; ein beſonderer Umſtand trug dazu bei, ihm einen noch perſönlichern Charakter, als ſonſt geſchehen, zu verleihen. Die Lütticher hatten ihren Biſchof, einen Schwager des Herzogs von Burgund, vertrieben und waren dabei von dem Herzog von Orleans unterſtützt worden. Auch wußte dieſer den Papſt in Avignon zu Gunſten der empörten Stadt zu ſtimmen. Wenn Orleans, ſchon Herr von Luxemburg, ſeinen Einfluß auf Lüttich behauptete, ſo hatte Burgund in ſeinen neuen Staaten, Brabant und Flandern, einen beſtändigen Krieg zu fürchten. Zugleich ward die Spannung zwiſchen Orleans und der Univerſität und, durch den Einfluß letzterer, mit der hauptſtädtiſchen Bevölkerung immer größer. Die Anhänger des Herzogs und die Studirenden oder Clercs geriethen mehrmals in heftige Streitigkeiten mit einander. Als der Prevot des Marchands, ein Günſtling Orleans', zwei Clercs, die Verbrechen begangen, hinrichten ließ, machten die Univerſität und die Geiſtlichkeit gemeinſchaftliche Sache, ſchloſſen die Hörſäle und Kanzeln und reizten das Volk gegen den Herzog auf. In dieſer Kriſe ſchien der hochbejahrte Herzog von Berry, der ſeinen Neffen, einzelner vorübergehender Streitigkeiten ungeachtet,

immer geliebt hatte, für ihn zu fürchten und verſöhnte die beiden Vettern, bewog ſie zuſammen zu kommuniciren und gab ihnen ein feſtliches Mahl. Beide hatten das Anſehn, ihre gegenſeitigen Beleidigungen vergeſſen zu wollen. Orleans, der ſelbſt in ſeinen leichtſinnigſten und unruhigſten Tagen nie alle höhern Gedanken und Hoffnungen verloren, war ſeit einiger Zeit auffallend ernſter und beſſer geworden. Ein geheimes Vorgefühl, daß ſein Ende nahe bevorſtehe, beſchäftigte ihn, wie aus ſeinem Teſtament und andern Zeugniſſen hervorgeht. Er gab ſich, was er übrigens nie ganz unterlaſſen, jetzt mehr als je den Forderungen und den Vorſchriften ſeines Glaubens hin. Mitten in dieſer Sinnesänderung und unter der Maske der Freundſchaft und Verſöhnung ließ ihn Burgund auf die grauſamſte Weiſe im Dunkel eines Winterabends in einer der Straßen des alten Paris (heute Vielle Rue du Temple genannt) ermorden (23. November 1407). Dies war das erſte Mal, daß der Greuel eines Verwandtenmordes das Haus der Kapetinger befleckte. Das gute Vernehmen der Nachkommen Hugo Kapet's unter einander, beſonders der älteſten Linie dieſes Hauſes, iſt, wie ſchon im Verfolg dieſer Geſchichte bemerkt worden, im Vergleiche zu andern Dynaſtien und in einer rohen und gewaltthätigen Zeit, ein den Charakter dieſer Fürſten ehrender und auszeichnender Zug. Die Mehrzahl derſelben ſtellte mehr die gute als üble Seite des religiöſen und feudalen Lebens des Mittelalters dar. Unter den Valois, und beſonders unter den Bourbons, fängt, der ausgezeichneten Fähigkeiten einiger dieſer Könige ungeachtet, das Mark dieſes Stammes offenbar ſchwächer zu werden an, und es beginnt ſich zwiſchen ihm und der Nation ein durch einige beſonders begabte, heroiſche oder intelligente Naturen aufgehaltenes, im Stillen aber immer fortſchreitendes Mißverhältniß, zu bilden, das endlich zu einem vollkommenen Bruche führte. Es beſteht zwiſchen den Dynaſtien, die an der Spitze großer, ſich aus ſich ſelbſt entwickelnder Völker ſtehen, denn dieſe allein haben eine wahrhafte Geſchichte, und dieſen, außer dem politiſchen Bande, ein moraliſches, unſichtbar und geheimnißvoll, deſſen Stärke oder Schwäche in der Gegenwart ſchwer begriffen werden kann, das aber, wie die Betrachtung der Vergangenheit lehrt, da, wo es einmal locker geworden, durch nichts wieder feſtgeknüpft werden kann. Die lange Herrſchaft der Nachkommen Hugo Kapet's, in der Geſchichte der großen Nationen Europas ohne Beiſpiel, iſt aus dem, im Ganzen genommen, ſittlichen Sinne derſelben und der oft unbewußten, aber immer fühlbaren Harmonie zu erklären, die ſo lange zwiſchen dem Geiſte dieſer Dynaſtie und

dem der Nation beſtanden hat. Der einmüthige friedliche Sinn, der, beſonders unter der erſten Linie dieſes Hauſes, das Zuſammenleben der verſchiedenen Glieder deſſelben bezeichnet, hat auf die Bildung ihres Volkes und deſſen wachſende Einheit einen großen Einfluß ausgeübt. Die That des Herzogs von Burgund, die unter engliſchen, ſpaniſchen, italieniſchen Fürſten des Mittelalters nichts Ungewöhnliches geweſen wäre, tritt deshalb, in der Geſchichte dieſes Geſchlechts als mit einem ganz beſondern Charakter bezeichnet auf. Sie half die moraliſche Anarchie jener Zeit nicht wenig vermehren. Ihre politiſchen Folgen aber waren noch größer. Mit der Ermordung des Herzogs von Orleans beginnt der früher verſteckt geweſene Parteikampf offen auszubrechen. Einer der wildeſten Bürgerkriege erhebt ſich, lockt die Engländer in das Land und bewirkt, daß Frankreich, das einſt im elften Jahrhundert mit der Macht einer einzigen Provinz England erobert hatte, im funfzehnten eine Zeit lang unter engliſche Herrſchaft fällt.

Siebentes Kapitel.

Die Ermordung des Herzogs von Orleans hatte, wie dies faſt immer die Folge politiſcher Verbrechen iſt, den Knoten, der dadurch aufgelöſt werden ſollte, nur noch mehr verwirrt. In ganz barbariſchen Zeiten oder unter durchaus erniedrigten Völkern gehen ſolche Greuel, weil ſie ſich häufig wiederholen, faſt unbemerkt vorüber. In dem Frankreich des funfzehnten Jahrhunderts war dies aber nicht möglich. Es herrſchte, und dies iſt das Verdienſt der Kirche um die geſammte Geſittung des Abendlandes, wenigſtens in der Meinung ein gewiſſes abſolutes Rechtsgefühl, das ſo extreme Unthaten nicht gleichgültig aufnahm. Das Chriſtenthum allein hätte indeſſen zu ſeiner Bethätigung nicht hingereicht, denn die Grundſätze deſſelben galten im oſtrömiſchen Reiche, wo dergleichen und noch ſchlimmere Ereigniſſe alltäglich geweſen, in Italien, wo die kleinen Tyrannen ſich vergifteten und erdolchten, in England, wo noch in demſelben Jahrhundert, zwiſchen der weißen und rothen

Roſe, ein von den blutigſten Verbrechen befleckter Kampf ausbrechen ſollte, ebenſo gut als in Frankreich. Hier war aber ſchon damals die Vorſtellung einer politiſchen Einheit, ſo weit das Mittelalter eine ſolche faſſen und zulaſſen konnte, und einer oberſten Regierungsgewalt, als unverlierbarer Beſitz eines herrſchenden Geſchlechtes, als eine Perſonifikation der Nation, nach beſtimmten Grundſätzen, erblich, mehr als im übrigen Europa verbreitet. Dieſe Idee, die im funfzehnten Jahrhundert in Frankreich ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen, erlaubte den Großen nicht, ſich willkürlich aus ihren gegenſeitigen Stellungen zu verdrängen, erhielt gewiſſe Begriffe von öffentlichen Rechten und Pflichten aufrecht und ließ keine bodenloſe und unheilbare Anarchie, die in mehren andern Völkern mit einer allgemeinen Erſchlaffung endigte, aufkommen. Dieſes Rechtsgefühl, das immer im franzöſiſchen Volke, wenn es zuweilen auch von den Leidenſchaften des Tages verdunkelt worden, mit ſo großer Energie hervorgebrochen und zahlloſe Reaktionen verurſacht, war aber, ſeinem innerſten Weſen nach, mehr politiſcher als ſittlicher Natur. Die Verletzung der Bedingungen, unter denen das geſellige Leben im Staate beſteht, wurde tiefer als das der menſchlichen Natur und ihren unwandelbaren Geſetzen angethane Unrecht gefühlt. Daher die Leichtigkeit, mit der das franzöſiſche Volk ſich mit der Verletzung dieſer ſittlichen Bedingungen des Daſeins ausgeſöhnt hat, wenn ſeine politiſche Größe dadurch nicht litt, oder die Wunden, die dieſer geſchlagen, wieder geheilt waren. Aus dieſer mehr politiſchen als ſittlichen Stimmung des franzöſiſchen Genius läßt ſich allein begreifen, wie die vielen Greuel, die unter den letzten Valois begangen wurden, der Despotismus Ludwig's XIV., die Schreckenszeit, die Unterdrückung aller öffentlichen Freiheiten unter Napoleon u. ſ. w., in dem Charakter der Nation keinen größern Widerſtand gefunden, wie der Bruch, der dadurch in ihrem Weſen hervorgebracht, im Ganzen ſo ſchnell wieder ausgefüllt wurde. Dieſe Eigenthümlichkeit trat ſchon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts hervor. Die Bewegung über die Unthat des Herzogs von Burgund war anfangs allgemein und ſein Opfer wurde nicht nur mit allen den Vorzügen, die ihm wirklich angehörten, geſchmückt, ſondern bald über alle Gebühr geprieſen und zu einer Art Ideals erhoben. Als man aber in Johann ohne Furcht eine große Macht, verbunden mit dem Willen, dem Lande Frieden und Einheit wiederzugeben, zu finden, als man ſich der Hoffnung überlaſſen zu können glaubte, daß durch ſeinen Einfluß die innern Spaltungen aufhören würden, gewann das politiſche über das ſittliche Gefühl den Sieg

und ſein Verbrechen wurde bald vergeſſen. Man ging endlich ſogar ſo weit, ihn eher für einen Befreier, als einen Mörder, was er war, zu halten. Dieſe Stimmung ward ſo allgemein, daß die Univerſität von Paris in der Perſon eines ihrer erſten Doktoren, Jean Petit, die Ermordung Orleans' als zum Beſten des Königs und Staates geſchehen darſtellte. Der geiſtesſchwache Karl VI. konnte dieſem Strome nicht widerſtehen und erklärte den Herzog von Burgund am Tode ſeines einzigen Bruders nicht für unſchuldig, ſondern für gerechtfertigt und ſuchte ihn mit den Kindern ſeines Opfers zu verſöhnen. Das Alterthum hatte einſt Timoleon's Ermordung ſeines Bruders zu einem Akt der Vaterlandsliebe erhoben. So verkehrt dieſe Meinung auch war, ſo hatte ſie in der demokratiſchen Geſinnung der alten Welt wenigſtens einen Schein von Wahrheit für ſich. Die Apologie Johann's ohne Furcht ging aber aus dem unſittlichen Geiſte ſeiner Zeit und ihrer Anarchie hervor.

Auf einer Verſammlung der franzöſiſchen Großen in Chartres, die Karl VI. nach dem Tode ſeines Bruders zuſammenberufen, waren nicht nur die Klagen der Witwe und Söhne des letztern abgewieſen, ſondern mit Burgund ein Vergleich abgeſchloſſen worden, der ihm faſt alle öffentliche Gewalt in die Hände ſpielte. Der erſte Gebrauch, den Johann ohne Furcht von dieſen Zugeſtändniſſen machte, war, Montaigu, den Schatzmeiſter und die rechte Hand des ermordeten Herzogs, unter dem Vorwande von Erpreſſungen und Veruntreuungen, hinrichten zu laſſen. Die Anwendung, die er überhaupt von der ihm überlaſſenen Gewalt machte, ward von einem Wechſel von Erfolgen und Unfällen bezeichnet, welche die hereinbrechende Anarchie nicht abzuwenden vermochten. Er knüpfte im Norden und Süden Bündniſſe an und leitete mehre ihm vortheilhafte Familienverbindungen ein. Er griff Calais an, um es den Engländern zu entreißen, mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren. Er beſetzte alle öffentlichen Aemter, ſo viel es ihm möglich war, mit ſeinen Günſtlingen, bemächtigte ſich des Dauphin, um in ſeinem Namen zu handeln, ſtellte den alten Herzog von Berry in den Hintergrund, konnte aber weder von einer Verſammlung des Adels noch des Tiers-etat, die er zuſammenberufen, Geld zur Ausführung ſeiner Plane bekommen. In Frankreich für den Augenblick nicht die gewünſchte Unterſtützung findend, war er genöthigt, aus ſeinem eigenen Lande zu ſchöpfen.

Die Verletzung der ſittlichen Geſetze des Lebens an einem ſo hervorragenden Haupte, wie der Bruder des Königs, begangen,

rächte ſich, ungeachtet aller Illuſionen und Sophismen, mit denen der auf die Erhaltung des äußern Friedens und den Fortſchritt der innern Einheit gerichtete Geiſt der Nation ſich über die Bedeutung jener Kataſtrophe zu täuſchen ſuchte. Die Partei des ermordeten Herzogs, unter ihm gewiſſermaßen nur ein Schatten, wuchs nach ſeinem Tode zu einem großen und mächtigen Körper heran und hinderte eine endliche Beruhigung des Landes, die aus einem widerſtandsloſen Uebergewicht des Herzogs von Burgund vielleicht hervorgegangen wäre. Dieſer, den die Pariſer, die ſchon ſeit den Unruhen unter Stephan Marcel danach ſtrebten, ganz Nordfrankreich zu leiten, ſo lange er ſie nicht mit Forderungen und Auflagen bedrohte, ſeinen Gegnern vorgezogen, hatte durch ſeinen Ehrgeiz die übrigen Prinzen des königlichen Hauſes, namentlich den Herzog von Berry, gezwungen, mit dem älteſten Sohne des Ermordeten gemeinſchaftliche Sache zu machen. Der Herzog von Orleans, noch ein Jüngling, beſaß nichts als ſeinen großen Namen, aber ſein Schwiegervater, der Graf von Armagnac, lieh ihm ſeinen Arm, begann an der Spitze ſeiner tapfern und abgehärteten Bergvölker eine Rolle zu ſpielen, und in die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes den Einfluß des Südens, ein neues Element, das der Norden unter Ludwig VII. zurückgeſtoßen, unter Simon von Montfort beſiegt hatte, einzuführen, das von jetzt an in allen großen Momenten hervortreten ſollte und bei deſſen Urſprung und Charakter wir einen Augenblick verweilen zu müſſen glauben.

Am Fuße der Pyrenäen waltete, von beſuchten Straßen und ſchiffbaren Flüſſen entfernt, eine bedeutende Zahl größerer und kleinerer Herren, deren Urſprung ſich, da dieſe Gegenden in frühern Jahrhunderten, bis zu den Karolingern herab, ebenſo geſchichtlich bedeutend geweſen, als ſie ſeitdem in den Hintergrund getreten, in die Nacht der Zeiten verlor. Unter die bedeutendſten der dortigen Edeln gehörten die Grafen von Armagnac, nach dem Lande, das ihnen gehörte, benannt. Dieſer Name iſt baskiſchen Urſprunges, wie der größte Theil der Bevölkerung ſelbſt, ohne daß hiervon auf die Abſtammung dieſes ſpäter ſo berühmt gewordenen Hauſes ein Schluß gemacht werden kann. Die Armagnacs gaben ſich, als ſie groß geworden, für Merowinger und Abkömmlinge der alten Herzöge von Aquitanien aus, was in neuern Zeiten für eine Fabel angeſehen, obgleich nie vollkommen widerlegt worden iſt. Auf jeden Fall war dieſes Geſchlecht ſehr alt und ſchon zu Karl des Großen Zeiten vorhanden. Die Armagnacs hatten ſich früh durch ihren kriegeriſchen Muth furchtbar gemacht und ungeachtet ihrer Verbindung

mit der Hierarchie, denn ſie waren Vaſallen des Erzbiſchofes von Auch, als Dränger der Kirchen und Klöſter ihres Landes hervorgethan. Als Simon von Montfort ſich auf den Süden warf, fühlten ſie ſich zu ſchwach, um ihm widerſtehen zu können, unterwarfen ſich, huldigten ihm und wurden ſpäter Vaſallen der Grafen von Poitou. Auf dieſe Art kamen ſie allmälig mit dem Norden in Verbindung. Ihre kriegeriſche Tüchtigkeit, die ſie mit der ganzen Bevölkerung der pyrenäiſchen Gebirge theilten, machte ſie den Königen von Frankreich werth. An der Spitze ihrer abgehärteten, leichtfüßigen und verwegenen Bergvölker bildeten ſie das erſte gute Fußvolk in Frankreich, das beim Sinken des Feudalweſens Bedeutung bekam. Sie gelangten endlich ſogar zu der Auszeichnung, ſich mit Prinzeſſinnen aus dem königlichen Hauſe zu verbinden. Ungeachtet dieſer Erhebung behielten die meiſten Armagnacs die Sitten von Condottieris und geharniſchten Räubern bei und befleckten außerdem ihr Leben im Innern ihrer Familien mit Greueln, die ſelbſt in den roheſten Zeiten im Abendlande ſelten geweſen. Die Kriege mit den Engländern und die innern Unruhen in Frankreich gaben ihnen eine erwünſchte Gelegenheit, ihren Einfluß auszudehnen. Bernhard VII., Graf von Armagnac, hatte einem ſeiner Nachbarn und Verwandten, dem Vikomte von Fezenzaguet, die Augen ausſtechen, ihn mit ſeinen Söhnen in einen Brunnen werfen laſſen und ſich ihres Erbes bemächtigt. Nicht lange darauf erklärte er ſich für den Herzog von Orleans und leiſtete ihm im Kriege gegen die Engländer in Guienne gute Dienſte. Gleichwohl arbeitete er nur für ſich, denn bei einem zweiten Feldzuge, in denſelben Gegenden, ließ er ihn im Stiche. Nach dem Tode des Herzogs entſchied er ſich, von Johann ohne Furcht nichts hoffend, für die Partei Orleans', verband ſich mit Karl von Orleans, dem älteſten Sohne des Ermordeten, und legte in die Wage dieſes Bürgerkrieges ein ſolches Gewicht, daß die Partei des verſtorbenen Herzogs von ihm ihren Namen bekam und „Armagnacs" genannt wurde.

Es war dies jetzt zum erſten Male, daß die Südfranzoſen, oder wenigſtens ein bedeutender Theil derſelben, die Bewohner des alten Aquitaniens, im Norden zu einem großen und entſchiedenen Einfluſſe gelangten. Die beiden großen Hälften der franzöſiſchen Nationalität, die ſich, im Vergleiche zu frühern Zeiten, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, einander ſchon näher gekommen, hatten aber doch noch keineswegs gelernt, ſich als Landsleute und als Glieder deſſelben Körpers anzuſehen. Vielleicht war der Norden ſelbſt damals noch kriegeriſcher als der Süden, obgleich Franken und

Normänner in der celto-römiſchen Bevölkerung längſt gänzlich aufgegangen, gewiß aber aufrichtiger, ernſter und treuer, als letzter Ueberreſt des mit der germaniſchen Eroberung ihm zuerſt aufgedrungenen und allmälig eingeimpften höhern Charakters. Der Süden war ein Gemiſch von Iberern, Galliern, Römern, Weſtgothen, Arabern und Juden, in welchem das römiſche Element am ſtärkſten, das germaniſche am ſchwächſten hervortrat. In dieſen bunten Durchkreuzungen der verſchiedenſten Nationalitäten hatte es dem ſittlichen Leben des Volkes an einer feſten Grundlage gefehlt. Es war in ihm kein entſchiedenes Alles umfaſſendes Princip, wie im Norden hervorgetreten, und dies iſt der Grund, warum dieſer allmälig zu einer ſo großen Ueberlegenheit über jenen gekommen iſt. Der Norden aber hat den Sieg über den Süden und die daraus hervorgegangene Verſchmelzung in mancher Beziehung theuer erkauft. Die Eroberer haben, wie gewöhnlich, den Beſiegten ihre Geſetze und Einrichtungen aufgelegt, dagegen aber auch, wie ſo oft, Vieles von ihnen in Sitte und Geſinnung überkommen. Denn obgleich noch jetzt, nach ſo langer Vermiſchung, ſich beide Stämme weſentlich unterſcheiden, ſo iſt es doch keine Frage, daß die Nordfranzoſen heutzutage viel an den ſittlichen Gebrechen leiden, die ihren ſüdlichen Landsleuten von ihren Vorfahren einſt mit ſo großen Eifer vorgeworfen worden und die zwiſchen beiden Stämmen ſo lange eine unüberſteigliche Scheidewand gebildet hatten. Der Norden hatte ſeine frühere Ueberlegenheit faſt einzig der kräftigen einmüthigen Nationalität verdankt, welche die Eroberung der Franken, die ſich hier ausſchließend zum herrſchenden Volke gemacht, eingeführt hatte. Daraus folgte, daß, als das Lehnsweſen ſich bildete, das geſammte Daſein des nordfranzöſiſchen Stammes eine und dieſelbe Richtung erhielt und, bei wachſender Geſittung, die urſprünglichen Tugenden der germaniſchen Individualität ſich von den meiſten der ihr eigenthümlichen Mängel zu reinigen anfingen. Im Süden waren die Traditionen der römiſchen Welt, aber aus dem Zuſtande ihres tiefſten Verfalles entlehnt, lebendig geblieben und von dem germaniſchen Element nur äußerlich verwandelt worden. Der eigenthümliche Zug der römiſchen Geſittung war, ſchon zur Zeit ihrer Größe, die Neigung geweſen, das Weſen der Dinge in gewiſſen äußern Symbolen zu erkennen, ein überwiegender Hang zur Form überhaupt, der durch den heroiſchen Charakter dieſer Nation und ihre erhabene Beſtimmung eine höhere Erfüllung erhielt. Die zur Ausbildung einer in ihrer Art unvergleichlichen politiſchen Verfaſſung und der Erreichung einer den Erdkreis um-

faſſenden Herrſchaft nöthigen Eigenſchaften in der römiſchen Individualität hatten, was in dieſem Formalismus an und für ſich hohl war, erſetzt. In den Theilen der römiſchen Welt, welche die germaniſchen Eroberer nur vorübergehend betraten, oder auf die ſie mehr ihre äußern Einrichtungen als ihre Geſinnungen übertrugen, blieb dieſe, jetzt nicht nur jedes höhern Zieles entbehrende, ſondern auch von aller Wahrheit und Wirklichkeit getrennte Richtung, die Form über den Gehalt, den Schein über das Weſen zu ſtellen, lebendig und wurde ſogar der unterſcheidende Charakter der Völker lateiniſchen und germaniſchen Urſprunges. Dieſer Gegenſatz, der im Mittelalter, das von demſelben religiöſen und politiſchen Syſteme beherrſcht wurde, nur ſchwach, obgleich immer erkennbar, hervorgetreten, erneuerte ſich in der Zeit der Reformation in ſeiner ganzen Stärke und lebt noch jetzt, ungeachtet einer ſcheinbar ſich überall unter ähnlichen Formen geltend machenden Geſittung, im Innerſten dieſer beiden großen Zweige des europäiſchen Stammes. Der Süden Frankreichs beſaß, bei einem geringern ſittlichen Gehalt, bei weniger kriegeriſcher Tüchtigkeit im Ganzen, eine größere Ausbildung der äußern Formen des Lebens, eine größere Fülle materieller Vorzüge als der Norden jener Zeit. In Nordfrankreich war das römiſche Element in der Sprache und dem äußern Leben im neunten Jahrhundert allerdings auch herrſchend geworden, der germaniſche Charakter hatte ſich aber deſſen ungeachtet, obgleich in ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert mindernder Stärke, in dem Charakter und der innern Stimmung des Volkes erhalten. Noch heute iſt mehr Wahrheit, mehr Natur und Einfalt, mehr moraliſche Kraft in jeder Beziehung, im Norden als im Süden, in den Maſſen erhalten, obgleich Paris immer mehr, ſeinen Sitten und der Richtung ſeines ganzen Lebens nach, zu einer ſüdlichen Stadt wird. Die frühern Verſuche der Südfranzoſen, ihren Einfluß über ihre nördlichen Landsleute auszubreiten, ſich unter ihnen geltend zu machen, waren, wie unter Anderm die Trennung Ludwig's VII. von Eleonore von Guienne beweiſt, faſt immer mißlungen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte ſich der Norden ſogar, wie einſt im achten unter Karl Martel, auf den Süden geworfen und ihn verheert. Seitdem waren beide Stämme ſich allerdings viel näher gekommen, aber ohne ſich mit einander zu befreunden. Der Einfluß der Armagnacs, an der Spitze ihrer kriegeriſchen Abenteurer, auf das Schickſal Frankreichs im funfzehnten Jahrhundert ſchien den vorhandenen Bruch ſogar vermehren, den Norden und Süden eine Zeit lang von einander gewaltſam abſtoßen und in die Feindſchaft früherer Jahrhunderte

zurückwerfen zu wollen. Aber die nach Beendigung der langen innern und äußern Kriege, welche mehr als einmal das Daſein des Staates ſelbſt gefährdet, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts um ſo kräftiger emporſtrebende königliche Macht und damit die Richtung auf politiſche und nationale Einheit knüpfte die zwiſchen dem Norden und Süden einmal, obwohl unter feindlichen Umſtänden, begonnene Verbindung wieder an. Die endliche Vereinigung der ſüdlichen Provinzen mit dem Königreich, die Verbindung mit einer im Norden liegenden Hauptſtadt, die Ueberlegenheit, welche der zugleich energiſchere und ſpekulativere Geiſt der Nordfranzoſen ihnen über ihre ſüdlichen Landesgenoſſen gab, und eine Menge moraliſcher und politiſcher Gründe verbreiteten die Herrſchaft der Langue d'Oui, des Walloniſch-Pikardiſchen, über ganz Frankreich und ſetzten die provençaliſch-cataloniſchen Idiome der Langue d'Oc oder des Südfranzöſiſchen in die Stellung eines Patois, oder einer nur zu gemeinem Gebrauche beſtimmten Mundart herab. Die allgemeinen Formen des Geiſtes überhaupt, als von der Sprache unzertrennlich, die vorherrſchende Tendenz der Politik, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten u. ſ. w. nahmen im Norden ihren Sitz und herrſchten von hier aus über das geſammte äußere Daſein der Nation, während der Süden, beſonders von Ludwig XII. an, und überhaupt unter der zweiten Linie der Valois, durch ſeine Verbindung und Verwandtſchaft mit Italien, in dem Geſchmack, in den Sitten und Geſinnungen der Großen und damit allmälig in denen des Volkes ſelbſt ein entſchiedenes Uebergewicht erlangte. In der Perſon Heinrich's IV. ſtieg zum erſten Male ein im Süden geborner und erzogener König auf den franzöſiſchen Thron. Es war vorzüglich der tapfere Adel zwiſchen den Pyrenäen und der Garonne, der dieſem Fürſten in den ſchwierigſten Momenten treu geblieben war. Eine Menge ſüdlicher Abenteurer folgten dem Erſten der Bourbonen, den ſie als ihren Landsmann anſahen, und auf deſſen Gunſt ſie beſondere Anſprüche zu haben glaubten, als er von dem Königreiche Beſitz nahm, zum großen Verdruß der Nordfranzoſen. Unter Ludwig XIII. wurden ſüdliche Sitte und ſüdlicher Geiſt unter der italieniſchen Mutter und der ſpaniſchen Gemahlin dieſes Königs immer vorherrſchender. Während der langen Minderjährigkeit Ludwig's XIV. ſtand ein italieniſcher Miniſter an der Spitze des Staates. Unter Ludwig XIV. bildete ſich die politiſche Einheit Frankreichs in der autokratiſchen Form der Regierung, dem Daſein eines aus allen Theilen des Reiches zuſammengeſetzten Hofes, eines aus allen Provinzen genommenen Heeres- und Be-

amtenweſens vollkommen aus. Der Norden und Süden erſchienen als unauflöslich verbunden, obgleich die Ueberlegenheit des erſtern in der großen geiſtigen Blüte dieſer Epoche hervortrat, denn die Mehrzahl der Schriftſteller und Künſtler der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, die für die intellektuellen Geſetzgeber der Nation anzuſehen ſind, gehörte dem Lande nördlich von der Loire an. In der Revolution hatte Frankreich einen Augenblick lang das Anſehn, ſich gänzlich ſpalten zu wollen, und der Süden machte Miene, mitten in dieſem Chaos ein eigenthümliches Daſein für ſich in Anſpruch zu nehmen. Gedanken an die alte Trennung erwachten von Neuem. Endlich erhob ſich in Napoleon ein Mann von ſüdlicher Herkunft und nordiſcher Bildung und legte die letzte Hand an das Werk dieſer einſt unter ſo feindlichen Auſpicien begonnenen Verbindung. Unter ihm ſchien das franzöſiſche Volk, von demſelben Hebel in Bewegung geſetzt, im Norden und Süden dieſelbe Richtung eingeſchlagen zu haben. Sein gewaltiger Wille hielt Alles in einem gleichmäßigen Schwunge. Merkwürdig iſt es jedoch immer, daß auch damals das innere ideale Leben und ſeine bedeutendſten Aeußerungen ſich mehr im Norden als im Süden entzündet haben, während dieſer eine große Menge glücklicher militairiſcher und politiſcher Talente hervorbrachte. Unter der Reſtauration that ſich im öffentlichen Dienſte, der Diplomatie, der Finanzen, der Juſtiz, eine bedeutende Anzahl Südländer hervor, die unter andern Formen an die Invaſion der gaskogniſchen Hofleute und Glücksritter zur Zeit Heinrich's IV. und an die Epoche der Girondiſten erinnerte. Die Juliusrevolution hat hierin nichts geändert. Die erſten Männer, die ſie zu ihrer Vertheidigung und Bezähmung gewählt, gehören meiſt dem Süden an. Der Fülle von Geiſt und Thätigkeit ungeachtet, die der Süden ſeit ſeinem Zuſammentreffen mit dem Norden entwickelt, iſt es nichts deſto weniger wahr, daß die Geſchenke, die er ſeinem Halbbruder gemacht, weniger Werth und Bedeutung beſitzen als die, welche er von ihm empfangen hat, und daß der ſittliche Einfluß des Südens auf den Norden zu allen Zeiten mehr übel als günſtig gewirkt und die franzöſiſche Nationalität um die letzten Reſte ihres germaniſchen Elements und der mit ihm zuſammenhängenden Vorzüge gebracht hat. Noch heute liegt die wahre Kraft Frankreichs mehr im Norden als im Süden. In der Bretagne, der Normandie, in Lothringen und Champagne iſt mehr Kraft und Tüchtigkeit als in der Gaskogne, Languedoc und der Provence zu finden.

Damals, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, ſchienen die beiden großen Hälften der franzöſiſchen Nationalität noch keine Ahnung von ihrer ſpätern Beſtimmung und Vereinigung zu haben. Ihr feindliches Zuſammenſtoßen erweckte die in ihnen ſeit langer Zeit ſchlummernde, aber nie verſchwundene Antipathie. Der Süden war dem Norden ein Greuel. Seine Züge, ſeine Sitten, ſeine ganze Perſönlichkeit ſchien ihm etwas Unchriſtliches und Mohrenhaftes zu haben. Der Norden ward dagegen vom Süden verachtet, der die ſittlichere Natur deſſelben für einen Ausdruck der Schwäche und Beſchränktheit anſah. Dieſe Meinung findet noch heute, nicht ſowohl in Frankreich, als zwiſchen dem Norden und Süden, dem lateiniſchen und germaniſchen Stamme überhaupt, wenigſtens im Gefühle der Maſſen ſtatt. Erſterer nicht geneigt, vielleicht ſelbſt unfähig, die moraliſchen Vorzüge des letztern anzuerkennen, ſucht den Grund der mehr auf die Realiſirung des Guten, als auf die Befriedigung der eigenen Individualität gerichteten Natur des Nordens, in einem Mangel an Phantaſie, an Willen und Leidenſchaft, und die innere Ueberlegenheit ſeines Gegners herabſetzend, täuſcht er ſich noch mehr über ſich ſelbſt als über dieſen. Die Nordfranzoſen trugen im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, wie früher bemerkt worden, noch einige Spuren des germaniſchen Charakters, der hier tiefer als im Süden in das celto-römiſche Element eingedrungen, in ſich, und dieſer Unterſchied hätte allein hingereicht, um die beiden Stämme auseinander zu halten. Die Art aber, wie die Südfranzoſen ſich bei dieſer Gelegenheit in die innern Verhältniſſe ihrer nördlichen Landsleute eindrängten, war beſonders dazu geeignet, die beſtehende Abneigung zu vermehren.

Wir haben oben erwähnt, wie der Herzog von Burgund ſich umſonſt bemüht hatte, die Früchte ſeines Verbrechens der Ermordung des Herzogs von Orleans zu ernten. Die Partei des Ermordeten war nach ſeinem Tode ſtärker und mächtiger als während ſeines Lebens geworden. Ungeachtet des Vertrages von Chartres und mehrer politiſchen Bündniſſe, die, nach der Sitte der Zeit, durch Familienverbindungen befeſtigt wurden oder befeſtigt werden ſollten, hatten ſich die meiſten Großen, die Herzoge von Berry, Bourbon, Bretagne, die Grafen von Clermont und Alençon u. ſ. w., die ſahen, daß Burgund alle Gewalt an ſich allein bringen wollte und die andern für nichts zählte, gegen ihn erklärt. Sein Verſuch, ſich der Hauptſtadt und der übrigen großen Städte zu bemächtigen, indem er ihre Abgeordneten in Paris verſammelte und von ihnen Geld verlangte, war ebenfalls mißlungen. Die Maſſe der pariſer

Bevölkerung blieb ihm zugethan, aber die Reichen weigerten ſich ſeine Plane zu unterſtützen. Um ſeinen Gegnern, an deren Spitze bis jetzt der Herzog von Berry ſtand, das Gleichgewicht zu halten, war er genöthigt, Kriegsvolk aus ſeinen eigenen Landen kommen zu laſſen. Eine Menge brabanzoniſcher und flamändiſcher Söldner warfen ſich auf den Norden Frankreichs und verwüſteten und plündertcn die Umgegend von Paris. Die Univerſität, die ſeit Philipp dem Schönen gewohnt geweſen, von Zeit zu Zeit als ein politiſcher Körper aufzutreten, ſuchte die innere Ruhe wiederherzuſtellen, indem ſie vorſchlug, die Häupter der beiden Parteien, Burgund und Berry, von den Geſchäften zu entfernen. Burgund gewiß, daß ihm durch Verbündete und Begünſtigte ein vorherrſchender Einfluß in Paris bleibe, nahm dieſen Vergleich an, der von dem Orte, bis zu dem die Partei Orleans', unter der Anführung Berry's, vorgerückt war, der von Bicetre (1410) genannt wurde. Dieſer Friede oder Waffenſtillſtand dauerte nur einen Augenblick lang. Es gelang dem Herzoge von Burgund einen ſeiner Anhänger, den Grafen von St. Pol, zum Befehlshaber von Paris zu machen. Seine Gegner fuhren jedoch in ihren Zurüſtungen zum Kriege fort und machten Anſtalt, die Hauptſtadt zu belagern. In dieſem Augenblicke langte der Graf von Armagnac mit ſeinem aus Abenteurern und Söldnern der meiſten mittäglichen Provinzen beſtehenden Kriegsvolke an. Burgund verſtärkte ſich mit Flamändern und Brabanzonen ähnlichen Schlages. Die Hauptſtadt, in der die niedern Klaſſen ſich dem Schein nach aus eigener Bewegung, im Grunde aber für den Herzog von Burgund zu regen anfingen, ward in Vertheidigungsſtand geſetzt. In der Umgegend ſchlugen ſich die Nordfranzoſen, die den Fahnen Burgunds folgten und, obgleich verſchiedenen Provinzen angehörig, unter dem Ausdrucke Bourgignons zuſammengefaßt wurden, gegen ihre ſüdlichen Landsleute, welche die Partei Orleans' ergriffen und von ihrem Anführer Armagnacs genannt wurden. Bei dieſem Zuſammentreffen trat der Charakter der letztern im grellſten Licht hervor und erneuerte das Gefühl des Haſſes, das die beiden Stämme derſelben Nation in frühern Zeiten getrennt hatte. Die Verwüſtung der Umgegend von Paris erfüllte die Bewohner mit Schrecken, denn jeden Abend ſtand der Horizont in Flammen. Aber dieſe Art der Kriegführung war damals allgemein, den herrſchenden Sitten gemäß, und konnte Verzweiflung, aber keine eigentliche Erbitterung erregen. Auch war dabei nicht zu unterſcheiden, ob dieſes Unglück von dem nordiſchen oder ſüdlichen Kriegsvolke ausging. Die Flamänder und Pikarden galten ſogar, und wie es ſcheint mit Recht,

für die ärgſten Plünderer. Was aber die ſüdfranzöſiſchen Söldner unter Armagnac ihren nördlichen Landsleuten und beſonders den Bewohnern der Hauptſtadt ſo verhaßt machte, war nicht ſowohl ihre Raubſucht, das allgemeine Laſter jener Zeit, als vielmehr ihre Grauſamkeit und zweckloſe Blutgier, die ſie antrieb, ihre Opfer zu entmannen, zu verſtümmeln, und ihre offenbare und muthwillige Verachtung des Heiligen, der Geiſtlichkeit, der Kirchen und Klöſter. Sie ſchnitten den Landleuten und Gefangenen oft zu ihrem Vergnügen Naſen und Ohren, oder hieben ihnen Hände und Füße ab, tranken aus den Abendmahlskelchen, ſchnitten ſich aus den kirchlichen Ornaten, ſelbſt den Kirchenfahnen und Heiligenbildern, Kleider zu ihrem Gebrauch. Zu dieſer Grauſamkeit, den meiſten ſüdlichen Völkern, ungeachtet ihrer ſcheinbaren Anmuth der Rede und Bewegung, mehr als dem Norden eigen, geſellte ſich der die Südfranzoſen vor allen Südländern auszeichnende Hang zum Spott, die Neigung, das Böſe auf eine Art zu vollbringen, die ein vollkommenes Bewußtſein über daſſelbe und zugleich die größte Gleichgültigkeit über das Urtheil deſſen, dem es zugefügt wird, beweiſt. Dieſer charakteriſtiſche Zug, der ſich ſpäter im ganzen franzöſiſchen Volke wiederfindet und ihm mit Recht vorgeworfen wird, gehörte damals mehr dem Süden an und iſt durch deſſen Einfluß allmälig allgemein geworden. Die Grauſamkeit und Plünderungsſucht, mit Spott und Hohn verbunden, war für die Nordfranzoſen ſo unerträglich, daß ihnen die Engländer, die ſie nicht mit vorübergehenden Uebeln heimgeſucht, ſondern ihre nationale Unabhängigkeit bedroht hatten, weniger verhaßt als ihre ſüdlichen Landsleute wurden. Der Herzog von Burgund ſchloß mit England in ſeiner Eigenſchaft als Graf von Flandern zuerſt einen Handelsvertrag ab und verlangte dann Hülfsmannſchaft, indem er ſeine Tochter dem älteſten Sohne Heinrich's IV. verſprach. Die Engländer rückten wirklich in Frankreich ein und die Armagnacs mußten ſich nach der Loire zurückziehen. Berry, Orleans und Armagnac vertheidigten aber Bourges, das von Burgund belagert wurde. Der Mangel an Lebensmitteln, die benachbarten Sümpfe führten eine anſteckende Krankheit herbei und es ward endlich ein Vertrag, der von Bourges genannt (1412), abgeſchloſſen, in welchem Burgund die Herausgabe der in Beſchlag genommenen Güter der Partei Armagnac, was er aber nicht erfüllen konnte, verſprach. Dies war ſeit der Ermordung Ludwig's von Orleans der dritte Frieden oder Waffenſtillſtand, den die beiden großen Parteien, welche die Regierung, den Reichthum und die Macht des Landes zu ihren Zwecken auszubeuten ſuchten, abſchloſſen.

Die Ermordung Orleans', deren angeblicher Beweggrund die Befreiung des Königreiches durch die Wegſchaffung eines übermächtigen und um ſich greifenden Parteihauptes geweſen, war im Gegentheile die Urſache immer größerer Verwirrung, immer wachſender Verwüſtung, immer hoffnungsloſern Elends geworden. Die Begehung eines politiſchen Verbrechens iſt zuweilen einzelnen Individuen, wenn auch ſelten, nützlich geweſen, hat aber noch niemals, ſo weit die Geſchichte reicht, den Leiden eines Landes abgeholfen. Denn böſer Same trägt böſe Früchte, und es findet im Leben der Völker ein innigerer und ſichtbarerer Zuſammenhang zwiſchen den Mitteln und Zwecken, den Urſachen und Wirkungen, als in dem der Einzelnen ſtatt. — — Die Partei Armagnac oder Orleans, die ſich von Burgnnd nur durch Hülfe der Engländer aus ihrer früher ſo vortheilhaften Stellung verdrängt ſah, ſuchte letztere um jeden Preis auf ihre Seite zu ziehen. Johann ohne Furcht, der ohne Zweifel noch weniger Nationalgefühl als ſeine Gegner, aber mehr Vertrauen auf ſeine eigene Macht beſaß, war ſeiner Verbündeten ſehr bald überdrüßig geworden, und hatte ſogar Kriegsvolk nach Guienne geſchickt, um ſie dort anzugreifen. Der Graf von Armagnac ſchloß ſich ſogleich den Engländern an und ging mit ihnen, im Namen ſeiner Partei, einen Vertrag ein, der beweiſt, wie ſehr der Parteihaß über die Pflicht gegen das gemeinſame Vaterland, wie ſehr der perſönliche Vortheil über die Rückſicht auf das öffentliche Wohl zum Sieger geworden war. Kurz vorher, als Burgund ſich mit England verbunden, hatten ſeine Gegner ihn beſchuldigt, daß er die Abtretung der Normandie und Guienne verſprochen. Die Armagnacs aber gingen jetzt ſo weit, dem Könige von England als ihrem Lehnsherrn zu huldigen, übergaben ihm zwanzig befeſtigte Plätze im Süden und machten ſich anheiſchig, ihm zur Erlangung ſeiner Anſprüche auf Frankreich ſelbſt zu verhelfen. Für ſolche Opfer verſprach Heinrich IV. den Herzögen von Berry und Orleans den Beſitz von Poitou, Angoumois und Perigord, aber nur auf Lebensdauer. Dem Grafen von Armagnac ward das erbliche Eigenthum ſeiner Lehne beſtätigt. Dieſer Vergleich, von Seiten der beiden Prinzen des königlichen Hauſes ein offenbarer Verrath gegen den Thron und das Land, war ein Werk Armagnac's, der allein daraus Vortheil gezogen und', wie er immer gethan, dabei einzig ſein Intereſſe im Auge gehabt hatte. Der Herzog von Berry war ſchon hochbejahrt, und der Herzog von Orleans, noch ſehr jung und ohne Erfahrung, ſtand durchaus unter dem Einfluſſe Armagnac's, ſeines Schwiegervaters. Sobald man

dieſe Umſtände nicht erwägt und beſonders den Haß ſich nicht vergegenwärtigt, den der Tod Ludwig's von Orleans in ſeinen Söhnen gegen den Mörder erregt, an dem ſie um jeden Preis, und ſelbſt den der Rechte ihres Hauſes und ihrer eigenen, Rache nehmen wollten, würde man einen ſolchen Vergleich, wie den mit Heinrich IV. von England abgeſchloſſenen, für unmöglich halten. Als die Kunde deſſelben ſich in Paris verbreitete, erregte ſie in allen Ständen, unter Jung und Alt, Männern und Frauen, eine außerordentliche Bewegung. In ſolches Unglück verſank ein Land, das, bei der Unfähigkeit ſeines Königs, dem Ehrgeize und der Habſucht ſeiner Großen, ſich noch nicht ſelbſt zu helfen verſtand, in welchem es eine Nation, im natürlichen Sinne des Wortes, aber noch nicht im politiſchen gab, wo die verſchiedenen Stände und Provinzen, auf ſich ſelbſt beſchränkt und in ſich vereinzelt, ſich noch nicht als Glieder deſſelben Ganzen zu fühlen gelernt hatten. Eine Epoche noch tieferer Erniedrigung, noch größerer Drangſale, noch wilderer Verwirrung als ſelbſt in den Zeiten der Gefangenſchaft König Johann's, beginnt jetzt, als Paris, ohne das Maß ſeiner Kraft und die Macht der Umſtände zu erkennen, von Neuem den Verſuch macht, ſich und das Land durch eigene Anſtrengung zu retten.

Achtes Kapitel.

Die Unzulänglichkeit der Parteien Burgund und Armagnac, dem Königreiche Ruhe und Ordnung wiedergeben zu können, war längſt offenbar worden. Beide hatten nur in ihrem Vortheil gehandelt und abwechſelnd das Land ſelbſt verrathen. Die Geiſtlichkeit und der Adel, die in frühern Zeiten den Staat vielleicht gerettet hätten, beſaßen jetzt hierzu weder Kraft noch Willen. Beide waren, die Formen ihres äußern Daſeins bewahrend, in ihrem Weſen zu ſehr verwandelt, zu ſehr geſchwächt worden. Sie ſtanden nicht mehr, wie einſt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, an der Spitze der Nation und hatten dieſe Stellung dem Königthume für immer abgetreten. Dieſes Königthum, obwohl ſeinem Princip nach ſo

mächtig, war in ſeiner Anwendung unter einem geiſteskranken Fürſten, wie Karl VI., zu einem Schwert ohne Griff geworden, das Niemand recht zu brauchen und anzugreifen verſtand. Die Art Regeneration eines Volkes und Staates, die unter außerordentlichen Umſtänden im Alterthum und dem Orient zuweilen möglich geweſen, wo eine aus der Menge plötzlich auftauchende Erſcheinung ſich als einen Retter verkündete, war unter der Herrſchaft des Feudalweſens, das dem Individuum eine für immer beſtimmte Stellung anweiſend, ſeiner Thätigkeit, wenn auch nicht eine unverrückbare Bahn anwies, dieſelbe aber doch in ſchwer zu überſchreitende Grenzen einſchloß, unmöglich geworden. Es mußte alſo in den beſtehenden Kreiſen, unter den einmal herrſchenden Verhältniſſen, das Heilmittel für ſo viele Verwirrung, ſo viel ſchon erfahrnes und noch zu befürchtendes Unglück geſucht werden. Die Kirche und der Adel aber waren in ſich geſpalten. Es gab zwei Päpſte, in Rom und Avignon, und zwei politiſche Häupter, Burgund und Armagnac. Es mußte alſo den Bürgern, dem dritten Stande, denn die Maſſe der Nation, die Landleute, zählten noch immer für keinen ſolchen, der Gedanke einkommen, daß ihm die Aufgabe geworden, das wankende Gebäude des öffentlichen Lebens zu ſtützen. Die einzige Möglichkeit lag hierzu in der Bevölkerung der Hauptſtadt, die durch Menſchenzahl, Reichthum, mehr aber noch durch ihren Namen und den mehr als vierhundertjährigen Beſitz der Regierung in ihren Mauern über alle andern Städte des Landes hervorragte. Dieſe ſelbſt war zwar von dem Uebel der Parteiſucht, das den Adel und die Geiſtlichkeit in ſich trennte, keineswegs frei, denn ſie hatte ſich entſchieden für den Herzog von Burgund ausgeſprochen, aber doch nur inſofern, als ſie dieſen für mächtig genug hielt, in dem Königreiche Ruhe und Ordnung wiederherzuſtellen. Die Bürger hatten ſich nicht, wie die Edeln und die Geiſtlichen, um ihres eigenen Intereſſes willen für die eine der ſtreitenden Parteien erklärt. Sie hatten nicht die Abſicht, außerhalb ihres Kreiſes zu herrſchen oder ſich an die Spitze des geſammten Staates zu ſtellen. Ihre Abſicht war, ein Gewicht in die Wagſchale des öffentlichen Lebens zu werfen, deſſen Gleichgewicht wiederherzuſtellen und die ſo lange ſinkende und ſteigende Bewegung der beiden großen Parteien zu beruhigen. Wenn einzelne hervorragende Individualitäten, wie einſt Stephan Marcel, für den Augenblick einen entſchiedenen Einfluß auf die Regierung ſelbſt in Anſpruch genommen und in ihrem Walten an die Ehrſucht älterer und neuerer Demagogen erinnert hatten, ſo konnte es der Maſſe des dritten Standes in jener Zeit nicht einfallen, die ge-

ſammte Staatsgewalt in ihre Hände bringen zu wollen. Ihr Urſprung, ihre Art zu ſein war nicht nur dem Gelingen eines ſolchen Plans, ſondern auch ſeiner bloßen Auffaſſung entgegengeſetzt. Ihre einzige Stütze war, ſeitdem die Kirche geſunken, das Königthum geworden, in deſſen Macht allein ſie für ſich Schutz und in gefährlichen Augenblicken für das Ganze Rettung ſuchte. Dieſes Königthum war aber in der Perſon Karl's VI. faſt ganz unthätig geworden und ſie glaubte demſelben zu Hülfe kommen, es mitten in dem Zuſammenſtoßen der kämpfenden Parteien erhalten zu müſſen. Dieſer Bürgerſtand der Hauptſtadt, dem ein ſolcher Gedanke übrigens bei der Unzulänglichkeit aller andern Hülfsmittel natürlich erſcheinen mußte, war aber ſeiner Mehrzahl nach nicht nur nicht zu roh und unerfahren, ſondern auch zu ſchwach, um einen ſolchen Plan vollführen zu können. Aus ſeiner Einmiſchung in die beſtehenden Verhältniſſe ging, wie unter Marcel, eine nur noch größere Anarchie derſelben hervor und es ſtand diesmal keine ſo feſte und kluge Geſtalt, wie Karl V. geweſen, im Hintergrunde, um zuletzt Alles durch das Gewicht ſeiner Würde und die Weisheit ſeines Rathes in Ordnung zu bringen. Dieſer Tiers-etat, der ſpäter in Frankreich alle übrigen Klaſſen theils in ſich aufzunehmen, theils zu verwandeln beſtimmt war, beſtand im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts großentheils aus einer unwiſſenden und unbegüterten Menge von Krämern und Handwerkern. Die unter ihnen, welche, vom Glücke begünſtigt, zu größerm Wohlſtande emporſtiegen, kauften meiſt adelige Grundſtücke und traten dadurch, ohne ſich deshalb gänzlich von ihrem Stande zu trennen, in eine nur entfernte Berührung zu demſelben. Andere wurden Beamte und Räthe der Krone, Mitglieder des Parlaments. Noch Andere traten in die Reihen der Kirche ein und ſchieden dadurch gänzlich aus dem Tiers-etat heraus. Was dieſem blieb, war die Maſſe der ärmern und unwiſſenden ſtädtiſchen Bevölkerung, und dieſe wurde in Zeiten der Bewegung von einzelnen ehrgeizigen Häuptern, dem Namen nach zu ihrem Stande gehörig, dem Weſen nach ihm fremd, im Intereſſe einer der kämpfenden Parteien, nur ſelten in dem des Rechts und der Ordnung geleitet. Hätte ſich der Tiers-etat des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts als ein durchaus eigener, unabhängiger, abgeſonderter Stand, wie es bei dem Auftreten der freien Kommunen im zwölften Jahrhundert das Anſehn hatte, ausbilden können, und wie es einſt die Plebejer in einer gewiſſen Epoche der römiſchen Republik gethan, hätte er es vermocht, die zu Reichthum und Anſehn gekommenen Glieder deſſelben in ſeiner Mitte

feſtzuhalten, was aber der ganze Zuſtand des Staates, beſonders das Daſein der Kirche unmöglich machte, ſo würde es ihm vielleicht möglich geweſen ſein, ſich an die Spitze der geſammten Geſellſchaft zu ſtellen und deren Geſtalt vollkommen zu verändern. So aber beſtand er aus einer mehr zahlreichen als mächtigen Klaſſe, von der ſich Alles, was vom Glücke begünſtigt wurde, mehr oder weniger trennte. Dieſe dem Bürgerſtande des funfzehnten Jahrhunderts eigenthümlichen Verhältniſſe, die lange dieſelben bleiben ſollten, erklären, warum es ihm damals nicht gelingen konnte, ungeachtet der Erſchütterung des Beſtehenden, das Ruder des Staates zu ergreifen, und warum er, trotz des fortwährenden Sinkens der Kirche und des Adels ſo ſpät dazu gekommen iſt, die Nation ſelbſt zu werden.

Nach den mißlungenen Verſuchen des Herzogs von Burgund, die Reichsſtände zu verſammeln, nachdem die Univerſität in ihrem Streben, die öffentlichen Angelegenheiten in ihrem Sinne zu leiten, beſonders dadurch, daß das Parlament ihr ſeinen Beiſtand verſagt, geſcheitert, hatte ſich die Partei des Herzogs endlich an die Maſſe der pariſer Bevölkerung gewandt und, auf dieſe geſtützt, ſich zu behaupten verſucht. Nachdem die Bürger der Hauptſtadt im Anfange der Regierung Karl's VI. entwaffnet und ihrer Vorrechte als Gemeindeglieder beraubt worden, hatte ſich unter ihnen nur in einer einzigen Klaſſe eine gewiſſe Kraft und Tüchtigkeit, die damals von der Führung der Waffen, oder dem, was deren Stelle vertritt, unzertrennlich war, erhalten. Die Metzger, in der ſchon großen Stadt ſehr zahlreich, von einer Schaar kräftiger Gehülfen und Diener umgeben, mit dem benachbarten Landvolke in ununterbrochenem Verkehr ſtehend, waren zu jener Zeit die reichſte und einflußreichſte bürgerliche Innung geworden. Dieſes Gewerk, früher von den Königen und den großen geiſtlichen Lehnsherren, die faſt den ganzen Grund und Boden des alten Paris beſaßen, dem Biſchofe, den Aebten von St. Genevieve, St. Germain des Prés, St. Martin des Champs u. ſ. w. begünſtigt, hatte ſich von jeher unter ſeines Gleichen durch Wohlſtand, Anſehn und Entſchloſſenheit ausgezeichnet. Sein Geſchäft war allmälig in denſelben Familien faſt erblich geworden, ein Vorzug und eine Eigenheit dieſes Gewerbes, die ſich in Paris lange erhalten hat. Der Grund hiervon lag außer der Einträglichkeit deſſelben in der Beſtimmung ſeiner Statuten, welche die Fleiſcher verpflichteten, dies Handwerk nicht nur in ihrem Namen, ſondern perſönlich zu führen, wodurch ſich, ungeachtet des ſteigenden Reichthumes dieſer Familien, ungefähr immer derſelbe Grad der

Bildung unter ihnen erhielt, ſo daß ſie nicht, wie dies bei andern begüterten Gewerben der Fall war, aus ihrem Stande allmälig herausſchieden, ſondern von Generation zu Generation großentheils in ihm verharrten. Dieſe Leute traten jetzt an die Spitze der hauptſtädtiſchen Bevölkerung. Denn die vornehmern Bürger, die als Advokaten, Notarien u. ſ. w. in mannigfachen Verhältniſſen zum Parlament ſtanden, die von dem Ertrage ihrer Güter lebten, oder ſich mit dem höhern Handel beſchäftigten, und aus denen ſonſt die ſtädtiſchen Würdenträger genommen wurden hatten ſich in dieſer gewaltſamen Zeit, beſonders da ſo manche von ihnen, als Räthe und Schatzmeiſter der Fürſten, bei vorkommenden Gelegenheiten von dieſen ihren Feinden aufgeopfert worden, von den öffentlichen Geſchäften zurückgezogen. Unter jenen Metzgern zeichnete ſich beſonders ein gewiſſer Caboche, der noch nicht einmal Meiſter war, durch ſeine Entſchloſſenheit und ſeinen Einfluß auf die Menge aus, ſo daß ſeine Partei häufig nach ihm „Cabochiens" benannt worden iſt.

Dieſe Partei im pariſer Volk, die diesmal mit mehr Kühnheit und für etwas längere Zeit, als unter Stephan Marcel geſchehen, ihr Haupt emporhob, handelte, wie natürlich, weder aus eigenem Antrieb, noch entſchied ſie ſich aus eigener Ueberzeugung, ſondern wurde, wie faſt immer in ſolchen Fällen, von höhern und außer ihrem Kreiſe ſtehenden Einflüſſen geleitet. Indeſſen regte ſich in ihm das Gefühl der vorhandenen Uebelſtände und der kräftige Wille, denſelben abzuhelfen, aber Urtheil und Einſicht lagen einem ſolchen Kreiſe fern. Das lange und ſich täglich mehrende Elend des Landes, die immer wieder gebrochenen Vergleiche der großen Parteiführer, die Zaghaftigkeit der reichen Bürger hatten endlich dem roheſten, aber kräftigſten Theile der Bevölkerung die Meinung aufgedrungen, daß die Rettung des Staates und der Kirche von ihm abhänge. Das Ideal dieſer „Cabochiens" war noch immer der Herzog von Burgund, obgleich, wie dies in einem ſo anarchiſchen Zuſtande zu geſchehen pflegt, die Menge zuweilen plötzlich von Mißtrauen gegen ihn erfüllt wurde und in einem dieſer Anfälle den von ihm eingeſetzten Prevot mit dem Tode beſtraft hatte. Indeſſen galt er, beſonders im Gegenſatze zu den Prinzen, die durch den letzten Vertrag mit den Engländern das Vaterland verrathen hatten, für einen Freund deſſelben. Außerdem bedrohten die Herzöge von Berry, Orleans und der Graf von Armagnac mit ihrem Kriegsvolke die Hauptſtadt und verheerten deren Umgebungen. Die Univerſität übte auf dieſe Menge durch ihre fanatiſchen und populairen Predigten einen großen Einfluß aus. Euſtache de Pavilly, ein Karmeliter

(die Bettelmönche beſaßen um dieſe Zeit Lehrſtühle an der pariſer Univerſität), war der thätigſte dieſer Prediger, der in Verbindung mit einem Wundarzte, Jean de Troyes, bei allen entſcheidenden Gelegenheiten hervortrat. Die Metzger, denn da ſie an der Spitze des Volkes ſtanden, ſo werden ſie, obgleich ſie nicht Alles ſelbſt thaten, faſt immer allein erwähnt, hatten bei dieſer ganzen Bewegung kein eigentlich auf den Umſturz alles Beſtehenden gerichtetes Ziel, wodurch ſie ſelbſt verloren haben würden, ſie wollten im Gegentheil den Frieden zwiſchen den beiden großen Parteien, Burgund und Armagnac, und Krieg gegen den auswärtigen Feind, die Engländer. Da ſie aber verſchiedenen Einflüſſen ausgeſetzt waren, häufig von ihren Anführern verrathen wurden und noch häufiger ſich von ihnen verrathen glaubten, ſo traten bei ſolchen Veranlaſſungen die gewaltſamſten Scenen hervor, bei denen, ſtatt der Vernunft und Gerechtigkeit, Willkür und Grauſamkeit ſich geltend machten. Eine eigenthümliche Miſchung von Treuherzigkeit und Roheit, welche die Sitten und die Denkungsweiſe jener Zeit charakteriſirt, wird z. B. in ihrer Entrüſtung darüber ſichtbar, daß der Dauphin des Abends um elf Uhr noch Muſik in ſeinen Gemächern hat und tanzt. Sie betrachten dies als eine große Unordnung, klagen ſeine Erzieher und Freunde hart an und empfehlen ihm durch ihre Sprecher eine ſtillere und regelmäßigere Lebensart an. Sie zeigen für die Perſon des Königs die größte Ehrfurcht, nehmen aber auf ſeine Umgebungen, ſelbſt auf die Königin, nur geringe Rückſicht. Dann aber bricht wiederum die angeborne und durch die Umſtände entflammte Wildheit des Pöbels hervor. Sie ermorden die ſchuldigen oder unſchuldigen Rathgeber des Hofes und bedrohen alle Verdächtige. Der Dauphin wünſchte von den Prinzen befreit zu werden und die Hauptſtadt verlaſſen zu können. Die Metzger verhinderten es aber, indem ſie das Schloß Tag und Nacht bewachten. Indem die Wohlhabendern und Verſtändigern unter den Einwohnern ſich von dieſen Unruhen immer mehr zu entfernen ſuchten, ſo trat allmälig immer mehr der niedrigſte Pöbel an die Spitze dieſer Bewegung, bis, wie in allen ähnlichen Fällen, die ausgetretene Flut aus Mangel an Zufluß ſich zurückzuziehen und der wilde Wirbel in ſich zu verſiegen begann.

Man würde ſich jedoch ſehr irren, wenn man in dieſer Anarchie nichts als den verborgenen Einfluß einzelner Ehrgeizigen, oder den Hang des Volkes zu Zerſtörung und Ausſchweifung erkennen wollte. Die Regierung des Staates war ſeit langer Zeit, mit Ausnahme der kurzen Epoche Karl's V., in ſchwachen und unglücklichen Händen

geweſen. Seit dem Tode Philipp des Schönen, ſeit einem Jahrhundert, war die Bahn des Fortſchrittes, auf der ſich früher das franzöſiſche Leben bewegt hatte, durch inneres und äußeres Unglück, gewaltſam geſchloſſen worden. Dem Volke, allerdings weit entfernt hierüber ein deutliches Bewußtſein zu haben, war jedoch die Selbſtſucht und Verdorbenheit derer nicht entgangen, die an ſeiner Spitze ſtanden. Daher von den Zeiten Stephan Marcel's an die Verſuche, den allgemeinen Gang der Regierung zu verbeſſern, die vorhandenen Mißbräuche abzuſtellen und einen politiſchen und adminiſtrativen Codex hervorzubringen, um die Wiederkehr jener Uebelſtände zu hindern. Die oben erwähnte Ordonnance de Reforme unter dem König Johann war aus dem Gefühle dieſes Bedürfniſſes hervorgegangen. Auch jetzt war, mitten unter den Unruhen und ungeachtet des Parteigeiſtes, der Wunſch nach einer feſtern Ordnung, nach beſſern Einrichtungen, mit großer, aber nicht dauernder Kraft erwacht. Denn die eine Zeit lang in der Hauptſtadt wüthende Anarchie war nicht, wie die Bewegungen eines ſterbenden Volkes, ein Beweis der innern Auflöſung, ſondern, wie die Kriſe in einem überkräftigen Körper, ein Zeichen der einſtigen Geneſung geweſen. Aus dieſer Zerrüttung ging mit Hülfe des Parlaments, der Univerſität, der Geiſtlichkeit und der Bürger eine große Ordonnanz, von dem Könige 1413 unterzeichnet, hervor, die für alle Theile der Rechtspflege und Verwaltung neue Beſtimmungen ſchuf und, wie die Verordnung unter Johann der Verſuch eines politiſchen Codex geweſen, ſo für den eines adminiſtrativen gelten kann. Dieſe Ordonnanz konnte ebenſowenig wie die von 1357, bei dem Unglücke der Zeiten, zu einer vollſtändigen Anwendung gebracht werden, iſt jedoch bei ſpätern Einrichtungen und Verbeſſerungen vielfältig benutzt worden und kann für einen Beweis gelten, daß ungeachtet der Zerrüttungen und Drangſale aller Art, die Frankreich ſeit ſo langer Zeit erlitten, das Gefühl ſeiner Beſtimmung und der davon unzertrennliche Hang nach einem Fortſchritte in ſeinem politiſchen Daſein in ihm nicht gebrochen war. Jene lange Epoche des Unglücks hatte viel aufgehalten, Manches ſogar zerſtört, aber den innern Sinn der Nation nicht zerrüttet.

Die Prinzen, Gegner alles deſſen, was in Paris unter dem Einfluſſe des Herzogs von Burgund geſchah, näherten ſich mit ihrem Kriegsvolke der Stadt, boten jedoch einen Vergleich an. Die Pariſer, die ihnen, ihrer Verbindung mit den Engländern wegen, äußerſt abgeneigt waren, wünſchten dennoch, wie alle Welt, Frieden. Der Dauphin wandte ſich in dieſer Abſicht an das Parlament und

die Univerſität. Es wurde endlich, des Widerſtandes der Metzger und ihres Anhanges ungeachtet, beſchloſſen, mit den Prinzen in Unterhandlung zu treten. Caboche, der vom Metzgerknecht plötzlich zum Tribun geworden, erſchien, wie Cola Rienzi einige Menſchenalter vor ihm in Rom, in glänzender Ritterkleidung, und arbeitete der Ausſöhnung entgegen. Er fand jedoch keinen Beifall und ſank, wie gewöhnlich Perſonen, die ihren Ruf mehr den Umſtänden als ihrem Verdienſt verdanken, ebenſo ſchnell von ſeiner künſtlichen Höhe herab, als er ſie unerwartet erreicht hatte. Die Cabochiens, die vorher Alles für ſich gehabt, wurden mit einem Male von Jedermann, ſelbſt von den übrigen Gewerken, verlaſſen. Die Unterhandlungen mit den Prinzen wurden fortgeſetzt und ein Vergleich mit ihnen unterzeichnet. Der Herzog von Burgund verließ Paris. Die Gefangenen, die noch am Leben waren, wurden befreit und einige von ihnen an die Spitze der ſtädtiſchen Verwaltung geſtellt, drei der gewaltthätigſten Parteiführer unter den Metzgern aber hingerichtet (1413). In dem Frieden mit den Prinzen war beſtimmt worden, daß dieſelben nicht die Hauptſtadt betreten ſollten. Dieſe, wie die übrigen Bedingungen, wurde jedoch nicht beobachtet. Deſſen ungeachtet ward der Herzog von Orleans bei ſeinem Einzuge mit Begeiſterung aufgenommen. Die Pariſer gingen ſchon damals mit einer Art von leidenſchaftlichem Leichtſinn von einem Extrem des Haſſes oder der Liebe zum andern über und wechſelten leicht in der Wahl ihrer Idole. Die weiße Binde, das Zeichen der Armagnacs, wurde allgemein getragen und ſogar den Heiligenbildern umgehängt. Man ging, komiſch genug, ſo weit, die kleinen Kinder zu ſchlagen, wenn ſie, weniger vergeßlich als ihre Eltern, die Lieder wiederholten, die man ihnen zu Ehren des Herzogs von Burgund eingelernt hatte und die kurz vorher in Jedermanns Munde geweſen. Die kurz vorher erlaſſene Ordonnanz, die Reform der Rechtspflege und Verwaltung betreffend, mit ſo großem Beifall aufgenommen und der die Gemäßigten aller Parteien beigetreten, ward dennoch, als unter den Auſpicien des Herzogs von Burgund und der Cabochiens erlaſſen, wieder aufgehoben. Die Univerſität verdammte feierlich die Rede, in der einer ihrer Doktoren, Jean Petit, die Ermordung Ludwig's von Orleans vertheidigt hatte. Gerſon, damals der berühmteſte Theologe Frankreichs, griff den Herzog von Burgund an und predigte mit Eifer gegen die Pöbelherrſchaft, die man unter ihm zu erdulden gehabt hatte. Bald jedoch hatte die Hauptſtadt Urſache, die raſche Wandelbarkeit, mit der ſie ſich ihren Gegnern in die Arme geworfen, zu

bereuen. Die Steuern und Erpreſſungen der neuen Machthaber ſtiegen zu einer vorher unbekannten Höhe. Die Armagnacs plünderten und verheerten das Land weit umher und die gaskogniſchen und languedocſchen Söldner begingen, namentlich in Soiſſons, Greuel, die ſelbſt in dieſer rohen Zeit Entſetzen erregten. Dieſe Ausſchweifungen lenkten die öffentliche Meinung allmälig wieder zu Gunſten Burgunds, gegen den, in der erſten Begeiſterung für Orleans, die härteſten Beſchlüſſe gefaßt worden waren. Die Partei der Prinzen mißbrauchte ihren Sieg jetzt ebenſo, wie es vorher die des Herzogs gethan. Eine wahrhafte Verſöhnung der kämpfenden Parteien, die nur aus gegenſeitiger Schonung hätte hervorgehen können, wurde auf dieſe Art unmöglich gemacht.

Aber Frankreich war damals nicht allein von politiſchen Parteien zerriſſen. Das Schisma in der Kirche trug viel dazu bei, die weltlichen Verhältniſſe zu verwirren. Beide Päpſte hatten bei ihrer Wahl die Niederlegung ihrer Würde, ſobald dies zum Beſten der Kirche nothwendig ſein würde, verſprochen, beide weigerten ſich. Das Concil von Piſa erklärte ſich zwar gegen beide Päpſte, entſchied aber damit die ſchwebende Frage nicht. Die Reform der Kirche ward in jener Zeit ſelbſt von ausgezeichneten Geiſtern als eine Sache der Form angeſehen. Es kam aber nicht ſowohl darauf an, zu entſcheiden, ob der Papſt über oder unter einem Concilium ſtehe, ſondern der Idee des Chriſtenthums ſelbſt wieder aufzuhelfen, die ſich ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts immer mehr materialiſirt hatte. Die Kirche, die früher den Anſpruch gemacht, Alles zu ſein, das geſammte innere und äußere Leben umfaſſen zu wollen, ſchien zuerſt die Kraft und dann ſelbſt den Willen verloren zu haben, ihre Beſtimmung zu erfüllen. Für Frankreich war die Religion damals noch ein tiefes inneres Bedürfniß der Seele. Schon hundert Jahre nachher, zur Zeit Franz' I., iſt ſie ein Rad in der politiſchen Maſchine, eines der Außenwerke des franzöſiſchen Lebens geworden. Aus einer Religion des Volkes, was das Chriſtenthum in den Kreuzzügen geweſen, war es im funfzehnten Jahrhundert ein Gegenſtand der Disputationen der Schulen geworden, die den Geiſt deſſelben tödteten und an dem Leichnam ihre Proben machten. Das Buch Clémengis' *), eines der erſten Doktoren der pariſer Univerſität: „Ueber den Verfall der Kirche," hatte einen großen Eindruck hervorgebracht und ſchien Vielen die

*) Nicolaus Clemengis de corrupto ecclesiae statu.

Augen geöffnet zu haben. Der Geiſt des Mittelalters, im Staate ſichtbar geſchwächt, begann jetzt auch in der Kirche zu ſchwinden, und dieſer Verluſt ward von den Zeitgenoſſen viel tiefer als der erſtere gefühlt. Das Concil von Piſa war fruchtlos geweſen, ein neues zu Koſtnitz ward angekündigt. Die Partei Orleans wollte von dieſem oberſten Tribunal das Andenken Jean Petit's und ſeine Vertheidigung der Ermordung des Herzogs von Orleans verdammen laſſen. Man hoffte den Grundſatz ausſprechen zu hören, daß kein vermeintliches ſociales Intereſſe, keine politiſche Nothwendigkeit, eine Verletzung des Sittengeſetzes erlaube, vergaß aber, daß da, wo dieſes Princip erſt anerkannt werden muß, wo es nicht in dem Gefühle der Maſſen lebt, ſeine ausdrückliche Erklärung fruchtlos bleibt.

Während Frankreich von religiöſen und politiſchen Parteiungen zerriſſen und die Kraft der Nation durch die lange und hoffnungsloſe Verwirrung gebrochen ſchien, war England auf der ſchon früher betretenen Bahn einer höhern politiſchen Entwickelung und nationalen Einheit fortgeſchritten. Seitdem der vorübergehende Aufſtand der arbeitenden Klaſſen unter Richard II. gedämpft, war keine eigentlich anarchiſche Bewegung mehr zu fürchten geweſen. Die Nation, im politiſchen Sinne, hatte ſich ſchon in zwei große Stände geſchieden, die von den beiden Häuſern des Parlaments repräſentirt wurden. Das Daſein eines hohen Adels, als eines ſelbſtſtändigen Körpers, ſetzte dem Streben des Königthums nach unumſchränkter Herrſchaft eine unüberſteigliche Schranke entgegen. Zugleich gab es keine Vaſallen, wie in Frankreich, welche, die Macht ſouverainer Fürſten beſitzend, der Krone ſelbſt hätten gefährlich werden können. Der kleinere Adel, der, auf dem Kontinent ſich vom Volke trennend, ein Werkzeug für den Despotismus der Fürſten wurde, war durch ſeine Trennung von dem großen Herrenſtande auf eine Verbindung mit den Städten gewieſen worden und berathſchlagte mit denſelben gemeinſchaftlich über die Angelegenheiten der Nation. Die Grundlage der engliſchen Verfaſſung war ſchon damals ſo feſt gelegt, der Keim zu der ſpätern engliſchen Größe ſo tief gewurzelt, daß ſelbſt die zahlreichen Thronrevolutionen des funfzehnten Jahrhunderts mehr den Wipfel als den Stamm dieſes kraftvollen Baumes bewegten. Zu dem Allen trat noch ein eigenthümlicher Vorzug hinzu, der den engliſchen Zuſtand im funfzehnten Jahrhundert von dem anderer Staaten weſentlich unterſchied. Das war das gute Vernehmen und die Uebereinſtimmung, die hier zwiſchen dem kirchlichen und weltlichen Regimente beſtanden. Die Kämpfe zwiſchen der Kirche und dem Staate, die einſt unter Heinrich II. und Johann

eine ſo große Rolle geſpielt, hatten ſich ſeitdem nicht mehr, wenigſtens auf keine ſo erſchütternde und einflußreiche Weiſe wiederholt. Das Sinken des Papſtthums, ſeine Spaltungen, ſein verminderter Einfluß auf die Nationen und die Stellung der engliſchen Biſchöfe und Aebte als geiſtlicher Barone hatte dazu gedient, dieſelben wenigſtens ebenſo ſehr an den Staat als an die Kirche zu feſſeln. Die Einheit dieſer beiden großen Mächte, die man gewöhnlich erſt von der Reformation an rechnet, erſchien in England ſchon im funfzehnten Jahrhundert, allerdings aber mit dem großen Unterſchiede, daß ſpäter der Staat, damals aber noch die nationale Kirche als der mächtigere Theil in dieſem Bunde hervortritt. Die Könige aus dem Hauſe York, wie z. B. Eduard III., hatten, theils auf ihr Erbrecht, theils auf ihre Siege ſich ſtützend, die Prälaten weniger zur Verwaltung des Staates herbeigezogen und ſich zuweilen mit ihnen in Streitigkeiten verwickelt. Das Haus Lancaſter dagegen, das den Thron mit Hülfe der Geiſtlichkeit uſurpirt, war mit dieſer in eine enge Uebereinſtimmung getreten, die ſeitdem in England zwiſchen dem Staate und der Kirche nur vorübergehend gelöſt, aber immer wieder angeknüpft worden und noch heute als einer der Pfeiler der nationalen Größe betrachtet wird. Heinrich V., durch dieſen Bund mit der reichſten Körperſchaft der Chriſtenheit, denn die engliſche Kirche war dies ſchon damals und verhältnißmäßig noch mehr als jetzt, verſtärkt, von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Uſurpation ſeines Vaters durch eine glänzende Regierung vergeſſen zu machen, vor Allem aber, wie es ſeine großen Thaten und noch größern Plane beweiſen, von dem Gefühle ſeiner kriegeriſchen Fähigkeiten entflammt, beſchloß den Kampf gegen Frankreich zu erneuern und die Rechte Eduard's III. auf die Krone dieſes Landes in Anſpruch zu nehmen. Nach ebenſo klugen als raſchen Vorbereitungen landete er bei Harfleur, am Ausfluß der Seine. Die franzöſiſche Krone, die unter Philipp Auguſt, Philipp von Valois und, noch neuerdings, im Anfange der Regierung Karl's VI., eine zahlreiche Flotte ausrüſten konnte, beſaß jetzt kein einziges Schiff. Aber die Partei Orleans, die hier als die eigentlich nationale auftritt, verſammelte ein großes Heer. Der Herzog von Burgund hielt ſich fern und ſtand wahrſcheinlich in geheimem Einverſtändniſſe mit den Engländern. Unter Umſtänden, die denen bei Crecy und Poitiers nicht unähnlich waren, kam es unfern des Schloſſes Azincourt zu einer großen Schlacht (25. Oktober 1415), in welcher die Franzoſen, trotz ihrer Ueberlegenheit an Zahl, gänzlich geſchlagen wurden. Sieben Prinzen aus ſouverainen Häuſern, unter ihnen

der Herzog von Brabant, der Bruder Burgunds, hundertzwanzig Bannerherren und zehntauſend Streiter, größtentheils Ritter, fielen. Der Erzbiſchof von Sens erneuerte dabei das Zeitalter der kriegeriſchen Prälaten und wurde unter den Todten gefunden. Eine Anzahl der vornehmſten Herren wurde gefangen genommen. Darunter waren die Herzöge von Orleans und Bourbon, die Grafen d'Eu, Vendome, d'Harcourt, Richemont u. ſ. w., die erſtern dem königlichen Hauſe ſelbſt, die andern den erſten Geſchlechtern des Landes angehörig. Es war dies der dritte Gang in dem großen Zweikampfe der beiden Nationen. Wenn die Engländer in Europa hätten ein eroberndes Volk werden können, oder wenn die Franzoſen überhaupt erobert werden könnten, ſo hätte damals Frankreich das Schickſal Perſiens zur Zeit Alexander des Großen haben müſſen. Die Franzoſen verloren innerhalb ſechsundſechzig Jahren drei große Feldzüge gegen England, wurden außerdem von immerwährenden innern Kämpfen zerriſſen, litten an allen Uebeln, die ein Volk heimſuchen können, aber nur nicht an dem gefährlichſten von allen, der Entmuthigung und Minderung des Nationalgefühls, und gingen darum aus allen dieſen Unfällen ſo wenig geſchwächt hervor, daß ſie ſchon zwei Menſchenalter nachher wieder erobernd auftreten konnten.

Die Häupter der beiden im Innern ſtreitenden Parteien, Johann ohne Furcht und der Graf von Armagnac, waren nicht in der Schlacht von Azincourt erſchienen, als hätten ſie ſich für die Fortſetzung der bürgerlichen Unruhen aufſparen und das tragiſche Ende, das ſpäter beide traf, dem rühmlichen Tode im offenen Kampfe vorziehen wollen. Die Niederlage des franzöſiſchen Heeres erſchien ihnen als ein für ihre Intereſſen günſtiges Ereigniß, da faſt alle ihre Gegner und Nebenbuhler todt oder gefangen waren. Der größte Theil der Pariſer hing noch immer dem Herzoge von Burgund an, aber Armagnac ließ ſich von dem geiſteskranken Könige zum Connetable und unumſchränkten Herrn der Kriegsmacht ernennen und zügelte die Hauptſtadt durch eine ſtrenge und geheime Polizei, die erſte dieſer Art, deren in Frankreich Erwähnung geſchieht. Alle Nächte wurden die Verdächtigen in die Seine geworfen und es war verboten, die Leichname aufzuſuchen, damit man ſie nicht zu zählen und zu erkennen vermochte. Die Univerſität und das Parlament wurden ſtreng überwacht, die Königin gefangen geſetzt und drei- bis vierhundert reiche Bürger, nach Einziehung ihrer Güter, der Stadt verwieſen. Armagnac war ein jeder Unthat fähiger, aber äußerſt thätiger und muthiger Mann und wußte ſich,

der feindlichen Geſinnungen des Volkes, der Macht Burgunds und der Siege der Engländer ungeachtet, im Beſitze der Hauptſtadt und eines Theiles des Landes zu erhalten. Aber die pariſer Bevölkerung wollte um jeden Preis, wenigſtens im Innern, Frieden, und wußte, daß dieſer, ſo lange Armagnac die Stadt behaupte, unmöglich ſei. Burgund nahm Paris endlich durch Verrath ein. Eine furchtbare Reaktion gegen die Armagnacs, die ſo lange den Sieg gemißbraucht hatten, erfolgte (1418). Mit Burgund kamen die Metzger, die „Cabochiens," die große Maſſe der Vertriebenen und Verurtheilten zurück. Das Gerücht verbreitete ſich, daß die Armagnacs die Stadt jeden Augenblick wieder einzunehmen bereit wären, die Lebensmittel mangelten. Furcht und Noth entzündeten die Wuth des Volkes. Im Juni und Auguſt deſſelben Jahres wurden die Armagnacs in den Gefängniſſen, in den Straßen und Häuſern niedergemacht. Der Graf von Armagnac ſelbſt, der Schwiegervater des Herzogs von Orleans, der ſo lange in Paris als unumſchränkter Herr gewaltet, kam um und ſein Leichnam blieb drei Tage lang ausgeſtellt und diente dem Pöbel zum Geſpött. Nach dieſen Blutſcenen meldete ſich eine anſteckende Krankheit, an der über funfzigtauſend Menſchen geſtorben ſein ſollen.

Der Herzog von Burgund war mit der Königin unter dem Jubel des Volkes zurückgekehrt, aber ſeine Lage war nach dem Siege ſeiner Partei faſt ebenſo ſchwierig als vorher geblieben. Er vermied es, gegen die Engländer zu ziehen, ſandte nach den am meiſten bedrohten Punkten einige Hülfe, die aber nichts Wichtiges ausrichtete, vermehrte dadurch den Haß ſeiner Feinde und erregte das Mißtrauen ſeiner Anhänger. Er beſaß Flandern, Brabant und Holland. Als Fürſt dieſer Länder ein natürlicher Bundesgenoſſe Englands, ſtellte ihn ſein Verhältniß als Vaſall, der franzöſiſchen Krone und Mitglied des königlichen Hauſes, Heinrich V., als Feind gegenüber. Seine Stellung war eine der ſchwierigſten und es hätte eine größere ſittliche Kraft oder eine tiefere geiſtige Fähigkeit dazu gehört, um nicht an dieſen Widerſprüchen zu ſcheitern. Aber Johann ohne Furcht war herrſchſüchtig, geizig und dabei unentſchloſſenen Charakters. Es ließ Rouen, deſſen Einwohner ſich gegen Heinrich V. mit demſelben Heldenmuth, wie einſt die Bürger von Calais gegen Eduard III. wehrten, einnehmen. Er trat mit dem Könige von England in, obwohl vergebliche, Unterhandlungen. Er ſchien ſich endlich der nationalen Partei, an deren Spitze nach dem Tode Armagnac's und der Gefangenſchaft Karl's von Orleans der noch ſehr junge Dauphin ſtand, zuwenden zu wollen. Eine Zuſammen-

kunft wurde zwiſchen ihm und dem nachmaligen Karl VII. bei der Brücke von Monterau verabredet und er bei dieſer Gelegenheit, zur Vergeltung des einſt an Ludwig von Orleans verübten Mordes, von deſſen Anhängern umgebracht (1419). Die beſondern, ſich zum Theil widerſprechenden Umſtände dieſer That ſind nie vollkommen aufgeklärt worden, obgleich es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß der Dauphin zu ihr ſeine Einwilligung gegeben hatte. Dieſer Tod, auf weſſen Rechnung er auch zu ſchreiben ſei, that der königlichen und nationalen Sache einen unermeßlichen Schaden. Johann ohne Furcht ſcheint in dieſem Augenblicke wirklich geneigt geweſen zu ſein, ſich gegen die Engländer zu erklären und das Gewicht ſeiner Macht in die Wagſchale zu Gunſten Frankreichs zu werfen. Seine Ermordung wurde dagegen für England das willkommenſte Ereigniß. Der neue Herzog von Burgund, Philipp der Gute, nahm, durch das an ſeinem Vater verübte Verbrechen gereizt, offen die Partei Heinrich's V. und erkannte deſſen Anſprüche auf den franzöſiſchen Thron an. Das Haus Burgund, das ſchon unter Philipp dem Kühnen eine eigene Bahn eingeſchlagen, erklärte ſich jetzt ohne Scheu gegen die Krone, und dieſe Empörung ſchien durch das an ihm begangene Unrecht in der Meinung der Welt gerechtfertigt zu werden.

In Paris wüthete während dieſer Zeit eine ſchreckliche Seuche und Hungersnoth. Man wundert ſich, wenn man die großen, nur von kurzen Augenblicken der Ruhe unterbrochenen, immer wiederkehrenden Drangſale dieſer Stadt lieſt, daß ſie überhaupt noch beſtand. Eine Deputation, unter dem Einfluſſe Burgunds, wurde an Heinrich V. abgeſchickt, um mit dieſem zu unterhandeln. Dieſe Stimmung der pariſer Bevölkerung und die Feindſchaft des neuen Herzogs von Burgund gegen den Dauphin und deſſen Partei, denen er den Tod ſeines Vaters ſchuld gab, die Geiſteskrankheit und Willenloſigkeit des Königs und der entartete Sinn der Königin, die gegen das Glück ihres eigenen Sohnes gleichgültig war, brachten endlich den Vertrag von Troyes zu Stande (1419), in welchem Karl VI. dem Könige von England ſeine Tochter Katharina zur Frau gab und, den Dauphin ausſchließend, Heinrich V. zu ſeinem Nachfolger in der Regierung ernannte. Karl VI. beſchuldigte in einer Bekanntmachung ſeinen noch ſehr jungen Sohn „großer und ſchrecklicher Verbrechen und begangener Schandthaten.“ — Das Elend der Pariſer war ſo hoch geſtiegen und ſie waren deſſen ſo überdrüßig, daß ſie Heinrich V., der bis zum Tode ſeines Schwiegervaters nur den Titel eines Regenten führen ſollte, wie einen Be-

freier empfingen. Der König von England verſammelte in dieſer Eigenſchaft die Reichsſtände und ließ von ihnen den Vertrag von Troyes beſtätigen. Das Parlament und die Univerſität erklärten den Dauphin der Ermordung Johann's ohne Furcht für überführt und aller ſeiner Rechte auf die Krone verluſtig. Es war zum erſten Male, ſeit der Erhebung der dritten Dynaſtie, daß ein Fremder als Herr in den Mauern von Paris erſchien, und zum erſten Male, daß ein Theil der Nation einen Fremden als Herrn des Landes anerkannte. Aber dieſe Epoche der Ohnmacht und Verblendung ſollte nur von kurzer Dauer ſein und in dem elaſtiſchen Charakter dieſes Volkes keine Spuren zurücklaſſen.

Heinrich V. ſtand jedoch auf dem Gipfel ſeiner Größe, mit Richard Löwenherz der heroiſchte Fürſt, der über England regiert, und der glücklichſte von Allen. Er hatte nacheinander alle ſeine Feinde beſiegt. Der König von Schottland, der Bruder des Herzogs von Bretagne, zwei franzöſiſche Prinzen von königlichem Geblüt waren ſeine Gefangenen. Der mächtige Herzog von Burgund ſtand zu ihm im Verhältniſſe eines abhängigen Bundesgenoſſen da. Er war zum Nachfolger des Königs von Frankreich ernannt worden. Die Hauptſtadt, das Parlament, die Univerſität gehorchten ihm. Das Volk ſtaunte ihn an, wenn er in den Jahren 1420 und 1421 bei großen Feſten mit der Krone auf dem Haupte im Schloſſe des Louvre oder an der Table de Marbre mit den engliſchen und franzöſiſchen Baronen ſeinen Hof hielt. Er gedachte ſeinem Bruder, dem Herzoge von Bedford, Einfluß in Deutſchland zu verſchaffen, einen andern ſeiner Brüder von der Königin von Neapel an Sohnes Statt annehmen zu laſſen. Er hatte an eine Eroberung des heiligen Landes gedacht und Nachrichten über deſſen Zuſtand einziehen laſſen. Der abgeſetzte Papſt Johann XXIII. war unter die Aufſicht des Kardinals von Wincheſter, eines der Oheime Heinrich's V., geſtellt worden. Der neuerwählte Papſt Martin V. hatte gegen England, das ſeine Wahl unterſtützt, Verpflichtungen. Von ihm konnte Heinrich Alles hoffen, was er zur Erreichung ſeiner Plane auf Frankreich, Neapel, Deutſchland und Jeruſalem von der päpſtlichen Gunſt und der nach der Beendigung des langen Schisma wieder auflebenden Macht des römiſchen Hofes zu verlangen für gut finden würde. Heinrich V. hing jedoch, was ſeine Ausgaben betraf, großentheils von den Geſchenken und Vorſchüſſen der engliſchen Biſchöfe ab, denn von den Baronen und Städten hätte er die Koſten zu dem koſtſpieligen Feldzuge in Frankreich nicht auftreiben können. Die Prälaten hielten ihn dafür aber auch in großer Abhängigkeit,

zwangen ihn nicht nur ihnen und ihren Anhängern die beſten Pfründen in Frankreich zu ertheilen, ſondern ſuchten überhaupt ſeine Politik nach ihrem Vortheile zu leiten. Sein Siegerſtolz widerſtand dieſem Joch und gegen das Ende ſeines Lebens war der vorher ſo feſte Bund des Hauſes Lancaſter mit der nationalen Kirche um Vieles lockerer geworden. Die Nothwendigkeit, die franzöſiſchen Provinzen, die ſeine Herrſchaft anerkannten und die gerade diejenigen waren, die von dieſem verheerenden Kriege am meiſten ausgeſogen worden, zu drücken, entfremdete ihm das Volk, das er nur durch die größte Schonung und Nachſicht hätte gewinnen können. Die Bevölkerung von Paris hatte ſich dem Könige von England allerdings unterworfen, aber die Hauptſtadt, obwohl ſchon damals bedeutend, war noch lange nicht das Land ſelbſt geworden. In den meiſten Provinzen begann ſich der Haß gegen die fremde Herrſchaft und das Gefühl der eigenen Nationalität zu regen. Der Dauphin, obgleich perſönlich unbedeutend, war von einer Schaar tapferer uud kühner Männer umgeben. Die meiſten Städte, in deren Beſitz ſich Heinrich V. befand, waren nur nach dem verzweifeltſten Widerſtande an ihn übergegangen. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, erlitt in Anjou eine bedeutende Niederlage. Der franzöſiſche Adel trat allmälig auf die Seite des Dauphin. Der Herzog von Burgund, den weder ſein Vortheil noch ſeine natürliche Stellung, ſondern blos das Gefühl der Rache in die Reihen der Fremden geführt, war ein zweifelhafter Bundesgenoſſe. So lange der Sieger von Azincourt lebte, konnte ſein großer Name, ſein Glück und ſeine Thätigkeit den ſchwierigſten Lagen gewachſen ſein. Es ließ ſich aber, als ſeine Geſundheit abzunehmen anfing, vorausſehen, daß ſein Sohn, der nachmalige Heinrich VI., die von ſeinem Vater errungene Höhe nicht würde behaupten können. Heinrich V. ſtarb, nachdem er, von den heftigen Anſtrengungen der letzten Jahre erſchöpft, in der letzten Zeit viel gekränkelt, im Jahre 1422 (31. Auguſt), und ſeine nach England gebrachten Ueberreſte wurden vom Volke mit Recht als die eines Helden und Triumphators verehrt. Das große Ziel ſeines Ehrgeizes, ſich als König von Frankreich zu wiſſen, war von ihm jedoch nicht erreicht worden, denn Karl VI. überlebte ihn um zwei Monate. Dieſer unglückliche Fürſt verſchied im Oktober deſſelben Jahres, nachdem er den größten Theil ſeines Lebens im dunkeln Zuſtande eines nur von kurzen hellen und wachen Momenten unterbrochenen Wahnſinnes hingeſchlummert hatte. Die Dynaſtie, die damals in England regierte, ſchien auf große Erinnerungen und noch größere Charaktere gegründet zu ſein und war

mit einem blendenden Kranze von Macht und Ruhm umgeben, während das franzöſiſche Königshaus, unter ſich uneinig, mehre ſeiner Mitglieder in fremder Gefangenſchaft ſchmachtend, ein Bild der Schwäche und Erniedrigung darbot. Aber das Schickſal ſchien ſich diesmal, wie ſo oft, darin zu gefallen, eine mit den Erwartungen der Gegenwart im ſchneidendſten Widerſpruche ſtehende Zukunft vorzubereiten. Der Sohn des wahnſinnigen, ohnmächtigen Karl's VI., von ſeinen Eltern und einem großen Theile ſeines Landes verworfen, ſeines Erbes beraubt, heimathlos, flüchtig, ſollte, von den außerordentlichſten Umſtänden begünſtigt, nicht nur alles Verlorne und Beſtrittene wieder erlangen, ſondern mächtiger als irgend einer ſeiner Vorfahren werden, der Sohn des Siegers von Azincourt aber, nach langen und grenzenloſen Leiden und Drangſalen, im Dunkel des Gefängniſſes, eines wahrſcheinlich gewaltſamen Todes ſterben und der letzte ſeines Stammes endigen.

Neuntes Kapitel.

Der Dauphin erhielt die Nachricht vom Tode ſeines Vaters in einem Schloſſe in Auvergne oder Berry, wohin er ſich in der letzten Zeit zurückgezogen, und ward, als er Tags darauf ſich in feierlichem Aufzuge in die Kirche begab, von den ihn umgebenden Kriegsleuten unter dem Namen Karl's VII. als König begrüßt. Der Sohn Heinrich's V., ſein Neffe und Nebenbuhler in der Krone, war noch kaum ein Jahr alt und ſtand unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, des Herzogs von Bedford, der zum Regenten von Frankreich durch das Teſtament Heinrich's V. ernannt worden war. Dieſer befahl ihn überall feierlich unter dem Namen Heinrich VI. zum Könige auszurufen, die Münzen mit ſeinem Bilde zu ſchlagen, und veranlaßte eine Deputation der pariſer Bürger nach London zu gehen und dem königlichen Kinde zu huldigen. Auf dieſe Art gab es zum erſten Male, ſeitdem Hugo Kapet auf den Thron geſtiegen, zwei Könige von Frankreich, deren jeder in den Augen einer großen Partei für den rechtmäßigen Oberherrn galt. Denn wenn

Eduard III. einſt den Titel und das Wappen von Frankreich angenommen, ſo war er in dieſer Eigenſchaft nur von einigen unzufriedenen und treuloſen Großen, aber nie von einem Theile der Nation ſelbſt anerkannt geweſen. Zum erſten Male war Frankreich, ſeitdem der Begriff dieſes Namens beſtand, in Folge der Schlacht von Azincourt und des Vertrages von Troyes unter die Herrſchaft eines fremden Fürſten und Volkes gekommen. Der Anſpruch bei dem Ausſterben der direkten Nachfolger Hugo Kapet's, die weibliche Linie der männlichen, mit der die Krone und das Land ſo lange wie identificirt geweſen, vorzuziehen, war eine dem Geiſte des franzöſiſchen Königthums und der Beſtimmung und Entwickelung der Nation, vorzugsweiſe zur Darſtellung einer großen politiſchen Einheit, der die Herrſchaft von Fürſten fremden Stammes hinderlich geweſen, beſtimmt, zu widerſprechende Vorſtellung, als daß ſie ſich, ohne den totalen Ruin alles Beſtehenden, hätte zu einem dauernden Ereigniß erheben können. Sonderbar genug war Heinrich VI., der den franzöſiſchen Thron als ein Erbe Eduard's III. für ſich in Anſpruch nahm, nicht einmal der rechtmäßige König von England, da er der jüngern Linie ſeines Hauſes angehörte, während ein Repräſentant der ältern noch vorhanden war. Die Eroberung Englands durch die Normänner war das Werk eines im Wachsthum und Steigen begriffenen Volkes über ein anderes, deſſen Kraft und Tüchtigkeit offenbar geſunken und das einer Regeneration bedurfte, geweſen und darum zu einer dauernden Bedeutung in der Geſchichte gekommen. Das Lehnsweſen, vom zehnten Jahrhundert an dazu beſtimmt, die allgemeine Form des Lebens im Abendlande zu werden, hatte in den Normännern ſeine thätigſten und kühnſten Vertreter gefunden. England war hinter dieſer Entwickelung zurückgeblieben und wollte die ſinkenden und morſch gewordenen Verhältniſſe des altgermaniſchen Lebens, deſſen Geiſt längſt verflogen, aufrecht erhalten. Es unterlag naturgemäß dem Volke, in welchem ſich der Charakter der Feudalwelt, deren große Epoche eben begann, und die ſich, wie jede zur Herrſchaft kommende Erſcheinung, gewaltſam ausbreitete, am kräftigſten regte. Aber was konnte England im funfzehnten Jahrhundert an Frankreich verleihen, was dieſes nicht durch eigene Anſtrengung hätte erringen können? Von der Zeit der normänniſchen Eroberung an, ſo lange das Lehnsſyſtem beide Völker beherrſcht, hatten die Könige von Frankreich eine entſchiedene Supremaţie über ihre engliſchen Gegner ausgeübt und dieſelben oft gedemüthigt. Als im dreizehnten Jahrhundert das Feudalweſen zu ſinken anfing, erhielt ſich im engliſchen Adel und regte

ſich im engliſchen Volke ein höherer Grad von Freiheit, der nicht Alles von der Perſon des Souverains, deſſen Intereſſe und Willen, wie dies in Frankreich herrſchend wurde, abhängig machte. Das franzöſiſche Königthum hatte es ſich, von Philipp dem Schönen an, zur Aufgabe gemacht, das geſammte nationale Leben zu abſorbiren und ſich gewiſſermaßen zu deſſen Seele zu machen. Ein ſolches Verhältniß verlangt aber lauter bedeutende Fürſten, wenn es nicht zum Unheil eines Volkes ausſchlagen ſoll. Seit länger als einem Jahrhundert aber hatten, die vierjährige Regierung Karl's V. abgerechnet, lauter mittelmäßige Fürſten auf dem franzöſiſchen Throne geſeſſen. Mit der Schwäche der Monarchie ſchien aber das ganze Leben des Volkes, das ſich ſchon faſt ausſchließend um ſie zu bewegen anfing, zu ſinken. Zu derſelben Zeit hatte es in England, Richard II. ausgenommen, eine Anzahl tüchtiger, beſonders kriegeriſcher Fürſten gegeben, welche auf die Einheit, die ihrem Staate die Abweſenheit übergroßer Vaſallen verlieh, und zugleich auf den ungebrochenen Freiheitsſinn ihres Adels und den aufſtrebenden Geiſt des ganzen Volkes ſich ſtützend, mit einem entſchiedenen Vortheil gegen Frankreich in die Schranken treten konnten, das von dem perſönlichen Willen größtentheils unbedeutender Fürſten regiert, von mächtigen Parteiführern, die in deren Namen walteten, zerſtückt, an den Uebeln der unumſchränkten und feudalen Monarchie zugleich litt. Eduard III. und Heinrich V. hatten ihr vermeintliches Recht auf den franzöſiſchen Thron erſt dann geltend zu machen geſucht, als ſie, die politiſche und militairiſche Organiſation beider Reiche vergleichend, ihrer Ueberlegenheit über ihre Gegner ſich bewußt geworden waren. Dieſe Ueberlegenheit Englands über Frankreich konnte aber nur eine vorübergehende Erſcheinung ſein, die natürliche Kraft und Lage beider Länder mußte über lang oder kurz ſich in ein angemeſſenes Gleichgewicht ſetzen, das zwar im Laufe der Zeit öfters unterbrochen werden, ſich aber immer wieder herſtellen ſollte. Beide Nationen waren dazu beſtimmt, auf verſchiedenen, ſich oft feindlich durchkreuzenden Bahnen an daſſelbe Ziel, die Darſtellung einer großen, in ſich übereinſtimmenden, ſich ihrer bewußten politiſchen Einheit zu gelangen. Da aber jede derſelben dies auf eine eigenthümliche Art thun ſollte, ſo mußten ſie erſt tief von einander geſchieden werden, um das ihnen auferlegte Werk vollführen zu können. Während des eigentlichen Mittelalters war der Adel beider Länder deſſelben Stammes geweſen, hatte dieſelbe Sprache geredet, ſich durch dieſelben Sitten und Geſinnungen ausgezeichnet. Ihr gewaltiges Zuſammenſtoßen im vierzehnten und funfzehnten Jahr-

hundert trennte ſie für immer. Dieſer Kriegsſturm, der von der Schlacht von Crecy bis zu der von Formigny mehr als hundert Jahre lang dieſe Völker gegen einander trieb, that ihnen dieſelben Dienſte wie einſt das Erdbeben, das im Beginn der Zeiten ihre beiden Länder getrennt hatte. Sie gingen aus dieſem langen und blutigen Kampfe mit einem beſtimmten Gefühle ihrer nationalen und politiſchen Eigenthümlichkeit, ihrer verſchiedenen Beſtimmung und gegenſeitigen Kraft hervor. Da es einmal ein Geſetz des Lebens iſt, daß das Nothwendige und Rechte, wenn auch von der Vernunft alsbald erkannt, in der Wirklichkeit ſich erſt aus dem Widerſtande und Kriege ſich gegenſeitig prüfender Kräfte herausbildet, ſo haben beide Nationen, ſelbſt nachdem ſie zum Bewußtſein ihrer verſchiedenen Natur und Beſtimmung gelangt, mehr als einmal danach geſtrebt und werden von Zeit zu Zeit immer danach ſtreben, ſich gegenſeitig auszuſchließen und zu überwältigen, es wird aber auf die Dauer keiner von beiden gelingen, denn beide ſind wie zwei Pole dazu beſtimmt, das Gleichgewicht in der Bewegung der ſittlichen Welt durch ihre Selbſtſtändigkeit und ihr Beharren auf der ihnen angewieſenen Stelle zu erhalten. Wenn Deutſchland mit Recht für das Herz Europas gilt, deſſen Blut einſt alle übrigen Glieder des europäiſchen Körpers belebt hat und in deſſen lebenswarmer Tiefe es noch heute am reinſten ſtrömt, ſo kann man England und Frankreich als die beiden Augen Europas betrachten, deren keins ohne Gefahr für die Kraft und Schönheit der ganzen Geſtalt ausgeriſſen werden dürfte. Im funfzehnten Jahrhundert war man jedoch, wie natürlich, noch ſehr weit von dieſer Ueberzeugung entfernt. Obgleich England durch den langen Krieg, der ihm im Grunde keinen wahren Vortheil gewährte, ſelbſt ſehr geſchwächt war und ſich am Vorabende innerer Unruhen und Thronveränderungen befand, ſo hielt es dennoch eine Zeit lang beharrlich an dem Gedanken, das franzöſiſche Volk zu ſeinen Füßen zu ſehen, feſt, nicht ſowohl um demſelben, nach Art der Römer, ſeine Sitten, Sprache und Geſetz aufzulegen, oder irgend einen wahrhaften Vortheil dadurch zu gewinnen, ſondern um es, nach Art der Eroberer in der Feudalwelt, zu einem Tummelplatze für die unruhige Thatenluſt ſeiner Edeln und die wilde Beuteluſt ſeiner Söldner zu machen und ſich in einem ſchrankenloſen Walten auf dem eroberten Boden zu gefallen.

Die lange Arbeit der kapetingiſchen Könige, die Macht ihrer Krone zu erhöhen, die verſchiedenen Theile des Reiches an einen gemeinſamen Mittelpunkt zu knüpfen und ſo in das Leben ihres Vol-

kes allmälig Ordnung und Einheit zu bringen, ſchien jetzt, nach dem Tode Karl's VI., umſonſt geweſen zu ſein. Der Norden Frankreichs, die Pikardie und Normandie, welche letztere Philipp Auguſt einſt, nach dreihundertjähriger Trennung, wieder mit der Krone vereinigt, waren von Neuem unter das Joch Englands gefallen. In Paris ſelbſt, der Wiege der Kapetinger, hatten das Parlament und die Univerſität, von Philipp Auguſt und Philipp dem Schönen einſt ſo begünſtigt, den rechtmäßigen Erben des Thrones verworfen. Alles Land zwiſchen der Loire und Marne, das alte Herzogthum Frankreich, das Erbtheil der Kapetinger, das ihnen gehört, noch ehe ſie die Krone empfangen, das ihr Ahnherr Robert der Starke erworben, war gerade der Theil des Reiches, der ſich für den Feind am entſchiedenſten ausgeſprochen hatte. Die Ehrfurcht und Anhänglichkeit, welche früher die großen Lehnsträger, beſonders die, welche zum königlichen Stamme gehörten, für das Oberhaupt ihres Hauſes und des Landes, von dem ſie fortwährend einen Theil auszumachen geachtet wurden, empfunden hatten, war in Verachtung und Treuloſigkeit übergegangen. Der größte Vaſall der Krone, Philipp von Burgund, hatte Heinrich VI. als König von Frankreich anerkannt. Mehre der königlichen Prinzen ſaßen ſeit der Schlacht von Azincourt in England gefangen und wünſchten um jeden Preis, ſelbſt um den des Aufgebens der Rechte ihres Königs, die Rückkehr nach Frankreich. Andere Großen waren dem Beiſpiele des Herzogs von Burgund gefolgt und hatten ſich offen zur Partei der Feinde ihres Landes geſchlagen. So ſehr war Frankreich durch den langen unglücklichen Krieg, den Wahnſinn Karl's VI. und die Herrſchaft eines aus den Grundſätzen des Lehnsweſens und der unumſchränkten Monarchie gemiſchten Syſtemes, in welchem faſt nur die Mängel dieſer beiden Formen politiſchen Lebens hervortraten, geſunken. Die dem rechtmäßigen Könige treu gebliebenen Landestheile, der größte Theil Frankreichs jenſeits der Loire, bildeten zwar noch immer eine bedeutende Macht, aber die innern Provinzen, wie Berry, Touraine u. ſ. w. waren im Ganzen unkriegeriſch, ſtellten wenig Soldaten und faſt keine Führer von Bedeutung. Sie unterſtützten jedoch den König mit Geld und ſetzten ihn in Stand, Kriegsleute in andern Gegenden anzuwerben und beſonders Söldner aus Schottland kommen zu laſſen, die ihm, außer ihrem Haſſe gegen England, durch ihren wilden und zugleich beharrlichen Kriegsmuth willkommen waren. Die militairiſche Stärke Karl's VII. beſtand jedoch vorzüglich in den von der Garonne und den Pyrenäen kommenden Rittern und Waffenknechten, die, wie oben erwähnt worden,

nach dem mächtigſten der dort waltenden Vaſallen, den Namen der Armagnacs bekommen und ſich ſchon unter Karl VI. gegen England und Burgund erklärt hatten. Die Grafen von Armagnac benutzten das feindliche Verhältniß zwiſchen der Krone und Burgund, um ſich bei erſterer in die vornehmſten Stellen zu drängen; denn wären beide Mächte einig geweſen, ſo hätten ſie ſich natürlich mit einer untergeordnetern Stellung begnügen müſſen, wie ſie denn auch, nach der endlichen Ausſöhnung beider, von ihrer Höhe ſchnell herabſanken. Dieſe Armagnacs hatten, indem ſie ſich für den Dauphin gegen England und Burgund erklärt, der nationalen Sache einen bedeutenden Dienſt geleiſtet, auf der andern Seite aber waren ſie es geweſen, welche durch ihre Grauſamkeit und Plünderungsſucht die Bewohner des nördlichen Frankreichs, und namentlich die Pariſer, von ihrem angeſtammten Fürſten, der ſich auf ſie vorzüglich zu ſtützen ſchien, abgewandt und ſeinen Feinden zugeführt hatten. Aber Karl VII. beſaß, obgleich er eigentlich nur in den Ländern ſüdlich von der Loire als König anerkannt wurde, in den meiſten Provinzen des Nordens, in der Pikardie, Isle de France, Champagne, zahlreiche und entſchloſſene Parteigänger, wie d'Harcourt, Xaintrailles, La Hire u. ſ. w., die, wie es ſcheint, ohne Grundſätze und Ueberzeugung, in der Treue gegen den rechtmäßigen Fürſten ihre Rechnung fanden, übrigens den Krieg, ohne ſich um ſeine Befehle zu bekümmern, auf eigene Hand führten und ſich gegen ihre Landsleute oft ebenſo gewaltſam wie gegen den Feind betrugen.

Die Kräfte dieſer beiden großen Parteien, die wir, obgleich beider Häupter ſich Könige von Frankreich nannten und es in beiden Lagern ſowohl Fremde als Franzoſen gab, dennoch, da die einen die Erhaltung der franzöſiſchen Unabhängigkeit, die andern deren Vernichtung zum Zweck hatten, Franzoſen und Engländer nennen müſſen, waren jedoch, wenigſtens dem Anſchein nach, ſehr ungleich. Karl VII. galt in den fruchtbaren und reichen Provinzen ſüdlich von der Loire für den rechtmäßigen Herrn und beſaß auch im Norden hier und da muthige und thätige Parteigänger, ward aber von ſeinen eigenen Anhängern mehr als der Repräſentant ihres eigenen Vortheiles, ihrer eigenen Geſinnungen angeſehen, als daß er ihnen ſeinen Willen und die Intereſſen ſeiner Krone als Geſetz aufzulegen vermocht hätte. Außerdem hatte er die eine Hälfte Frankreichs, die meiſten Prinzen ſeines Hauſes und die ganze Macht Englands und Burgunds gegen ſich. Aber die Schwierigkeiten dieſer Stellung wurden noch durch den Charakter und die beſondere Eigenthümlichkeit des jungen Königs vermehrt. Hätte

Karl VII. etwas von dem politiſchen und kriegeriſchen Geiſte Philipp Auguſt's oder der feſten und bedächtigen Klugheit Karl des Weiſen beſeſſen und ſich entſchieden an die Spitze ſeiner Anhänger geſtellt, ſo würde er dieſelben in ſich befeſtigt und alle Zweifelnden und Unentſchiedenen zu ſich hinübergezogen haben. So aber erſchien er ſelbſt, ſtatt das Haupt ſeiner Partei zu ſein, als eines ihrer ſchwankenden Glieder. Nicht daß er an ſeinem Recht gezweifelt, oder je die Neigung gezeigt hätte, dieſes ſelbſt unter den mißlichſten Umſtänden aufzuopfern, aber er that auch nichts, um demſelben den Sieg zu verſchaffen. Karl VII. beſaß nichts von der Kriegsluſt und dem thätigen Geiſte, der die meiſten Fürſten der ältern Linie der Kapetinger ausgezeichnet, ſondern war, ohne daß es ihm an perſönlichem Muthe und natürlichem Urtheile gefehlt, mit einem entſchiedenen Hange zum ſinnlichen Genuſſe des Daſeins, zu immerwährenden Feſten und Zerſtreuungen, wie ſo viele der Valois, vor und nach ihm, geboren, und ſelbſt in den ſchwierigſten Lagen geneigt, die Pflichten und Vortheile ſeiner hohen Stellung der Ruhe und Freiheit des Privatlebens aufzuopfern. Dieſe Art zu ſein lag allerdings großentheils in der Natur dieſes Fürſten, wurde zum Theil aber auch durch ſeine Umgebungen und die Sitten ſeiner Zeit, auf die wir hier einen Blick werfen wollen, begünſtigt.

Unter Philipp Auguſt, als das Königthum nach Eroberung der engliſchen Lehne zu überlegener Macht gekommen, hatte ſich das, was man ſpäter einen Hof, d. h. eine ſtehende und einflußreiche Umgebung des Regenten genannt hat, auf eine regelmäßigere Art als früher zu bilden angefangen. Unter den frühern Königen hatten die Lehnsleute meiſt alle in ihrem Beſitze gelebt und waren nur, um die Befehle des Fürſten für einen bevorſtehenden Feldzug einzuholen, oder um ſtreitige Rechtshändel vor ſein Gericht zu bringen, kurz gewöhnlich nur um eines Intereſſes willen, oder aus Nothwendigkeit, in ſeiner Nähe erſchienen. Unter den erſten Valois, beſonders aber der vergleichungsweiſe friedlichen Regierung des klugen und politiſchen Karl's V., hatte ſich dieſe Form fürſtlichen Lebens raſch entwickelt. Während nun das eigentliche Feudalweſen, die Hoheit und Unabhängigkeit der Vaſallen vom dreizehnten Jahrhundert an fortwährend ſank, ſo hatte ſich bei höherm geiſtigen Bedürfniſſe, größerm Reichthume und einer überhaupt mannigfaltigern Ausbildung des Lebens, vom vierzehnten Jahrhundert an, der Hang zu einer phantaſtiſchen Nachbildung der frühern heroiſchern Zeiten der Gemüther bemächtigt. Der Adel zog nicht mehr nach dem Orient, die Ungläubigen zu bekämpfen, ſondern begann

ſich mit den dichteriſchen Erinnerungen und Nachbildungen jener großen Zeit zu unterhalten. Die dunkel gewordene, aber nicht ganz erloſchene Kunde der großen Kämpfe in den erſten Jahrhunderten nach dem Untergange des abendländiſchen Reiches, der Streit verſchiedener Stämme und Racen, der der Celten gegen Sachſen und Franken an den Grenzen von Armorika und Wallis, der Araber, Ungarn, Normänner u. ſ. w. Die märchenhafte Größe König Arthur's, des Repräſentanten der celtiſchen, die hiſtoriſche Bedeutung Karl des Großen, des Repräſentanten der germaniſchen Nationalität, in Chroniken, Gedichten und mündlichen Ueberlieferungen erhalten, den Geſinnungen, Sitten und Bedürfniſſen der Gegenwart angepaßt und von ihnen verändert, wurden zu einem Gegenſtande der geſelligen Unterhaltung umgeſchaffen, und die Ritterbücher entſtanden, die in ihrem Urſprunge nichts als eine moderniſirte Bearbeitung und proſaiſche Uebertragung jener alten Poeſien und Traditionen waren. Dieſe Art Literatur, an und für ſich irrationeller und verkehrter Natur, in der nichts wahr, rein und einfach erſchien, die weder belehren noch erheben konnte und die zugleich mit der Abnahme des innern religiöſen Lebens in den höhern Klaſſen zuſammenhing, wurde beſonders unter der Regierung Karl's VI. in Frankreich beliebt und aus allen möglichen Elementen, großentheils aus Uebertragungen fremder Werke zuſammengeſetzt. Obgleich dieſe Zeit eine noch immer vorherrſchend kriegeriſche war, ſo trat die Individualität mit dem Sinken des Feudallebens doch ſchon weit weniger als früher hervor. Das Recht der Privatkriege, der gerichtlichen Zweikämpfe war großentheils aufgehoben worden. Der Einfluß der königlichen Macht und die Thätigkeit ihrer Beamten waren, wenn in ihren Aeußerungen auch ungleich und in ihren Grundſätzen oft unbeſtimmt, dennoch überall fühlbar. Der Adel ſuchte ſich deshalb ſchon jetzt an den Erinnerungen ſeiner ſehr geſunkenen Größe zu erfreuen und in einer, wenn auch mitunter gefährlichen, im Ganzen doch immer ſpielenden Form jene kraftvolle und gewaltthätige Vergangenheit hervorzurufen, deren Geiſte die Gegenwart nicht mehr entſprach. Die Turniere, die früher, wo es von Schloß zu Schloß einen beſtändigen Krieg gab, ſelten und ein bloßer Zeitvertreib geweſen, kamen jetzt in allgemeine Aufnahme und wurden wie eine ernſte Angelegenheit behandelt. Unter Philipp von Valois und Johann war ein ſo geſtaltetes Hofleben mit großem Gepränge und mit dem Anſpruch aufgetreten, eine Erneuerung der Zeiten König Arthur's und Karl des Großen zu ſein. In Karl's VI. Jugend hatte daſſelbe einen noch modernern und ſüdlichern Charakter

angenommen. Ein ausſchweifender Hang zu Muſik, Tanz, Verkleidungen u. ſ. w. hatte ſich der höhern Stände bemächtigt. Der Einfluß Italiens wurde in dieſer phantaſtiſchen Luſt, den frühern Geſchlechtern unbekannt, ſichtbar. Im funfzehnten Jahrhundert erneuerte ſich, in den Wünſchen und Vorſtellungen einer mehr in ihren äußern Zuſtänden als in ihrer innern Stimmung verwandelten Zeit, der wilde aber großartige Charakter des frühern Mittelalters, und ſeine düſtre und im Grunde einförmige Erſcheinung brach ſich in einer bewegtern und freiern Phantaſie, in willkürlichen, bunten und blitzenden Bildern, die mit der Wahrheit jener eiſernen Geſtalt nichts als einiges oberflächliche Beiwerk gemein hatten. — Man ſuchte ſich im Geiſt durch die Erinnerung jener freien Entfaltung der Perſönlichkeit, jener einſamen Unabhängigkeit, jener unerſättlichen Thatenluſt für die Abhängigkeit und Beſchränktheit zu entſchädigen, die ſelbſt in den höhern Ständen ſchon fühlbar wurde. In dieſelbe Epoche fiel als charakteriſtiſches Zeichen jener phantaſtiſchen Sehnſucht und ſpielenden Nachahmung einer heroiſchen Vergangenheit die Stiftung des Ordens vom goldenen Vließ, und das Haus Burgund iſt in ſeinem kurzen aber glänzenden Daſein der vollſtändigſte Ausdruck dieſes zweiten, erkünſtelten und theatraliſchen Feudallebens geweſen. In Karl's **VII.** perſönlichem Walten trat, viel weniger als in dem des Herzogs von Burgund und anderer Fürſten jener Zeit, der Hang zu einer ſcheinbaren Größe hervor, vornehmlich wol, weil ſeine bedrängte Lage, die Beſchränktheit ſeiner Hülfsmittel dieſe Art zu ſein, von der Glanz und Gepränge die Seele waren, unmöglich machte, deſſen ungeachtet war auch er, mehr als Fürſten früherer Zeiten in ähnlichen Lagen, von einem Hofe umgeben, der, indem er dem jungen Könige ſchmeichelte, ihn beherrſchte, jeden fremden Einfluß von ihm abwehrte und, um das Schickſal des Landes unbekümmert, auf den Schutz des Himmels und die Hoheit des königlichen Namens ſich verlaſſend, ihn von jeder unmittelbaren Berührung mit den Parteien, dem Kriege, dem Volke zu entfernen ſuchte. Die Jugend, noch mehr aber die beſondere Gemüthsart dieſes Königs, der einen entſchiedenen Hang zu Spiel und Zerſtreuung beſaß und nur ſich und ſeinen Genüſſen leben wollte, machte es ſeinen Umgebungen leicht, ihn eine Reihe von Jahren hindurch vom politiſchen und kriegeriſchen Schauplatze, auf dem ſein eigenes Schickſal entſchieden wurde, fern zu halten. Karl ahmte nicht, wie ſein Vetter Philipp von Burgund, die in den Rittergeſchichten geſchilderten Sitten und Bräuche der alten Könige und Helden nach, ſondern zog, während die ihm treu gebliebenen Edeln

und Städte ſich in ſeinem Namen, aber ohne ſeine Befehle einzuholen, ſchlugen, in den ſchönen Landſchaften ſüdlich von der Loire, unter einer ſanften und friedlichen, mit dem Wein- und Gartenbau beſchäftigten Bevölkerung, von einem wohlgelegenen einſamen Schloß zum andern, von jungen Hofleuten und reizenden Frauen begleitet, von denen die einen in Erfindung neuer Feſte und Zerſtreuungen geſchickt waren, die andern die perſönliche Gunſt des Königs auf ſich zu ziehen verſtanden. Die Geſchäfte des Krieges und der Verwaltung galten für eine läſtige Unterbrechung eines ſo leichtſinnigen und bunten Treibens. Die Frauen hatten in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters, im Vergleiche zu ſpätern Zeiten, eine ſehr untergeordnete Stellung eingenommen. Die Rauheit der Sitten, die immerwährenden Kämpfe, der unſichere und gewaltthätige Zuſtand der ganzen Geſellſchaft hatten ſowohl ihre eigene Entwickelung als ihren Einfluß auf die Männer in ziemlich engen Grenzen gehalten. Von den Kreuzzügen an ging hierin, wie überhaupt in den Verhältniſſen des Lebens, eine große Veränderung vor. Die Frauen ſtiegen ſichtbar in der Meinung und begannen im Guten wie im Böſen eine höhere Stellung einzunehmen. Philipp I. entführte Bertrade, die Frau ſeines Vaſallen, und ſetzte ſich um dieſer Leidenſchaft willen der Exkommunikation aus. Ludwig VII. und ein Theil ſeiner Großen wurden beim zweiten Kreuzzuge von ihren Frauen begleitet. Philipp Auguſt verſtieß Ingeburg von Dänemark und heirathete Agnes von Meran. Nur die drohendſte Gefahr für ſeines Landes Ruhe vermochte ihn ſich von ihr zu trennen, und er blieb ihrem Andenken ſein ganzes Leben hindurch treu. In jener Zeit brachen die Leidenſchaften eines kraftvollen und um ſich greifenden Geſchlechts häufig zerſtörend hervor, waren aber auch von einer größern Tiefe des Gefühls und einer entſchiedenern Geſinnung als ſpäter begleitet. Im funfzehnten Jahrhundert fing eine, in dieſer Beziehung ſehr verſchiedene Stimmung im Leben der Großen herrſchend zu werden an. Karl VII. erſcheint hierin, wie in vielen andern Dingen, als ein faſt ſchon ganz moderner Charakter. Früh vermählt, aber ohne Neigung zu ſeiner Frau, brach er nie vollkommen mit ihr, wie ſo oft in einer rauhern Zeit geſchehen, ſuchte nicht eine andere an ihre Stelle zu ſetzen, um dieſer dann dauernd zugethan zu ſein, ſondern gab ſich, ohne eigentliche Leidenſchaft, dem wechſelnden Genuſſe von Freundinnen hin, von denen eine, Agnes Sorel, in der Geſchichte berühmt geworden, aber viele Vorgängerinnen, Nebenbuhlerinnen und eine ihrer eigenen Verwandten zur Nachfolgerin hatte. Für einen der Verbreiter dieſer Veränderung

im Leben und in den Sitten, die übrigens mit den allgemeinen Zeitverhältniſſen in engem Zuſammenhange ſtand, kann der Bruder Karl's VI., Ludwig von Orleans, der auf Anſtiften des Herzogs von Burgund ermordet wurde, gelten. Ein von keiner Erhebung des Gefühls begleiteter Durſt nach ſinnlichem Genuß, eine mehr phantaſtiſche als tiefe Empfänglichkeit für den Reiz der Schönheit, ein mehr leichtſinniger als gewaltſamer Hang, ſich über alle Rückſichten und Geſetze hinauszuſtellen, eine gewiſſe künſtliche Verdorbenheit traten, frühern Zeiten weniger geläufig, in dieſem Jahrhundert im Umgange der beiden Geſchlechter hervor und ſteigerten ſich, bei fortſchreitender Verfeinerung der Formen und Verflachung des Gefühls unter verſchiedenen Hüllen, ohne weſentliche innere Veränderung, bis in die neueſten Zeiten herein. Es war, als hätte der milde und belebende Hauch, der den erſten Samen einer höhern Geſittung, großentheils von Italien aus, im funfzehnten Jahrhundert über Frankreich trug, zugleich die früher ſchlummernden Keime eines das Böſe ohne Drang und Leidenſchaft, mit Abſicht und Wahl, aus Leichtſinn und Vermeſſenheit vollbringenden Sinnes, der fortan die Schattenſeite des franzöſiſchen Weſens charakteriſiren ſollte, geweckt. Karl VII. war, wenn je ein Fürſt, in der Schule des Unglücks erzogen worden. Sein Vater hatte ihn enterbt, ſeine Mutter ihn verſtoßen. Beide hatten, ein in der Geſchichte faſt unerhörter Fall, einen Fremden, einen Feind, ihrem eigenen Blute vorgezogen. Dieſes tragiſche Geſchick, das bei ſo hoher Stellung und ſo großem Verluſte um ſo fühlbarer hätte ſein müſſen, ſchien, wie der Regen an einer glatten Wand, über dem Haupte des jungen Fürſten, ohne Spuren zurückzulaſſen, vorübergegangen zu ſein. Die meiſten dieſer Valois haben ſich überhaupt faſt ebenſo ſehr durch ihr Unglück, wie die ältere Linie der Kapetinger durch ihr Glück ausgezeichnet. Philipp VI. wird bei Crecy aufs Haupt geſchlagen und dann von vielen ſeiner Großen verrathen, ſein Sohn bei Poitiers gefangen genommen. Karl V. wird in ſeiner Jugend von einem ſeiner eigenen Verwandten Gift beigebracht und er bleibt ſein ganzes Leben hindurch kränkelnd und gelähmt. Karl VI. iſt über dreißig Jahre lang wahnſinnig, des übrigen Unglücks ſeiner Regierung nicht zu erwähnen. Dabei ſcheint, worüber man ſich nicht genug wundern kann, ſo gehäuftes Leidweſen keinen Schatten in die Seele jener Fürſten geworfen zu haben. Während ein Bruder Karl's VI., auf Veranlaſſung ſeines eigenen Vetters, auf ſo gräßliche Weiſe ermordet wird, daß man am andern Morgen die abgehauene Hand und das Gehirn auf dem Boden zuſammenleſen

muß, während der König ſelbſt von Krankheit und Wahnſinn geplagt wird, leuchtet der Palaſt deſſelben die ganze Nacht von den Kerzen der Feſte, klingt vom Tone der Inſtrumente wieder. Drei ältere Brüder Karl's VII. ſtarben vor ihm, ſämmtlich in der erſten Jugendblüte, alle drei durch ihren Hang zu einem wüſten geräuſchvollen Treiben ausgezeichnet. Karl VII. zeigt ſich einen großen Theil ſeines Lebens hindurch als ihr würdiger Verwandter, obgleich er ſpäter, wie wir ſehen werden, eine ernſtere Haltung annahm, was hinlänglich wäre zu beweiſen, daß es ihm im Grunde weder an Herz noch Kopf fehlte, ſondern daß er mehr von einer verwahrloſten Erziehung, treuloſen Rathgebern und den allgemeinen Sitten ſeiner Zeit, als von einem verderbten oder unfähigen Naturell fortgeriſſen geweſen. Die Zeit kam jedoch erſt ſpät heran, wo in dem Sohne Karl's VI. das Gefühl ſeiner Pflicht und Beſtimmung erwachen ſollte.

Mit dieſer Lage der nationalen Partei, des eigentlichen Frankreichs, an deſſen Spitze ein noch ſehr junger, faſt nur mit ſeinen Vergnügungen beſchäftigter König ſtand, der ſeiner Hauptſtadt und dem Kern des Landes fern, ſich in einen Winkel ſeines Reiches zurückgezogen hatte, deſſen Anhänger meiſt nur in ihrem eigenen Intereſſe handelten und der einem großen Theile ſeiner Unterthanen fremd oder verhaßt war, verglichen, ſchien die der Fremden ſich in einem ſo günſtigen Zuſtande zu befinden, daß ihr endlicher Sieg als gewiß vorausgeſehen wurde. Die Macht Nordfrankreichs, Burgunds und Englands war gegen „den König von Bourges," wie man Karl VII. ſpottweiſe nannte, und ſeine Südfranzoſen vereinigt. Der Herzog von Bedford, der Oheim Heinrich's VI., ein feſter, thätiger, ſeiner Klugheit und ſelbſt ſeiner Gerechtigkeit wegen geachteter Fürſt, ſtand an der Spitze derer, die Karl VII. zu entthronen entſchloſſen waren. Er führte den Oberbefehl über das engliſch-franzöſiſche Heer und leitete die Verwaltung der eroberten Provinzen. Die Engländer galten damals für das kriegeriſchſte Volk und verdienten dieſen Ruf. In ihrem Adel lebte der kühne auf Kämpfe und Abenteuer geſtellte Sinn der Normänner fort und ihre Bogenſchützen wurden für unüberwindlich gehalten. Die Macht von Burgund allein war der von Frankreich in jenem Augenblicke überlegen. Von dem alten Stammlande Philipp des Guten, dem eigentlichen Herzogthume Burgund und der Grafſchaft dieſes Namens, ſpäter Franche-Comté genannt, ward ihm ein armer, aber kriegeriſcher Adel, abgehärtete Lanzenknechte, von den flamändiſchen Städten aber das nöthige Geld geliefert. Außerdem gehörte ganz

Nordfrankreich, der reichſte Theil deſſelben, die Normandie einbegriffen, zu dem Bunde gegen den rechtmäßigen König. Bedford, der ein für jene Epoche ſehr einſichtsvoller ſtaatskluger Fürſt war, begünſtigte Handel und Gewerbe in den eroberten Provinzen, beſonders in der Normandie, welche die Engländer unter allen Umſtänden zu behaupten hofften. Außerdem heirathete Bedford, die Bedeutung des Herzogs von Burgund für den Ausgang dieſes Kampfes erkennend, eine Schweſter deſſelben und erneuerte mit dem Herzoge von Bretagne, deſſen Haus den Engländern von jeher zugethan war, den ſeit lange beſtehenden Bund, der in der letzten Zeit etwas lockerer geworden war. Ein Bruder dieſes Herzogs, Graf von Richmont genannt, vermählte ſich ebenfalls mit einer Schweſter Philipp des Guten. Die Ueberlegenheit der engliſchen Partei ward auf dieſe Art dermaßen befeſtigt, daß die Unthätigkeit und Sorgloſigkeit Karl's VII. mehr aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel, der Unmöglichkeit eines wirkſamen Widerſtandes, als aus dem Vertrauen auf ſein gutes Recht und der Hoffnung eines endlichen Sieges deſſelben hervorzugehen ſchien.

So hoch nun auch England damals geſtiegen, ſo tief Frankreich geſunken ſein mochte, es waren äußere und innere Gründe vorhanden, welche dieſe Ungleichheit nicht nur in der Gegenwart milderten, ſondern in einer nicht gar fernen Zukunft der Sache Frankreichs ſogar das Uebergewicht verſprachen. Zuvörderſt beruhte die Ueberlegenheit der Engländer weſentlich auf dem Bunde mit dem Herzoge von Burgund, der, an ſich unnatürlich, vornehmlich auf der Art Eiferſucht beruhte, welche ſeit zwei Generationen dieſe beiden Zweige des kapetingiſchen Hauſes trennte, und der ſich Philipp der Gute, unter dem Vorwande, den Tod ſeines Vaters an Karl VII. rächen zu müſſen, hingab. Er vergaß, daß dieſer ſein Vater, Johann ohne Furcht, den Oheim des jungen Königs hatte umbringen laſſen, und daß der Dauphin, zur Zeit des Mordes an der Brücke von Montereau, noch im Knabenalter und durchaus unter der Leitung Anderer ſtand. Das Streben des Hauſes Burgund war, ſich von der Krone vollkommen unabhängig zu machen. Der Bund mit England und die Erniedrigung Frankreichs ſollte hierzu nur als Mittel dienen. Dieſer Bund, nur bei unerſchütterlicher Eintracht der Fürſten denkbar, trug ſchon durch die Stellung ihrer Völker den Keim der Auflöſung in ſich. Der größte Theil der Unterthanen des Herzogs von Burgund war den Franzoſen durch Sprache, Sitte und Abſtammung verwandt. Der Krieg zwiſchen ihnen, aus augenblicklichen, zufälligen, auf der Oberfläche ihres

beiderſeitigen Daſeins ſchwebenden Urſachen entſtanden, konnte unmöglich von Dauer ſein. Beide Völker waren ſich nicht durch Natur, Charakter und Intereſſe entgegengeſetzt, ſondern betrachteten ſich wie Glieder derſelben Familie. Ein Zwiſt zwiſchen ihnen konnte für den Augenblick um ſo heftiger entbrennen, weil ſie ſich eben von Natur nahe ſtanden, aber nicht unheilbar ſein, nicht bis zum Untergange eines von ihnen dauern. Was Philipp den Guten betrifft, der ein mehr eitler als herrſchſüchtiger, mehr glänzender als gründlicher Charakter war, ſo konnte ihm ſein Irrthum in Bezug auf ſein Verhältniß zu England nicht für immer verborgen bleiben. Wenn Heinrich VI. zur vollſtändigen Herrſchaft über Frankreich gelangte, ſo mußte Burgund ohne Zweifel in eine viel größere und zugleich weniger ehrenvolle Abhängigkeit von England als früher von Frankreich gerathen. Die Engländer hatten ſich immer, ſelbſt wenn ſie der Hülfe des Herzogs dringend bedurften, gegen ihn und ſeine Vaſallen anmaßend und übermüthig gezeigt und die Burgunder in der Regel mehr als Beſiegte, denn als Verbündete behandelt. Der Plan, ein aus den franzöſiſchen und deutſchen Lehnen beſtehendes unabhängiges burgundiſches Reich zu ſtiften, zu deſſen Errichtung damals noch der königliche Name, der nicht leicht ohne Zuſtimmung des Papſtes erworben werden konnte, für nöthig geachtet wurde und deſſen Annahme der deutſche Kaiſer, deſſen Zuſtimmung in dieſem Falle ebenfalls unentbehrlich war, wahrſcheinlich widerſprochen haben würde, lag im Plane der burgundiſchen Dynaſtie und wäre unter beſonders fähigen Fürſten ohne Zweifel durchgeſetzt worden, ſein Gelingen mußte aber für einen Philipp den Guten von ſchwer zu überſteigenden Hinderniſſen begleitet ſein. Die Grundſätze des Lehnsweſens galten noch immer für das Band der Staaten. Philipp der Kühne, der Stifter des zweiten Hauſes Burgund, hatte dieſes Herzogthum vor noch nicht achtzig Jahren von ſeinem Vater Johann unter der Bedingung der Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit der Könige von Frankreich empfangen. Nun war es von jeher im Feudalrecht üblich geweſen, die Zwiſtigkeiten der Oberherren mit ihren Vaſallen durch die Gewalt der Waffen zu entſcheiden, aber es lag noch immer außer den Vorſtellungen der Zeit, einen Staat, der ſich unter gewiſſen Beſchränkungen durch die Verwilligung und Gunſt eines ältern gebildet hatte, für berechtigt zu halten, ſich letzterem vollkommen gleichſtellen zu wollen. Ein Vaſall konnte, wenn er hierzu ſtark genug war, ſeinen Oberherrn bekriegen, das in ſich ſo widerſpruchsvolle und verwickelte, auf lauter Fiktionen beruhende Lehnsrecht, deſſen Deutung

ſo große Willkür ließ, konnte hierzu vielfache Veranlaſſung bieten, aber er vermochte nicht, ſich für immer und vollkommen von ihm zu trennen, ohne die Grundlage zu erſchüttern, auf der er ſelbſt ſtand. Wenn nun eine ſolche Trennung des Souverains und des Vaſallen überhaupt ſchwer war, wie ſehr mußte ſie es nicht da ſein, wo beide zugleich deſſelben Stammes waren, wo die Verletzung des Feudalrechts zugleich die der Familienbande wurde. Die eigenthümliche Lage der burgundiſchen Lande erſchwerte außerdem die Bildung eines unabhängigen Staates. Dieſe waren aus deutſchen und franzöſiſchen Lehnen gebildet und lagen zwiſchen beiden Reichen. Freiwillig würden der deutſche Kaiſer und der König von Frankreich nie in eine Aufhebung der Lehnsabhängigkeit von Burgund gewilligt haben. Ein großer Mann an der Spitze des burgundiſchen Hauſes hätte eine ſolche, aller Schwierigkeiten ungeachtet, vielleicht erzwungen. Von dieſer Art aber waren jene Fürſten nicht, die ihre Freude in der Nachahmung einer heroiſchen Vorzeit fanden, und mehr die Eitelkeit einer glänzenden Schaulegung ihrer Macht, als den Stolz einer wahrhaften Vermehrung derſelben kannten. Sobald alſo Philipp ſich außer Stande ſah, aus ſeinen großen Lehnen ein unabhängiges Königreich zu ſtiften, ſo mußte ſich ihm die Ueberzeugung aufdringen, daß der König von Frankreich, ſein Blutsverwandter, Stamm- und Landesgenoſſe, für ihn ein beſſerer Lehnsherr als der König von England, der natürliche Feind ſeiner Nation ſein würde, der, wenn es ihm gelänge, ſeine Anſprüche vollkommen geltend zu machen, die Macht von England und Frankreich vereinigend, den Herzog von Burgund in die äußerſte Abhängigkeit bringen konnte. Philipp hatte, als ſich einmal zwiſchen ihm und Heinrich V. eine Verſchiedenheit der Meinungen über gewiſſe politiſche und militairiſche Plane herausgeſtellt hatte, Gelegenheit gehabt, den Stolz und die Härte des engliſchen Uebergewichtes zu empfinden. Trat dieſe ſchon im Beginn ihrer Laufbahn ſo drohend auf, was hatte er nicht von ihr, kam ſie an ihr Ziel, zu fürchten!

Wenn der Bund der Burgunder und Engländer, ungeachtet das Herrſchergeſchlecht der erſteren von dem franzöſiſchen Königshauſe durch gegenſeitige ſchwere Verletzungen getrennt war, auf einem ſchwankenden Gründe beruhte und des Glückes Heinrich's V. oder der Klugheit Bedford's zu ſeiner Sicherheit bedurfte, ſo war die Anhänglichkeit der franzöſiſchen Nordprovinzen, die unmittelbar unter engliſcher Botmäßigkeit ſtanden, an Heinrich VI. noch viel ungewiſſer und konnte, als der Natur widerſprechend, auf die Dauer

unmöglich beſtehen. Die Nordfranzoſen, und beſonders die Bewohner der Hauptſtadt, waren dem burgundiſchen Hauſe, theils um des Scheines von Macht und Größe willen, mit dem ſich daſſelbe umgab, theils wegen ſeines vorgeblichen Eifers für das allgemeine Wohl, bisher lebhaft zugethan geweſen. Die Heuchelei und der Ehrgeiz Johann's ohne Furcht und Philipp des Guten, die das Königreich nicht zu befriedigen, ſondern zu ſchwächen ſuchten, waren der rohen und ſinnlichen Menge, die mehr ihre Worte als ihre Thaten in Betracht nahm, entgangen. Die Ermordung des Herzogs von Burgund in einem Augenblicke, wo derſelbe der höchſten Gunſt des Volkes genoß, die wahrſcheinliche Kenntniß, die der Dauphin von dieſem unheilvollen Ereigniſſe gehabt, beſonders aber der Umſtand, daß die „Armagnacs" ſich bei dem Kampfe gegen England an die Spitze der nationalen Partei geſtellt, hatte die Bewohner von Ile de France, der Normandie und Champagne zu dem Herzoge von Burgund und, als dieſer offen die Partei Englands ergriff, zu Gunſten dieſes herübergezogen. Der Haß gegen die Armagnacs, beſonders gegen die Häupter dieſer grauſamen und räuberiſchen Banden war noch größer als die nationale Eiferſucht gegen England. Sehr bald aber wurden die Franzoſen gewahr, wie ſehr ſie ſich getäuſcht, wenn ſie gehofft hatten, durch den Abfall von ihrem angeſtammten Fürſten und ihre Unterwerfung unter eine fremde Herrſchaft ſich von den über ſie gekommenen Drangſalen zu befreien. Die Engländer behandelten ſie, wie dies in ſolchen Fällen immer geſchieht, nicht als Verbündete, ſondern als Ueberwundene, waren um ihr Glück unbekümmert, bewachten jede ihrer Bewegungen mit Mißtrauen und rächten jeden Ausdruck ihrer Unzufriedenheit mit ſchonungsloſer Strenge. Die Nordfranzoſen hätten es damals allerdings gern geſehen, wenn die Krone von Karl VII., der ſich auf die von ihnen ärger als Sarazenen und Juden gehaßten Armagnacs ſtützte, auf den von ihnen ſo geliebten Herzog von Burgund, den ſie mit Recht als ihren Landsmann anſahen, übergetragen worden wäre, es ward ihnen aber ſchwer, einen Fremden, der auf der Inſel wohnte, von der aus ſeit achtzig Jahren ſo viel Unglück über ſie gekommen, als ihren Fürſten zu betrachten, freiwillig an ihm zu hängen, und die Erpreſſungen und den Uebermuth ſeiner Stellvertreter geduldig zu ertragen. Die Unzufriedenheit der Pariſer z. B. brach, obgleich, da eine ſtarke engliſche Beſatzung in ihrer Stadt lag, nur dunkel, dennoch ſchon in der erſten Zeit nach dem Tode Karl's VI. aus. Sie hatten mit Trauer und Unwillen geſehen, wie bei der Rückkehr von der Beſtattung des letzten

Königs in St. Denis der Herzog von Bedford, als Regent von Frankreich, das Schwert des Staates vor ſich hertragen ließ. Kaum war die Deputation, die nach London gegangen, um Heinrich VI. zu huldigen, zurückgekehrt, als ſich eines der Mitglieder derſelben in eine Verſchwörung einließ, um die Hauptſtadt der Partei Karl's VII. zu überliefern. Dieſe ward entdeckt. Der Rädelsführer entfloh, aber eine Anzahl ſeiner Genoſſen wurde enthauptet und eine mitſchuldige Frau lebendig verbrannt. Paris, das ſeit Jahrhunderten die Reſidenz ſeiner Könige geweſen, das ſich ſchon ſeit den Tagen Stephan's Marcel für das Haupt des geſammten Landes hielt, konnte auf die Länge nicht geduldig zuſehen, daß es, ſeines alten Glanzes und Einfluſſes beraubt, dazu beſtimmt war, von einem Fremden und von der Fremde aus regiert und mit Hülfe eines rauhen und gewaltſamen Kriegsvolkes wie ein eroberter Platz unterdrückt zu werden. Da die Stellung und der Charakter des von den Nordfranzoſen ſo begünſtigten Herzogs von Burgund zwiſchen dem angeſtammten und aufgedrungenen Herrſcher es ihm nicht erlaubte, ſich ſelbſt zum Könige zu machen, ſo mußten dieſe Karl VII., ſobald das Glück ſeinen Waffen ſich einigermaßen geneigt zeigte und ſobald er die Armagnacs, die man für die Urſache alles erlittenen Unglücks hielt, von ſeiner Perſon und ſeinem Rathe entfernen wollte, von ſelbſt wieder zufallen. Denn zwiſchen ihnen und den Engländern lag ein Abgrund, der durch nichts ausgefüllt zu werden vermochte. Selbſt die Normandie, die Provinz, welche ſo lange zu England gehört hatte und die von dem Feinde, als eine gewiſſe Eroberung vielfach begünſtigt wurde, war ihm ebenſo abgeneigt als die Theile des Landes, in die er nie eingedrungen war. Die Kämpfe zwiſchen den beiden Ländern waren bis zum dreizehnten Jahrhundert Feudalkriege geweſen, in welchen die Verſchiedenheit der beiden Volksindividualitäten hier und da ſichtbar, aber noch im Werden begriffen, einander feindlich gegenüber getreten war. Unter Eduard III. und Philipp VI. erhob ſich in beider Nationalität das Bewußtſein ihrer urſprünglichen Trennung zu einer früher unbekannten Stärke und der lange für die Franzoſen unglückliche Krieg brachte daſſelbe in ihnen ſogar noch früher als in ihren Gegnern zur Reife. In allen Gegenden des Landes, von den Pyrenäen bis an die niederländiſche Grenze, brach ſchon in den erſten Jahren der Regierung Karl's VII. eine tief gewurzelte Abneigung gegen die Engländer aus, die im frühern Mittelalter nicht beſtanden und deren Einfluſſe ſich der romaniſche Theil Burgunds, der nur durch die Politik ſeiner Fürſten von den Stamm- und Landesgenoſſen entfernt worden,

auf die Dauer nicht entziehen konnte. Dieſer Krieg mit den Engländern war es, welcher die Verſchmelzung der auf dem weiten Boden des alten Galliens ſo verſchiedenartig gemiſchten Bevölkerung vorbereiten half. Weder die Einheit der Religion, des Lehnsweſens, noch des Königthums hätte dies allein hervorbringen können. Es gehörte ein langer, großer und faſt immer unglücklicher Krieg dazu, um das von jeher beſtandene, aber früher nur dunkel geahnte Gefühl einer nationalen Uebereinſtimmung und der Trennung von dem Fremden in einer kräftigen, aber ſehr beweglichen und unter ſich im Einzelnen ſehr ungleichen Bevölkerung zu einem leidenſchaftlichen Bewußtſein zu bringen. Die einzelnen Stämme des franzöſiſchen Volkes, in welchem celtiſche, römiſche, germaniſche Elemente in ungleicher Stärke ſich gemiſcht hatten, auf welches die Hierarchie, das Lehnsſyſtem und das Municipalweſen einen ſo oft ſich widerſprechenden Einfluß ausgeübt, zogen ſich, wie einſt im zehnten Jahrhundert, zu einer natürlichen, ſo im funfzehnten zu einer nationalen Einheit zuſammen, aus der ſpäter eine politiſche hervorgehen ſollte. Dieſe Auffaſſung des Einfluſſes der engliſch-franzöſiſchen Kriege macht allein den großen und raſchen Fortſchritt begreiflich, der in der nationalen Entwickelung Frankreichs am Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſichtbar wird. In den zweihundertfunfzig Jahren vom Tode Philipp Auguſt's bis zu dem Karl's VII. nähert ſich die Nation dem ihr von der Geſchichte und Natur angewieſenen Ziele weniger als in den ſechzig Jahren vom Tode Karl's VII. bis zum Regierungsantritte Franz' I., wo Frankreich ſchon im vollen Beſitze ſeiner nationalen Kraft, als ein, ſo weit es die allgemeine Lage der Welt erlaubte, durchaus ausgebildeter politiſcher Körper erſcheint. Die erſte Epoche der Regierung Karl's VII. war einer oft unglücklichen und mühevollen Vertheidigung, die von ſeiner eigenen Unthätigkeit, wechſelnden und oft unfähigen Rathgebern, denen er ſich hingab, erſchwert wurde, gewidmet. In der ſpätern Zeit erſcheint er viel thätiger, entſchloſſener, ſelbſtſtändiger und hat, was früher wol Niemand geahnt haben mochte, die Monarchie um ein gutes Stück vorwärts ihrem Ziele entgegengeführt. Die Jahre allein können dieſe Wandelung nicht hervorgebracht haben, ſondern das wachſende Nationalgefühl ſeines Volkes, das Vertrauen deſſelben auf ſein Recht, ſeine Hülfsmittel, ſeine Beſtimmung erhob auch ihn und verlieh ihm eine Kraft, die er in ſich ſelbſt vergebens geſucht haben würde. — Indeſſen hatte ſich die kriegeriſche Ueberlegenheit Englands über Frankreich zu oft und zu blutig bewährt, als daß die Franzoſen im Anfange der Regierung Karl's VII. nicht

ein Mißtrauen in ihr Glück und ihre Macht geſetzt haben ſollten. Es bedurfte außer der raſch zunehmenden Auflehnung des franzöſiſchen Volkes gegen die fremde Herrſchaft, der Uneinigkeit der engliſchen Machthaber, der Erkaltung, die zwiſchen ihnen und dem Herzoge von Burgund eintrat, außer dem Einfluſſe einiger entſchloſſenen und fähigen Führer von franzöſiſcher Seite, wie Dunois, Richemont u. ſ. w. eines außerordentlichen Ereigniſſes, einer durch ihre Natur ſich über die beſtehenden politiſchen Verhältniſſe erhebenden, aus der Mitte des nationalen Lebens auftauchenden Erſcheinung, um den im franzöſiſchen Volke ſchlummernden Funken der Kraft zur Flamme zu entzünden. Eine ſolche trat im achten Jahre der Regierung Karl's VII., zur Zeit der größten Hoffnungsloſigkeit, als das letzte Bollwerk der nationalen Unabhängigkeit bedroht wurde, in der Perſon der Jungfrau von Orleans auf, welche dem Geſchicke ihres Volkes eine neue Wendung gab und mit der die Epoche einer politiſchen Wiederherſtellung nach achtzigjähriger Erniedrigung beginnt.

Zehntes Kapitel.

Bis zu dieſer außerordentlichen Kataſtrophe war der Krieg auf beiden Seiten mit einer Langſamkeit und Erfolgloſigkeit geführt worden, die eine endloſe Dauer deſſelben fürchten ließen. England hatte von der Schlacht von Crecy an mehre Verſuche, ſich ganz Frankreich zu unterwerfen, gemacht, war aber nach der Erlangung einzelner Vortheile immer genöthigt geweſen, den größten Theil derſelben wieder aufzugeben. Es war außerdem des Kampfes müde geworden. Die Nation gewahrte, daß ſie durch den Ehrgeiz ihrer Könige in einen Krieg verwickelt worden, der nur einem Theile des Adels und deſſen Vaſallen und Söldnern zu gute kam, dem Lande ſelbſt aber keinen weſentlichen Vortheil gewährte. Es trat ſchon damals die aus der Lage und Beſtimmung Englands ſich ergebende Unmöglichkeit hervor, die ſeitdem durch die Erfahrung mehrer Jahrhunderte beſtätigt worden, auf dem Kontinente weite

und dauernde Eroberungen zu machen. Die großen Beſitzungen in Frankreich, die es bis zu Philipp Auguſt behauptet, waren nicht von ihm erworben, ſondern ihm durch ſeine Könige aus dem normänniſchen und angovingiſchen Stamme, wie die Morgengabe des germaniſchen Bräutigams am Tage nach der Vermählung, zugekommen. Eduard III. hatte ſeine Eroberungen nicht behaupten können, ein ſo wenig kriegeriſcher Fürſt, wie Karl der Weiſe, hatte ſie ihm faſt alle wieder entriſſen, und Heinrich V. hätte ohne die aus den innern Parteiungen und dem Wahnſinne Karl's VI. hervorgehende Zerrüttung Frankreichs keine ſo großen Vortheile über daſſelbe davontragen können. Deutſche, Franzoſen, Spanier haben nicht nur lange einzelne ihnen fremde Landestheile unter ihrer Botmäßigkeit gehalten, ſondern ihnen ſogar ihre Sprache, Geſetze und Sitten aufgelegt, ſie mit ſich ſelbſt vereinigt. England iſt dies in Europa auf die Dauer nie gelungen. Seine innern Kämpfe, die faſt immer dann hervorbrachen, ſobald es eines großen Erfolges im Auslande genoſſen, wie dies die Zeiten nach Richard I., Eduard III. und Heinrich V. beweiſen, ſeine Lage, der Geiſt ſeiner Einrichtungen, der Charakter ſeiner Bevölkerung machten es ihm unmöglich, die Früchte ſeines kriegeriſchen Ruhmes in Europa zu genießen. Es iſt ihm dies ſpäter, und dann auf die großartigſte Weiſe, die jemals hervorgetreten, aber nur in andern Welttheilen gelungen. Bald nach dem Tode Heinrich's V., nur wenige Jahre nach der Schlacht von Azincourt ſchien die Kraft Englands ſo gelähmt zu ſein, daß Bedford nur mit Mühe von Zeit zu Zeit einige kleine Erſatzmannſchaften nach Frankreich zu ſenden vermochte. Der Herzog von Burgund, ohnedies den Engländern abhold, wies zwar immer die Verſuche zu einer Ausſöhnung mit Karl VII. unter dem Vorwande ab, daß er den König von den Häuptern der Armagnacs, den Mördern ſeines Vaters und den natürlichen Feinden ſeines Hauſes umgeben wiſſe, indeſſen nahm er, mit Sicherung und Vermehrung ſeiner eigenen Beſitzungen beſchäftigt, an den Unternehmungen gegen die nationale Partei wenigen oder gar keinen Antheil. In dem Theile Frankreichs, in welchem die Herrſchaft Karl's VII. anerkannt wurde, regte ſich in den niedern Ständen, in der Maſſe des Volkes der Drang nach einer vollſtändigen Befreiung des nationalen Bodens von dem Joche der Fremden und wartete nur auf eine Gelegenheit, um hervorzubrechen. Aber die Großen zeigten ſich mit ſeltenen Ausnahmen ſo ſelbſtſüchtig, für die Wiederherſtellung des Vaterlandes ſo gleichgültig, daß die Begeiſterung der Landleute, der Bürger faſt überall, und in einigen

Provinzen des kleinern Adels von den Ränken, der Schlaffheit und dem Eigennutze des Hofes und des größten Theiles des geiſtlichen und weltlichen Herrenſtandes gewaltſam zurückgehalten oder übel geleitet wurde. Der König ſelbſt, der, ſollte man glauben, am meiſten auf die Wiedereroberung ſeines Erbes, auf die Vertreibung der fremden Eroberer hätte bedacht ſein müſſen, ſchien unter Allen der zu ſein, welcher der Erfüllung ſeiner natürlichen Beſtimmung am wenigſten entſprach. Karl VII. ſetzte ſein wanderndes Leben von Schloß zu Schloß, von einigen männlichen und weiblichen Günſtlingen umgeben, nach wie vor fort, empfing nur ungern die Berichte ſeiner Heerführer oder die Abgeordneten bedrängter Städte und überließ ſich gewöhnlich der Leitung eines ſeiner Hofleute, dem er, ohne perſönliche Neigung oder wahrhaftes Vertrauen, aus bloßer Gewohnheit und um ſich nicht in ſeinen Vergnügungen zu ſtören, die Leitung aller wichtigen Angelegenheiten überließ. Das Unglück ſeines Landes ſchien ihm, ſtatt Trauer und Mitgefühl, nur Ekel und Widerwillen einzuflößen und er verſchloß ſein Ohr vor dem allgemeinen Rufe des Wehes, das ſich von einem Ende deſſelben bis zum andern erhob. In einem Volke, wo das Königthum weniger tief gewurzelt, wo es nicht, wie hier, in einer Folge von Jahrhunderten ununterbrochen in demſelben Geſchlechte geblieben wäre, hätte ein ſo pflichtvergeſſenes und kleinmüthiges Verhalten zu dem Sturze deſſelben, wenigſtens zu ſeiner Aufhebung in demſelben Hauſe führen können, in dem größten Theile Frankreichs aber ward das Anſehn Karl's VII. durch dieſe Beweiſe von Schwäche und Leichtſinn nicht nur nicht untergraben, ſondern die Liebe des Volkes ſchien ſich in einer Zeit, wo er derſelben ſo unwürdig war, zu vermehren. Die Zurückgezogenheit, in welcher der König, der nur ſelten und ungern etwas größere Städte betrat, lebte, die geringe Kunde vom Stande der öffentlichen Verhältniſſe bei dem Mangel der Preſſe, die durch das Umherſchweifen zahlreicher Banden von Söldnern und Räubern ſo ſchwer gewordene Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Landes hielten das Volk über den wahren Charakter des Königs im Irrthum. Ueberhaupt war ungeachtet alles Unheiles, das das Land ſeit der Erhebung des Hauſes Valois getroffen, der königliche Name und ſein Anſehn in der Meinung keineswegs geſunken. Man hatte über dem perſönlichen Heldenmuthe der beiden erſten Valois und der Klugheit Karl's V., die Ohnmacht Karl's VI. überſehen und überſah jetzt die Unthätigkeit ſeines Nachfolgers. Die Schlachten von Crecy und Poitiers waren allerdings durch die Unklugheit Philipp's und Johann's ver-

loren worden, aber wie konnte das Volk, beſonders in jener Zeit, Königen zürnen, die in jenen Niederlagen ſich durch Beweiſe des aufopferndſten Muthes hervorgethan? — Zu der großmüthigen Nachſicht, mit der Karl VII. von ſeinem Volke beurtheilt wurde, zu der Hoffnung und Liebe, mit der es auf ihn blickte, that übrigens die den Franzoſen eigenthümliche, ſchon damals hervortretende Stimmung ſehr viel, von dem Scheine, der Außenſeite der Dinge gewonnen und beſtochen zu werden und über äußern und zufälligen Vorzügen innere und weſentliche Mängel zu vergeſſen. Der junge König war von der Natur mit einer anmuthigen und edeln Geſichtsbildung beſchenkt worden, und die Liebenswürdigkeit und Herablaſſung, mit welcher er die, welche ſich ihm nahten, aufnahm, war von Munde zu Munde gegangen und hatte ihm alle Herzen gewonnen. Heinrich V. und die engliſchen Großen hatten dagegen durch ihr kaltes und hochmüthiges Betragen, durch den Siegerſtolz, den ſie zur Schau trugen, die Menge von ſich entfernt. Auch galt in den Augen der Maſſe das Unglück Karl's VII. und ſeine Jugend für ein Verdienſt. In den höhern Klaſſen und dem aufgeklärteren Theile der Nation waren die Mängel ſeines Charakters, ſein Hang zu einer verweichlichenden Sinnlichkeit, ſeine Unentſchloſſenheit und Sorgloſigkeit allerdings nicht unbekannt und das Urtheil darüber mochte nicht, wie unter dem Volke, durch den Eindruck ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit und den bloßen Namen ſeiner hohen Würde beſtochen werden. Für dieſe aber ſtellte Karl VII. das nationale Königthum und die Unabhängigkeit des Landes dar und ſie fühlten ſich durch dieſe an ihn geknüpft. Die Reichsſtände der ihm treu gebliebenen Provinzen, die er in dieſen erſten Jahren ſeiner Regierung mehrmals verſammelte, bewilligten ihm die geforderten Auflagen ohne Widerſpruch, eilten aber, ſobald dies geſchehen, alsbald in ihre Heimath, ohne an weſentliche Reformen, die dem Staate ſo nothwendig waren und zu deren Erlangung die Abhängigkeit der Regierung von der Meinung des Volkes eine ſo günſtige Gelegenheit bot, gedacht zu haben, zurück. Es regte ſich damals unter den Franzoſen ein lebhafter nationaler, aber kein eigentlicher politiſcher Geiſt, ein Widerſpruch und Mangel, der in ihrem Weſen die ganze Zeit ihres alten Königthums hindurch ſichtbar blieb. Zweimal, unter Johann und Karl VI., trugen die Abgeordneten der Nation, vorzüglich auf Veranlaſſung der pariſer Gemeinde, auf Verbeſſerungen in der Rechtspflege und Verwaltung an, die, zur Ausführung gebracht, dem Lande eine für jene Zeit und ihre Bedürfniſſe feſte Verfaſſung geſichert hätten, beide Male aber

wußten die Selbſtſucht der Großen, der Parteigeiſt, der halb parlamentariſche, halb feudale Charakter der herrſchenden Klaſſen deren Vollziehung zu hindern. Derſelbe Fall trat ſpäter bei dem Zuſammentreten der Reichsſtände, während der Minderjährigkeit Karl's VIII. von Neuem ein. Wir haben oben umſtändlicher nachzuweiſen geſucht, warum in Frankreich nicht, wie in England, aus der mittelalterthümlichen Organiſation des Staates eine gemäßigte Monarchie entſtand, und wie aus dem Gemiſch theokratiſcher, feudaler, parlamentariſcher und municipaler Einrichtungen, deren keine die Kraft beſaß, das geſammte Leben des Volkes zu umfaſſen, das unumſchränkte Königthum ſich bilden mußte. Die Reichsſtände trugen im Anfange der Regierung Karl's VII. auf gewiſſe Reformen in der Rechtspflege an, beſchwerten ſich über einige der ſchreiendſten Mißbräuche, verſtummten aber ſogleich, als ſie ſahen, daß ihre Meinung keinen Widerhall fand. Die wahre Stärke Karl's VII. und das Palladium der nationalen Unabhängigkeit lag in der tiefen Abneigung, welche die Maſſe des Volkes gegen die fremde Herrſchaft empfand, in der allmälig unter dem Drucke, den ſie verurſachte, bis zur Leidenſchaft wachſenden Anhänglichkeit der Bürger und Landleute für den rechtmäßigen Fürſten, der für das Bild des Vaterlandes ſelbſt galt. Die eine Hälfte Frankreichs lebte unter dem engliſchen Joche, das ihr aber immer verhaßter und unerträglicher wurde, die andere, von ihrem eigenen Könige aufgegeben, von den Günſtlingen und Beamten deſſelben ſchlecht verwaltet, ſchrieb ebenfalls ſein Unglück den fremden Eroberern zu, und hielt kein Opfer, das ihre Vertreibung nothwendig machen konnte, für zu ſchwer. Außerdem trug die Maſſe der Nation in ihrem Innern damals noch ein tiefes religiöſes Gefühl, das in den höhern Klaſſen bereits geſchwächt war, und ſah ihr Unglück als eine Strafe des Himmels an, deſſen Zorn ſie durch Reue und Buße zu verſöhnen hoffte. Das Volk klagte nur ſich ſelbſt und die Fremden, aber nicht ſeinen König an. Aus dieſer Vereinigung einer religiöſen und nationalen Stimmung ging die wunderbare Heroine hervor, deren Erſcheinen in dem Gemüthe des Volkes längſt vorbereitet, wie ein Funke auf einen entzündbaren Stoff fiel und Alles mit ſich fortriß.

Der Krieg hatte bisher faſt einzig in plötzlichen Ueberfällen, in der Erſtürmung kleiner Städte und Schlöſſer, in einer Menge entſcheidungsloſer Unternehmungen beſtanden. Da ſchon faſt zwei Generationen in der Mitte dieſer Kämpfe und Wirren verſchwunden, ſo war die Bevölkerung in der Gewohnheit derſelben aufgewachſen

und eine der übelſten Entartungen der menſchlichen Natur, der Hang zur Grauſamkeit, die ſtete Begleiterin dieſes Krieges geworden. Die Engländer hatten zur Zeit Eduard's III. den Anfang mit dieſem Mißbrauche des Sieges gemacht. Die Anſprüche ihrer Könige, für die rechtmäßigen Herren Frankreichs zu gelten, hatten ihnen den Vorwand gegeben, ihre Gegner als Aufrührer zu behandeln. Dieſe Willkür ward von den Franzoſen natürlich bald nachgeahmt und von beiden Seiten die Beſatzung einer gewonnenen Stadt oder eines feſten Schloſſes faſt immer zu Tode gebracht. Nur die reichen und vornehmen Gefangenen wurden verſchont, um durch ſie ein hohes Löſegeld zu gewinnen, denn die Habgier und Raubſucht nahm in dieſem Kriege die erſte Stelle ein, Laſter, die durch ihre Befriedigung immer zunehmen, während die Grauſamkeit zuweilen ermüdet und ſich überſättigt. Außer den beiden Schlachten von Montargis und Verneuil, in deren erſter die Engländer, in der zweiten die Franzoſen Sieger waren, wird in dieſen erſten acht Jahren keines Zuſammentreffens erwähnt, das ſich durch irgend einen Aufwand von Macht oder Berechnung ausgezeichnet hätte.

Ungeachtet des Hanges zu Mord, Raub und jeder Gewaltthätigkeit, der in dem Charakter dieſer Epoche ſo grell hervortritt, ward ihr Geiſt dennoch, ſonderbar genug, von einer unverkennbar fortſchreitenden Bewegung, von einer raſch ſich entwickelnden Verfeinerung des Urtheils und Verſtandes, von einem immer allgemeiner werdenden Schönheitsſinne ergriffen, eines der vielen Beiſpiele, welche beweiſen, wie groß die Kluft iſt, welche die ſittliche und intellektuelle Kraft im Menſchen, den Gedanken und den Willen, die Erkenntniß und deren Anwendung trennt. Dieſer Kontraſt trat beſonders in der nationalen Partei ſelbſt und in der Nähe Karl's VII. hervor, wo neben der Neigung für Muſik und Poeſie, der Verehrung der Schönheit, mitten unter den ſanfteſten und erſchlaffendſten Genüſſen, einer Art Garten- und Blumenleben, die wildeſten Scenen des Verrathes und der Grauſamkeit vorfielen. Der thätigſte und eifrigſte unter den Dienern Karl's VII., der Connetable Richemont, ein tapferer, treuer, aber rauher und unbeugſamer Mann, ließ innerhalb ſechs Monaten die beiden erſten Günſtlinge des Königs, Giac und Beaulieu, die das Vertrauen ihres Herrn vielfach gemißbraucht und dem Connetable bei allen ſeinen Unternehmungen hinderlich geweſen, auf die grauſamſte Weiſe, faſt unter den Augen Karl's VII. ermorden, ohne daß dieſer dieſelben gerächt, bedauert, oder irgend eine Bewegung über ihr unglückliches Ende gezeigt hätte. Ein dritter Günſtling, La Tremoille, einer der erſten

bekannten Namen dieſes ſpäter ſo berühmten Hauſes, dem Könige, wie die frühern von der Hand des Connetable ſelbſt gegeben, fürchtete ein ähnliches Geſchick und wußte Richemont dergeſtalt um die Gunſt des Königs zu bringen, daß er die Leitung des Krieges und die ihm anvertraute Würde verlor. Der Zurücktritt des Connetable, dem ſeine kriegeriſchen Fähigkeiten und ſeine Geburt, als Bruder des Herzogs von Bretagne, eine große Bedeutung gaben, war der Sache Karl's VII. in dieſem Augenblicke ſehr nachtheilig, denn das Kriegsvolk, das den König nur dem Namen nach kannte, war ſeinem Connetable ſehr ergeben geweſen. Richemont hatte außerdem Karl VII. dadurch, daß er ihn genöthigt, mit den Häuptern der Armagnacs, die in den Mord Johann's ohne Furcht verwickelt geweſen, zu brechen, keinen geringen Dienſt geleiſtet. Denn dieſe grauſamen und wilden Bandenführer waren es, die nicht allein den Norden Frankreichs und die Bewohner der Hauptſtadt dem Könige entfremdet, ſondern die auch dem Herzoge von Burgund einen Vorwand gegeben hatten, die Vorſchläge Richemont's, ſeines Schwagers, zu einer Ausſöhnung mit Karl VII., für die ſich die Mehrheit ſeines Volkes ausſprach, abzuweiſen.

Bedford, der ein thätiger und ſtaatskluger Fürſt war, hätte den Krieg ohne Zweifel mit mehr Nachdruck als früher geführt, wenn nicht die nach dem Tode Heinrich's V. ſichtbar werdende Erſchöpfung Englands, beſonders aber die Uneinigkeit ſeines Bruders Gloſter mit dem Herzoge von Burgund der Ausführung ſeiner Plane unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt hätten. Er hatte es endlich über Gloſter vermocht, Philipp dem Guten bei ſeinen Entwürfen auf Ausdehnung und Abrundung ſeiner niederländiſchen Beſitzungen keine weitern Hinderniſſe entgegenzuſtellen, und Burgund konnte jetzt nicht mehr, wie früher, dieſe Zwiſtigkeiten zu einem Vorwande ſeiner unthätigen und zweideutigen Stellung zwiſchen England und Frankreich nehmen. Bedford glaubte der Geſinnungen Burgunds wenigſtens für eine Zeit lang ſicher zu ſein. Dieſe der Entwickelung der engliſchen Macht günſtigen Umſtände, ſowie die Thatenloſigkeit Karl's VII. und die Ränke an ſeinem Hofe veranlaßten Bedford endlich einen entſcheidenden Schlag zu thun und den König im Herzen ſeiner Macht, in den Ländern an der Loire ſelbſt anzugreifen und dadurch dem Kampfe ein Ende zu machen. Ein Heer, deſſen Kern in England geworben, näherte ſich der Loire, nahm die Städte und Schlöſſer ein, die Orleans deckten, und griff endlich dieſe Stadt ſelbſt an. Die Gefahr war groß, denn hier war das letzte Bollwerk der nationalen Unabhängigkeit.

Orleans war in dieſem Augenblicke die wichtigſte Stadt für Karl VII. und ſeine Anhänger. Paris und Rouen waren in den Händen der Engländer. Nantes und Bordeaux gehörten damals noch nicht zum Königreiche im engern Sinne des Wortes, Lyon und Marſeille, obwohl mit der Krone vereinigt, waren ſeit langer Zeit in ihrer Entwickelung aufgehalten worden. Orleans war außerdem für die nationale Sache wohlgeſinnt, denn es erinnerte ſich der Begünſtigungen, die es von jeher von den Königen erfahren hatte. Eine kriegeriſche Bürgerſchaft erfüllte ſeine Mauern. Die Gefahr, mit der die Annäherung eines engliſchen Heeres dieſen bedeutenden Platz bedrohte, ſcheint im Anfange weder auf den König, noch ſeine Umgebungen, ja ſelbſt nicht auf die Mehrheit ſeiner kriegeriſchen Vaſallen einen großen Eindruck gemacht zu haben. Die Reichsſtände, deren Beſchlüſſe durch die Selbſtſucht und die Treuloſigkeit des Hofes meiſt vereitelt wurden, und die einer wiederholten Aufforderung, ſich in Tours zu verſammeln, nicht gehorcht hatten, vereinigten ſich endlich in dieſem drohenden Augenblicke in Chinon. Die Abgeordneten der Städte übten hier einen bedeutenden Einfluß aus, denn ſie erwirkten, daß die Geiſtlichkeit und der Adel zu den bewilligten Steuern mit dem Bürgerſtande zugleich beitragen mußten. Ihre Bedeutung als Repräſentanten der Mehrheit der Nation fühlend und durch die Schwäche der Regierung ermuthigt, befahlen ſie außerdem, daß die größern Lehnsmänner mit ihrer Mannſchaft in möglichſter Eile zum königlichen Heere ſtoßen ſollten. Bedford hatte ſeinerſeits kurz vorher nicht die Stände, ſondern die Notabeln der Provinzen, die Heinrich VI. anerkannten, in Paris verſammelt und von ihnen außerordentliche Beiträge für den Krieg erzwungen, an denen die Geiſtlichkeit Theil zu nehmen ſich weigerte. Unter den Anhängern Karl's VII. zeichneten ſich faſt nur Dunois, ein Baſtard aus dem Hauſe Orleans, und Xantrailles, einer der tapferſten Führer der nationalen Partei, durch ihren Eifer für die Rettung Orleans' aus. Beide warfen ſich mit einer Anzahl entſchloſſener Ritter in die bedrängte Stadt. Nach langen Kämpfen, in denen der Vortheil bald auf Seiten der Belagerer, bald auf der der Belagerten war, wird endlich der engliſche Befehlshaber Salisbury getödtet. Bedford, die Wichtigkeit der Einnahme dieſer Stadt fühlend, ſchickte unter dem Grafen Suffolk ein neues engliſches Heer gegen Orleans. Die Bedrängniß der Einwohner war ſchon auf einen hohen Punkt geſtiegen, die Lebensmittel fingen an ihnen zu fehlen. Im engliſchen Lager ward derſelbe Mangel fühlbar. Bei Gelegenheit einer ſtarken

Zufuhr, die Bedford an ſein Heer ſchickte, wurde eine der engliſchen Bedeckung ſehr überlegene franzöſiſche Macht durch ihre Unklugheit und Uebereilung gänzlich geſchlagen und mehre der tapferſten Führer, die aus der belagerten, aber nicht ganz umzingelten Stadt den Engländern entgegengegangen, verwundet. Dieſer Umſtand, der den Einwohnern die Hoffnung eines Entſatzes zu benehmen ſchien, beugte ihren vorher ſo unerſchrockenen Muth. Aber doch wollten ſie ſich den Engländern nicht ergeben. Sie ſchickten an den Herzog von Burgund und baten ihn, die Stadt unter ſeinen Schutz zu nehmen und dieſelbe für einen zwiſchen beiden Heeren neutralen Platz zu erklären. Philipp der Gute nahm dieſe Bitte, die ſeinen Einfluß vermehrt und ſeine Abſicht, zwiſchen den beiden kriegführenden Parteien die Wage zu halten, erfüllt hätte, mit Beifall auf, aber Bedford verwarf ſie aus denſelben Gründen, die ſie Burgund annehmbar machten.

In dieſem entſcheidenden Moment erſchien jenes lotharingiſche Landmädchen, dem der Ruf einer übernatürlichen Macht voranging, vor den Wällen der belagerten Stadt, befreite dieſelbe (29. April 1429), erſtürmte die engliſchen Verſchanzungen, zwang die Belagerer zum Abzuge (8. Mai), ſchlug ſie bei Patay (28. Juni) dergeſtalt, daß die Hälfte ihres Heeres auf der Wahlſtatt blieb, führte den König durch das kurze Zeit vorher noch ganz von Feinden erfüllte Land nach Reims, um ihn zu krönen (17. Julius), drang bis vor die Thore von Paris, deſſen Einnahme blos durch die Unentſchloſſenheit Karl's VII. verhindert wurde (8. September), wurde endlich bei einem Ausfalle vor Compiegne gefangen (23. Mai 1430) und ein Jahr darauf (30. Mai 1431) von ihren Feinden in Rouen als Zauberin und Ketzerin verbrannt. Wir haben dieſer außerordentlichen Erſcheinung hier nur in ihren allgemeinſten Umriſſen gedacht, da ein näheres Eingehen in dieſelbe ein eigenes Werk verlangte, was mehrmals in Frankreich und neuerdings auf eine in ſeiner Art vollkommene Weiſe in Deutſchland geſchehen iſt. (Die Jungfrau von Orleans von Guido Görres.) Eine ſolche Geſchichte kann nicht im Auszuge oder bruchſtückweiſe mitgetheilt werden. Ueber ihre hiſtoriſche Bedeutung und ihre Möglichkeit in jener Epoche nur noch Folgendes. — Der Muth und das Nationalgefühl der Franzoſen war durch die Siege Heinrich's V. mehr betäubt als gebrochen worden. Sie hatten ſich unter das Geſetz des Krieges, das ihnen ein großer Mann auflegte, für den Augenblick gebeugt und den Ausſchlag des Glückes bis auf einen gewiſſen Grad angenommen. Als ſie ſich aber nach ſeinem Tode im Namen eines unmündigen Kindes,

das ſie nie geſehen hatten, von fremden Gewalthabern regiert ſahen, begriffen ſie die ganze Größe ihres Unglücks. Das Gefühl ihrer frühern Unabhängigkeit, der Gedanke an ihre gegenwärtige Erniedrigung, die Hoffnung auf eine Befreiung von dieſen Drangſalen erwachte beſonders in den niedrigen Klaſſen, in denen das Nationalgefühl in friedlichen Epochen oft wie zu ſchlummern ſcheint, unter außerordentlichen Umſtänden ſich aber mit beſonderer Stärke regt. Alles wandte ſich mit Liebe und Sehnſucht dem rechtmäßigen Fürſten zu, in deſſen Enterbung und Unterdrückung durch die fremden Eroberer, das Volk ſein eigenes Geſchick zu erkennen glaubte. Dieſer Patriotismus der Bürger und Landleute war aber zugleich mit einer glühenden Anhänglichkeit an den herrſchenden Glauben, mit einer tiefen Ueberzeugung von dem unmittelbaren Einfluſſe des Himmels und der Möglichkeit einer übernatürlichen Hülfe deſſelben verbunden. Der wiedererwachende politiſche Muth entflammte dieſe religiöſe Begeiſterung, die wieder auf ihn zurückwirkte. Die Erziehung, die in mancher Beziehung damals für alle Stände dieſelbe war, hatte alle Gemüther mit den Einwirkungen einer übernatürlichen Macht unter allen Formen und durch alle möglichen Mittel vertraut gemacht. Die dunkle und verworrene Kunde von den Geſetzen der Natur und dem Verhältniſſe des Geiſtes und der Materie zu einander ließ die Möglichkeit aller denkbaren Wunder zu. In den Herzen brannte allerdings oft eine lebendige Flamme von Liebe und Glauben, aber um die Köpfe lagerte eine dunkle Wolke von Roheit und Aberglauben. Denn neben dieſem Glauben an die unbeſchränkte und regelloſe Herrſchaft des Himmliſchen, Guten und Wahren beſtand, und in noch größerer Stärke, der an den Einfluß des Dämoniſchen, Böſen und Falſchen, das noch mehr gefürchtet, als jenes geliebt wurde. Wenn demnach in jener Zeit eine mit beſonderer Kraft, mit außerordentlichen und übernatürlichen Gaben erfüllte Individualittät für etwas durchaus Mögliches und Wahrſcheinliches galt, ſo blieb es dem Urtheile der Menſchen, je nachdem die Aeußerungen dieſer Kraft ihnen günſtig oder feindlich waren, überlaſſen, dieſelbe als von dem Geiſte des Guten oder des Böſen, dem Himmel oder der Hölle, geſandt und geleitet zu denken.

Aus dieſer Lage der Dinge, aus dieſer Stimmung der Gemüther iſt ſowohl die Erſcheinung der Jungfrau von Orleans, in der ſich, als in einer beſonders reinen, empfänglichen und hochgeſtimmten Perſönlichkeit, die kriegeriſche und religiöſe Begeiſterung des Volkes ausſprach, als der Einfluß, den ſie auf daſſelbe ausübte, und die verſchiedene Art, wie ſie von den beiden kämpfenden Par-

teien angeſehen wurde, wie überhaupt ihr ganzes Schickſal, zu erklären. Sonderbar tritt bei ihrem Tode die Abneigung der Geiſtlichkeit, und nicht blos der engliſchen, ſondern auch der franzöſiſchen, gegen ſie hervor. Die Prieſter ſahen die Meinung von den übernatürlichen Gaben der Jungfrau als einen Eingriff in die Rechte und Privilegien ihres Standes an und betrachteten ihren Einfluß mit Mißtrauen. Der Haß ihrer Feinde iſt jedoch weniger befremdend, als die unerklärbare Gleichgültigkeit nicht nur Karl's VII., ſondern des franzöſiſchen Volkes überhaupt, ſowohl gegen ſie zur Zeit ihrer Gefangenſchaft, als ſpäter nach ihrem Tode für die Ihrigen. So wird in einer Urkunde, in welcher der König den Einwohnern von Orleans für ihren während der Belagerung bewieſenen Muth neue Rechte und Gunſtbezeigungen gewährt, der Befreierin der Stadt mit keiner Silbe gedacht, und lange Jahre nachher lebte die Mutter der Heldin in Orleans, der Stadt, die ihre Tochter gerettet hatte, im tiefſten Elende.

Von den fabelhaften Zeiten der Aurinia und Velleda an, deren Orakelſprüche einſt die alten Deutſchen im Kampfe gegen die Römer begeiſterten, bis auf die Gegenwart herab iſt keine weibliche Geſtalt von ſolcher Bedeutung, wie die Jungfrau von Orleans, in der Geſchichte aufgetreten. Lukretia, Virginia, ſpäter Julia und Oktavia haben auf das Geſchick des männlichſten aller Völker einen momentanen Einfluß ausgeübt, aber nur in leidender Form, durch das, was ſie waren und erfuhren, nicht durch das, was ſie thaten. Jeanne d'Arc aber ſtellte ſich an die Spitze eines kämpfenden und unglücklichen Landes und wirkte auf daſſelbe durch That und Rath. Das Mittelalter und die neuere Zeit ſind, ungeachtet der höhern Individualiſirung des geſammten Geſchlechts, an außerordentlichen weiblichen Erſcheinungen auffallend ärmer als das Alterthum geweſen. Die Jungfrau von Orleans iſt faſt für die einzige allgemein bekannte moderne Heroine im höhern Sinne des Wortes zu halten. Eine ſolche Vereinigung kriegeriſchen Muthes und weiblicher Sittſamkeit, tiefer Gemüthskraft und natürlicher Einfachheit iſt ſonſt nie geſehen worden. Die Art, wie ſo widerſtrebende Eigenſchaften in dieſer außerordentlichen Perſönlichkeit ſich vereinigt haben und in ihr gereift ſind, was dieſe, abgeſehen von ihrem äußern Thun, in ſich ſelbſt geweſen, iſt und wird immer ein Geheimniß ſein, das die Poeſie Schiller's allein, obwohl nur ſehr dunkel und unvollſtändig, zu ahnen vermocht hat. Der proſaiſche Geiſt der Franzoſen hat dieſen herrlichſten aller nationalen Entwürfe, der ſich von ſelbſt darbot, überſehen. Erſt in ganz neuer Zeit hat eine

Tochter des gegenwärtigen Königs der Franzoſen, die zu früh verſtorbene Prinzeſſin Maria von Orleans, ſich zu einem Standbilde der Heldin begeiſtert gefühlt, das im Muſeum von Verſailles aufgeſtellt iſt. Das ſatiriſche Gedicht, in welchem Voltaire dieſe rührendſte und erhebendſte aller Geſchichten behandelt, kann wol nicht, wie Chateaubriand es thut, nur als eine „debauche du génie,“ ſondern muß als eine momentane Verrückung des Urtheiles und des Geſchmackes und der tiefſten Entartung des Gefühls angeſehen werden. Man feiert alljährig in Orleans, im Anfange Mais ein Feſt zu Ehren jener Begebenheit. — Jeanne d'Arc iſt eine der letzten das Mittelalter charakteriſirenden Geſtalten geweſen, in denen kriegeriſche und religiöſe Begeiſterung vereint wirkte und ſie zum Handeln und Dulden gleich ſtark machte. Sie iſt unter den Frauen, was Ludwig der Heilige, zwei Jahrhunderte vorher, unter den Männern geweſen. Ihre niedrige Herkunft, ihr Geſchlecht und der Umſtand, daß ſie ihr Vaterland vom Rande des Verderbens rettete, machen ſie jedoch zu einer ganz einzigen, mit keiner andern zu vergleichenden Erſcheinung.

Elftes Kapitel.

Die Befreiung Orleans, die Niederlage der Engländer bei Patay, die Krönung Karl's in Reims hatten die Befreiung Frankreichs vom engliſchen Joche entſchieden. Dieſe Begebenheiten, im Laufe weniger Monate vollbracht, waren der eigentliche Wendepunkt des Krieges geweſen, deſſen Glück von jetzt an den Franzoſen, einzelner Unterbrechungen ungeachtet, im Ganzen günſtig blieb. Die Gefangenſchaft der Heldin von Orleans, ſo wie die Unthätigkeit, in die der König, der ſich nach dem mißlungenen Verſuche, Paris zu überraſchen, nach der Loire zurückgezogen, von Neuem verfiel, hatten unter den Franzoſen eine augenblickliche Muthloſigkeit hervorgebracht, aus welcher aber die Engländer bei der Uneinigkeit, die unter ihnen herrſchte, keinen entſchiedenen Vortheil zu ziehen vermochten. Alle Plane des klugen und kräftigen Bedford wurden

beſtändig durch die zwiſchen ſeinem Oheime Wincheſter und ſeinem Bruder Gloſter herrſchende Feindſeligkeit durchkreuzt, und er beſaß nicht Macht und Anſehn genug, um die beiden Gegner zur Einigkeit zu zwingen oder ihren Ehrgeiz für die öffentlichen Angelegenheiten unſchädlich zu machen. Um des Herzogs von Burgund ſchwankenden Sinn feſter an den engliſchen Vortheil zu knüpfen, hatte ihm Bedford die Regentſchaft über Frankreich, d. h. über die von den Engländern eroberten Provinzen angeboten und ſich nach Rouen, ſeine Thätigkeit auf die Verwaltung der Normandie beſchränkend, zurückgezogen. Philipp der Gute fand ſich durch dieſes Anerbieten zwar geſchmeichelt, trat aber darum für die engliſche Sache nicht thätiger auf und ſchien immer mehr dem Plane nachzuhängen, ein ſelbſtſtändiges, von Deutſchland und Frankreich unabhängiges Reich zu ſtiften. Vergebens ließ Wincheſter, den ſinkenden Muth ſeiner Partei zu erheben und ſeine Gegner zu ſchrecken, den jungen Heinrich VI. nach Paris kommen und in der Kathedrale von Notre-Dame krönen. Kein franzöſiſcher Edler von Bedeutung erſchien bei dieſer Gelegenheit, nur die Prälaten der den Engländern unterworfenen Landestheile fanden ſich in großer Menge ein. Dieſe Feierlichkeit war ſo erfolglos geblieben, daß nicht lange nachher Rouen von den Franzoſen angegriffen wurde und ohne den Ungehorſam der Söldner eingenommen worden wäre, und daß der Baſtard von Orleans ſich plötzlich in den Beſitz von Chartres ſetzte. Die Engländer hatten nach dem Tode Heinrich's V. die Erhaltung ihrer franzöſiſchen Eroberungen großentheils dem Haſſe Burgunds gegen die Mörder ſeines Vaters verdankt, der ihn verhindert hatte, ſich der nationalen Partei anzuſchließen. Gleichwohl hatte er ihnen nur ſelten eine thätige Hülfe erwieſen. Jetzt drohte der Tod der Herzogin von Bedford, einer Schweſter Philipp des Guten, den ohnedies lockern Bund vollkommen aufzulöſen. Dies war um ſo wahrſcheinlicher, da Bedford kurze Zeit nach dem Tode ſeiner Frau ſich mit einer Fürſtin aus dem Hauſe Luxemburg, zu dem Burgund ſeit langer Zeit in geſpannten Verhältniſſen ſtand, vermählte.

Nachdem als Beweis des fortwährend unter der Aſche glimmenden Haſſes gegen die fremde Herrſchaft in Paris eine Verſchwörung gegen die Engländer zum Ausbruch gekommen und blutig gerächt worden, und ein Aufſtand des Landvolkes in der Normandie einen ähnlichen Ausgang gehabt, nachdem Burgund und Anjou ſich verſöhnt und die Bretagne ſich, durch Vermittlung des Grafen Richemont, Karl VII. genähert, traten die Bevollmächtigten der

beiden kämpfenden Parteien zur Ausgleichung ihrer Anſprüche und dem Abſchluſſe eines endlichen Friedens in Arras zuſammen (1435). Die meiſten europäiſchen Mächte waren dabei vertreten. Die Univerſität von Paris und viele franzöſiſchen Städte hatten ebenfalls Abgeordnete geſchickt. Die Forderungen der Engländer, die anfänglich von dem Vertrage von Troyes ausgehend, ganz Frankreich für ſich in Anſpruch nahmen, dann einen vieljährigen Waffenſtillſtand anboten, während deſſen jede der kriegführenden Parteien ihre gegenwärtige Stellung behaupten und deren Grenzen durch gegenſeitigen Tauſch ſichern ſollte, dergeſtalt jedoch, daß Paris, Ile de France und die Normandie England verbleiben und nicht der Gegenſtand eines Tauſches werden konnten, machten die faſt von allen Mächten genährte Hoffnung auf Beendigung des langen Krieges unmöglich. Die Franzoſen hatten, um ihre Neigung für den Frieden zu zeigen, die Abtretung der Normandie und Aquitaniens angeboten. Ein Glück für ſie, daß ſo vortheilhafte Bedingungen von ihren Feinden verworfen wurden. Der Frieden auf ſolche Art einmal abgeſchloſſen, hätte bei der Erſchöpfung beider Parteien lange beſtehen können, und das Ziel, nach dem ſich die Bevölkerung zwiſchen dem Mittelmeere und dem Kanale, dem Oceane und der Rhone, alles Stillſtandes und aller Unglücksfälle ungeachtet, ſichtbar hindrängte, die Herſtellung einer großen und einigen Nationalität des franzöſiſchen Volkes, wäre, wenn auch nicht für immer, doch für lange Zeit, aufgehalten worden. Der Kardinal von Wincheſter, der bei der Abweſenheit ſeines Neffen Bedford die Unterhandlungen von engliſcher Seite leitete, zog ſich plötzlich zurück und die Engländer verloren die Gelegenheit, die ſich ihnen nie mehr wieder bot, einen bedeutenden Theil Frankreichs unter ihren Einfluß zu ſtellen. Der größte Vortheil, den Karl VII. aus dieſem Congreß zog, war die ſo lange gewünſchte Ausſöhnung mit dem Herzoge von Burgund. Alle Hinderniſſe, die derſelben entgegenſtanden, wurden allmälig durch den guten Willen beider Parteien und den Einfluß günſtiger Umſtände beſeitigt. Die burgundiſchen Großen waren mit der engliſchen Allianz zuletzt allgemein unzufrieden geworden und der Prinz von Oranien mit mehren Andern zu der nationalen Partei übergetreten. Die nach Arras geſandten Kardinäle entbanden den Herzog von den den Engländern geleiſteten Eiden, die Doktoren der pariſer Univerſität bewieſen ihm, daß ſeine Stellung als Mitglied des franzöſiſchen Königsſtammes und Vaſall Karl's VII. ſeine Verpflichtungen und Zuſagen an England aufhöben. Die Nachricht vom Tode des Herzogs von Bedford, der einzigen Perſon,

der er in der engliſchen Partei etwas näher geſtanden, entſchied ihn vollends. Der Friede zwiſchen Frankreich und Burgund ward zur großen Freude beider Völker unterzeichnet. Karl VII. überließ dem Herzoge durch den die Ausſöhnung vorbereitenden Vertrag mancherlei Vortheile. Er trat ihm eine Anzahl Städte an der Somme und Rhone ab, erklärte ihn, ſo lange er, der König, leben würde, von der Krone für unabhängig, ſo daß die Vaſallen Burgunds nicht genöthigt ſein ſollten, ohne Zuſtimmung ihres Herzogs, für Karl VII. die Waffen zu ergreifen oder deſſen Befehle und Verordnungen anzuerkennen. Dieſe Begünſtigung der burgundiſchen Macht wurde jedoch durch einen Artikel wieder beſchränkt oder faſt ganz aufgehoben, nämlich daß nach dem Abſterben eines der beiden kontrahirenden Theile, des Königs oder des Herzogs, alle Verhältniſſe der Lehnsabhängigkeit Burgunds, mit allen wechſelſeitigen Rechten und Pflichten, wieder von Neuem eintreten ſollten. Einige Monate nach dem Frieden von Arras ward Paris von einigen der tapferſten Führer des königlichen Heeres, dem Konnetable Richemont, dem Baſtard von Orleans u. ſ. w. eingenommen. Der Feind hatte ſich in die Baſtille zurückgezogen, mußte aber auch dieſe bald räumen. Eine allgemeine Amneſtie ward verkündigt. Die Engländer hatten die Hauptſtadt bei immer ſteigendem Haß der Einwohner gegen ihr Joch ungefähr ſechszehn Jahre lang beſetzt gehalten. Paris war während dieſer Zeit von Unglück aller Art, Peſt, Hungersnoth, Verſchwörungen, Aufſtänden, letztere immer vereitelt und immer wieder verſucht, getroffen worden, hatte aber doch ſchon damals ſo viel Kraft und Selbſtgefühl beſeſſen, daß ihm die fremde Herrſchaft, ſelbſt in den hoffnungsloſeſten Epochen, unerträglich gedünkt. Der Bürgerkrieg, der die große franzöſiſche Familie ſo lange zerriſſen, ward durch die Ausſöhnung Karl's VII. und Philipp des Guten für beendigt angeſehen. Karl hatte nicht mehr für ſeine Krone zu fürchten. Seit dem Tode Heinrich's V. hatten die Engländer nie, ſelbſt mit der größten Anſtrengung, über funfzehntauſend Kriegsleute in Frankreich unterhalten können, mit denen die eroberten Provinzen nicht wohl behauptet werden konnten. In dieſem Augenblicke hatten ſie deren kaum vier- bis fünftauſend unter den Fahnen. Die Mehrzahl des engliſchen Volkes ſehnte ſich jetzt mehr als je nach Frieden. Denn wenn ihre Inſel auch keinen Feind geſehen und keinen Verheerungen ausgeſetzt geweſen, ſo war die Laſt der Abgaben dagegen zu einer unerträglichen Höhe geſtiegen. Aber ein Theil der Großen ſah in der Fortdauer der Feindſeligkeiten eine Gelegenheit zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes und in den unterſten

Klaſſen hatte der lange Kampf die Gewohnheit des Raubens und Herumſchweifens zu einem Bedürfniß gemacht. Dieſe beiden Extreme der Nation fanden demnach in einer Fortſetzung des Krieges ihre Rechnung, der aber ohne Plan, matt und mit geringen Streitkräften geführt wurde. In Frankreich gab es eine ähnliche Partei, welche einem endlichen allgemeinen Friedensſtande entgegen war. Ein Theil der Bevölkerung hatte den Krieg, wie in England, als ein Mittel der Vergrößerung, ein anderer als einen Erwerb, eine Gelegenheit zum Unterhalte anſehen gelernt. Die Verwüſtung des Landes, der Mangel einer regelmäßigen Verwaltung hatte das Kriegsvolk Karl's VII. meiſt ohne regelmäßige Bezahlung gelaſſen und daſſelbe auf die Plünderung des eigenen Landes angewieſen. Bald in dieſem, bald in jenem Theile des Reiches fechtend, waren die einzelnen Heerführer zu einer Art kleiner Souveraine geworden, die ohne Verbindung unter einander ſtanden, meiſt nach Gutdünken handelten und ſelten nach den Befehlen des Königs frugen. Dieſe Planloſigkeit und Unordnung erklärt, warum die nationale Partei, bei der Menge und Tapferkeit ihrer Streiter und der Schwäche der Engländer nach der Kataſtrophe der Jungfrau von Orleans, die Befreiung des Landes nicht eher vollbracht hatte. Die Anführer verfolgten vor Allem ihre perſönlichen Zwecke. Die Grauſamkeit und Habgier dieſer Banden und die Ungebundenheit ihrer Häupter ſchien ſogar gegen das Ende des Krieges, als ſie deſſen Beilegung und den Verluſt ihrer bisherigen Unabhängigkeit vorausſehen konnten, mit noch größerer Stärke als früher erwacht zu ſein. Das Volk gab ihnen den Namen „Ecorcheurs“ (Schinder), den ſie mit einer Art ſpottender und trotziger Frechheit ſich ſelbſt beizulegen anfingen, und durch den ſie in der Geſchichte bekannt ſind. Sie waren im funfzehnten Jahrhundert, was einſt im dreizehnten die Routiers, Brabanzonen u. ſ. w. geweſen. Die Bezähmung der Ecorcheurs wurde eine der ſchwerſten Aufgaben für die Regierung Karl's VII. und überhaupt erſt möglich, als der Sturm des Krieges faſt ganz verklungen war. Für den Augenblick mußte man ſie noch eine Zeit lang gewähren laſſen, denn ungeachtet aller Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die ſie verübt haben mochten, konnte man ihnen das Verdienſt nicht abſprechen, an der nationalen Sache gehalten und die Herrſchaft der Fremden, ſelbſt unter den verzweifeltſten Umſtänden, bekämpft zu haben.

War es die natürliche Reife des Charakters und Geiſtes, welche der Fortſchritt der Jahre, ſelbſt in mittelmäßigen Individuen, zumal in hohen Stellungen, von denen aus ein reiches Feld der Erfahrung

faſt ohne Mühe überſehen werden kann, hervorbringt, oder war in Karl VII. eine jener Veränderungen vorgegangen, deren innerſte Veranlaſſung dem ſelbſt, der ſie erleidet, geſchweige denn erſt Fremden, verborgen bleibt, er erſcheint von dem Augenblicke an, als die Krone auf ſeinem Haupte feſtſteht, als das Schickſal ſich für ihn erklärt hat, wie von einem andern Geiſt beſeelt. Mit dem Vertrauen auf ſein Glück ſcheint in ihm auch die Zuverſicht auf ſeine Kraft zugenommen zu haben. Man erkennt wohl, beſonders in der erſten Zeit dieſer Wandelung ſeines Sinnes, Züge von Trägheit und Unentſchloſſenheit wieder, die von ſeiner aus keinen beſonders ſtarken Fäden gewobenen Individualität unzertrennlich waren, der natürliche Menſch veränderte ſich in ihm vielleicht nie ganz, aber der König tritt jetzt in ihm mit einer früher kaum geahnten Bedeutung hervor und füllt immer mehr ſein ganzes Daſein aus. Die Franzoſen haben bei der ihnen mehr als andern Völkern eigenthümlichen Weiſe, den unerlaubten Verbindungen ihrer Fürſten und Großen mit ausgezeichneten Frauen eine große öffentliche Bedeutung zu geben, dem begeiſternden und erhebenden Einfluſſe der Geliebten Karl's VII., Agnes Sorel, das Verdienſt dieſer Sinnesänderung zugeſchrieben, eine Meinung, die von der Poeſie aufgenommen, zu einer nationalen Legende geworden iſt. Indeſſen war Agnes Sorel ſchon im Jahre 1430 am Hofe des Königs aufgetreten und dieſer noch lange nachher derſelbe geblieben. Auch wird ihres Verdienſtes in dieſer Beziehung nicht von den Zeitgenoſſen, ſondern erſt viel ſpäter gedacht. Wahrſcheinlich hatte die Zeit dem von Natur nicht unfähigen aber zu leichten Geiſte Karl's, durch ihren ſelbſt im dunkelſten und beſchränkteſten Daſein ſo oft günſtigen Einfluß, mehr Feſtigkeit und Schwere verliehen und ihn, wenn auch ſpät, zum Manne und Könige gereift.

Karl VII. berief im Jahre 1438 eine Verſammlung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit nach Bourges, wo er abwechſelnd mit Tours, auch nach der Befreiung von Paris, am liebſten ſeinen Hof hielt. In der Kirche beſtand damals eine große Spaltung, die, wenn auch diesmal vorübergehend, an die Zeiten des großen Schisma erinnern konnte. Das Concil von Baſel hatte ſich gegen die päpſtliche Machtvollkommenheit erklärt und die Mißbräuche in der Kirche, im Widerſpruche zu dem Papſte Eugen IV., aufheben wollen, ja zuletzt dieſen abgeſetzt und einen Gegenpapſt in der Perſon des Herzogs von Savoyen, der den Namen Felix V. annahm, aufgeſtellt. Es war dies, was die Form betrifft, eine jener Reaktionen des ariſtokratiſchen Geiſtes in der Hierarchie, der Biſchöfe, Kapitel

und Univerſitäten, gegen die monarchiſche Stellung des Papſtthums, ein Zeichen des Schwankens und Sinkens in dem theokratiſchen Regiment, das vom vierzehnten Jahrhundert an ſeine natürliche Baſis, den Beſitz der öffentlichen Meinung, verloren hatte, und das hundert Jahre nach Karl's VII. Regierung in ſeinen innerſten Grundfeſten erſchüttert werden ſollte. Nicht nur die Mehrheit der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, ſondern auch das Parlament, die Univerſität, die höhern Klaſſen überhaupt waren den Beſtimmungen der baſeler Kirchenverſammlung geneigt. Schon im Jahre 1424, in der erſten Zeit der Regierung Karl's VII., hatte der ihm treu gebliebene Theil des Parlaments, ſich gegen den König ſelbſt, der dem Papſte die Ernennung zu allen in Frankreich erledigten Pfründen überlaſſen, für Aufrechthaltung der Freiheiten der gallikaniſchen Kirche erklärt. Karl hatte zuletzt den Widerſpruch ſeines Parlaments anerkannt und deſſen Beſchlüſſe genehmigt. Die zu Bourges verſammelten Abgeordneten des Klerus nahmen nicht alle, aber einen großen Theil der zu Baſel zur Beſchränkung der päpſtlichen Allmacht, zur Sicherung der biſchöflichen Rechte und zur Abſtellung der beſonders aus der Habſucht und dem Geize des römiſchen Hofes hervorgehenden Mißbräuche getroffenen Verfügungen an, die Karl in der Form einer königlichen Ordonnanz beſtätigte und der Nation bekannt machte. Dieſe Verordnung erhielt den Namen der „pragmatiſchen Sanktion" und hat, obwohl nie vollſtändig und gleichmäßig zur Ausführung gebracht, in der öffentlichen Meinung immer für einen Grundpfeiler der Rechte des nationalen Klerus gegolten.

Nach mehren vergeblichen Verſuchen, zu einem endlichen Friedensſchluſſe mit den Engländern zu gelangen, wandte Karl mit einer Einſicht und Thätigkeit, die alle Erwartungen übertraf, ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf, die Wunden des langen und verheerenden Krieges, der jetzt von beiden Seiten ſehr matt und nur auf wenigen Punkten geführt wurde, zu heilen und ſich zugleich in den Stand zu ſetzen, denſelben, ſobald er wieder heftiger entbrennen ſollte, mit Nachdruck führen zu können. Das größte Uebel jener Epoche waren die zahlreich herumſchweifenden Banden der Ecorcheurs, welche, nur für den Krieg und vom Kriege lebend, wenn derſelbe, wie jetzt, faſt in ſich zu verſiegen ſchien, ſich auf den wehrloſen Theil der Bevölkerung warfen und überall die größten Unordnungen begingen. Bevor der König eine neue militairiſche Einrichtung geſchaffen, welche dieſes unregelmäßige Kriegsvolk entbehrlich machte, ſuchte er daſſelbe einer ſtrengen Zucht zu unterwerfen, wobei er von dem

Connetable Richemont auf das Eifrigſte unterſtützt wurde. Richemont, der in der Wahl der Mittel zur Erreichung deſſen, was er für recht und nothwendig hielt, gleichgültig war, verfuhr gegen die Kriegsbanden, bei vorkommenden Gelegenheiten, mit äußerſter Strenge und ließ, während er die Beſſern und Tüchtigern für ſeine Reformen zu gewinnen ſuchte, die Widerſpenſtigen öffentlich und heimlich ertränken oder an die Bäume der Landſtraßen hängen und jagte Allen noch mehr Schrecken als Haß gegen ſich ein. In ſeinen Finanzoperationen brauchte Karl einen reichen Handelsherrn in Bourges, Jacques Coeur, der ihn ſelbſt zur Zeit ſeiner größten Bedrängniß, vor der Befreiung von Orleans unterſtützt hatte und den er ſpäter mit der Verwaltung ſeines Schatzes beauftragte. Jacques Coeur, der ſeine politiſche Stellung zur Ausdehnung ſeiner Handelsverbindungen benutzte, erwarb ſich durch ſein großes Talent und das Vertrauen, das man in ſeine ebenſo große Rechtſchaffenheit ſetzte, ein unermeßliches Vermögen, das ihn ſeinem Zeitgenoſſen Cosmus Medicis an die Seite ſtellte. Während aber der Florentiner, in einer Republik lebend, für deren Wohlthäter galt, ward Jacques Coeur, von einem unumſchränkten Fürſten abhängig und in der Nähe eines ränkevollen Hofes und eines, ſeines Sinkens ungeachtet, hochmüthigen und ausſchließenden Feudaladels waltend, für ſeine geleiſteten Dienſte mit dem ſchwärzeſten Undanke belohnt und ſtarb, ſeines Vermögens beraubt, zu einem immerwährenden Gefängniſſe verurtheilt, flüchtig, auf der Inſel Chios, ſelbſt noch in ſeinem Elend mit großen Entwürfen beſchäftigt. Da der Florentiner in einem Lande lebte, in dem Wiſſenſchaft und Kunſt, von denen in Frankreich damals eben die erſten Keime aufgingen, in voller Blüte ſtand und ein berühmtes Fürſtengeſchlecht aus ſeinem Stamme hervorging, ſo iſt ſein Name in Jedermanns Munde, während der Franzoſe, der, um ſich zu der Höhe, auf die er gekommen, emporzuarbeiten, wahrſcheinlich mehr Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, nur von den Geſchichtskundigen genannt wird. Das Daſein einer Anzahl großer Handelsherren im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, in mehren Ländern, die durch ihre Reichthümer und die Ausdehnung ihrer Geſchäfte faſt Alles übertroffen, was ſpätere Zeiten hierin aufgeſtellt, kann, wenn man an die Abweſenheit aller der Verhältniſſe denkt, die ſpäter den Handel begünſtigten, in Erſtaunen ſetzen. Indeſſen regte ſich dieſe, wie jede in der Natur der Dinge gegründete Richtung, die lange zurückgedrängt worden, als ſie endlich durchbrach, mit verdoppelter Kraft und concentrirte ſich im Beſitze beſonders thätiger und glücklicher Individuen und auf

gewiſſen durch die Umſtände begünſtigten Punkten, mit Ausſchluß aller übrigen. Dann mußten die vorhandenen Schwierigkeiten, wie Unſicherheit der Straßen, mangelhafte Kunde ferner Gegenden, Abweſenheit einer ſichern Rechtspflege u. ſ. w. für kühne und begabte Naturen einen beſondern Reiz haben, die, bei der geringen Concurrenz, aus ihren Unternehmungen unermeßliche Vortheile zogen. Auch waren die Bedürfniſſe ſchon groß und allgemein, die Gelegenheit aber, ſie zu befriedigen, noch immer ſchwer, und wer dieſe zu ergreifen verſtand, konnte eines Gewinnes verſichert ſein, der alle ſpätern Proportionen überſtieg.

Sobald Karl VII. durch lange Erfahrung begriffen, welche Nachtheile die unregelmäßigen Banden ſeinem Volke zufügten und wie wenig er ſich ſelbſt auf ſie verlaſſen konnte, wie unbeſtimmt und willkürlich die Dienſte waren, die ſie ihm leiſteten, ſo ſann er auf Mittel, ſie durch ein regelmäßiges Kriegsvolk zu erſetzen. Hierzu gehörte aber vor allen Dingen Geld, und die Verwüſtung des Landes, der Druck, unter dem die Maſſe des Volkes ſo lange geſeufzt, ſchienen eine Erhöhung der Abgaben, ſo ſehr ſich auch der König, in den ihm unmittelbar unterworfenen Theilen des Reiches, zu einer ſolchen Maßregel für berechtigt hielt, unmöglich zu machen. Karl berief zu dieſem Ende die Stände nach Orleans. Dieſe Verſammlung iſt nicht nur die wichtigſte, die unter dieſer Regierung zuſammengetreten, ſondern ihre Beſchlüſſe haben auf das Schickſal des Landes einen tief eingreifenden Einfluß ausgeübt. Das Merkwürdigſte und Charakteriſtiſchte iſt, daß eine Verſammlung, die, ihrer Natur und Tendenz nach, das Königthum beſchränken ſollte, demſelben, ohne es zu wiſſen, die Mittel bot, ſich von ihrer Zuſtimmung vollkommen unabhängig zu machen, indem ſie, zum erſten Male in der Geſchichte dieſes Landes, dem Souverain ein ſtehendes Heer zu ſeiner Verfügung ſtellte. Die Unſicherheit, welche die unregelmäßigen Banden, mit denen faſt allein der Krieg geführt worden, hervorgebracht, ward ſo allgemein gefühlt, hatte eine ſolche Höhe erreicht, daß deren Beſtehen dem Volke und ſeinen Stellvertretern als das größte Uebel und ihre Unterdrückung, auf welche Art es auch ſei, als die erſte Bedingung ſeiner Wohlfahrt erſchien. Der König ließ den Ständen dieſe ganze Angelegenheit unter zwei Geſichtspunkten vorſtellen. Einmal ſagte man ihnen, es ſei unmöglich, die unregelmäßigen Banden zu unterdrücken, ſobald nicht eine regelmäßige Kriegsmacht an ihre Stelle geſetzt würde, dann aber, daß auch dieſe bald ausarten und dieſelben Unordnungen ſich erneuern würden, ſobald nicht die Mittel zu ihrem Unterhalte auf-

gefunden und auf eine beſtimmte Art feſtgeſetzt wären. Die Stände gingen auf dieſe Vorſchläge ein und ſchufen eine eigene] Steuer, die einzig zur Unterhaltung einer regelmäßigen Kriegsmacht angewandt werden ſollte. Am Ende dieſes Jahres (1439) wurden die Beſchlüſſe dieſes Reichstages unter der Form einer Ordonnanz, die folgende Grundſätze enthielt, bekannt gemacht. Der König allein ernennt fortan alle Befehlshaber der bewaffneten Macht. Es wird bei Strafe an Leib und Leben verboten, eine ſolche Stellung ohne ſeine Bewilligung einzunehmen. Die von ihm ernannten Kriegsoberſten dürfen ohne ſeine Erlaubniß ihre Mannſchaft nicht vermehren. Die Befehlshaber werben die Soldaten an, ſind aber für deren Betragen verantwortlich. Sie werden, wenn ſie die Unordnungen ihrer Untergebenen nicht hindern, oder, wenn dies unmöglich iſt, ſie höhern Ortes anzuzeigen unterlaſſen, je nach den Umſtänden, an Leben, Ehre und Gut geſtraft. Alle Befehlshaber und Soldaten ſind den Richtern und Beamten des Königs unterworfen. Fühlen ſich dieſe zu ſchwach, ſie zu richten und zu beſtrafen, ſo ſollen ſie dem Parlamente von Paris übergeben werden. Der König ermächtigt alle ſeine Unterthanen, die von ſeinem Kriegsvolke auf irgend eine Art beſchädigt werden ſollten, wenn die obrigkeitliche Hülfe fern oder unzulänglich iſt, ſich mit den Waffen zu vertheidigen. Alle Befehlshaber ſind verpflichtet in den ihnen angewieſenen Garniſonen zu leben. Die Barone, die befeſtigte Schlöſſer beſitzen, müſſen die Beſatzungen derſelben auf ihre eigenen Koſten unterhalten und ſind, wie die vom Könige ernannten Offiziere, für das Verhalten ihrer Untergebenen verantwortlich. Es wird den Baronen unterſagt, Abgaben zur Erhaltung ihrer befeſtigten Plätze zu erheben, ausgenommen die, auf welche ſie von jeher ein Recht hatten. Jede willkürliche Ausdehnung ihrer Rechte wird ſogleich mit Beſchlagnahme ihrer feſten Schlöſſer beſtraft. Am Ende erklärt der König, daß er ſich bei Uebertretungen dieſer Beſtimmungen des Rechtes der Gnade für die Verurtheilten begebe, und daß die Richter gehalten ſeien, dieſelbe, ſollte ſie ihm auf irgend eine Art abgedrungen werden, als erſchlichen und ohne Wirkung anzuſehen und ohne Weiteres den Geſetzen gemäß zu verfahren.

Dieſe Organiſation wurde bei den Schwierigkeiten, die ihrer Ausführung im Wege ſtanden, erſt einige Jahre nachher vollkommen zur Ausführung gebracht. Karl hatte einen Theil der bewaffneten Banden zur Belagerung von Metz geführt, einen andern unter ſeinem Sohne, dem Dauphin, dem nachmaligen Ludwig XI., gegen die Elſaſſer und Schweizer geſchickt. Sie hatten hier unglücklich

gekämpft und eine große Menge von ihnen war umgekommen. Man glaubte ſogar, daß der König dieſen ſonſt zweckloſen Feldzug blos in der Abſicht, jenes unregelmäßige Kriegsvolk zu ſchwächen, unternommen habe. Wie dem auch geweſen, er benutzte den Augenblick, wo ſie, an Zahl und Muth gemindert, nach Frankreich zurückkehrten, zu ihrer gänzlichen Unterdrückung. Die Errichtung der regelmäßigen Regimenter „Compagnies d'ordonnance" genannt, ward mit Eifer betrieben und deren Geſammtſtärke auf zehntauſend Mann beſtimmt. Sie wurden über das ganze Land vertheilt, ſo daß eine beſtimmte Abtheilung in jede bedeutende Stadt zu liegen kam. Der Wunſch und das Bedürfniß, in dieſes Corps einzutreten, war unter den bewaffneten Banden, die keinen andern Unterhalt als durch Kriegsdienſt kannten, ſo groß, daß ſie ſich willig der ſtrengen Disciplin unterwarfen, die von dem Könige angeordnet wurde. Ihre Anführer waren im voraus durch Ertheilung der Befehlshaberſtellen oder andere Vortheile gewonnen worden, was noch übrig blieb und nicht in die Compagnies d'Ordonnance aufgenommen worden, erhielt den Befehl, unter Androhung der härteſten Strafen im Weigerungsfalle, ſich augenblicklich in ſeine Heimath zurückzuziehen. Kein Widerſtand ward verſucht. Nach wenigen Wochen waren dieſe furchtbaren Banden, die lange faſt die einzige bewaffnete Macht des Landes ausgemacht und ebenſo ſehr deſſen Schreck als ſein Schutz geweſen, verſchwunden. Der friedliche Theil der Bevölkerung ſah die Ruhe und Sicherheit, die ihm jetzt wurde, als ein Geſchenk aus der Hand des Königs an, der von jetzt an ſtatt jener unregelmäßigen Banden und ihrer unabhängigen Organiſation, auf die Dienſte einer regelmäßigen, von ihm durchaus abhängigen, unter genauer Beaufſichtigung ſtehenden Kriegsmacht zählen konnte.

Die Errichtung eines auf dieſe Weiſe gebildeten Heeres wäre an und für ſich von großer Wichtigkeit geweſen, ſie wurde es aber noch weit mehr durch die Veränderung, welche die Art der Unterhaltung dieſes Kriegsvolkes in der Verfaſſung des Landes und allmälig im Geiſte des Volkes hervorbrachte. Die Stände hatten eine beſtimmte jährliche Steuer zur Bezahlung dieſer neuen Militairmacht angewieſen. Jede Stadt mußte regelmäßig alle Monate, außer ihren übrigen Abgaben, das Geld zum Unterhalte ihrer Beſatzung aufbringen. Der König ließ aber von den Ständen, die er nachmals zuſammenberief, die Bewilligung dieſer Abgabe nicht mehr erneuern, ſondern ſah ſie als eine lokale Leiſtung der einzelnen Orte, deren jeder ſeine beſondere Garniſon zu bezahlen hatte, und nicht als eine allgemeine Landesangelegenheit an. Auf ſolche Art wurde

dieſe Steuer, die in ihrem Urſprunge von den Ständen in Orleans nur bis zum Zuſammentritt eines andern Reichstages bewilligt worden, aus einer temporairen in eine perpetuelle Leiſtung verwandelt und dieſe neue Militairmacht zu einem ſtehenden Heere gemacht. Die Compagnies d'Ordonnance wurden demnach vom Volke bezahlt, gehörten aber ausſchließend dem Könige an. Karl VII. ernannte zugleich in den Gemeinden eigene Beamten (élus genannt), die mit der Erhebung dieſer zum Unterhalte des Kriegsvolkes beſtimmten Abgabe beauftragt waren, aber nicht von der Stadt, ſondern vom Könige bezahlt wurden. Der zahlreiche Stand dieſer Angeſtellten hatte demnach ein Intereſſe, dieſe neue Organiſation und die Perpetuirung der dazu nöthigen Steuer aufrecht zu erhalten. Die Compagnies d'Ordonnance ſtanden aber nur in den Städten und die Laſt ihres Unterhaltes fiel, obgleich ſie zur Vertheidigung des ganzen Landes beſtimmt waren, einzig auf den Stand der Bürger. Auf dieſe Art hatte es der König vermieden, den Adel zu verletzen, der nicht genöthigt war, zu dieſer Steuer für die allgemeine Vertheidigung beizutragen, und deſſen ärmere Glieder im Gegentheil den Vortheil hatten, bei Beſetzung der Offiziersſtellen dieſer Reiterei beſonders berückſichtigt zu werden, und er verſicherte ſich durch dieſe Beſatzungen zugleich des Gehorſams der größern Städte, die ſich bei vorkommenden Gelegenheiten gegen ihn zu erklären veranlaßt werden konnten. — Die Artillerie war damals in den Schlachten ſelbſt noch von keiner entſcheidenden Bedeutung, bei der Belagerung und Vertheidigung feſter Plätze aber ſchon wichtig geworden. Karl befand ſich bei dem Sinken der engliſchen Macht in dem Falle, viele der von ſeinen Feinden beſetzt gehaltenen Städte einnehmen zu müſſen. Bisher hatten die Belagerer die Wirkung ihrer Geſchütze ſo ziemlich dem Zufall überlaſſen. Ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, Johann Bureau, den der König an die Spitze der Artillerie ſtellte, brachte dieſelbe auf einen höhern Grad der Vollkommenheit. Die Franzoſen ſiegten jetzt in vielen Gefechten über einen ihnen früher ſo furchtbaren Feind und nahmen den Engländern eine Menge der von denſelben beſetzten Städte auf allen Punkten des Landes ab. Sobald Breſche geſchoſſen, ſchritten ſie zum Sturme vor und waren faſt immer glücklich. Karl VII. wohnte den wichtigſten dieſer Unternehmungen perſönlich bei, bewies bei ihrer Leitung ebenſo viele Ausdauer als Entſchloſſenheit und zeigte ſich in den entfernteſten Theilen des Landes, bald den Engländern den Kampf im offenen Felde anbietend, bald ihre Feſtungen angreifend. Hier ſchützte er das Volk gegen den nach ſo langer Gewohnheit

zuweilen wieder auftauchenden Geiſt der Unordnung, Meuterei und Raubſucht, dort war er mit Schlichtung vorkommender Streitigkeiten unter ſeinen Vaſallen, mit der Vollziehung der von ihm erlaſſenen Geſetze, der Ausbildung der neu errichteten regelmäßigen Kriegsmacht beſchäftigt.

Zwölftes Kapitel.

Dieſe große Thätigkeit des Königs, die Erfolge, von denen ſie gekrönt wurde, beſonders aber ſein ſo kräftig ausgeſprochener Entſchluß, Ruhe und Ordnung in ſeinem Lande wiederherzuſtellen und die noch vorhandenen Reſte des Feudalweſens dem Geſetze und, da dieſes faſt einzig von ihm ausging, ſich und ſeinem oberſten Willen zu unterwerfen, erregte nicht nur die Unzufriedenheit derer, die, wie ſo viele der alten Bandenführer und der in ihren Schlöſſern früher unumſchränkt waltenden Edeln, aus den Unordnungen des Krieges große Vortheile gezogen hatten, ſondern auch das Mißfallen der erſten Barone, der Prinzen von Geblüt, denen bisher die Hauptleute der „Ecorcheurs" und die kleinern Lehnsmänner bei der Ausführung ihrer Plane gewöhnlich zu Werkzeugen gedient hatten. Ein Theil des Adels fühlte ſich durch die ſtrenge Handhabung der Geſetze, beſonders durch eine der Beſtimmungen der Ordonnanz von Orleans, auf deren Vollziehung mit großer Strenge gehalten wurde, daß nämlich die Vergehen der Kriegsleute von den Beamten des Königs gerichtet werden ſollten, verletzt und erniedrigt, und die Großen ſahen ſich immer mehr von der Theilnahme an der Regierung, zu der ſie Karl nur, wenn es ihm gefiel, zuzog, ausgeſchloſſen. Der Herzog von Burgund, obgleich mit dem Könige ausgeſöhnt, fürchtete, daß dieſer nach gänzlicher Beendigung des auswärtigen Krieges ſich gegen ihn wenden und die Rechte ſeiner Oberhoheit, des Vertrages von Arras ungeachtet, von Neuem in Anſpruch nehmen könne. Die Prinzen des königlichen Hauſes, obgleich faſt alle perſönlich unbedeutend, ſahen ſich, dem Geiſte des alten Feudallebens gemäß, als dem Könige nur in gewiſſen Ver-

hältniſſen untergeordnete Souveraine an, und ſeine entſchieden ausgeſprochene Abſicht, ſie ſeiner oberſten Aufſicht und einer allgemeinen Ordnung zu unterwerfen, ward von ihnen als eine Verletzung ihrer natürlichen und angebornen Rechte betrachtet. Das Beiſpiel der Herzöge von Burgund und Bretagne, die, obgleich Vaſallen der Krone, dennoch in vieler Beziehung als unabhängige Herrſcher walteten und eine ſelbſtſtändige Bahn verfolgten, leuchtete ihnen als Muſter voran. Die Prinzen von Geblüt und eine Anzahl der unzufriedenen Bandenführer, die ſich für ihre alten Dienſte nicht hinlänglich belohnt hielten, verbanden ſich unter einander, unter dem Vorwande, die Vollziehung der ihnen und dem Adel nachtheiligen Beſchlüſſe der Ordonnanz von Orleans zu hindern, in Wahrheit aber eine gänzliche Veränderung in der Regierung zu bewirken und die Macht des Königs zu beſchränken, ja, wenn ſich das Volk entſchieden für ſie erklären ſollte, ihn der Krone zu berauben. Sie hatten zu dieſem Zwecke den Dauphin, ſpäter Ludwig XI., in ihre Partei gezogen und ihm die Ausſicht, den Thron noch bei Lebzeiten ſeines Vaters zu beſteigen, eröffnet. Dieſer, den das Bewußtſein ſeiner großen Fähigkeiten, ſein früh erwachter Ehrgeiz und ſein allem Gefühl für Recht und Pflicht von Hauſe aus entfremdeter Sinn einer ſolchen Hoffnung zugänglich machte, ſchloß ſich ihnen mit Freuden an. Dieſe Verſchwörung iſt in der franzöſiſchen Geſchichte unter dem Namen der „Praguerie,“ einer Benennung, die man, in Erinnerung der böhmiſchen Unruhen, damals politiſchen Bewegungen der Art gab, bekannt. Die Verſchwornen verſammelten eine anſehnliche Kriegsmacht, um dem Könige mit den Waffen in der Hand zu widerſtehen, bewieſen aber, wie dies gewöhnlich in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, obgleich über den Zweck einverſtanden, in Bezug auf die Wahl der Mittel wenig Uebereinſtimmung. Ihr Plan mißlang. Das Volk erkannte, daß es ſich hier nicht um eine Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, ſondern um eine Ausdehnung der Macht ſeiner Dränger handle. Es nahm dieſe Bewegung für das, was ſie war, eine Verſchwörung, und wandte ſich dem Könige zu, von dem es allein Schutz und Erleichterung erwarten konnte, denn die Ueberreſte des Feudalgeiſtes in den Großen widerſtanden aus Inſtinkt, Gewohnheit und Intereſſe jeder Verbeſſerung in der Lage der Maſſen. Ein Theil des Adels blieb ebenfalls dem Könige treu und ſah in deſſen Regierung eine Gewährleiſtung ſeiner eigenen Sicherheit. Auch hatten ſich nicht alle alten Bandenführer der Empörung angeſchloſſen. Manche von ihnen hielt ein Gefühl der Scheu gegen den König, deſſen Macht ſeit

kurzer Zeit ſo hoch geſtiegen war, in den Grenzen ihrer Pflicht zurück, andere hofften auf Anſtellung in den noch zu errichtenden Compagnies d'Ordonnance, oder auf anderweitige Beförderungen von ſeiner Seite. Dieſer entwickelte eine ſo große Thätigkeit, ſammelte eine ſo anſehnliche Macht, eilte ſo raſch von einem bedrohten Punkte nach dem andern, daß die Verſchworenen ſich ihm theils freiwillig unterwarfen, theils mit den Waffen dazu gezwungen wurden. Karl zeigte ſich nach dem Siege, wie er faſt immer gethan, mild und menſchlich, und die einzige Strafe, die er den empörten Großen auflegte, war, ſich in ihre Beſitzungen zurückzuziehen. Der Dauphin ward, als er ſich ſeinem Vater unterworfen, von dieſem ſelbſt ohne harten Tadel empfangen, aber es bildete ſich in Karl allmälig die in der That auch gegründete Ueberzeugung aus, daß ſein Sohn ſeinen Vortheil zur einzigen Richtſchnur ſeiner Handlungen nehme und jedes Frevels fähig ſei. Das große Talent und die unermüdliche Thätigkeit des jungen Prinzen bewogen ſeinen Vater, ihn bei mehren kriegeriſchen Unternehmungen gegen die Engländer an die Spitze zu ſtellen. Aber ſein Inneres erkaltete gegen ihn und ein immer ſteigendes Mißtrauen erfüllte ihn gegen den Erben ſeines Thrones. Dieſe Abneigung in dem Gemüthe des ſonſt ſo milden und leicht beweglichen Königs entſtand aus der Ueberzeugung, daß ſein Sohn ihm nach dem Throne und damit nach dem Leben ſtehe. Denn der Dauphin konnte, bei ſeinem Bunde mit den Verſchwornen, unmöglich deren Abſicht theilen, die königliche Macht zu beſchränken, weil er dadurch ſeiner eigenen Zukunft geſchadet haben würde, ſondern er wollte ſie als Mittel brauchen, ſich ſelbſt der Krone zu bemächtigen. Karl, dem es, wenn er ſich hierzu die Mühe nahm, nicht an natürlichem Scharfſinne gebrach, muß ſeines Sohnes wahren Charakter, wie er ſich ſpäter der ganzen Welt offenbaren ſollte, früh erkannt haben. In ſeiner Stimmung ſonſt ſo wandelbar, blieb er der einmal gefaßten Meinung gegen den Dauphin treu und ſein Mißtrauen gegen ihn war ſo lebhaft, daß dieſer ſich nur durch die Entfernung vom Hofe ſeines Vaters und ſpäter durch die Flucht in die burgundiſchen Staaten vor den Folgen des väterlichen Zornes retten zu können glaubte.

Die Eiferſucht der Prinzen von Geblüt, denn dieſe hatten an der Spitze der letzten Empörung geſtanden, auf die unumſchränkte Macht des Königs war durch den verfehlten Verſuch, ſie in engere Grenzen einzuſchließen, nicht erſtickt worden. Sie hielten ein Jahr nachher in Nevers eine Art Kongreß, wo ſie die nach ihrer Meinung traurige Lage des Landes und ihre perſönlichen Klagen be-

ſprachen und das Reſultat dieſer Berathung dem Könige in einer Beſchwerdeſchrift (cahier de doléances), wie die Reichsſtände am Anfange ihrer Sitzungen zu thun gewohnt waren, vorlegten. Obgleich dieſe Prinzen, als Glieder und Verwandte des königlichen Hauſes, ihrem Oberhaupte zu beſonderm Gehorſam verpflichtet geweſen wären, und von der Nation mit keiner Art Macht bekleidet, nicht als deren Sprecher auftreten konnten, ſo wurden ſie von Karl, der jedoch in keinem weſentlichen Punkte nachgab, mild beſchieden und durch Ertheilung von Geld und Ehrenſtellen, wenigſtens für den Augenblick, zufrieden geſtellt. Die Prinzen und einige der dem königlichen Hauſe durch Heirath verwandten Großen, wie die Armagnacs, Albrets u. ſ. w. begriffen, daß jeder ernſte Widerſtand gegen den König, dem eine regelmäßige Kriegsmacht zu Gebote ſtand und dem die Zuſtimmung des Volkes bei ſeinem Streben nach unumſchränkter Gewalt entgegenkam, ſo lange dieſelben Umſtände obwalteten, unmöglich ſei und ſie, bei ſehr unwahrſcheinlichem Erfolge, gewiſſen und unmittelbaren Gefahren blosſtelle. Jedoch dauerte ihre geheime Unzufriedenheit mit dem ausſchließend monarchiſchen Syſteme, deſſen Ausübung Karl VII. begann, fort und wurde unter Ludwig's XI. Regierung, wo es mehrmals in Tyrannei auszuarten drohte, wichtig. Die Prinzen von Geblüt ſollten, von dieſer Epoche an, in den politiſchen Ereigniſſen Frankreichs eine eigenthümliche Stellung einnehmen, die ſo in der Geſchichte keines andern Landes wiedergekehrt iſt. Sie zeichneten ſich faſt immer durch ihren offenen oder geheimen Widerſtand gegen den Willen des Königs, durch ihre Mißbilligung ſeiner Plane und Maßregeln aus und gehörten, wie man heute ſagen würde, faſt immer der Partei der Oppoſition gegen die Regierung an, ja machten zuweilen dieſe einzig aus. Sie ſuchten das Königthum nicht ſowohl ſeinem Princip als ſeinen Aeußerungen nach, nicht im Intereſſe der Freiheiten des Landes, ſondern in dem ihrer beſondern Stellung zum Throne zu beſchränken. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in der Geſchichte der Entwickelung des franzöſiſchen Königthums ſelbſt. Die Könige der dritten Dynaſtie theilten zwar nicht, wie die Merowinger und Karolinger gethan, ihre Länder in von einander unabhängige Staaten unter die verſchiedenen Glieder ihres Hauſes, ſie thaten aber an diejenigen ihrer Söhne, die ſie nicht zum geiſtlichen Stande beſtimmten, erbliche Lehne aus, die ihre Beſitzer, nach den Geſetzen des Feudalrechts, zu der Stellung nach Außen zu beſchränkter, im Innern aber ziemlich unabhängiger Souveraine erhob. Das Glück und die Kraft der Könige brachte dieſe, wie die übrigen

großen Vaſallen in eine immer zunehmende Abhängigkeit von der Krone. Schon Karl V. regierte im Weſentlichen als ein unumſchränkter Fürſt; und die Prinzen ſeines Hauſes waren von ihm ebenſo wie die übrigen Lehnsmänner abhängig. Aber die Minderjährigkeit des ſchwachen Karl's VI. und der lange unglückliche Kampf gegen die Engländer erhob die Macht der Prinzen von Geblüt von Neuem und brachte die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hände. Als Karl VII., vom Glücke begünſtigt, die Rechte des Königthums in Ausübung zu bringen anfing, ſtieß er auf den Widerſtand der Prinzen, wie Orleans, Bourbon, Alençon u. ſ. w., deren Lehne, nicht wie Burgund und Bretagne, außerhalb der Grenzen des eigentlichen Königreiches lagen, ſondern demſelben unmittelbar einverleibt waren, die ſich aber ſeit langen Jahren an eine faktiſche Unabhängigkeit gewöhnt hatten. Die Prinzen zogen einen Theil des geringern Adels an ſich, der von ihnen abhing oder von einer ähnlichen Geſinnung beſeelt war, und wirkten, je nach den Umſtänden, heimlich oder öffentlich der Ausübung der königlichen Macht entgegen. Dieſe, von der Idee einer unumſchränkten Gewalt über alle Theile des Reiches ausgehend, von der Stimmung der Maſſen, welche die Herrſchaft des Königthums der des Feudalweſens vorzogen, begünſtigt, ſuchte die einzelnen Zweige der regierenden Dynaſtie immer abhängiger von deren Oberhaupte zu machen, ſprach ihnen immer mehr das Recht zu einem unabhängigen Walten ab, berief ſie nur, wenn es ihr gefiel, zu ihren Berathungen, und vergönnte ihnen nur eine ſehr bedingte Theilnahme an der Regierung. Die Prinzen aber, die früher im Innern ihrer Beſitzungen unabhängige Souveraine geweſen und für die gebornen und nothwendigen Räthe des Königs gegolten, wollten ſich an eine ſolche Veränderung in ihrer Stellung nicht gewöhnen. Daher die auffallende Erſcheinung, daß das Königthum in Frankreich, nachdem es ſich Adel, Geiſtlichkeit, Städte durchaus unterworfen, nur noch von den Prinzen von Geblüt, den Gliedern ſeines eigenen Körpers, denen, die ihm am nächſten ſtanden, bekämpft wurde. Dieſes anomale Verhältniß der Prinzen des königlichen Hauſes gegen ihr Oberhaupt zieht ſich, vom Erlöſchen des Feudalweſens an bis in die neueſten Zeiten, durch die ganze franzöſiſche Geſchichte hindurch. In andern Reichen, z. B. England, Kaſtilien u. ſ. w. hat es zwiſchen den verſchiedenen Linien derſelben Dynaſtie Streitigkeiten über das Recht zur Thronfolge gegeben. Die eine hat die andere zu verdrängen geſucht. In Frankreich, wo das monarchiſche Princip am früheſten Wurzel gefaßt, war die Thronfolge feſt beſtimmt. Die

einzelnen Zweige des königlichen Hauſes wollten ſich nicht an die Stelle des Gipfels ſetzen, ſondern nur dieſem zur Seite, nach eigenem Belieben wuchern, ſich nicht von ihm ganz verdunkeln und verdrängen laſſen. In dieſem Streben ſind ſie ſich, ungeachtet alles Wechſels der Zeiten, gleich geblieben. Die Regierung Ludwig's XI. iſt mit Verſchwörungen der Prinzen und ihrer Parteigänger angefüllt. Unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. ſind es immer die Verwandten dieſer Fürſten, die Unruhen erregen und den Gang der Regierung zu ändern oder aufzuhalten ſuchen. Unter den Söhnen Heinrich's II. ſind die Linien Condé und Bourbon in offnem Kampfe mit der Krone begriffen. Während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. ſind es ebenfalls die Prinzen von Geblüt, die das königliche Anſehn und immer im Intereſſe ihrer eigenen Rechte, nicht zu Gunſten der öffentlichen Wohlfahrt, zu beſchränken ſuchen. Während Ludwig's XIV. autokratiſcher Regierung ſchweigen dieſe innern Zwieſpalte. Er ſelbſt giebt jedoch, ſonderbar genug, in der Gründung des Hauſes Orleans, als eines beſondern Zweiges des regierenden Stammes, zur Erneuerung dieſer Oppoſition Gelegenheit. Dieſes Haus Orleans unterhält in ſeiner Mitte eine ſyſtematiſche Abneigung gegen die ältere Linie die ganze Regierung Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. hindurch. Beim Heranbrechen der Revolution, als es ſich nicht mehr um Beſchränkung und Veränderung, ſondern um den Umſturz alles Beſtehenden handelte, ſchließt ſich der erſte Prinz von Geblüt dieſer der Krone feindlichen Bewegung an und ſitzt unter denen, die das Haupt ſeines Hauſes zum Tode verurtheilen. Ganz neuerdings ſetzt ſich der erſte Prinz von Geblüt an die Stelle ſeines vertriebenen Königs und trägt an ſeiner Statt die Krone. Auf dieſe Weiſe kann man, vom funfzehnten Jahrhundert an bis auf die Gegenwart herab, den Zwieſpalt des franzöſiſchen Königshauſes, in religiöſen und bürgerlichen Unruhen, je nach dem Geiſte der Zeit, auf die Erweiterung der Rechte der jüngern Zweige oder auf den Umſturz der ältern Linie berechnet, verfolgen. Wir glaubten dieſer Beſonderheit im Leben der franzöſiſchen Dynaſtie, die ſie von faſt allen andern unterſcheidet, erwähnen zu müſſen.

Karl VII. hatte die Erweiterung ſeiner Macht im Innern und die Eroberung einer bedeutenden Anzahl feſter Städte, die in den Händen der Engländer geweſen, vorzüglich dem von ihm neu geſchaffenen Heere verdankt, das durchaus von ihm abhängig, ſich ebenſo durch Zucht wie durch Tapferkeit auszeichnete. Die Sicherheit, welche dieſe bewaffnete Macht gewährte, ward von dem Volke

mit dem lebhafteſten Danke anerkannt, und der Handel, den der König außerdem durch beſondere Verordnungen begünſtigte, hob ſich raſch empor. Die neue Kriegseinrichtung war jedoch, ſo vorzüglich ſie ſich im Vergleiche zu dem, was früher beſtanden, erwies, noch immer nicht vollſtändig, denn die Compagnies d'Ordonnance waren aus Reiterei, großentheils aus ſchwer bewaffneter, zuſammengeſetzt, weshalb ſie auch, einem ſchon früher beſtandenen Gebrauche gemäß, Gensd'armes genannt wurden. Einige Jahre nach ihrer Errichtung ward durch eine Ordonnanz des Königs eine durch ihre Folgen noch wichtigere Schöpfung, die eines regelmäßigen ſtehenden Fußvolkes, ins Leben gerufen. Es wurde nämlich jedem Kirchſpiele des Reiches die Verpflichtung auferlegt, einen mit Schild und Bogen bewaffneten Krieger, Franc-Archer genannt, zum Dienſte des Königs zu ſtellen. Dieſer blieb für gewöhnlich in ſeiner Gemeinde wohnen, mußte aber auf erhaltenen Befehl ſich ſogleich zur Fahne ſtellen. Er empfing nur im Kriege eine Löhnung, war aber während des Friedens von jeder Abgabe und ſonſtigen Dienſtleiſtung ausdrücklich befreit. Die Beſtimmung der Zahl dieſes Kriegsvolkes in den einzelnen Ortſchaften, ihre Wahl und Ausrüſtung wurden denſelben Beamten anvertraut, welche die zum Unterhalt der Compagnies d'Ordonnance beſtimmten Steuern einzutreiben angewieſen waren. Auf dieſe Art wurde die militairiſche Organiſation des Königreiches vollendet und ein ſtehendes Heer, Fußvolk und Reiterei, in jedem Augenblicke zum Dienſte des Königs bereit gehalten. Die wichtigſte Folge dieſer Einrichtung war nicht nur die größere Sicherheit des Landes, ſondern vor Allem die Wiederbelebung des kriegeriſchen Geiſtes im Volke, der von jetzt an ſich durch alle Stände, mehr als früher der Fall geweſen, zu verbreiten anfing. Dieſer militairiſche Fortſchritt ward beſonders in Karl's VIII. Feldzuge in Italien ſichtbar, wo das franzöſiſche Heer und beſonders die Artillerie, von den Brüdern Bureau, unter Karl VII. zum erſten Male, der Methode und Taktik unterworfen, die Bewunderung der Fremden erregte.

Der Adel begann allmälig, im Gegenſatze zum Volke, dieſe Einrichtung einer ſtehenden Reiterei, die durchaus vom Willen des Königs abhängig war und auf die er nur durch die aus ſeiner Mitte genommenen Befehlshaber einen ſehr bedingten Einfluß ausüben konnte, und die der zwar nicht ſtehenden, aber auf jeden Wink der Regierung bereiten Bogenſchützen, die das Stadt- und Landvolk mit der Führung der Waffen vertraut machten, mit Mißtrauen und geheimer Unzufriedenheit anzuſehen. Karl ſchien ſich durch dieſe

Organiſation von der Unterſtützung des Adels und der Hülfe der Feudalkontingente gänzlich frei machen zu wollen. Der franzöſiſche Herrenſtand des funfzehnten Jahrhunderts hatte zwar längſt die Bedeutung und die Rechte verloren, die ihn einſt zu einem Nebenbuhler der Krone gemacht, er hatte indeſſen noch nicht die Erinnerungen an ſeine frühere Größe aufgegeben, denn das Syſtem der abſoluten Monarchie, unter Karl VII. in ſeiner Entwickelung raſch fortſchreitend, war doch immer auf den Grund des Feudalweſens errichtet worden und hatte, wie jeder politiſche Wechſel, der nicht durch eine Eroberung herbeigeführt wird, die beſtehenden Formen möglichſt geſchont, ſo daß mehr das Innere als die Außenſeite des alten Gebäudes verändert wurde. Daher die Illuſionen des damaligen und ſelbſt des Adels viel ſpäterer Zeiten, der ſich noch immer für einen herrſchenden Stand hielt, obgleich er zur Krone ſchon längſt in ein durchaus abhängiges Verhältniß getreten war. Er fürchtete jetzt durch die neue militairiſche Organiſation das Recht und den Gebrauch der Waffen zu verlieren. Da deren Führung noch immer ſein eigenthümlicher Beruf war und er wenig politiſche Kraft und Geſchicklichkeit in ſich fühlte, ſo wäre er, falls das Königthum ſich ausſchließend auf die Hülfe der Compagnies d'Ordonnance und der Francs-Archers hätte verlaſſen wollen, ganz unnütz und dem Weſen nach aufgehoben worden. Der Adel verlangte deshalb für ſich eine neue militairiſche Organiſation, bei der die Einrichtung der ſtehenden Reiterei zum Muſter genommen wurde. Eine königliche Ordonnanz beſtimmte, daß, ſobald ein Ritter reich genug war, um einen Knappen, einen Waffenknecht und drei Bogenſchützen auszurüſten, er dieſelbe monatliche Löhnung, wie eine aus ſechs Kriegsleuten beſtehende Abtheilung der Compagnies d'Ordonnance, eine Lanze (une lance) genannt, empfangen ſollte. Der Sold deſſen, dem eine ſolche Ausrüſtung unmöglich war, wurde auf die Hälfte feſtgeſetzt. Einige Jahre ſpäter ward an dieſe militairiſche Einrichtung des Adels die letzte Hand gelegt. Hiermit trat in der Stellung des franzöſiſchen Adels eine große Veränderung ein, deren Folgen erſt ſpäter allgemein ſichtbar wurden, zu der aber dieſe Organiſation weſentlich beigetragen hat. Auf ſeine herrſchende Epoche, die bald nach den Kreuzzügen verſchwindet, folgte die kämpfende, während welcher er für die Behauptung ſeiner Stellung ſtreitet, und auf dieſe, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an, die dienende, während welcher er Alles vom Königthume hofft und empfängt und aus dem Verhältniß eines Mitbeſitzers und Genoſſen der öffentlichen Gewalt in das eines begünſtigten Unterthans und bevorrechteten

Dieners herabſinkt. Obgleich dieſe drei Phaſen in der Exiſtenz des franzöſiſchen Herrenſtandes ſich, wie keine hiſtoriſche Erſcheinung, vollkommen rein herausſtellen und zuweilen einander widerſprechende Elemente enthalten, ſo haben ſie ihrem Weſen nach dennoch in der angegebenen Weiſe beſtanden. Die Selbſttäuſchung, der ſich der Adel zur Zeit ſeines Verfalles über ſeine wahre Bedeutung hingab, hat Andere und zuweilen ſelbſt die getäuſcht, die ihn bekämpften. Hätte der franzöſiſche Herrenſtand des funfzehnten Jahrhunderts noch die Kraft ſeiner Vorfahren beſeſſen, ſo würde er ſich in dem langen Kriege gegen die Engländer an die Spitze der Nation geſtellt und dieſe und das Königthum, wie es der engliſche Adel unter Johann und ſpäter gethan, in ſeine Bahn fortgezogen haben. Aber er war, mehr an der Form als dem Geiſte des Feudalweſens hängend, in ſeiner Entwickelung hinter den Anſprüchen der Zeit zurückgeblieben. Er wollte, und dies iſt der ihn beſonders charakteriſirende Widerſpruch, immer an eine Vergangenheit erinnern, der er ſelbſt untreu geworden, und verlor über dieſer Erinnerung den Beſitz der Gegenwart und den Gedanken an die Zukunft. Auch ward der Adel, jemehr ſeine Bedeutung ſchwand, immer zahlreicher und aus immer heterogenern Elementen, die ſich zu keinem wahrhaften politiſchen Körper vereinigen konnten, zuſammengeſetzt.

Das Syſtem der abſoluten Monarchie ſchien, ſeinen allgemeinen Grundzügen nach, ſchon in den letzten Regierungsjahren Karl's VII. vollendet zu ſein, obgleich, wie die ganze franzöſiſche Geſchichte der letzten Jahrhunderte beweiſt, der Geiſt der Freiheit mehr erdrückt als vernichtet war und ſich, die Epoche Ludwig's XIV. ausgenommen, in faſt jedem Menſchenalter Luft zu machen verſuchte. Im Ganzen und Großen jedoch und im öffentlichen Leben waltete ſchon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts der Geiſt des Despotismus vor. Derſelbe verkörperte ſich in einem Hofe, der den König umgab, aus dem er ſeinen Rath wählte, zu dem er ſelbſt die Prinzen ſeines Hauſes nur, wenn es ihm gefiel, zuzog, und der kein anderes Geſetz als ſeinen Willen kannte. Ein über das ganze Land ausgeſpanntes Netz von Beamten und eine überall vertheilte ſchlagfertige bewaffnete Macht, durch Vortheil und Ueberzeugung zu einem blinden Gehorſam verbunden, vollzogen und unterſtützten die Anordnungen, die von jenem Mittelpunkte ausgingen. Hierzu kam ein ſehr zahlreicher und großentheils armer Adel, der von der Krone mit einer neuen militairiſchen Organiſation zugleich eine Geldbewilligung empfangen und in eine doppelte Abhängigkeit gefallen war. Der alte Municipalgeiſt in den Städten war längſt

erloſchen. Der Landmann hing, wenn er perſönlich frei war, in ſeinen allgemeinen Verhältniſſen durchaus von den Beamten des Königs ab und konnte, wo er noch in den Feſſeln der Leibeigenſchaft ſchmachtete, von ihm allein ſeine einſtige Befreiung hoffen. Es war in den meiſten Kreiſen des Lebens noch immer viele Willkür und nirgends eine rechtlich geſicherte Unabhängigkeit vorhanden und die Bevölkerung, ein charakteriſtiſches Zeichen der politiſchen Unfreiheit, in ein auf- und abſteigendes Verhältniß des Befehlens und Gehorchens gebracht, das alle Wahl und Selbſtbeſtimmung in Bezug auf öffentliche Zuſtände ausſchloß. Der Staat ſchien eine damals allerdings noch ſehr unregelmäßig arbeitende Maſchine, aber doch immer ſchon eine Maſchine geworden zu ſein, die einzig von der Hand des Souverains in Bewegung geſetzt wurde und der in politiſcher Beziehung kein ſelbſtſtändiges Leben einwohnte. Was von einem ſolchen zum Vorſchein kam, gehörte rein moraliſchen, privaten, wenigſtens immer außerhalb der Sphäre allgemeiner Intereſſen ſtehenden Zuſtänden an. Es wäre allerdings dem Recht nach eine Macht vorhanden geweſen, welche dieſe Allgewalt der Krone einigermaßen hätte beſchränken können, dies waren die Reichsſtände. Karl, obgleich bei mehren Gelegenheiten von ihnen auf das Eifrigſte unterſtützt, begriff gleichwohl, daß ſie ihre Rechte auch einmal ebenſo gut zu ſeiner Bekämpfung, wie bisher zu ſeiner Unterſtützung anwenden könnten, und daß ihre Thätigkeit, auch wenn ſie mit ſeinen Planen übereinſtimmte, doch immer ſeine Macht beſchränkte. Er berief ſie deshalb in dem letzten Theile ſeiner Regierung ſehr ſelten zuſammen, erhob die beſtehenden Steuern, ohne ihre erneuete Zuſtimmung einzuholen, verlangte aber, um jede Discuſſion möglichſt zu verhindern, nur ſelten neue Auflagen und behielt das einmal eingeführte Steuerſyſtem bei. Um dieſe mangelhafte und unwirkſame, aber dennoch durch ihr bloßes Daſein bedeutende Vertretung der Nation noch mehr zu ſchwächen, dieſen wenigſtens in der Vorſtellung immer mächtigen Körper durch einen Schatten und weſenloſen Schein zu erſetzen, berief Karl ſehr oft die Stände der verſchiedenen Provinzen zuſammen und zeigte ſich ihrer lokalen Wirkſamkeit geneigt. Zugleich ſtiftete der König, um die politiſche Autorität des Parlaments zu ſchwächen, einen eigenen Staatsrath, in welchem ſich die Leitung der öffentlichen Angelegenheit concentrirte. Die Geiſtlichkeit, auf die ſich einſt früher das Königthum geſtützt, war jetzt, wie der Adel, nur unter andern Formen, von der Krone abhängig geworden. Karl hatte anfänglich das Concil von Baſel begünſtigt, ſich ſpäter aber, um ſeine Macht

im Innern zu befeſtigen, mit Rom verſöhnt und die Kirche hatte ihm auf der von ihm eingeſchlagenen Bahn folgen müſſen. Es war demnach damals in Frankreich kein Stand, kein Element im öffentlichen Leben vorhanden, das dem Königthum hätte widerſtehen, daſſelbe beſchränken können, und wo dieſes nicht ſtattfindet, iſt daſſelbe ſeiner Natur nach unumſchränkt, ſo viele einzelne Formen auch, als Traditionen früherer Zeiten, mit dieſem Princip im Widerſpruche, ſich erhalten haben mögen. Es gab gegen das Ende der Regierung Karl's VII. in Frankreich eine Geiſtlichkeit, einen Adel, ein Parlament, Städte u. ſ. w., deren Daſein, aus den Ueberlieferungen, Gebräuchen, Vorſtellungen früherer Zeiten erkennbar, ſich in derſelben Richtung wie ſonſt fortzubewegen ſchien. Es wohnte dieſem Allen aber ein nur bedingtes, erborgtes und zugeſtandenes Leben ein. Das Königthum war, ſo weit dies eine menſchliche Einrichtung vermag, die allein entſcheidende Macht geworden, die von jenen frühern Zuſtänden nur beſtehen ließ, was ihrer eigenen Natur nicht entgegen war, und was dieſer widerſtrebte, umformte oder vernichtete. Es fing in Frankreich unter Karl VII. das der neuern Zeit eigenthümliche, ſie vom Mittelalter am meiſten trennende Verhältniß ſich zu bilden an, nämlich das Daſein zweier Naturen im Staate, die einer Regierung und die eines Volkes, mit Aufhebung oder Minderung aller zwiſchen ihnen beſtehenden Uebergänge. Alle Staaten, ſelbſt England unter Heinrich VIII. und Eliſabeth, ſind durch dieſen Zuſtand gegangen. Im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert war von dieſen beiden Naturen die eine, die Regierung, ſich allein ihrer bewußt, allein handelnd, ſchien allein einen Willen zu haben. Im achtzehnten Jahrhundert erwachte auch in der andern, im Volke, eine ſich ſelbſt beſtimmende Seele und ſchuf ſich neue Organe, welche die Kluft zwiſchen den beiden Extremen des öffentlichen Lebens, der Regierung und dem Volke, obgleich in anderer Weiſe als im Mittelalter, ausfüllen ſollten. Mit der Hervorbringung dieſer Uebergangsſtufen iſt die Gegenwart faſt überall beſchäftigt und hat die Löſung dieſer großen Aufgabe ſich zum vornehmſten Ziele ihrer Thätigkeit geſetzt.

Dieſe Ausdehnung der königlichen Macht, die, ſeit Karl die Reichsſtände nicht mehr verſammelte, ohne eine allgemein anerkannte Schranke war, wurde durch das Sinken der engliſchen Macht, dieſer Nebenbuhlerin und alten Feindin Frankreichs, begünſtigt. England, unter Heinrich V. zur erſten Macht Europas geworden, ſtieg von dieſer etwas erkünſtelten Höhe unter ſeinem Sohne ſchnell herab. Die Schwäche Heinrich's VI., die Herrſchſucht ſeiner Frau Marga-

rethe von Anjou, der ausbrechende Bürgerkrieg zwiſchen den beiden Linien der Plantagenets lähmten den engliſchen Einfluß auf Frankreich. Ungeachtet der Tapferkeit des engliſchen Kriegsvolkes, der Talente der einzelnen Heerführer, ward die Normandie in kurzer Zeit von den Franzoſen wiedererobert und das engliſche Heer bei Formigny (15. April 1450) ſo geſchlagen, daß die Hälfte auf dem Platze blieb und die Schmach von Azincourt ausgelöſcht zu ſein ſchien. Ein Jahr nachher eroberte der Baſtard von Orleans Guienne und den Engländern blieb von ihren alten Beſitzungen und Eroberungen in Frankreich nichts als Calais und die Umgegend übrig, und auch dieſer hätte ſich Karl bemächtigen können, wenn er nicht, dem Vertrage von Arras gemäß, gezwungen geweſen wäre, ſie dem Herzoge von Burgund zu übergeben. Er erſparte ſich alſo die Mühe, ſie zu erobern. Karl VII. galt um dieſe Zeit, wie einſt ſein Großvater Karl V., nach glücklicher Beendigung innerer und äußerer Kriege, für den mächtigſten Fürſten der Chriſtenheit und war im Auslande ebenſo gefürchtet, als von ſeinen Unterthanen geliebt.

Die letzten Jahre dieſes Königs wurden durch das unglückliche Verhältniß zu ſeinem Sohne, der an den Hof des Herzogs von Burgund entflohen, durch einige vorübergehende Streitigkeiten mit letzterem und das Streben der Linie Anjou, die Krone von Neapel, die es verloren, wiederzuerwerben, bezeichnet. Gegen das Ende ſeiner Regierung ſchien Karl VII., da Alles zu ſeinem Vortheile ſich entſchieden und ſeine Macht ſich ſo hoch erhoben, zu der Sorgloſigkeit und dem Hange zum Vergnügen, der ſeine Jugend befleckt, zurückzukehren. Agnes Sorel hatte viele Nachfolgerinnen gefunden und die innere Stimmung des Königs, ſeine Neigungen und Gefühle ſchienen weniger als ſeine äußere Thätigkeit, ſein Verſtand und ſein Wille von den Jahren geläutert worden zu ſein. Der einzige Schatten am Abend ſeines Lebenstages ward durch das tief gewurzelte Mißtrauen gegen ſeinen Sohn hervorgebracht, den er, obgleich weit von ihm entfernt, doch des Verſuches, ihn vergiften zu wollen, beſchuldigte. Er ſtarb 1461 nach einer neununddreißigjährigen, von Glück und Unglück wunderbar gemiſchten Regierung, deren Wechſel in ſolchem Grade wenigen Fürſten zu Theil geworden. Denn man wird in der Geſchichte nicht leicht einen ſolchen Gegenſatz wie zwiſchen dem Anfange und dem Ende dieſer Epoche finden. Seine Perſönlichkeit hatte, obgleich eigentlich nichts Großes und wahrhaft Ergreifendes in ihr gelebt, doch viele Gunſt gefunden und ihr Bild in der Erinnerung des Volkes lange nachgelebt. Er war

mit ſeinen Vorzügen und Mängeln ein durchaus nationaler Charakter und gehörte mehr als manche andere Könige, die eine größere aber allgemeinere Phyſiognomie gehabt, ſeinem Lande und Volke an. Solche Individualitäten, beſonders in hohen Stellungen, werden von der Menge begünſtigt, erhoben, was Gutes an ihnen iſt, übertrieben, was ihnen ſchaden könnte, überſehen oder möglichſt verhüllt. Dieſer König macht, nicht ſowohl in dieſer Eigenſchaft, ſondern als Menſch betrachtet, den Eindruck, als wenn er nie gealtert und jung ins Grab geſtiegen wäre, obgleich er ein Alter von achtundfunfzig Jahren erreichte.

Die Regierung Karl's VII. iſt aber nicht allein durch ihre großen politiſchen Ereigniſſe merkwürdig, die innere Entwickelung der Nation iſt in ihr, obgleich ſie ſich in dieſer Zeit nur in gewiſſen allgemeinen Zügen zu erkennen giebt und noch als keine unabhängige, das äußere Leben beherrſchende Geſtalt erſcheint, nicht ſtehen geblieben. Ihrer Unvollkommenheit ungeachtet, iſt ihr Einfluß dennoch ſichtbar. Einer der bemerkenswertheſten Züge dieſer Art, der am beſten einen Fortſchritt in dem geſammten ſittlichen Daſein der Nation beweiſt, iſt die größere Milde und Menſchlichkeit, die in der Kriegführung bei Engländern und Franzoſen während der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. ſichtbar wird. Früher hatte ſich von beiden Seiten eine Roheit und Grauſamkeit, ein Hang zum Verheeren und Vernichten kundgegeben, der an die wildeſten Epochen des Mittelalters erinnerte und dieſelben vielleicht noch übertraf. In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wird, wie aus vielen Zeugniſſen hervorgeht, eine den modernen Begriffen von Recht und Sitte näher kommende Schonung des Lebens und Berückſichtigung des Eigenthums ſichtbar. Der Kampf wird als ein Mittel und nicht mehr als Zweck ſelbſt angeſehen. Zu dieſer ſittlichen Verbeſſerung, dieſer lebendiger gefühlten Achtung vor der menſchlichen Natur durch ſein eigenes Beiſpiel beigetragen zu haben, iſt eins der großen Verdienſte Karl's VII., der anſtatt durch ſein früheres Unglück gereizt, oder durch die darauf folgende Begünſtigung des Schickſals, wie ſo oft Andere, verhärtet zu ſein, überall die Spuren einer edeln und milden Natur zu erkennen gab. In dieſer, mit frühern Epochen verglichen, ſichtbar werdenden Neigung zur Anerkennung fremder Rechte und Beſchränkung der gehäſſigen Leidenſchaften der Rache, des Haſſes, mitten in einem entſcheidenden und blutigen Kampfe, liegt einer der großen moraliſchen Fortſchritte jener Zeit. Auffallend iſt es, daß ein ſolcher gerade am Ende eines der längſten und verheerendſten Kriege, deren die Geſchichte Er-

wähnung thut, hervorgegangen iſt. Dieſe Verbeſſerung war großentheils dem Verfalle des Feudalweſens, in welchem der Krieg faſt immer um perſönlicher Zwecke willen und deshalb mit der dieſe bezeichnenden Leidenſchaft geführt wurde, mehr vielleicht noch der Abnahme des theokratiſchen Joches zuzuſchreiben, das die Menſchen ſo oft gegen einander bewaffnet hatte. Ein Verſuch, den die Inquiſition in Arras und andern der franzöſiſchen Oberhoheit unterworfenen Staaten des Herzogs von Burgund machte, die religiöſen Greuel der Zeiten der Albigenſer zu erneuern, mißlang. Die öffentliche Meinung erhob ſich dagegen und das Parlament von Paris kaſſirte einige Zeit nachher die Urtheile des geiſtlichen Blutgerichts. — Ungeachtet dieſes ſittlichen Fortſchrittes und der politiſchen Reformen, die noch viel bedeutender hervortreten, ward in dieſer Epoche keine eigentliche Erweiterung im Reiche der Gedanken ſichtbar oder verkörperte ſich wenigſtens in keiner bedeutenden Hervorbringung irgend einer Art, obgleich manches ſpäter Gereifte in ihr vorbereitet wurde. Das Streben der Nation war und blieb noch lange Zeit, idealen Tendenzen fern, auf die reale Befriedigung der nothwendigen Forderungen ihres politiſchen Daſeins beſchränkt.

Dreizehntes Kapitel.

Unter Karl VII., der anfangs ſo ſchwach und ſpäter ſo mächtig da ſtand, hatte ſich das Königthum ſeinem Ziele, ſich alle Kreiſe des nationalen Lebens vollkommen unterzuordnen, um einen bedeutenden Schritt genähert. Die abſolute Monarchie, in ihren Formen allerdings noch lange nicht vollendet, war ihrem Grundweſen nach ſchon durchaus vorhanden. Karl VII. erließ in der letzten Hälfte ſeiner Regierung eine Menge Geſetze ohne die Zuſtimmung der Reichsſtände, die er nur, wenn es ihm gefiel, zuſammenberief, legte Abgaben ohne deren Bewilligung auf oder erhob die einmal bewilligten, ohne eine erneuerte Zuſtimmung zu verlangen, entſchied alle öffentlichen Verhältniſſe in einem von ihm beliebig zuſammengeſetzten Staatsrathe und beſaß alle nothwendigen Elemente eines

ſtehenden, nur von ihm abhängigen Heeres. Geiſtlichkeit, Adel und Städte ſchienen, den Traditionen des Mittelalters allmälig fremd werdend, geneigt, ſich der Krone unbedingt hingeben zu wollen. Eine einzige Oppoſition regte ſich und ſuchte dieſer Allgewalt zu widerſtehen. Es waren dies die jüngern Zweige des königlichen Hauſes, die Prinzen von Geblüt und einige mit ihnen verwandte große Vaſallen, die lange gewohnt als unabhängige Fürſten zu walten, ſich gegen das ſie bedrohende Joch ſträubten. Dieſe alle aber handelten ſonſt keineswegs im Geiſte des eigentlichen Lehnsweſens, ſondern ſtrebten danach, über ihre eigenen Vaſallen und die Städte in ihren Gebieten dieſelbe unbeſchränkte Macht, welche die Krone über ſie in Anſpruch nahm, auszuüben. Die Kette von gegenſeitigen Rechten und Pflichten, welche einſt von dem kleinſten Lehnsmanne bis zu dem Könige die geſammte Feudalwelt umſchlungen, war längſt zerriſſen, der Geiſt der allgemeinen Zuſtände durchaus verwandelt und die wenigen, der Idee des Königthums widerſtrebenden Mächte irrten, wie vereinzelte Atome, in einer ihrer Natur fremd gewordenen Atmoſphäre umher und ſuchten vergeblich ſich zu einem Ganzen zu vereinigen. Der Widerſtand dieſer Ueberreſte des alten Herrenſtandes fand in dem Lehnsſyſtem, deſſen Fundament, welches die Unabhängigkeit der kleinern Vaſallen im Innern ihrer Gebiete war, zerſtört worden, keine Stütze mehr und erlag. Da indeſſen eine ſo große Organiſation, wie das Feudalweſen, und die ſo lange geherrſcht hatte, ſich wie alles Lebendige gegen ſeinen Untergang ſträubte und, nachdem es als ein Ganzes gefallen, ſich noch in einzelnen ſeiner Theile zu erhalten ſuchte, ſo iſt dieſer Kampf der jüngern Glieder des königlichen Hauſes und der mit ihnen verbundenen Großen als eine natürliche Fortſetzung des mittelalterthümlichen Geiſtes anzuſehen, ſo fremd auch Perſonen und Zuſtände jener ſchon verſchwunden Epoche erſcheinen mögen. Dieſer Widerſtand beſchleunigte aber im Grunde nur den endlichen Sieg des Königthums, dem auf dieſe Art Gelegenheit gegeben wurde, ſich ſeine Gegner, denen es vielleicht ſonſt noch länger einen Schatten von Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zugeſtanden hätte, vollkommen zu unterwerfen. Die Krone, die einſt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert daran gegangen, den tauſendköpfigen geharniſchten Rieſen des Feudalſyſtems zu bezwingen, konnte im funfzehnten, von einigen einſamen und zuſammengeſchrumpften Sprößlingen deſſelben wohl mannigfaltig beunruhigt, aber in ihrem Fortſchritte nicht lang aufgehalten und in keine ernſte Gefahr verſetzt werden. Der Kampf mit denſelben, unter Karl VII. und Ludwig XI.,

war der Entwickelung des monarchiſchen Princips, indem er deſſen Kraft in Spannung erhielt und eine zu frühe Ruhe verhinderte, ſogar vortheilhaft.

Aber obgleich das Königthum vermöge der ihm einwohnenden urſprünglich höhern Natur über die Feudalwelt den Sieg davongetragen und im Innern faſt unumſchränkt geworden, ſo hatte es dennoch bisher eine wichtige Aufgabe ſeines Daſeins, die zu ſeiner vollkommenen Ausbildung gehörte, wenig oder gar nicht erfüllt. Es hatte ihm nämlich eine regelmäßige Verbindung mit fremden Reichen, ein beſtimmter Einfluß auf dieſelben, ein weiteres, über ſeine unmittelbaren Grenzen hinausgehendes Feld der Thätigkeit gefehlt. So lange es ſich ausſchließend auf den eigenen Boden beſchränkte, ohne beſtimmtere Wechſelwirkung mit der Fremde, nur hier und da feindlich mit ihr zuſammenſtoßend, ſo war es zum Theil immer noch das Königthum des Mittelalters, das, ſeltene und vorübergehende Momente abgerechnet, wo es ſich zur Vertheidigung des Glaubens oder für ſeine Vergrößerung bewaffnend, über ſeinen nächſten Kreis hinausging, in der einſamen und unfruchtbaren Abgeſchloſſenheit des Feudallebens beharren blieb. In den Kreuzzügen hatten ſich die Völker, von einer großen religiöſen Idee begeiſtert, einander genähert, ſich durchkreuzt, und aus dieſer loſen und momentanen Berührung war eine vorher unbekannte Bewegung, ein ſichtbarer Fortſchritt in der Betrachtung und Behandlung des Lebens hervorgegangen. Nachdem das Mittelalter als ein lebendiges Ganze im vierzehnten Jahrhundert untergegangen, ſollten die Völker, ſo wie früher in der Ferne und für den Glauben, ſo jetzt in der Nähe und um ihrer eigenen Zwecke willen, ſich verbünden, bekriegen, feindlich oder freundlich berühren, aber überhaupt einander näher treten, ſich gegenſeitig ergänzen, ihre Vorzüge und Mängel begreifen lernen und, worauf großentheils die moderne Geſittung beruht, zu dem Gefühle ihrer gleichen Berechtigung und ähnlichen Beſtimmung geführt werden. Das Sinken der Hierarchie und des Lehnsweſens, von denen erſtere aufhörte, die Völker auf einer fremden, ihrer Lage und ihren Bedürfniſſen oft entgegengeſetzten Bahn zu leiten, und letzteres, ſie nicht mehr in einem beſtändigen Kriege haltend, ihnen über ihren früher ſo eng gezogenen Horizont hinauszugehen und ſich in großen und geſchloſſenen Maſſen zu erkennen erlaubte, die Eroberung Konſtantinopels, der intellektuelle Aufſchwung Italiens, die Konſolidirung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Monarchie hatten in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in einem großen Theile Europas einen neuen Geiſt erweckt, der die öffentlichen und

beſondern Verhältniſſe des Lebens umgeſtalten und der Anbruch der eigentlich neuern Zeit werden ſollte. Das Bedürfniß einer größern Einheit, eines friedlichern und geordnetern Zuſtandes, in den Maſſen ſeit dem dreizehnten Jahrhundert fühlbar, hatte den Königen den Sieg über das Feudalſyſtem, und ein höheres Gefühl der innern Unabhängigkeit, der nationalen Kraft und Würde den Widerſtand gegen die Anſprüche des Papſtthums möglich gemacht. Sobald die Anarchie, der beſtändige innere Krieg, von dem Lehnsweſen unzertrennlich, durch den vorherrſchenden Einfluß des Königthums gebändigt worden, ſo begann dieſes in ſeiner innern Verwaltung einen feſtern Plan, ein umfaſſenderes Syſtem, wie wir in der letzten Hälfte der Regierung Karl's **VII.** geſehen und mehr oder weniger überall ſichtbar wird, zu befolgen und die erſten Linien zu einem neuen politiſchen Syſteme, wie eine, wenn auch nicht für Alle gleiche, doch wenigſtens ähnliche Rechtspflege, eine beſſere Schätzung des öffentlichen Reichthumes, eine feſtere Beſtimmung der Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen, eine nur von der Regierung abhängige regelmäßige Heeresmacht zu entwerfen, auf deren nie mehr ganz erſchütterte Fundamente die moderne Civiliſation ihren hohen Bau errichten ſollte. Sobald zu dieſer Organiſation ein kräftiger und durchgreifender Anfang gemacht worden, ſo wandte das Königthum, ſich an die Spitze des regbarern und geſelligern Geiſtes ſtellend, von dem das Abendland im funfzehnten Jahrhundert ergriffen worden, einen bedeutenden Theil ſeiner Kraft und Thätigkeit der Fremde zu, ſuchte im Bunde mit derſelben ſich gegen den letzten Widerſtand des Feudalweſens in ſeinem Innern zu ſchützen, verband ſich mit den von ihm verwandten Intereſſen bewegten Gliedern des Auslandes gegen ſolche, die ihm feindlich waren, und ſtrebte dahin, die Plane und Kräfte der fremden Mächte kennen zu lernen und zu durchſchauen, um auf alle Fälle gegen ſie gerüſtet zu ſein. Auf dieſe Weiſe entſtand der europäiſche Staatenbund, die Verhältniſſe der unabhängigen Nationen zu einander, die moderne Politik und Diplomatie, auf die Idee der Unabhängigkeit der Völker und die Gleichheit der Kronen, als Repräſentanten jener Unabhängigkeit gebaut, eine Epoche, die für Frankreich in die Regierung Ludwig's **XI.** fällt, dieſelbe charakteriſirt und ihr eine eigenthümliche Wichtigkeit verleiht.

Weder im Mittelalter, noch im Alterthume hatte, wenigſtens nicht auf ſo großartige und allgemeine Weiſe, eine ähnliche Verbindung unabhängiger, durch Lage, Urſprung und Charakter von einander getrennter, durch die Anerkennung gewiſſer allgemeiner

Principien aber unter einander verbundener Staaten ſtattgefunden. Im Alterthume war Eine Nationalität immer dermaßen vorherrſchend geweſen, daß die übrigen zu ihr ſich in einem durchaus untergeordneten Verhältniſſe befanden, oder in den Konföderationen der durch Sprache und Abſtammung einander verwandten Völker, wie deren eine Zeit lang in Griechenland und Italien beſtanden, war der an der Spitze ſtehende Staat ſeinen Verbündeten ſo überlegen geweſen, daß dieſe ſich nicht viel anders als im Zuſtande der Unterthanen zu ihm befanden. Ein Bund unabhängiger, gleich berechtigter Völker, eine wahrhafte Staatenrepublik hatte ſich nie bilden, wenigſtens nie erhalten können. Eine eigentliche Politik, gemeinſame Grundſätze, eine übereinſtimmende Bahn verſchiedener Nationalitäten war damals nie hervorgetreten, weil jede derſelben, wenn ſie in ſich ſtärker als die andere geworden, ſich nicht mit einzelnen Vortheilen, einer relativen Ueberlegenheit über andere begnügte, ſondern auf deren Bezwingung und vollkommene Unterwerſung ausging. Das Recht der Stärke ward in der alten Welt von dem Staate oder den Faktionen, aber nicht von den Einzelnen, in viel höherem Grade, aber auch in viel großartigerer Weiſe als im Mittelalter ausgeübt, und einige mit dem Glücke und einer weitern Ausbildung zu vollkommen leeren Formen herabgeſunkene, aus der religiöſen Geſinnung früherer Zeiten ſtammende Gebräuche ausgenommen, hatte es kein Völkerrecht, kein über die Leidenſchaften und Vortheile des Augenblickes erhabenes Urtheil über die Verhältniſſe der Nationen unter einander gegeben, ſondern das Schwert war im Alterthume der oberſte Richter geweſen. In der Feudalwelt war ebenfalls keine wahrhafte Politik, kein Verein fremder, nach einem beſtimmten Ziele ſtrebender, gleich berechtigter Staaten ins Leben getreten. Die Germanen hatten in ihre neuen Niederlaſſungen eine ziemlich vollſtändige und entwickelte Vorſtellung über perſönliche Zuſtände herübergebracht, aber ihre Begriffe über die allgemeinen Verhältniſſe der Staaten und Völker, ihre gegenſeitigen Rechte und Pflichten hatten ſich, bis auf einige dunkle und ferne Ueberlieferungen, nicht über die Roheit des individuellen und iſolirten Bewußtſeins einer nur ſich ſelbſt begreifenden und in ihrer erſten Entwickelung begriffenen Kraft erhoben. Auch ließ ſich von Eroberern, und beſonders von ſolchen, die nicht, wie die Römer, allmälig und mit Abſicht und Ueberlegung, ſondern auf einmal, wie von einem plötzlich erwachenden Inſtinkt getrieben, zu ſolchen geworden, eine Anerkennung des Rechts und der Unabhängigkeit fremder Zuſtände, auf welcher Idee die moderne Geſittung und deren allgemeinſter

Ausdruck, ihre Politik, beruht, nicht erwarten. Als im zehnten Jahrhundert ſich das Lehnsweſen ausbildete und das Werk der Eroberung durch daſſelbe befeſtigt wurde, verſchwand in dieſer Konföderation größerer und kleinerer Souveraine jeder Begriff einer großen und allgemeinen Ordnung. In dieſer Epoche wurden die Verhältniſſe zu fremden Nationen, zum Auslande, faſt ohne eine Ahnung umfaſſender Grundſätze, von der Laune, dem Vortheile willkürlicher als in einer andern Zeit entſchieden. Der altgermaniſche Staat, ſowohl in der Heimath als auf dem eroberten Boden, hatte einige Traditionen völkerrechtlicher Beziehungen, einer gemeinſamen Richtung, eines übereinſtimmenden Planes bis nach Karl des Großen Zeit bewahrt; als aber das Feudalweſen herrſchend geworden, verſchwanden, eine Zeit lang, nicht nur die Staaten im wahren Sinne des Wortes, ſondern die Nationen ſelbſt mit ihren beſondern, zum Theil allerdings noch wenig entwickelten Charakteren und Eigenthümlichkeiten ſchienen unter dem Schatten der Lehnsformen, die überall dieſelben waren, in einander zu fließen. Aber die modernen Nationen entwickelten dennoch, ungeachtet aller Hinderniſſe, den von der Natur in ſie verſenkten Keim eines eigenthümlichen Daſeins und das Königthum trat als das Symbol ihrer Selbſtſtändigkeit und Geſchloſſenheit, das ſeiner Form nach zerriſſene, ſeinem Geiſte nach einförmige Lehnsweſen bekämpfend, vom zwölften Jahrhundert an ihre Spitze. Das Werk ihrer Individualiſirung ſchritt ununterbrochen fort, aber ſie konnten unter ſich zu keiner regelmäßigen Verbindung, zu keinen feſten und nach allgemeinen Grundſätzen geleiteten Verhältniſſen kommen, denn ſie gehörten ſich nicht ſelbſt an. Die Kirche hatte ſich, wie von jeher die Individuen, ſo jetzt auch die Kronen und Staaten unterworfen und leitete ihre Kraft, wie in den Kreuzzügen, zur Verfolgung ihr eigenthümlicher, dem nationalen Daſein fremder Zwecke, oder hielt ſie, ſcheinbar ſie, wie einſt die römiſche Welt gethan, unter denſelben Geſetzen vereinigend, in Wahrheit auseinander, indem es ihnen nicht vergönnt war, nach ihrer eigenthümlichen Weiſe und unmittelbar, ſondern erſt nach dem Ermeſſen und den Planen der Kirche ſich einander zu nähern. Die päpſtliche Herrſchaft brachte zur Zeit ihrer Größe die Völker zwar in einen engen Verband zu ihr ſelbſt, war ihnen aber bei einem gegenſeitigen Verkehre, unter von ihnen ſelbſt gewählten Bedingungen, entgegen. Sobald das Königthum unter Philipp dem Schönen die früher ſo getrennten Elemente des nationalen Lebens, die Geiſtlichkeit, den Adel und die Städte, einander näher gebracht, aus den Ständen einen Staat geſchaffen und im

Innern die allein entſcheidende Macht geworden, verdrängte es von dieſem Boden den überwiegenden Einfluß der Theokratie, und von jetzt an wurde es der Nation möglich, ſich der ihr von der Natur angewieſenen Richtung freier zu überlaſſen und eines eigenthümlichern Daſeins zu genießen. Die Regierungen Karl's VII. und Ludwig's XI. ſind der entſchiedene Uebergang von dem Geiſte und den Verhältniſſen des Mittelalters zu denen der neuern Zeit.

Im vierzehnten und im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, während der langen Kriege gegen die Engländer, hatte der Geiſt des Mittelalters in dem Adel und den Städten ſich wiederum zu regen und mehr Boden als einige Menſchenalter vorher, unter der kraftvollen Regierung Philipp des Schönen, zu gewinnen gewußt. Zwar blieb das königliche Anſehn ſelbſt unter den unglücklichen Regierungen Philipp's von Valois und Johann's unverſehrt und äußerte ſpäter unter dem wahnſinnigen Karl VI., ja ſogar als es in den Perſonen Karl's VII. und Heinrich's VI. getheilt erſcheint, ſelbſt in dieſer zerſtückelten Geſtalt ſeine überlegene Macht, aber die an die Inſurrektionen in den alten Kommunen erinnernde Bewegung in Paris unter Stephan Marcel, die, bei der Abweſenheit alles geſetzlichen Schutzes in jener unglücklichen und zerriſſenen Zeit, unter den Tüchtigſten aller Stände von Neuem üblich gewordene Selbſthülfe, die kleinen Kriege, die jeder Parteiführer, jeder Kriegsoberſte auf eigene Hand führte, die unaufhörlichen Ueberfälle, Verräthereien, Mord- und Brandſcenen ſchienen die anarchiſchen Zuſtände früherer Jahrhunderte und den wilden Geiſt des Feudalweſens zurückzurufen. Indeſſen war dieſe Aehnlichkeit nur ſcheinbar und der weſentliche Charakter beider Epochen durchaus verſchieden. Der Lehnsmann des zwölften Jahrhunderts befehdete ſeinen Nachbar in ſeinem eigenen Namen, entſchied ſich über Krieg und Frieden ſeinem beſondern Vortheile gemäß und handelte dabei in dem vollen Gefühle ſeines unbeſchränkten Rechtes, ohne nach Jemandes Zuſtimmung fragen zu müſſen. Ward er von einer überlegenen Macht bedroht, ſo unterwarf er ſich ihr allerdings, aber wie ein geſchlagener Fürſt es thut, dem Drange der Nothwendigkeit weichend, doch ohne ſein Recht aufzugeben. Denn er war ein Souverain, fühlte ſich als ſolcher und wurde von Andern für einen ſolchen gehalten. Dieſem Zuſtande der Dinge hatte das Königthum vom dreizehnten Jahrhundert an für immer ein Ende gemacht. Die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, während der engliſchen Kriege, ſo unabhängig waltenden Feldherren der franzöſiſchen Könige und die Häupter der bewaffneten Banden führten den Krieg jedoch keineswegs auf eigene

Hand, ſahen ſich ſelbſt nicht und wurden auch von den Andern nicht als kleine Souveraine angeſehen, ſondern leiteten ihre Berechtigung für Alles, was ſie thaten, von dem Willen des Königs ab, ſtellten ſich, dem Princip nach, immer als von ihm durchaus abhängig und in ſeinen Dienſt gefeſſelt dar, ſo eigenmächtig und um ſeine Befehle unbekümmert ſie in der Wirklichkeit auch handeln mochten. Außerdem aber, daß ſie kein eigenes Recht, kein ſelbſtſtändiges Ziel für ſich in Anſpruch nahmen, ſondern nur für Werkzeuge eines fremden Willens galten, dienten ſie zugleich, was eine dem eigentlichen Mittelalter vollkommen fremde Vorſtellung war, einem großen gemeinſamen Ganzen, einem Staate, von dem der König, in deſſen Namen ſie handelten, das verkörperte Bild war, ſie beſaßen und erkannten eine der Lehnswelt unbekannte Macht, ein Vaterland, über ſich an, für deſſen Erhaltung ſie gegen die Fremden kämpften und an das ſie ſich unauflöslich gebunden fühlten. Es lag alſo, dem Weſen nach, ein Abgrund zwiſchen dem Bewußtſein des elften und zwölften und dem des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, ſo viele Formen ſich auch aus jenem in dieſes hinübergezogen und in ihm erhalten haben mochten, zwiſchen der Stellung der alten Lehnsmänner und den Feldherren und Hauptleuten Karl's VI. und Karl's VII., ſo ähnlich ſie ſich in ihrem äußern Walten, bei einem gleich geſetzloſen Zuſtande, unter dem ſich, ſo verſchieden die allgemeine Lage der Verhältniſſe ſein mag, zu allen Zeiten ähnliche Charaktere bilden, erſcheinen mochten. — In den Städten, beſonders der Hauptſtadt, war während der Gefangenſchaft Johann's und der Geiſtesſchwäche Karl's VI. derſelbe Geiſt der Unabhängigkeit hervorgebrochen, aber auch hier war er, ungeachtet mancher äußern Aehnlichkeit, weſentlich von dem, was er im elften und zwölften Jahrhundert, als die Kommunen in Nordfrankreich ſich gegen ihre geiſtlichen und weltlichen Herren empörten, verſchieden geweſen. Stephan Marcel und ſein Anhang, unvermögend die königliche Macht wahrhaft zu beſchränken, verſchwanden vor derſelben und Karl V. herrſchte nach dieſen Stürmen mit noch unumſchränkterer Macht als ſeine Vorfahren. Karl VI. beſtrafte im Anfange ſeiner Regierung die Unordnungen der Pariſer mit dem Verluſte ſelbſt des letzten Schattens ihrer beſondern Verfaſſung und zahlreichen Hinrichtungen, ohne daß ſie zu widerſtehen gewagt hätten. Später wurde die Hauptſtadt entweder von dem Herzoge von Burgund oder dem Grafen von Armagnac, aber immer im Namen des Königs, geleitet. Die Könige des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, namentlich aber Philipp der Schöne, hatten den

mittelalterthümlichen Charakter ſowohl in den Städten als dem Adel gebrochen, der in günſtigen Augenblicken wie von einer Erinnerung an das, was er geweſen, ergriffen, den Geiſt früherer Zeiten zurückzurufen trachtete, ſehr bald aber den Widerſpruch, in den er mit der Gegenwart gerieth, begriff und nach Verſuchen dieſer Art in eine noch größere Abhängigkeit als vorher fiel. Denn die Zeit, wo die Montlhery und Coucy ihre Souveraine bekriegten, war mit der, wo die Bürger von Laon und Beauvais den Biſchöfen ihre Freibriefe mit den Waffen in der Hand abzwangen, zugleich verſchwunden. Aber es war nicht allein die Hoheit der Krone, welche dieſe beſondern und früher ſo freien Geſtalten des öffentlichen Lebens des größten Theiles ihrer alten Unabhängigkeit beraubt hatte. Es war allmälig durch eine, aller Erſchütterungen und Stürme ungeachtet, fortſchreitende Geſittung das Bedürfniß einer größern Einheit und Ordnung in der Maſſe des Volkes entſtanden, und durch die wachſende Macht des Königthums und die immer mehr um ſich greifende Befreiung des Landvolkes hatte ſich, wie in den höhern Kreiſen die Vorſtellung eines Staates, in den untern die eines Vaterlandes gebildet, deren völliger Durchbruch in den franzöſiſch-engliſchen Kriegen erſcheint, die nicht mehr ein Zweikampf zwiſchen zwei Feudalfürſten mit ihren Mannen und Söldnern, ſondern das Zuſammenſtoßen zweier großen Nationalitäten waren. Die Idee eines Staates, das Gefühl eines Vaterlandes begann von jetzt an in den Königen und dem Volke einen politiſchen und nationalen Geiſt zu bilden, der, wenigſtens im wahrhaften Sinne des Wortes, im Mittelalter nicht beſtanden hatte. Dieſer, in dem Königthume und der Nation ſich entwickelnd, zwang die Trümmer des Feudalweſens, deſſen Elemente früher getrennt gewaltet und in ihrer Iſolirung beharren wollten, in dieſe große Gemeinſchaft einzugehen. Als der charakteriſtiſche Ausdruck dieſes neuen Bündniſſes zwiſchen der Krone und der Maſſe der Nation tritt die Jungfrau von Orleans auf, die, obgleich die Tochter eines Landmannes, eine ſolche Bedeutung gewinnt, daß ſie, früher ein unter allen Umſtänden undenkbarer Fall, ihren König zur Krönung führt, zugleich aber, ohne ſich um Alles, was zwiſchen dieſem und dem Volke ſteht, zu kümmern, nur auf ihn achtet, Alles nur für ihn unternimmt und den Widerſtand der Großen gegen ihn, wie z. B. des Grafen von Richemont, eines bretagniſchen Prinzen, als einen Frevel gegen den Himmel ſelbſt betrachtet. In der Jungfrau von Orleans, in dem, was ſie iſt und was ſie thut, geht die Erhebung der niedern Klaſſen und ihr immer feſter werdendes Anſchließen an das Königthum, mit

Uebergehung oder Beſeitigung der das Lehnsweſen bezeichnenden Mittelſtufen der Macht und Würde, wie in einem großen Symbol hervor, und dies iſt die hiſtoriſche Bedeutung dieſer heroiſchen Erſcheinung. Das Königthum und das Volk, zwiſchen denen das Feudalſyſtem früher eine Mauer gezogen, die ſie ſich zu ſehen und gegenſeitig zu erkennen hinderte, waren einander auf dieſe Art näher gekommen. Der moderne Staat, der auf dieſem Bunde des moraliſchen Rechtes des Königthum's und der materiellen Macht der Maſſen beruht, erſcheint in der franzöſiſchen Geſchichte zum erſten Male vollkommen klar und entſchieden ausgeſprochen in dem Augenblicke, wo die Tochter des Landmannes ihrem Könige bei ſeiner Krönung, die nur durch ſie möglich geworden, zur Seite ſteht und in der Prozeſſion mit ihrer ſiegreichen Fahne, wie der Connetable mit dem Schwerte des Staates, einherſchreitet. Aber wenn die Krone und das Volk aus dem langen und hartnäckigen Kampfe mit den engliſchen Eroberern ſiegreich hervorgingen und die nationale Unabhängigkeit für immer erworben wurde, ſo blieb Frankreich unter der Regierung Karl's VII. ſo ſehr mit ſeiner innern Befeſtigung und der Anordnung des Erworbenen und Wiederhergeſtellten beſchäftigt, gewiſſermaßen auf ſich ſelbſt beharren, nahm an den Verhältniſſen der Nachbarn, einige verfehlte Verſuche abgerechnet, keinen bedeutenden Antheil und griff, von ſeinen Leiden und Siegen ausruhend, in das Rad der allgemeinen Weltbewegung weder ſtörend noch fördernd ein. Der Anfang zu dieſer Wirkung nach Außen, einer großen Nationalität faſt ebenſo nothwendig, wie ihre Unabhängigkeit und Herrſchaft in ihrem eigenen Innern, fällt in die Epoche Ludwig's XI., ſteigert ſich unter ſeinen Nachfolgern fortwährend und beginnt unter mancherlei wechſelnden Schickſalen die Geſtalt des franzöſiſchen Volkes, das ohne dieſen Einfluß auf die Fremde nicht nur für Andere todt, ſondern in ſich ſelbſt unfruchtbar, ein Körper ohne Bewegung und Glieder geweſen wäre, zu vollenden.

Dieſe neue Epoche, in der Frankreich einen entſchiedenen Einfluß auf das Ausland geltend zu machen und ſeine Kraft nicht mehr einzig zu ſeiner Erhaltung und Befeſtigung, ſondern zur Wirkung in die Ferne anzuwenden anfängt, und zwar nicht, wie in den Kreuzzügen, im Dienſte einer ihm urſprünglich fremden Idee und von Außen dazu veranlaßt, ſondern aus eigener Bewegung und um ſeiner ſelbſt willen, wird jedoch, ungeachtet der Thätigkeit und Umſicht, die ſie bezeichnet, von den Ueberlieferungen und Verhältniſſen früherer Zeiten, den Trümmern der Feudalwelt und der

Theokratie vielfältig aufgehalten und durchkreuzt, ſo daß Ludwig XI., der Repräſentant dieſer neuen Richtung, um dieſe Hinderniſſe zu heben, den Geiſt des Mittelalters nicht nur in ſeinen Mißbräuchen und Auswüchſen, ſondern ſelbſt in dem, was ihm Wahres und Großes eingewohnt und was ein koſtbares Vermächtniß für die geſammte moderne Welt geworden, zu bekämpfen und wo möglich zu vernichten veranlaßt wird. Seine Stellung wie ſein perſönlicher Charakter führten ihn zu dieſem Aeußerſten, in welchem, wie immer in ähnlichen Fällen, die allgemeinen auf alle Zeiten und Zuſtände anwendbaren ſittlichen Rechte und Vorſchriften auf eine das innere Leben ſeines Volkes gefährdende Weiſe von ihm verletzt wurden. So wie in dem Feudalweſen der Trotz auf äußere Macht, das Recht der Stärke, als das herrſchende Geſetz auftritt und die geiſtige Würde des Menſchen zu erniedrigen droht, ſo erſcheint unter Ludwig XI., in der weitern Entwickelung der königlichen Gewalt, die Herrſchaft des Verſtandes und deſſen Extreme, Liſt und Treuloſigkeit, Verſtellung und Heuchelei, ausſchließend und in einer vorher nie geſehenen Weiſe thätig, ſo daß, wie früher das Fauſtrecht für die intellektuelle, ſo jetzt dieſe neue Staatskunſt für den ſittlichen Gehalt der menſchlichen Natur gefährlich wird. Es hat ſpäter der große Fortſchritt in den Wiſſenſchaften und Künſten, welche der menſchlichen Kraft von ſelbſt eine gewiſſe ideale Richtung verleihen und dieſelbe erheben, beſonders aber der ſittliche Geiſt des Proteſtantismus dazu gehört, um die im Beginn dieſer neuen Epoche der zarteſten und verletzbarſten Seite des menſchlichen Weſens, dem Gefühle für Recht und Wahrheit, vornehmlich durch Ludwig XI., Ferdinand den Katholiſchen, mehr oder weniger aber durch alle Fürſten jener ſelbſtſüchtigen und falſchen Zeit geſchlagene Wunde zu heilen, was übrigens in den Ländern lateiniſchen Urſprunges und die dem Glauben des Mittelalters treu geblieben, weniger als in den germaniſchen, und welche der Reformation zufielen, gelungen iſt. Ohne den Einfluß, den der Proteſtantismus und die Erneuerung der Wiſſenſchaften und Künſte im ſechszehnten Jahrhundert auf die Läuterung des rein weltlichen und im Innerſten ſeines Weſens unſittlichen Geiſtes dieſes neuen politiſchen Lebens bekommen, wäre der intellektuell geringe, aber ſittlich hohe Geiſt des Mittelalters, aller ſeiner Mängel ungeachtet, unendlich vorzuziehen geweſen. Dieſe Selbſtſucht des Verſtandes, der, außer ſeinen äußern Zwecken und den zur Erreichung derſelben dienlichen Mitteln, nichts weiß und will, und ſelbſt verderbt, ſich immer nur an das ihm Verwandte in der menſchlichen Natur wendet und darum oft ſo mächtig wird,

würde die menſchliche Natur viel tiefer als der Aberglaube und die Roheit des Feudallebens erniedrigt haben, denn dieſe ließen den Charakter, die Quelle und Subſtanz des menſchlichen Weſens unverſehrt, während jene ihn, bei einem vollkommen freien und ausſchließenden Einfluſſe auf denſelben, in ſeiner innerſten Tiefe vergiftet haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Ludwig XI. hatte ſchon früh, in den erſten Jünglingsjahren ſtehend, einen Beweis ſeines ſich vor der Zeit entwickelnden Charakters gegeben, als er ſich mit den unzufriedenen Großen in der ſogenannten „Praguerie“ zur Beſchränkung der Macht Karl's VII. verband. Keine Rückſichten, weder die Ehrfurcht, die er ſeinem Vater ſchuldig war, noch der Gedanke, daß deſſen Gewalt einſt auf ihn übergehen und ihre Verminderung ihm ſelbſt fühlbar werden würde, hatten ſeine Ungeduld nach einer freiern Entwickelung ſeines ſelbſtſüchtigen Willens und einer Befriedigung ſeines erwachenden Ehrgeizes mäßigen können. Der unglückliche Erfolg dieſer Empörung hatte ihn nicht zum Gefühle ſeiner Pflicht, ſondern nur zu der Ueberzeugung geführt, daß die nach Beendigung des engliſchen Krieges im Innern ſo raſch ſich entwickelnde Macht des Königs, auf geſchickte Rathgeber und die Zuſtimmung des Volkes geſtützt, unwiderſtehlich ſei, oder wenigſtens durch Komplote und Meutereien nicht aufgehalten werden könne. Er hatte ſich deshalb ſeinem Vater ſcheinbar wieder zugewandt und ſich in deſſen Dienſt bei der Bekämpfung der Engländer in der Normandie und gegen einige aufrühriſche Große in Guienne durch Muth und Geſchicklichkeit hervorgethan, aber zugleich auch ſchon damals Beweiſe von Härte und Treuloſigkeit gegeben, Eigenſchaften, die, da ſie an ihm auf jeder Stufe des Alters und unter allen Umſtänden hervortreten, als zu ſeiner Natur gehörig betrachtet werden müſſen. Ungeachtet er von jetzt an in keine offenbare Verbindung mehr weder mit den innern noch auswärtigen Feinden des Königs, die Unzulänglichkeit ſolcher

Verſuche erkennend, trat, ſo erregte er doch fortwährend das Miß⸗trauen ſeines Vaters, der ſeine Schritte ſorgfältig bewachte und alle Klagen und Beſchuldigungen gegen ihn anzunehmen bereit war. Denn der Charakter Ludwig's war, ſo ſehr er ſich auch zu verhüllen ſtrebte, von der Natur zu ſtark und auffallend gezeichnet, als daß auch das gewöhnlichſte Maß von Urtheil und Scharfblick ſich über ihn hätte täuſchen können. Der hervorſtechendſte Zug in ihm war eine faſt gänzliche Abweſenheit unintereſſirten Gefühls und frei⸗williger Neigung für Andere und, als nothwendige Folge, eine rück⸗ſichtsloſe Selbſtſucht, deren Befriedigung ihm als ein natürliches Recht erſchien. Eine ſolche Natur kann ſich, ſo klug und vorſichtig ſie auch ſein mag, zumal bei ſehr in die Augen fallender Stellung, nicht lange verbergen. Zugleich wohnte in ihm eine tiefe und, da ſie ſich früh kundgab und als eine natürliche Fähigkeit erſcheint, inſtinktartige Kenntniß Anderer, d. h. der Mängel und Schwächen in ihnen, die ihn zum Mißtrauen und zur Verachtung gegen ſeine Umgebungen führte, wie denn überhaupt die Beobachtung des menſch⸗lichen Weſens, ſobald man von ſeiner Totalität abſtrahirt und es nur, wie es ſich gewöhnlich in den Individuen bricht und trübt, auffaßt, zu einer Geringſchätzung deſſelben führen muß. Ludwig fühlte ſich zu ſeinem Vater nicht als Sohn, ſondern nur als Erben ſeines Reiches, und zeigte gegen Alle, die von ihm begünſtigt wur⸗den, eine unüberwindliche Abneigung. Seine Mutter, die einzige Perſon, für die er einige Theilnahme zu hegen ſchien, ward von ihm vielleicht nur deswegen geliebt, weil ſie von ſeinem Vater, wenn auch nicht gemißhandelt, doch vernachläſſigt und über andern un⸗erlaubten Verbindungen vergeſſen wurde. Der beſondere Haß des Thronerben fiel aber auf die vertrauteſten Räthe ſeines Vaters, die, obwohl von Karl VII., in Bezug auf ſeine Macht und Sicherheit, mit großer Geſchicklichkeit gewählt, durch ihre Habſucht und ihre Ränke, dem zu Hohn und Verachtung geneigten Sinne des jungen Prinzen eine häufige Gelegenheit ſich zu üben gaben. Dieſe rächten ſich, indem ſie das ohnedies beſtehende Mißtrauen des Königs gegen ſeinen Sohn beſtändig reizten und zwiſchen beiden eine Spannung herbeiführten, die, unter ſo ſchwierigen Umſtänden, wahrſcheinlich zu einer Kataſtrophe geführt haben würde. Ludwig, in dieſem Kampfe als den Schwächern ſich fühlend, benutzte deshalb einen Vorwand, um ſich in die Dauphiné, die ihm als Thronerben unter der Ober⸗hoheit des Königs gehörte, zurückzuziehen, betrug ſich hier als ein unabhängiger Fürſt, verband ſich gegen den Willen ſeines Vaters mit einer Tochter des Herzogs von Savoyen, wußte aber auch

durch eine kluge und feſte Verwaltung die Neigung ſeiner Unterthanen zu gewinnen. Die Räthe ſeines Vaters, die ihn am Hofe, und während ihm keine eigentliche Macht zu Gebote ſtand, gefürchtet, hielten ihn im Beſitze einer der Grenzprovinzen des Reiches für noch viel gefährlicher, führten täglich neue Beſchuldigungen gegen ihn auf und lagen dem Könige an, ihn um jeden Preis zurückzurufen. Ludwig erklärte ſich wiederholentlich bereit, ſich vor ſeinem Vater zu rechtfertigen, machte aber dieſen Beweis ſeines Gehorſams von der Entfernung der ihm feindlichen Umgebungen des Königs abhängig, denen er ſich ohne Gefahr für ſein Leben und ſeine Freiheit nicht anvertrauen könne. Karl ſah dagegen in dieſen Beſchuldigungen gegen ſeine Diener nur einen Beweis für die Strafbarkeit ſeines Sohnes und fuhr fort auf deſſen Rückkehr zu dringen. Ludwig fürchtete aber mit Recht, daß ohne eine beſtimmte Gewährleiſtung ſeiner Sicherheit, die ihm der König ausdrücklich verſagte, ohne eine Veränderung in dem Rathe deſſelben ſein Wiedererſcheinen am Hofe ſeinen Untergang verurſachen könne. Die Kenntniß des Charakters ſeiner Gegner und ſein eigener Verſtand lehrten ihn, daß die Diener ſeines Vaters ihn, den Thronerben, der jeden Augenblick, bei dem Alter und der ſchwankenden Geſundheit Karl's VII., zur Krone gerufen werden konnte, nicht mit ſolcher Schonungsloſigkeit verfolgen würden, wenn ſie nicht im voraus entſchloſſen wären, ihn nie zur Regierung kommen zu laſſen. Einmal in ihre Nähe zurückgekehrt, hätte es ihnen nicht an Gelegenheit gefehlt, ihn vor dem Könige anzuklagen, oder, wenn dies erfolglos geblieben, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Ludwig mußte ſich erinnern, daß der Connetable Richemont zwei Günſtlinge Karl's faſt unter ſeinen Augen ermorden ließ, ohne daß dieſer, der ſo leicht vergaß, dafür die geringſte Rache genommen hätte. Seine Feinde, die das volle Vertrauen des Königs beſaßen, hätten bei einer Unternehmung gegen ihn keine ſtrenge Unterſuchung zu fürchten gehabt. Wie dem auch geweſen ſein möchte, die vollkommene Gleichgültigkeit, die Ludwig gegen ſeinen Vater empfand, ließ ihn bei demſelben ein ähnliches Gefühl vorausſetzen. Was ſeine Befürchtungen außerdem vermehrte, war der Umſtand, daß der König außer ihm noch einen andern und viel jüngern Sohn beſaß. Gelang es den Räthen Karl's VII., den ältern aus dem Wege zu räumen, ſo war eine Minderjährigkeit, im Falle des Ablebens des Königs zu erwarten, während welcher jene im Beſitze ihrer Macht geblieben wären, und Karl hätte ſich über den Verluſt ſeines ältern Sohnes, den er ohnedies nicht liebte, durch den Beſitz des jüngern

getröſtet, denn die Krone wäre auf dieſe Art nicht aus ſeinem Stamme herausgegangen. Ludwig, der ſich demnach weder auf die Neigung ſeines Vaters, noch auf ſeine eigene Unentbehrlichkeit für dieſen verlaſſen konnte, hütete ſich deshalb in ſeiner Nähe zu erſcheinen, und lehnte die wiederholten Befehle zur Rückkehr, die ihm je dringender, um ſo verdächtiger wurden, entſchieden ab.

Der einflußreichſte der Rathgeber Karl's VII., der Graf von Dammartin, einer der erſten Feldherren jener Zeit und der größte Feind des Thronerben, wußte die Abneigung des Königs gegen letztern ſo geſchickt zu unterhalten, ſchilderte ihm ſo lebhaft die Gefahren, die aus Ludwig's unabhängigem Walten in der Dauphiné entſtehen könnten, daß er endlich den Befehl erwirkte, mit gewaffneter Hand in das Land zu dringen und den Prinzen mit Gewalt zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Dieſer dachte einen Augenblick daran, ſich zu vertheidigen, ſah ſich aber bald von allen ſeinen Vaſallen verlaſſen, und entſchloß ſich, da jetzt jede Ausſöhnung noch ſchwieriger geworden, zu einer ſchleunigen Flucht. Der Herzog von Burgund, in deſſen Staaten er ſich begab, räumte ihm ein Schloß ein und ſetzte ihm ein Jahrgehalt aus. Dammartin nahm im Namen des Königs von der Dauphiné Beſitz, deren Bewohner mit den von Ludwig getroffenen Einrichtungen ſo zufrieden geweſen, daß ſie deren Beibehaltung wünſchten. Der Herzog von Burgund lehnte großmüthig die wiederholten Aufforderungen Karl's, ſeines Lehnsherrn, ſeinen Sohn ihm zu überliefern ab, und dieſer blieb bis zum Tode ſeines Vaters in der Verbannung, die er dem Anſchein nach freiwillig gewählt hatte, die aber in der That das einzige Mittel der Sicherheit und Rettung für ihn geworden war. Kaum hatte indeſſen Karl VII. die Augen geſchloſſen, ſo trat die Bedeutung, welche das monarchiſche Princip und die Idee einer unerſchütterlichen Thronfolge in Frankreich erlangt, ſo mächtig hervor, daß der ſeit langen Jahren vom Hofe entfernt geweſene und zuletzt aus dem Reiche verbannte Prinz von ſeiner Krone ſo ruhigen Beſitz nahm, als hätte er ſich am Sterbelager ſeines Vorgängers befunden. Die vertrauteſten Räthe ſeines Vaters, früher ſeine ärgſten Feinde, ſuchten alle Schuld der bisherigen Mißverhältniſſe auf den erſten unter ihnen, den Grafen von Dammartin, zu wälzen, und wetteiferten unter einander in Beweiſen der Unterwerfung und Anhänglichkeit gegen den neuen König.

Ludwig XI., der die Beſorgniſſe kannte, die er den Umgebungen ſeines Vaters eingeflößt hatte, ſchien es ſich bei ſeiner Thronbeſteigung zur Aufgabe gemacht zu haben, dieſelben durch Beweiſe

der Milde zu beruhigen und zu verſöhnen. Zugleich entſchädigte er diejenigen unter den Großen, die unter der vorigen Regierung gelitten hatten. Er begnadigte den Herzog von Alençon, der unter Karl VII. zum Tode verurtheilt, im Gefängniſſe gehalten wurde, und verzieh dem Grafen von Armagnac, der, in der letzten Zeit, ſich das Mißfallen des verſtorbenen Königs zugezogen hatte. Er nahm nach kurzem Bedenken die Grafen von Foix, Maine und Dunois, welche viel zu der Spannung zwiſchen ihm und ſeinem Vater beigetragen, in ſeine Dienſte. Dammartin war der einzige unter den Räthen Karl's, gegen den er feindſelige Abſichten äußerte, obgleich er ihm ſpäter nicht nur verzieh, ſondern ihn an die Spitze ſeiner Heere ſtellte und ihm ein faſt uneingeſchränktes Vertrauen bewies. Dieſes Vergeſſen empfangener Beleidigungen ging aber keineswegs aus einer milden oder erhabenen Natur hervor, ſondern war ein Werk der Klugheit, deren Vorſchriften dem Geiſte dieſes Königs immer gegenwärtig waren und von ihm für die einzige Regel des Verhaltens angeſehen wurden. Er ſelbſt von jeher gewohnt, ſich in allen Lagen nach ſeinem Vortheil zu richten, ſetzte bei Andern dieſelbe Geſinnung voraus. Die Räthe ſeines Vaters hatten es für nützlich erachtet, ihn, als er noch ohne Macht war, zu verfolgen, ſie konnten aber jetzt, bei veränderten Umſtänden, ſo dachte er, in ihren Geſinnungen gewechſelt haben und ihm ebenſo nützlich werden, als ſie ihm vorher gefährlich geweſen. Er prüfte ihre Tauglichkeit, für ihn der einzige Maßſtab der Neigung und Schätzung gegen Andere, und beſtanden ſie hier, hielt er außerdem ihr Intereſſe mit dem ſeinigen verträglich, ſo nahm er ſie gern in ſeinen Dienſt auf und vergaß leicht, was ſie unter andern Verhältniſſen früher gegen ihn gethan haben mochten. Dieſe Weiſe des Verhaltens, die in Ludwig XI. ſo auffallend hervortritt und durch die er ſich ſo ſehr von den meiſten ſeiner Vorfahren unterſcheidet, hatte allerdings ihren Grund in der beſondern Stimmung ſeines Innern, lag aber zugleich im Geiſte ſeiner Zeit, in welcher die Menſchen ihr individuelles Daſein von den allgemeinen ſittlichen und religiöſen Mächten, die daſſelbe früher geleitet, loszureißen und daſſelbe ausſchließender nach ihrer beſondern Lage und deren Forderungen einzurichten anfingen, eine Geſinnung, die allerdings ſo alt wie die Welt ſelbſt iſt, ohne Zweifel aber in einer gewiſſen Epoche mehr als in einer andern hervortritt. Ludwig XI. iſt in der Geſchichte zuweilen ſo dargeſtellt worden, als habe er dieſe Richtung, für die ſein ganzes Weſen wie gemacht erſcheint, hervorgebracht, weil er ſie in ſeiner Perſon beſonders darſtellt, was jedoch für eine

Uebertreibung angeſehen werden muß. Die Herrſchaft der Selbſtſucht und äußern Klugheit, die unter dieſem Fürſten ſo gewaltig um ſich greift, war ſchon viel früher, in der Zeit, als die Theokratie und das Feudalleben oder vielmehr die Grundſätze, auf die ſich beide ſtützten, zu ſinken begannen, ſichtbar geworden, hatte aber, wie jede gute oder böſe Erſcheinung, zu ihrer Entwickelung und Reife einer gewiſſen Zeit bedurft. Der Glaube des Mittelalters, religiöſer und politiſcher, fing vom dreizehnten Jahrhundert zu ſchwinden an, ohne daß eine neue ſittliche Weltanſicht ſich an deſſen Stelle geſetzt hätte, was erſt im ſechszehnten für einen Theil Europas durch den Proteſtantismus geſchah. Selbſtſucht und Treuloſigkeit, als politiſche Maximen, als Hebel bei der Leitung öffentlicher und allgemeiner Verhältniſſe, waren beſonders vom päpſtlichen Hofe, zumal während ſeines Waltens in Avignon, den kirchlichen Spaltungen und überhaupt dem Einfluſſe Italiens ausgegangen und hatten ſich über das ganze Abendland verbreitet. Die beſondere Eigenthümlichkeit der Epoche Ludwig's XI. beſtand vornehmlich darin, daß der intellektuelle Fortſchritt der damaligen Menſchheit ſich von der Entwickelung ihrer ſittlichen Subſtanz, ihrem Charakter getrennt und eine iſolirte Bahn eingeſchlagen hatte, aus welcher Trennung, wie immer, eine große innere Entartung und Verdorbenheit hervorgingen, denn eine wahrhafte, das ganze Daſein umfaſſende Geſittung iſt nur da möglich, wo jene beiden großen moraliſchen Mächte Hand in Hand nach demſelben Ziele ringen.

Ludwig, der die meiſten ſeiner frühern Feinde, ſobald er ein Mittel fand, ihre Fähigkeiten zu ſeinem Vortheile anwenden zu können, begnadigt hatte, ſuchte zugleich die Liebe des Volkes zu gewinnen und ließ daſſelbe eine Verminderung der Laſten und Steuern hoffen, die unter der vorigen Regierung wegen des langen Krieges und der Errichtung einer regelmäßigen Heeresmacht ſehr zugenommen hatten. Da aber ſeit dem Verfalle des Lehnsweſens und dem Sinken ſeines geſammten Organismus das Geld eine um ſo größere Bedeutung bekommen, da deſſen Bedürfniß beinahe ſo wie in ſpätern Zeiten gefühlt wurde, die Mittel, ſich ſolches zu verſchaffen, aber noch wenig vervollkommnet waren, ſo konnte jenes Verſprechen des Königs weder ernſtlich gemeint ſein, noch wirklich erfüllt werden. Es iſt jedoch ſchwerer, die Menge als Einzelne zu täuſchen. Da die Abgaben nicht nur nicht vermindert, ſondern, wenn auch ſchon jetzt nicht erhöht, doch mit noch größerer Strenge als früher eingetrieben wurden, ſo brachen in verſchiedenen Städten, beſonders in Reims, Aufſtände aus, die jedoch mehr von der Verzweiflung

der gedrückten Einwohner, als ihrem Freiheitsſinne zeugten. Ludwig offenbarte bei dieſer Gelegenheit alsbald ſeinen Charakter. Er ſchien dieſer Bewegung einen Augenblick ruhig zuzuſehen, ſandte liſtiger Weiſe eine Abtheilung ſeiner Soldaten, als Bauern und Krämer verkleidet, in die Stadt voraus, ließ dieſen ſchnell eine ſtärkere Macht nachrücken und dann zweihundert Bürger, zum Theil unter grauſamen Martern, hinrichten. Ludwig ſtrebte gleich anfangs wie im geſammten Verlaufe ſeiner Regierung danach, ſobald er ſich nicht offenbar den Stärkern glaubte und eines entſcheidenden Vortheiles gewiß war, ſich zu dem Auslande in ein friedliches und freundliches Verhältniß zu ſtellen, um bei der Ausführung ſeines Planes, im Innern Alles ſeiner unumſchränkten Autorität zu unterwerfen, nicht geſtört zu werden. Er gab deshalb dem Wunſche Papſt Pius' II. nach und ſchaffte die pragmatiſche Sanktion Karl's VII. ab. Dieſe hatte nichts mit dem eigentlichen Glauben zu thun, ſondern war nur zum Schutze der nationalen Kirche, der Unabhängigkeit bei den Wahlen in den Kapiteln und Stiftern, gegen die Eingriffe des römiſchen Hofes und die Habſucht ſeiner Werkzeuge eingeführt worden. Ludwig, der, obgleich den ſittlichen Einflüſſen des Chriſtenthums verſchloſſen, den Lehren und Gebräuchen der Kirche ſehr ergeben war, gab dem Papſte hierin um ſo lieber nach, da die pragmatiſche Sanktion der Geiſtlichkeit ſeines Landes eine gewiſſe Unabhängigkeit gönnte, deren bloßer Schatten ihm ſchon verhaßt war, und da er bei ſeiner Nähe und der Ausdehnung ſeiner Macht dem Einfluſſe der Kurie, bei vorkommenden Streitigkeiten widerſtehen zu können, verſichert war. Das Parlament von Paris aber, das, der Theokratie von jeher entgegen, nach der Aufhebung jenes Statuts, die Eingriffe des römiſchen Hofes in die innern Verhältniſſe des Königreiches fürchtete, machte dem Könige Vorſtellungen, die von der Univerſität, die bei der Beſetzung der geiſtlichen Stellen die Konkurrenz der Kreaturen und Günſtlinge der Kurie, ſobald die pragmatiſche Sanktion abgeſchafft war, zu beſorgen hatte, unterſtützt wurden. Der König, obgleich die Einmiſchung des Parlaments in politiſche Verhältniſſe mit Mißtrauen betrachtend, beobachtete bei dieſer Angelegenheit einen klugen Mittelweg. Er nahm die dem römiſchen Hofe gemachte Conceſſion nicht mehr zurück, ließ aber dem Parlament bei Klagen über der pragmatiſchen Sanktion zuwiderlaufende Ernennungen freie Hand und widerſetzte ſich der Ausführung ſeiner Entſcheidungen in dieſem Falle nicht.

Ludwig, ſeinem Vater ſonſt ſo unähnlich, ſchien jedoch, ſowie dieſer, kein Gefallen an dem Leben in ſeiner Hauptſtadt zu finden, ſondern verließ dieſelbe gewöhnlich, ſobald die Geſchäfte, die ihn dahin riefen, beendigt waren und zog einen wechſelnden Aufenthalt vor. Karl VII. hatte dies jedoch aus einem Hange zu ungeſtörtem Genuſſe gethan, bei deſſen Befriedigung er in einſamen Schlöſſern und entlegenen Landſchaften der Beobachtung und dem Urtheile der Menge weniger bloßgeſtellt war, bei ſeinem Sohne dagegen entſtand dieſe Gewohnheit aus ſeiner Thätigkeit, ſeinem Mißtrauen, ſeinem Willen, Alles ſelbſt zu ſehen und zu thun und ſich ſo wenig als möglich auf Andere zu verlaſſen. Während ſein Vater dem Volke fern geſtanden und ſich ausſchließend in ſeinem Hofkreiſe gefallen hatte, ſo zeigte ſich Ludwig dagegen der Menge gern, trat ihr nahe, beſuchte alle Punkte ſeines Reiches und ſetzte ſich mit Perſonen aller Klaſſen in Verbindung. Sein durchdringender Blick, die Gewandtheit ſeines Geiſtes, die Leichtigkeit, mit der er ſich, nach dem Zeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen, auszudrücken, die Menſchen zu erforſchen und zu gewinnen wußte, ſein Hang, ihre verwundbare Seite zu erkennen, um ſich ihrer ganz bemächtigen zu können, ließ ihn eine perſönliche Einwirkung jeder andern Weiſe der Verbindung vorziehen. Er galt für einen Meiſter in der Kunſt des Truges und der Ueberredung und glaubte ſo wenig an Pflicht, Moral oder Ueberzeugung, daß er dies ſelbſt eingeſtand und die am meiſten ſchätzte und zu gewinnen ſuchte, die ſich von ihm nicht leicht berücken ließen. Er that dann alles Mögliche, um ihren Vortheil an den ſeinigen zu knüpfen, und ward erſt dann ihr Gegner, wenn ſie mit der Fähigkeit, ihm zu ſchaden, auch den Willen dazu bewahrten. Obgleich von Natur hart und gefühllos, befriedigte er, nach Art aller verſtändigen Despoten, dieſen Hang nur dann, wenn es ſeine Sicherheit verlangte und er Andere durch ein Beiſpiel von Unternehmungen gegen ihn abſchrecken zu müſſen glaubte. Uebrigens war er, hierin von den meiſten großen und mächtigen Perſönlichkeiten ſehr verſchieden, wie wenig zartfühlend, ſo auch wenig verletzbar und der Schmeichelei durchaus unzugänglich, denn er beſaß Stolz und Herrſchſucht, aber keine Eitelkeit und ordnete ſeine Perſon überall ſeinen Zwecken unter. Er ſah in Andern nur auf das Verhältniß, in dem ſie zu ihm ſtanden, auf den Gewinn, den er von ihnen ziehen, oder die Nachtheile, mit denen ſie ihn bedrohen konnten. Ihr übriges Weſen, ihr ſittlicher Werth oder Unwerth waren ihm vollkommen gleichgültig. Dieſe Art zu ſein unterſchied ihn, wie überhaupt von ſo vielen andern Fürſten, beſonders von denen der

Feudalwelt, die vor Allem ihre eigene Perſönlichkeit zu befriedigen ſtrebten und meiſt ohne Plan und Zuſammenhang, den Eingebungen des Augenblickes gemäß, handelten und deshalb in ihrem ganzen Weſen ſo voller Widerſpruch erſcheinen. Dieſe erwieſen ſich, je nach ihrer innern Stimmung, großherzig oder rachſüchtig, grauſam oder mild, und gingen, wie manche der berühmteſten unter ihnen, z. B. Richard Löwenherz und ſo viele Andere, abwechſelnd von einem Alles um ſie her vernichtenden Hochmuthe zu einer ſich ſelbſt aufgebenden Demuth über, und dies in der Regel nicht aus äußerer Nothwendigkeit, ſondern aus innerer Stimmung, von dem ſteigenden und fallenden Strome ihrer Empfindungen hin- und hergeworfen. Ludwig war dagegen ein, obwohl keineswegs edler, aber durchaus in ſich übereinſtimmender, feſt gegründeter Charakter, der, ein einziges Ziel, die Vermehrung ſeiner Macht vor Augen habend, dasſelbe unabläſſig, ohne Zweifel und Schwanken, verfolgte. Was ſich vielleicht von chriſtlichem oder menſchlichem Gefühle in ihm regen und der Härte und dem Eigennutze, die ſeine Handlungen leiteten, zuweilen widerſprechen mochte, ward durch die Uebungen einer groben und gedankenloſen Frömmigkeit, die bei ihm in wahren Götzendienſt ausartete, beruhigt und erſtickt. Daher bei ſo großer Thätigkeit, ſo verwickelten Verhältniſſen, ſo ſchwierigen Lagen die unverwüſtliche Heiterkeit, der gute Muth dieſer Individualität, die, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung, keinen Mißlaut, keinen Widerſpruch, aus dem Trauer und Verdruß zu entſtehen pflegen, aufkommen ließ. Dieſe Heiterkeit ging bei ihm aus dem Bewußtſein ſeiner Macht über die äußern Verhältniſſe und Umſtände hervor, die er entweder nach Gefallen leitete, oder, wenn ſie ihm widerſtrebten, ſich dieſelben zu unterwerfen unabläſſig bemüht war. Er belohnte und beſtrafte deshalb mit derſelben innern Zufriedenheit, und ſeine härteſten Handlungen waren von Zeichen des Frohſinns begleitet, die ihm nicht ſowohl die Freude am Unglücke Anderer als die Genugthuung über den davongetragenen Erfolg gewährte. Nur in unmittelbar kritiſchen Momenten, wie während ſeiner kurzen, aber drohenden Gefangenſchaft in Peronne, erſchien er in verdüſterter Stimmung, und in den letzten Jahren ſeines Lebens ward ſeine Gemüthsruhe durch körperliche Leiden häufig unterbrochen. Sonſt wurde er faſt immer bei guter Laune gefunden, unterhielt ſich ſelbſt mit denen, die er der härteſten Gefangenſchaft, wie z. B. den Kardinal Ballun, oder dem Tode beſtimmte, auch wenn ſie früher ſeine vertrauten Gefährten geweſen, ruhig und wie gleichgültig, ohne an ihrem Schickſale den geringſten Antheil zu nehmen, aber auch ohne gegen ſie

einen dem Unrecht, deſſen er ſie beſchuldigte, angemeſſenen Zorn zu zeigen. Dieſe leidenſchaftsloſe Stimmung, die Alles der Berechnung unterwarf, jede innere Bewegung bezwang oder ſolche gar nicht fühlte, der Laune, dem Zufall ſo wenig Raum gewährte, ſich alles rein Menſchlichen da, wo es ſich ſtörend hätte eindrängen können, zu entäußern wußte, gab ihm in den verwickelten Verhältniſſen ſeiner Regierung eine ſo große perſönliche Ueberlegenheit über ſeine Gegner und ließ ihn für einen der klügſten Fürſten und größten Politiker, die es je gegeben, anſehen, warf aber auch auf ſeine übeln Handlungen ein beſonders gehäſſiges Licht und verminderte in der öffentlichen Meinung den Werth deſſen, was er Gutes gethan. Denn die Menſchen wollen vor allen Dingen in Andern das Menſchliche erkennen und verzeihen das Schlimmſte, ſobald es aus einer innern Bewegung und Leidenſchaft, die ſie begreifen, hervorgegangen, während die Abweſenheit alles Gefühls und aller Spontaneität, die Thätigkeit einer Alles berechnenden Selbſtſucht, die nur ſich will und kennt, für ſie das Fremdeſte und Zurückſtoßendſte iſt, was es giebt. Ludwig galt deshalb ſelbſt in einer Zeit des Truges und der Ränke, der Abweſenheit aller öffentlichen Moral, der Gleichgültigkeit für das Wohl und Wehe Anderer, für den treuloſeſten und grauſamſten Fürſten und flößte, beſonders gegen das Ende ſeiner Regierung, den Fremden, ſeinem Volke, ja ſeiner Familie Schrecken und Widerwillen zugleich ein. Indeſſen ging dieſe allgemeine Abneigung und Furcht nicht ſowohl aus dem, was er that, ſondern wie er es that, hervor, denn an Trug und Grauſamkeit wurde er von manchen ſeiner Zeitgenoſſen nicht nur erreicht, ſondern ſogar übertroffen, was ihm aber allein zugehörte und ihn von andern Fürſten unterſchied, war die Art innerer Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Charakter und ſeinen Handlungen, zwiſchen denen nie ein Widerſpruch ſichtbar wird, und wo das Schlimmſte, mit vollkommener Ruhe und Ueberlegung vollbracht, allerdings auf ein beſonders verderbtes Naturell ſchließen läßt. Mit einem durchdringenden Scharfblick und einer weniger aus Beiſpiel und Grundſatz, als aus ſeinem innerſten Weſen ſtammenden Gleichgültigkeit bei der Wahl ſeiner Mittel verband Ludwig eine ſeltene Unabhängigkeit des Willens und der Entſchließung, die in ſolchem Grade in keinem Könige ſeines Landes, weder vor noch nach ihm, ſichtbar geworden iſt. Gewohnheit und Erziehung machen die meiſten gebornen Fürſten von ihren Umgebungen abhängig, ſo daß es in der Geſchichte ſchwer und oft auch gleichgültig zu wiſſen iſt, was auf ihre und was auf dieſer Rechnung zu ſchreiben iſt. Ludwig war

dagegen denen, die er zur Vollziehung ſeiner Plane brauchte, ſo überlegen, daß ſie im Verhältniſſe bloßer Werkzeuge zu ihm da ſtanden und auf ſeine Entwürfe nicht nur keinen Einfluß hatten, ſondern mit deren Zuſammenhang und Richtung oft ganz unbekannt blieben. Er beſaß in dieſer Beziehung etwas von der Selbſtſtändigkeit und Unzugänglichkeit derer, die ſich aus dunkeln Verhältniſſen zu einer herrſchenden Stellung emporarbeiten und die, ſo wie ſie auf dem Wege dazu ſich ſelbſt genügen mußten, auch nach Erreichung des vorgeſteckten Zieles noch in derſelben Einſamkeit verharren bleiben. Es war in ihm, bei in ſo hohem Range Gebornen äußerſt ſelten, nichts Weichliches, Launiſches, Verwöhntes zu finden, ſondern ſeine ganze Natur ſchien aus einem durchaus gleichartigen, mit nichts Fremdem vermiſchten Stoffe gewoben zu ſein. Ein ſolcher Charakter, einzig auf die Realiſirung des Guten gerichtet, wäre mit dem Stempel einer beſondern Erhabenheit bezeichnet geweſen. Aber Ludwig war bei Allem, was er that, von nichts als dem Gedanken an die Vermehrung ſeiner Macht beſeelt, den er jedoch nicht auf eine großartige Weiſe, wie ein Eroberer, durch die Begeiſterung, die er den Seinigen eingeflößt, durch raſche und kühne Schläge, bei denen er ſich ebenſo ſehr ausgeſetzt, als Andere bedroht hätte, ſondern durch Liſt, Ränke, Treuloſigkeit und Härte, durch eine unerſchütterliche Zähigkeit und vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Mit- und Nachwelt verfolgte und erreichte. Obgleich die Reſultate ſeiner thätigen und kraftvollen Regierung ſeinem Volke im Ganzen förderlich geweſen und dazu beigetragen haben, daſſelbe dem ihm vorgeſteckten Ziele näher zu bringen, ſo hat die von ihm beſonders ausgegangene ausſchließende Herrſchaft einer ſelbſtſüchtigen Politik, die nicht nur alle Verbindung mit einer höhern ſittlichen Welt verlor, ſondern Wahrheit und Recht ohne alle Scheu und mit äußerm Erfolg verletzte, viel zu der Immoralität beigetragen, die ſich dem öffentlichen Leben in Frankreich, ſelbſt in ſeinen glänzendſten Erſcheinungen, anhängen ſollte. Der beſondere Charakter dieſes Königs, die ihm eigenthümliche Unabhängigkeit und Selbſtbeſtimmung, trat aber nicht nur in ſeiner Stellung als Souverain, ſeiner Regierung im eigentlichen Sinne des Wortes hervor, ſondern ſie ward auch in ſeinem Walten als Menſch, in ſeiner Verachtung gegen die damals beſtehenden Formen des Lebens in ſeinem Kreiſe, in ſeiner Geringſchätzung aller Pracht und Ceremonie, in der Art ſichtbar, wie er die Sitten und Gefühle Anderer, wo er von ihnen nicht einen mächtigen Widerſtand zu fürchten hatte, ohne alle Rückſicht verletzte. Ja, was noch viel auffallender iſt, dieſe ihn charak-

teriſirende Unabhängigkeit fand auch da, wo man ſie am wenigſten hätte ſuchen ſollen, in ſeiner religiöſen Ueberzeugung und Praxis ſtatt. Sein Aberglaube, ſeine Furcht vor überſinnlichen Mächten und deren Einwirkung, legte ihm keine Zügel an, flößte ihm keine ſittliche Scheu ein, denn er glaubte überhaupt nicht an die Herrſchaft des Guten in der Welt und damit an keine moraliſche Ordnung in derſelben. Selbſt die Kirche, deren Uebungen und Gebräuchen er ſich mit großem Eifer unterwarf, übte auf ſeine Handlungen keinen Einfluß aus. Er hielt ſich von ihr ſo unabhängig wie von jeder andern Macht. Er pflegte überall eine Anzahl Reliquien und Heiligenbilder bei ſich zu führen, an ſeiner Perſon, in ſeinem Hute, an die er ſich unmittelbar ſelbſt wandte, ohne eines Prieſters und Vermittlers zu bedürfen. Er wallfahrte viel und verehrte überhaupt die todten oder unſichtbaren Heiligen mehr als die lebendigen und gegenwärtigen, denn jene ließen ihn ruhig gewähren, während dieſe, die Prieſter und Mönche, auf ihn irgend einen Einfluß auszuüben, ſeine Perſönlichkeit mehr oder weniger zu beſchränken geſucht haben würden, wogegen ſich aber ſeine zuverläſſige und unzugängliche Natur ſträubte.

Funfzehntes Kapitel.

Ludwig XI. wandte, nachdem er die nothwendigſten innern Angelegenheiten geordnet, ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt dem Süden zu, wo er dem Könige von Aragonien, der mit ſeinen Unterthanen in Streitigkeiten lag, die erbetene Hülfe gewährte und für die dabei aufgewandten Unkoſten die Grafſchaften Rouſſillon und Cerdagne als Pfand erhielt, die, da jene gemachten Auslagen nie zurückerſtattet wurden, ihm verblieben. Guienne hatte ſich nach ſeiner Wiedereinverleibung mit Frankreich gegen Karl VII. empört und war von ihm mit dem Verluſte eines Theiles ſeiner Rechte beſtraft worden. Ludwig gab den Lehnsleuten und Städten ihre verlornen Privilegien wieder und errichtete, um die Einwohner zu gewinnen und den Einfluß des Parlaments von Paris, das von

Zeit zu Zeit einen Antheil an der Geſetzgebung in Anſpruch nahm, zu ſchwächen, ein Parlament in Bordeaux, während dieſe Stadt und ihre Provinz bisher von dem in Paris abgehangen hatten. Das Parlament von Toulouſe ward von ihm auf einen neuen Fuß organiſirt. Es gab demnach jetzt drei ſolcher Körperſchaften in Frankreich. Das Parlament von Paris blieb, wie es das älteſte war, auch immer das mächtigſte, obgleich es durch den von Karl VII. geſchaffenen Staatsrath, „Conseil du Roi“ genannt, und in dem alle eigentlichen politiſchen Angelegenheiten verhandelt wurden, von ſeinem Einfluſſe viel verloren hatte. Es ſuchte jetzt durch ſeinen Anſpruch, die Beſchlüſſe des Staatsrathes einer oberſten Prüfung zu unterwerfen, ſie zu modificiren oder zu verwerfen, eine oberſte Kontrole über die Verwaltung des Reiches zu gewinnen. Obgleich ſeinem alten Princip der unumſchränkten Machtvollkommenheit der Krone treu, ſuchte es deſſen Aeußerungen theils durch eine praktiſche Rückſichtsnahme auf die öffentliche Landeswohlfahrt, theils durch eine theoretiſche Berufung auf gewiſſe Fundamentalgeſetze, die aber nirgends klar ausgeſprochen waren und in deren Kreis es, was es wollte, hineinziehen konnte, zu beſchränken. Die königliche Autorität trat dieſem Widerſtande des Parlaments mit ihren „Lettres de jussion“ (Kabinetsbefehle) entgegen, die alle Einſprüche vernichteten und in deren häufiger Anwendung der praktiſche Theil des Despotismus des altfranzöſiſchen Königthums lag. Ludwig XI. nahm auf die Vorſtellungen ſeines Parlaments nur ſelten Rückſicht und ward auf ſeinen immerwährenden Reiſen von einem Ende des Landes zum andern nur ſelten von ſeinen Räthen begleitet, ſondern arbeitete meiſt allein und äußerte bei ſolchen Gelegenheiten, daß er ſeinen Staatsrath in ſeinem Kopfe herumtrüge. — Er löſte von dem Herzoge von Burgund die feſten Städte an der Somme ein, die Karl VII. an ihn verpfändet hatte. Philipp der Gute, der alt und ſchwach geworden, lebte mit ſeinem Sohne, dem Grafen von Charolais, dem nachmaligen Karl dem Kühnen, in Unfrieden, und Ludwig benutzte dieſe Spannung im Hauſe ſeines größten Lehnsmannes, um die Oberherrlichkeit der Krone über daſſelbe geltend zu machen. Er verbot ihm jede Verbindung mit Eduard IV. von England, dem Nebenbuhler Heinrich's VI., welcher letzterer durch ſeine Frau, Margarethe von Anjou, dem franzöſiſchen Königshauſe nahe verwandt war und deſſen Trägheit und Geiſtesſchwäche Ludwig lieber auf dem engliſchen Throne geſehen hätte, als den Kriegsmuth und die Herrſchſucht Eduard's von York. Ja, er ging ſogar ſo weit, eine Abgabe auf Salz in dem franzöſiſchen Burgund erheben zu wollen,

als wäre Philipp, wie die Barone des Königreiches, ſchon in das Verhältniß einer unbedingten Abhängigkeit herabgekommen. Dieſer Verſuch, der nur ein ſolcher war und mehr die Erinnerung an die Oberherrſchaft der Krone erneuern, als dieſe wirklich in Ausübung bringen ſollte, gelang nicht, aber Ludwig fand hier zum erſten Male Gelegenheit, einen ſeiner Kunſtgriffe, den er im Verlauf ſeiner Regierung ſo oft in Bewegung geſetzt, in Anwendung zu bringen. Der alte Herzog hatte ſein ganzes Vertrauen der Familie Croy zugewandt, die mit ſeinem Sohne, dem Grafen von Charolais, geſpannt, das Mißtrauen zwiſchen beiden Fürſten wach erhielt. Ludwig gewann die einflußreichſten Glieder des Hauſes Croy durch Geſchenke, Penſionen, Verſprechungen und zog ſie endlich ſpäter ganz in ſeine Dienſte hinüber. Er handelte auf dieſe Art bei allen vorkommenden Gelegenheiten, hatte faſt immer Verräther in dem Rathe ſeiner Feinde und gewann deren Botſchafter, Günſtlinge, Diener, bis auf die Herolde ſeiner Gegner, theils durch den ſchmeichelhaften Empfang, den er ihnen gewährte, theils durch wirkliche Belohnungen. Es war dies eines ſeiner vornehmſten Mittel, zu ſeinen Zwecken zu gelangen, das vor ihm noch Niemand in ſolchem Umfange und mit ſolchem Erfolge angewandt hatte und in deſſen Gebrauche er von ſeinen Nachfolgern ſelten erreicht worden iſt. — Seine Regierung läßt ſich in zwei große Abſchnitte eintheilen: 1) ſein langer und mühevoller Kampf gegen die Prinzen von Geblüt und andere Großen, die unter ihm wiederzugewinnen trachten, was ſie unter Karl VII. verloren hatten, und von England, Burgund und Bretagne unterſtützt werden, 2) deren Beſiegung nach dem Tode Karl's des Kühnen und die Theilung der burgundiſchen Macht. — Die Unmöglichkeit, in der ſich Ludwig ſah, ſeinen innern und äußern Feinden vereint zu widerſtehen, führte ihn einmal darauf, ſie unter ſich zu theilen, ſie einzeln zu gewinnen oder ihnen gegenſeitig Mißtrauen einzuflößen, und dann ſich mit fremden Mächten, wie mit dem Herzog von Mailand, den Schweizern, dem Könige von Böhmen u. ſ. w. zu verbinden. In dieſen Verhältniſſen fangen die Unterhandlungen, die geheimen Verträge, die politiſchen Kombinationen, und was mit dieſen in Verbindung ſteht, eine größere Rolle als je zu ſpielen an, ein Feld, auf dem Ludwig XI. ſich als ein Meiſter bewegt. Dieſe Richtung ſcheint ſo ſehr im Geiſte und in den Bedürfniſſen jener Zeit gelegen zu haben, daß Karl der Kühne, der berühmteſte Kriegsmann dieſer Epoche, durch ſeine Neigung, die Entſcheidung überall dem Schwerte zu überlaſſen, die Gewalt der Klugheit, den Kampf den Unterhandlungen vorzuziehen,

die ihn in frühern Jahrhunderten zum Gipfel der Größe geführt haben würde, zu Grunde geht, und die Kunſt der Unterhandlungen, die Scheu vor dem Kriege, die Feinheit des Urtheils und Beharrlichkeit auf der einmal betretenen Bahn, Ludwig über alle ſeine Gegner ſiegen läßt und ihn auf mühſamen, aber ſichern Wegen an ſein Ziel führt.

Nachdem ſich der Graf von Charolais, der endlich mit ſeinem Vater ausgeſöhnt worden und bei deſſen Alter und Schwäche die burgundiſchen Angelegenheiten leitete, mit dem Herzoge von Bretagne eng verbunden hatte, trat der größte Theil der Prinzen und vornehmſten Vaſallen zu einem Bunde unter dem Namen der „ligue du bien public“ zuſammen, unter dem Vorwande, daß das Königreich durch die Regierung Ludwig's XI. zu Grunde gerichtet werde, in Wahrheit aber, um ſich von der Oberhoheit und Aufſicht des Königs zu befreien, in ihren eigenen Beſitzungen unabhängig zu walten und durch die Uebernahme der großen Statthalterſchaften den Reichthum und die Hülfsquellen des Landes an ſich zu bringen. Der Name jedoch, den dieſe Konföderation ſich beilegte: der Bund der öffentlichen Wohlfahrt — war ein charakteriſtiſches Zeichen jener Zeit, denn früher würde Niemand auf ihn gefallen und derſelbe unverſtändlich und unmöglich geweſen ſein. Er beweiſt, daß die Idee des öffentlichen Wohles, wenn auch in dieſem Falle blos zum Vorwande genommen, doch ſchon wirklich vorhanden war und über die Gemüther eine Macht ausübte, die zur Feudalzeit unbekannt geweſen. Dieſe „ligue du bien public“ hatte ſich denſelben Zweck, wie die „Praguerie“ unter Karl VII., vorgeſetzt, die Beſchränkung der königlichen Macht zu Gunſten der Prinzen von Geblüt und einiger mit ihnen verbundenen Großen. Dieſe Verſchwörungen wurden übrigens Ludwig XI. weit gefährlicher als ſeinem Vater, der nur Einen bedeutenden Feind, England, gehabt, während unter der gegenwärtigen Regierung Burgund und Bretagne ſich als die hartnäckigſten Gegner der Krone erwieſen. Die einheimiſchen Feinde des Königs würden ihm, ohne dieſe auswärtige Hülfe, nicht länger und beſſer als ſeinem Vater widerſtanden haben. Der Plan der Verbündeten gehörte übrigens, ungeachtet der modern politiſchen Tendenz, die ſie ihm durch ihre Berufung auf das öffentliche Wohl, deſſen Vertheidigung und Wiederherſtellung, zu verleihen ſuchten, dem ſelbſtſüchtigen, zerſtückelnden und iſolirenden Geiſte des Feudallebens an. Sie wollten jedoch ſolches keineswegs in ihrer Reinheit wieder einſetzen, denn ſie verſagten ihren Vaſallen die Unabhängigkeit, die ſie gegen die Krone für ſich in Anſpruch nahmen. Sie

wollten nach oben hin frei ſein und nach unten zu herrſchen. Ihre Berufung auf die Grundſätze des Lehnsſyſtems war nur ein Vorwand, in den ſie ihre Abſichten einhüllten. Sie würden, hätten ſie geſiegt, Frankreich in eine Menge Landesherrſchaften getheilt haben, in denen jeder von ihnen, bei einer blos nominellen Anerkennung der Krone, ſich allmälig zum unumſchränkten Herrn ſeiner Mitſtände gemacht haben würde. Die Nation hätte dann, in eine Menge Territorialſouverainetäten zerriſſen, aufgehört ein Ganzes zu bilden und ſich ſelbſt anzugehören. Ein ſolches Streben ſtand aber mit dem Geiſte und der Beſtimmung der franzöſiſchen Nationalität in zu großem Widerſpruche, um, wenigſtens in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, gelingen zu können. Dieſer Verſuch wurde jedenfalls zu ſpät angeſtellt. Frankreich hätte unter einem weniger klugen und kräftigen Könige, als Ludwig XI. war, durch die Verräthereien und Empörungen ſeiner Großen allerdings in große Noth gerathen und für einen Augenblick ſeine Einheit verlieren können, aber die in dieſem großen Volke lebende centripetale Kraft würde es immer wieder verſtanden haben, die zerſtückten Glieder zuſammenzuleſen und in einen neuen Körper zu vereinigen. Wir haben oben des eigenthümlichen Zuſtandes des burgundiſchen Staates, wie derſelbe aus franzöſiſchen und deutſchen Lehnen zuſammengeſetzt, der Form nach ſich unter einer doppelten Abhängigkeit befindend, gerade deshalb aber ſich von beiden frei erhalten konnte und durch ſeine Lage und ſeine Hülfsquellen zu einer eigenthümlichen Stellung berufen war, umſtändlicher erwähnt. Daß er mit dem Königreiche überhaupt nur ſehr loſe verbunden, unter der Leitung eines ſo kühnen und herrſchſüchtigen Fürſten, wie dem Grafen von Charolais, deſſen entſchiedenſter Gegner werden mußte, iſt leicht zu begreifen. Das Verhältniß der Bretagne, deſſen Herzog nächſt Burgund in der Ligue du bien public am meiſten hervortritt, zur Krone, war ein weniger entſchiedenes. Die Bretagne behauptete, nie einen Theil des eigentlichen Königreiches ausgemacht zu haben. Ihr Verhältniß zu Frankreich beruhte nicht auf der Vorſtellung einer bedingten Conceſſion von Seiten der Krone. Die Abhängigkeit des Herzogthums war ein rein politiſches, durch die größere Macht des Königreiches entſtandenes Faktum. Die Herzöge dieſes Landes ſahen ſich als untergeordnete Verbündete der Könige von Frankreich an und leiſteten ihnen als ſolche, der Sitte jener Zeit gemäß, einen Eid, aber ſtehend und mit bedecktem Haupt. Sie ſahen ihr Land, aber nicht ihre Perſon und ihre Dynaſtie in einer Abhängigkeit von der Krone an, lehnten beharrlich die Eigenſchaft

von Pairs von Frankreich ab und richteten dieſe nicht und ließen ſich von ihnen nicht richten. Dem Verhältniß der Bretagne lag noch im funfzehnten Jahrhundert die Idee einer urſprünglich fremden, außerhalb des römiſch-fränkiſchen Staates ſtehenden Nationalität, der celtiſchen, zu Grunde. Bei jedem Thronwechſel in Frankreich oder Bretagne verlangte der Kanzler von Frankreich den „l'hommage-lige“, den Eid des Lüdigmannes, der ſeinem Herrn mit Gut und Blut beiſtehen und ihm in Perſon zu Hülfe ziehen mußte, und der Kanzler von Bretagne erklärte ſeinen Gebieter nur zum „hommage pur“, zu der bloßen Anerkennung der Oberhoheit des Königs und dem Verſprechen, ſich nicht mit ſeinen innern oder auswärtigen Feinden zu verbinden, verpflichtet. Der König begnügte ſich dann mit der einfachen Huldigung und erklärte dadurch ſtillſchweigend, daß die Bretagne kein urſprüngliches Eigenthum der Krone ſei und ihre Herzöge untergeordnete Verbündete, aber keine eigentlichen Lehnsmänner wären. Der Eintritt dieſer beiden Fürſten Burgund und Bretagne, in die Ligue du bien public, wie ihre Oppoſition gegen die Krone überhaupt, folgte aus ihrer Stellung, die ſie zu wahren Souverainen erhob. Es drängte ſich ihnen von ſelbſt die Nothwendigkeit auf, ſich gegen die um ſich greifende Macht der Krone zu ſchützen, und ſich, um dieſer widerſtehen zu können, ſo viel als möglich zu vergrößern. Sie beſaßen und mußten eine ſelbſtſtändige Politik beſitzen. Eine ganz andere Bewandniß hatte es aber mit den Prinzen von Geblüt und den übrigen Ludwig XI. feindſelig geſinnten Großen. Dieſe befanden ſich im Falle einer offenen durch nichts zu rechtfertigenden Empörung. Der bejahrte und kinderloſe Graf von Artois war der einzige unter den Prinzen, der, von einem Bruder Ludwig des Heiligen ſtammend, ſeine Beſitzungen nicht der Gunſt der Könige aus dem Hauſe Valois verdankte. Die Herzöge von Orleans, Bourbon, Alençon reichten in Bezug auf ihre gegenwärtige Stellung nicht über den König Johann herauf, hatten alſo für ihre Anſprüche keine verjährten Rechte, wie einſt die Herzöge der Normandie, die Grafen von Flandern u. ſ. w. anzuführen. Ihre Lehen waren ihnen zu einer Zeit verliehen worden, wo das Königthum ſchon keine andere Souverainetät als die ſeinige anerkannte und unter Bedingungen, welche ihnen einen rechtlichen Anſpruch auf eine ſolche unmöglich machten. Die übrigen unzufriedenen Großen, die Prinzen aus den Häuſern Armagnac, Albret, Foix und einige andere, waren nur durch die Dienſte, die ſie der Krone erwieſen, und durch die Belohnungen, die ſie dafür von letzterer empfangen, aus ihrem Dunkel emporgeſtiegen.

In Bezug auf die rein materielle Stellung fand zwiſchen den Mitgliedern der Ligue du bien public ebenfalls ein ſehr großer Unterſchied ſtatt. Burgund, ſelbſt nur ſeine rein franzöſiſchen Beſitzungen genommen, und Bretagne lagen an der Grenze des Reichs, den Angriffen der Krone nicht leicht ausgeſetzt. Burgund lehnte ſich an Deutſchland und die Schweiz, und Bretagne ſtand durch das Meer mit dem Frankreich ſo lange feindlichen und noch jetzt daſſelbe bedrohenden England, von dem es ſo leicht Hülfe gegen die Könige erhalten konnte und ſo oft wirklich erhalten hatte, in Verbindung. Die Beſitzungen der Prinzen von Geblüt lagen aber großentheils im Innern des Landes, von den Staaten des Königs umgeben, und konnten von dieſem jeden Augenblick mit Krieg überzogen werden, und die Armagnacs, Albrets u. ſ. w. geboten am Fuße der Pyrenäen über eine kriegeriſche, vom Wirkungskreiſe der Krone allerdings weit entfernte Bevölkerung, aber ihre Macht war nur gering und der Adel in ihren Gebieten ihnen wenig zugethan, da ſie über denſelben dieſelbe Macht ausüben wollten, deren Anerkennung ſie dem Könige in Bezug auf ſie ſelbſt verſagten, was zum Theil ihre Beſiegung und ihren endlichen Fall erklärt. — So war der Bund beſchaffen, der ſich gegen Ludwig XI. oder gegen die Idee der modernen Monarchie ſelbſt erhob und der, mehrmals beſiegt, ſich immer wieder erneuern und den größten Theil der Regierung dieſes Königs beunruhigen ſollte. Die Macht der Krone, von einem ſtehenden Heere und einem regelmäßigen Steuerſyſteme unterſtützt, von der Gunſt und Zuſtimmung der geſammten Nation getragen, konnte durch den Ehrgeiz, den Neid und die Willkür ihrer großen Vaſallen zwar bedroht, aber nicht bezwungen werden. Das Königthum hatte im funfzehnten Jahrhundert die allgemeine Lage der Welt und die Geſinnungen der Maſſen für ſich, und die Prinzen von Geblüt und ihre Verbündeten vertheidigten ſich mit den Ideen und Grundſätzen der Vergangenheit, die nur von denen angerufen werden, die der Gegenwart nicht mehr mächtig ſind und denen die Zukunft feindlich erſcheint. Der Kampf ſollte ein langer und hartnäckiger ſein, und Ludwig's XI. Perſönlichkeit trug ohne Zweifel viel zur Erbitterung und dem Mißtrauen ſeiner Feinde bei. Der endliche Ausgang, die Beſiegung der Empörer und eine noch größere Zerbröckelung der vorhandenen Trümmer des Feudalweſens, konnte nicht zweifelhaft ſein.

Die Prinzen ſtellten den jüngern Bruder des Königs, Karl von Frankreich, dem dieſer das Herzogthum Berry, aber mit geringer Selbſtſtändigkeit, als Abfindung überlaſſen, an ihre Spitze. Lud-

wig XI. hatte damals noch keine Kinder und ſein Bruder war ſein nächſter Erbe. Die Verbündeten hofften, unter den Zufällen, Anſtrengungen und Gefahren des Krieges, auf den möglichen Tod des Königs, und waren gewiß, unter einem noch ſehr jungen Manne, wie ſein Nachfolger war, deſſen Unfähigkeit und Charakterſchwäche ſie wohl kannten, ihre Abſichten erreichen zu können. Karl begab ſich heimlich zu dem Herzoge von Bretagne, dem erklärten Feinde ſeines Bruders und fand hier den Herzog von Alençon, den Ludwig im Anfange ſeiner Regierung begnadigt hatte, ſo wie die Prinzen aus dem Hauſe Armagnac, gegen die er nicht weniger Milde bewieſen, indem er den einen aus der Verbannung zurückrief und ihm ſeine Beſitzungen wiedergab, den andern aber mit dem Herzogthum Nemours belehnte, und das Haupt des Hauſes Albret. Die übrigen Verbündeten rüſteten ſich auf verſchiedenen Punkten. Einer der thätigſten unter ihnen, der Graf von St. Pol, war der Unterhändler zwiſchen dem Herzoge von Bretagne und dem Grafen von Charolais geweſen. Der Herzog von Bourbon, der Schwager des Königs und auf den dieſer ſich verlaſſen zu können glaubte, begann die Feindſeligkeiten gegen ihn. Ein charakteriſtiſcher Umſtand, mit dem ſcheinbaren Zweck dieſes Bundes oder dieſer Verſchwörung, das öffentliche Wohl zu ſchützen, in Uebereinſtimmung, war die Bekanntmachung der Briefe des Herzogs von Bourbon an den König, in denen dieſe Tendenz entwickelt war, und das Manifeſt Ludwig's, in welchem er die Aufrührer widerlegte und den günſtigen Zuſtand des Landes auseinanderſetzte. Von einer ſolchen Veröffentlichung politiſcher Intereſſen, von einer ſolchen Berufung auf die Meinung hatten frühere Jahrhunderte, als das theokratiſche und feudale Syſtem in ſeiner Kraft ſtand, nichts gewußt. Die Kirche ſprach damals allein zu den Völkern, aber nicht im Tone der Ueberredung, ſondern in dem der Autorität, und wandte ſich nicht an ihr Urtheil, ſondern an ihren Glauben, und die Glieder der Lehnskette, vom größten bis zum kleinſten herunter, richteten ſich in ſolchen Fällen nur an ihres Gleichen, ſchrieben der Mehrheit der Nation weder das Recht noch die Kraft einer Ueberzeugung zu und ſuchten deshalb auch keineswegs deren Gunſt und Meinung zu gewinnen. Die Oeffentlichkeit dagegen, mit der jetzt der Zweck, die Beſchwerden und Anklagen der ſtreitenden Parteien vor dem Richterſtuhl der öffentlichen Meinung geführt wurden, beweiſt, daß die Idee eines Staates, eines Volkes, von dem zuletzt jede Entſcheidung abhänge und das man deshalb gewinnen müſſe, überhaupt eine Geſinnung, und damit die Freiheit, die ſie vorausſetzt, ein eigentliches Publikum, wenn auch

der Form nach noch ſo ſehr verſchieden von dem, was man ſpäter ſo genannt hat, doch ſeinem Keim nach ſchon vorhanden war.

Wenn die Feinde des Königs nach einem übereinſtimmenden Plane gehandelt und ihre gegenſeitigen Zuſagen genau erfüllt hätten, ſo würden ſie mit einer ihm, für den Augenblick wenigſtens, überlegenen Macht haben auftreten können, aber dieſe Uebereinſtimmung konnte wie gewöhnlich nicht leicht unter ſo zahlreichen, wenn auch über den einen Zweck, die Beſchränkung der königlichen Gewalt, unter ſich einigen, ſonſt aber an Macht, Stellung und Intereſſe äußerſt verſchiedenen Verbündeten beſtehen. Einige von den Prinzen und großen Vaſallen, obgleich die weniger mächtigen, und ſelbſt dieſe noch bei unzuverläſſiger Treue, wie der Titularkönig von Sicilien und der Graf von Maine, beide aus dem Hauſe Anjou, ſo wie die Grafen d'Eu, Nevers und Foix, hatten die Partei des Königs ergriffen. Ludwig verſammelte ſchnell ein zahlreiches Heer, rückte nach Riom vor und jagte den Herzögen von Bourbon und Nemours, den Grafen von Armagnac und Albret einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie einen Waffenſtillſtand eingingen und einen Vergleich anzunehmen verſprachen. Er begab ſich hierauf in Eilmärſchen nach Paris, das mit ſeinen Feinden ſchon Unterhandlungen, bei denen Karl von Frankreich die Eigenſchaft eines Regenten angenommen, eingegangen war, und es kam bei Montlhery (1465) zwiſchen ihm und dem Grafen von Charolais zu einer unentſchiedenen Schlacht, nach welcher Ludwig Paris in Beſitz nahm. Die Verbündeten lagerten ſich in der Nähe der Stadt. Eine Reihe von Unterhandlungen begann, die zu keinem Ausgange führten. Im Verlaufe derſelben wurde Ludwig, der ſich ohnedies auf keinen der ihm treu gebliebenen Großen verlaſſen zu können glaubte, plötzlich durch die Nachricht überraſcht, daß der Herzog von Bourbon Rouen eingenommen und die ganze Normandie ſich für denſelben erklärt hatte. Der König glaubte für den Augenblick dieſem Schlage nicht widerſtehen zu können, und entſchloß ſich endlich ſeinen Gegnern den größten Theil der von ihnen verlangten und von ihm bisher abgelehnten Bedingungen zu bewilligen. Dieſelben waren für ihn äußerſt hart, und ohne die ſchon damals gehegte Abſicht, dieſelben, je nach den Umſtänden umgehen oder brechen zu wollen, hätte ihre Annahme ihn faſt erdrücken müſſen. Er trat ſeinem Bruder Karl die Normandie, die wichtigſte Provinz ſeines Landes, als ein erbliches Lehen ab, er gab an Burgund die feſten Städte an der Somme zurück, die er beim Antritt ſeiner Regierung mit ſo großen Opfern eingelöſt hatte, mit dem Rechte, ſie, aber nicht von dem Grafen von

Charolais, ſondern erſt von deſſen Erben, wiederkaufen zu können. Er trat außerdem allen verbündeten Großen verſchiedene Beſitzungen und Rechte ab und ſagte ihnen die Bezahlung bedeutender Geldſummen als Entſchädigung zu. Was ihn am Meiſten beſchweren und demüthigen mußte, waren die Belohnungen, die er mehren ſeiner erklärteſten Gegner, und darunter ſolchen, denen er ſchon einmal verziehen hatte, zuzugeſtehen gezwungen wurde. Der Herzog von Nemours erhielt die Statthalterſchaft von Paris und Ile de France, das Haupt des Hauſes Albret mehre ſeinen Beſitzungen nahe liegende Herrſchaften, die Grafen von Armagnac und Dunois den Befehl über einen Theil der bewaffneten Macht. Einen andern ſeiner Feinde, den Grafen von St. Pol, mußte er zum Connetable ernennen, und einige von ihnen mit den bedeutendſten Hof- und Reichswürden bekleiden. Sein erklärteſter Gegner zur Zeit ſeines Vaters, der Graf von Dammartin, war in dieſen Vergleich eingeſchloſſen. Dammartin erhielt ſeine eingezogenen Beſitzungen zurück und die Führung einer Heeresabtheilung. Es wurden außerdem ſechsunddreißig Kommiſſarien zur Abſtellung aller Mißbräuche, über welche die Verbündeten ſich beſchwert, ernannt und ein Vergeſſen alles Geſchehenen ausgeſprochen. Unter allen, welche Ludwig auf dieſe Art mit Gütern und Ehren zu überhäufen gezwungen wurde, hielten ſich nur Dunois, der aber ſchon alt und unthätig geworden, und Dammartin ihm dafür zu Treue und Erkenntlichkeit verbunden. Letzterer wurde von jetzt an ſein zuverläſſigſter Diener und eine ſeiner Stützen. Die übrigen Großen blieben, mit ſeltenen Ausnahmen, ihrem Plan, ſeine Macht auf das Aeußerſte zu beſchränken und den Beſitz des Königreiches mit ihm zu theilen, treu. Der Vertrag, den ſie ihm abgezwungen, wird der von Conflans genannt.

Wären die gegen den König verbündeten Großen einträchtig geblieben, hätte einer von ihnen Fähigkeit und Kraft beſeſſen, die Leitung ihrer gemeinſamen Angelegenheiten zu übernehmen und Ludwig zur genauen Erfüllung aller eingegangenen Verpflichtungen zu zwingen, ſo würde die Monarchie in ihrem Streben nach Einheit und Unumſchränktheit ohne Zweifel bedeutend aufgehalten worden ſein. Der Mangel an Uebereinſtimmung unter ſeinen Feinden erlaubte aber dem Könige von ſeiner Klugheit und ſeinen Künſten und der Abneigung des Volkes gegen das Chaos einer Zerſtückelung des ſeit Jahrhunderten mühſam Vorbereiteten und Zuſammengebrachten Gebrauch zu machen. Der Graf von Charolais, der einzige unter den Verbündeten, der eine europäiſche Stellung beſaß und durch den Umfang ſeiner Länder und ſeine außerhalb Frankreich lie-

genden Beſitzungen von ſelbſt über das Verhältniß eines Lehnsmannes hervorragte, richtete von jetzt an einen großen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit und Kraft auf Angelegenheiten, die mit der Ligue du bien public und den aus ihr ſtammenden Intereſſen nichts gemein hatten, wie die Bezwingung der Lütticher, die Demüthigung des Freiheitsſinnes der großen niederländiſchen Städte und ſpäter die Unterjochung der Schweizer, und war überhaupt bei ſeinem gewaltſamen, keines zuſammenhängenden Planes, keiner dauernden Folge in ſeinen Handlungen fähigen Sinne nicht zum Leiter eines ſo vielköpfigen, ſo getheilten und in ſeinen eigenen Gliedern von einander ſo verſchiedenen Bündniſſes geeignet. — Ludwig gewann durch große Opfer einen ſeiner entſchiedenſten und geſchickteſten Gegner, den Herzog von Bourbon, deſſen Fortſchritte in der Normandie ihn zur Annahme des Vertrages von Conflans gezwungen hatten, und brauchte dieſen, der einen bedeutenden Einfluß auf die unruhigen Großen im Süden ausübte, dieſelben in Zaum zu halten, was ihm auch großentheils gelang.

Nichts zeugt mehr von der Einſicht und Klugheit dieſes Königs, als die Bereitwilligkeit, mit der ſeine ſo ſelbſtſüchtige Natur in gefährlichen Lagen oder zur Erreichung ſeiner Zwecke, für den Augenblick, ohne Anſtand und Schwierigkeit, Opfer der empfindlichſten Art zu bringen verſtand. Er wußte, daß das, was ihm blieb, in ſeiner Hand immer noch von größerer Bedeutung war, als das, was er ſeinen Gegnern abtrat, in der ihrigen, und er rechnete wie Jeder, der ſich im Beſitze hervorragender Geiſteskräfte weiß, auf die Gunſt der Zukunft. — Bald nach dem Vertrage von Conflans veruneinigte ſich Karl von Frankreich mit dem Herzoge von Bretagne, der eine Anzahl der erſterm zugehörigen Städte in der Normandie für ſich in Beſitz nahm. Ludwig, der dieſe Spannung mit Freuden gewahrte, ſchlug dem Herzoge ſogleich eine Zuſammenkunft in Caen vor, bei welcher ein Vertrag abgeſchloſſen wurde, vermöge deſſen letzterer ſich von den Feinden des Königs trennte, die Städte, deren er ſich bemächtigt, behalten und in ſein Land zurückkehren ſollte. In kurzer Zeit nahm Ludwig die ganze Normandie ein, ließ dieſelbe von ſeinem Kriegsvolke beſetzen, von ſeinen Beamten verwalten und hob eine der Grundbedingungen des Vergleiches von Conflans, die Abtretung dieſer großen und reichen Provinz an ſeinen Bruder, noch ehe ſie zur Vollziehung gekommen, auf. Karl wurde ſogar genöthigt, in Bretagne Schutz zu ſuchen, deſſen Herzog ihn ſo eben verlaſſen und ſelbſt verrathen hatte. Eine der Klauſeln des letzten Friedens beſtimmte das Zuſammentreten von

ſechsunddreißig Kommiſſarien, aus Geiſtlichen, Rittern und Rechtskundigen beſtehend, um die Beſchwerden und Mißbräuche, die zur Bildung der Ligue du bien public Veranlaſſung gegeben, zu prüfen und dem Könige die beſchloſſenen Reformen zur Prüfung vorzulegen, der ſie dann innerhalb vierzehn Tagen beſtätigen ſollte. Ludwig ernannte den Grafen von Dunois, der ihm jetzt ſehr ergeben war, zum Vorſitzer dieſer Verſammlung und wußte auch die übrigen Mitglieder, von denen übrigens nur einundzwanzig zuſammenkamen, entweder aus von ihm abhängigen Perſonen zu wählen, oder ſie in ſein Intereſſe zu ziehen. Dieſe Kommiſſion vertagte ſich, da in Paris inzwiſchen eine peſtartige Krankheit ausbrach, und gab, als ſie im nächſten Jahre wieder zuſammentrat, dem Könige in allen ſtreitigen Fällen recht. Während dieſer Zeit blieb Karl von Frankreich ohne alle Entſchädigung. Ludwig ließ ihm bald dieſe, bald jene Provinz, in die Stelle der Normandie, die er zur Sicherheit des Reiches in ſeiner eigenen Hand halten zu müſſen erklärte, anbieten, wußte aber die Unterhandlungen hierüber ſo in die Länge zu ziehen, daß ſein Bruder weder Land noch Geld von ihm empfing und dem Herzoge von Bretagne zur Laſt fiel. Der Graf von Charolais war nach dem Vertrage von Conflans ſogleich in ſeine Staaten zurückgekehrt, um die Unruhen in den Niederlanden, die der König heimlich genährt, zu erſticken. Der Biſchof von Lüttich, einer der erſten Reichsfürſten in dieſer Gegend, hatte ihn zu ſeinem Statthalter ernannt und er ſich aller weltlichen Gewalt in dieſem Lande zu bemächtigen gewußt. Aber die beiden vornehmſten Städte, Dinant und Lüttich, waren dem burgundiſchen Joche auf das Aeußerſte abgeneigt. Dinant ward von Grund aus zerſtört und Lüttich zur Erlegung einer großen Geldbuße gezwungen. Während dieſer Zeit hatte der Graf von Charolais, den dieſe Angelegenheiten ausſchließend beſchäftigten, dem Könige freie Hand gelaſſen und war außer Stande geweſen, der Art, wie dieſer mehre der weſentlichſten Bedingungen des Vertrages von Conflans verletzte, Einhalt zu thun. Der Herzog von Bretagne, der jetzt der Macht Frankreichs faſt allein bloßgeſtellt war, ſuchte ſich durch einen Bund mit England, dem alten Alliirten ſeines Landes, und ſelbſt mit Dänemark und Savoyen gegen den König zu ſchützen.

Ein Jahr nach der Beſiegung der Lütticher ſtarb (1467) der Herzog von Burgund Philipp der Gute, der einſt in ſeiner Jugend während der engliſchen Kriege eine ſo große Rolle geſpielt, dann aber früh gealtert war, und dem es weniger an Macht als an Klugheit und Entſchloſſenheit gefehlt hatte, um den Plan ſeines

Hauſes, die Stiftung eines unabhängigen Staates zwiſchen Deutſchland und Frankreich, zur Ausführung zu bringen. Obgleich ohne eigentliche Herrſchergaben, mehr eitel als groß geſinnt, den Prunk der Hoheit für dieſe ſelbſt nehmend, und habſüchtig und verſchwenderiſch zugleich, war er dennoch von ſeinen Unterthanen geliebt geweſen und hatte in der That auch unter den vielen ſchlechten Fürſten ſeiner Zeit für einen der beſſern gelten können. Sein Sohn und Nachfolger, Karl der Kühne, der bisherige Graf von Charolais, ſollte durch ſeine wilde planloſe Kriegsluſt, ſeinen Hang zu Härte und Willkür mehr den Charakter eines kriegsluſtigen und unruhigen Lehnsmannes früherer Jahrhunderte als den des Fürſten eines großen Landes bewähren. Die ungleichartige Zuſammenſetzung des burgundiſchen Staates, der verſchiedene Geiſt ſeiner Bevölkerungen und die hieraus nothwendig hervorgehenden Nachtheile hätten nur von ſehr ſtaatsklugen und eben ſo feſten als gemäßigten Regenten überwunden werden können. Selbſt unter Philipp's im Ganzen milder Regierung hatte es in ſeinen niederländiſchen Beſitzungen nicht an Gährung und Unzufriedenheit gefehlt. Der Souverain war in den großen flamändiſchen Handelsſtädten nicht viel mehr als der Schutzherr dieſer freien Gemeinden geweſen, die das Recht, ſich ſelbſt zu regieren, zwar mehrmals verloren, aber immer wieder in Anſpruch genommen hatten. Karl des Kühnen unbeugſamer und gewaltthätiger Sinn und ſeine wohlbekannte Neigung zu einem willkürlichen und ſchrankenloſen Walten mußten in dieſem Theile ſeines Reiches die lebhafteſten Beſorgniſſe erwecken. Die Einwohner von Gent erhoben ſich beim Einzuge des neuen Herzogs, griffen zu den Waffen und verlangten die Wiederherſtellung ihrer alten Rechte, ſo wie die Aufhebung mehrer dieſen zuwiderlaufenden Abgaben. Karl der Kühne, der wußte, daß dieſe Stimmung von faſt allen Städten der Niederlande getheilt wurde, und der für den Augenblick keine Mittel, ihr zu widerſtehen, beſaß, gewährte, was er nicht verſagen konnte, und hoffte auf günſtige Umſtände, die ihm das Bewilligte zurückzunehmen erlauben würden.

Man wußte nicht, ob Ludwig bei dem Aufſtande, der während der Anweſenheit des Herzogs in Gent ausbrach, durch geheime Agenten thätig geweſen, ſo viel aber wurde bald kund, daß er ſich alle Mühe gegeben, dieſe Bewegung auf die übrigen Städte auszudehnen. Auch zeigte er ſeinen übeln Willen gegen den Herzog von Burgund, indem er die Lütticher zu einer neuen Empörung zu reizen ſuchte, noch mehr aber dadurch, daß er einen der Prinzen ſeiner Partei, den Grafen von Nevers, bei den Ständen von Brabant,

als dieſer ſich in Rückſicht auf ſeine nähere Verwandtſchaft zu dem letzten Herzoge dieſes Landes, um den Thron deſſelben bewarb, unterſtützte. Zugleich war die erſte Bedingung des Vertrages von Conflans, die Gründung einer eigenen Herrſchaft für Karl von Frankreich, noch immer unerfüllt geblieben. Die Kommiſſion der Sechsunddreißig hatte ſich in der Schlichtung faſt aller ſtreitigen Punkte für den König erklärt. Die Mitglieder der Ligue du bien public hatten weder ihre Anſprüche noch ihre Hoffnungen aufgegeben. Burgund und Bretagne ſchloſſen ſich noch feſter als früher an England an. Es gehörte das große Maß von Feſtigkeit und Klugheit dazu, das die Natur Ludwig XI. beſchieden, um dem neuen Bunde gegenüber, der ſich gegen ihn zu bilden anfing, und beſonders in deſſen geheimen Verknüpfungen und Plänen, nicht die Ausſicht auf einen glücklichen Ausgang und die Kraft, einen ſolchen herbeizuführen, zu verlieren. Sein Verhältniß zu England, das nie vollkommen befriedigend geweſen, wurde durch die Unterhandlungen zu einer Vermählung Karl des Kühnen mit Margarethe von York, der Schweſter Eduard's IV., noch mehr getrübt. Eduard war Willens geweſen, eine Prinzeſſin von Savoyen, Schweſter der Königin von Frankreich, zu heirathen, nahm aber plötzlich die in dieſer Beziehung ſchon gethanen Schritte zurück. Eine Geſandtſchaft, die Ludwig nach England, ein günſtigeres Verhältniß mit Eduard IV. einzuleiten, abgeſchickt, war unverrichteter Sache zurückgekehrt. Der König glaubte deshalb auf ſeiner Hut ſein zu müſſen, denn der Krieg zwiſchen ihm und ſeinen Feinden, die jetzt auf engliſche Hülfe rechnen zu können glaubten, ſchien nahe bevorzuſtehen. Ein Einfall der Lütticher in das burgundiſche Gebiet beſchäftigte jedoch Karl den Kühnen eine Zeit lang, aber der Herzog von Bretagne und Karl von Frankreich, zu denen ſich der Herzog von Alençon geſellt, begannen den Kampf an den Grenzen der Normandie, fielen in dieſe Provinz ein und beſetzten mehre ihrer bedeutendſten Städte. Ludwig empfand, obgleich er ſich ſeit lange zum Kriege vorbereitet, jetzt, als derſelbe wirklich ausbrach, vor ihm eine Scheu, die ihn den Weg der Unterhandlungen vorziehen ließ. Es war dies ein ſonderbarer, dem Anſchein nach unerklärbarer Zug in dem Charakter dieſes Königs, die Entſcheidung durch die Waffen, ſelbſt im Augenblicke, wo dieſe ihn Vortheile hoffen ließ, zu ſcheuen, er, der ſchon in früher Jugend Beweiſe von Tapferkeit und Geſchick für den Krieg abgelegt hatte. Aber ſein ſcharfer Verſtand, gegen Alles, was nicht durchaus von ihm abhing, mißtrauiſch geſinnt, vergegenwärtigte ihm lebhaft, wie wenig oft im Kriege der Erfolg den angewandten Mit-

teln und wahrſcheinlichen Erwartungen entſpreche. Er wußte, wie ſehr ein Feldherr von dem guten Willen der Krieger, der Fähigkeit der Führer und vielen andern Zufällen abhängt, und glaubte bei Unterhandlungen, von denen er ſelbſt die Seele war, bei denen er ſeine Kenntniß der Perſonen und Dinge, ſeine Ueberredungs- und Beſtechungsgabe, kurz alle ſeine Künſte geltend machen konnte, von jenen Uebelſtänden freier und von Andern überhaupt unabhängiger zu ſein. Ludwig vertraute dem Glück faſt eben ſo wenig als den Menſchen. Der eigentliche Grund dieſes Mißtrauens war ohne Zweifel die Abweſenheit innerer Größe im Charakter dieſes Königs, deren beſondere Natur es iſt, den Menſchen in außerordentlichen Lagen mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß er den Wink des Schickſals verſtanden habe und daß für ihn jedes Wagniß ein Gewinn ſei. Ludwig, mit einer großen Gabe der Auffaſſung und Durchdringung des äußern Lebens, der Oberfläche der Dinge ausgeſtattet, ermangelte, wie z. B. ſein grober Aberglaube unter viel erleuchtetern Zeitgenoſſen beweiſt, jener lebendigen Zuverſicht in die Bedeutung und Nothwendigkeit ſeines Daſeins, die einen wahrhaft großen Mann bezeichnet und einen ſolchen mitten unter den drangvollſten Umſtänden frei und denſelben überlegen zeigt. Er war nur mit der Schattenſeite der menſchlichen Natur, dem, was es in Andern Schlechtes und Verwerfliches giebt, bekannt, daher ſein Mißtrauen gegen Alle und gegen Alles und ſeine Bangigkeit vor der Entſcheidung. Zugleich fühlte er, wie wenig er geliebt war und daß man ihm faſt eben ſo ſehr, als er Andern mißtraue. Der Verräther fürchtete überall den Verrath. Uebrigens glichen ihm die meiſten der damals auf dem politiſchen Schauplatze thätigen Perſonen, und es hätte einer viel größern Individualität als die ſeinige bedurft, um die Netze, die Selbſtſucht und Falſchheit in jener Zeit in allen öffentlichen Verhältniſſen ausgeſtellt, in denen ſie, Andere lockend, ſich ſo oft ſelbſt verfing, zu zerreißen und, irgend eine große zeitgemäße Idee offen aufſtellend, das Volk zu deren Vollbringung mit ſich fortzureißen. Einem blos ſehr klugen und verſchlagenen Fürſten wie Ludwig XI. war dies nicht gegeben. Anſtatt den Krieg gegen den Herzog von Burgund, zu dem Alles vorbereitet war, raſch zu beginnen und die Lütticher, wie er verſprochen, zu unterſtützen, trat er von ſeiner eigenen Neigung beſtimmt und durch treuloſe mit ſeinen Gegnern in geheimem Einverſtändniß ſtehende Räthe, wie der Kardinal Ballun und der Connetable St. Pol beſtärkt, in neue Unterhandlungen ein. Dieſer friedliche Ausweg würde ihm, hätten alle ſeine Feinde die Entſchloſſenheit des Herzogs

von Burgund beſeſſen, oder wären ſie überhaupt nur unter ſich enger verbunden geweſen, gefährlicher als der Verluſt einer Schlacht geworden ſein. Denn während dieſer Zeit unterwarf ſich Karl der Kühne nicht nur den reichen und ſtreitbaren Freiſtaat der Lütticher, deren Streben nach Unabhängigkeit dem Könige ſo nützlich werden konnte, ſondern die übrigen großen Städte der Niederlande waren durch die Beſiegung von Lüttich ſo erſchreckt worden, daß ſie ihrem Herzog fortan nicht nur nicht zu widerſtehen wagten, ſondern freiwillig den bei ſeiner Thronbeſteigung ihm entriſſenen Rechten und der Wahl ihrer Obrigkeiten und ihrer militäriſchen Organiſation entſagten. Karl der Kühne, ſtolz auf die unumſchränkte Herrſchaft, die er ſich im Innern ſeiner Staaten erworben, kündigte ſeinen Entſchluß an, mit ſeiner ganzen Macht ſeinen Verbündeten, Karl von Frankreich und dem Herzoge von Bretagne zu Hülfe ziehen zu wollen. Der König ſah ſich, um dieſen Sturm zu beſchwören, zu Unterhandlungen mit ſeinem Bruder und deſſen Beſchützern gezwungen. Er überließ, gegen einen Waffenſtillſtand von achtzehn Monaten, dem Prinzen die Niedernormandie mit einem Jahrgehalte und nach Ablauf dieſer Friſt ſollte ein Kongreß in Cambray zur Entſcheidung über die Anſprüche Karl's von Frankreich, deſſen verletzte Rechte die Verbündeten zum beſondern Vorwande ihrer Feindſeligkeiten nahmen, verſammelt werden. Man kann ſich nicht genug über die Opfer und Demüthigungen wundern, mit denen Ludwig bei dieſer Gelegenheit nicht die vollkommene Abwendung einer Gefahr, ſondern deren bloßen Aufſchub zu erkaufen bereit war. Aber ſeine Lage war allerdings ſehr ſchwierig geworden. Der Bund der unzufriedenen Großen, durch ihre Annäherung zu England und den Regierungsantritt Karl's des Kühnen noch verſtärkt, beſtand immer noch mit allen ſeinen dem Königthum feindlichen Tendenzen, und ſelbſt die unter den Verbündeten, welche gleich anfangs die Partei des Königs genommen, wie die Prinzen des Hauſes Anjou, oder die er ſpäter gewonnen, wie der Herzog von Bourbon, waren ihm gleichmäßig, und wahrſcheinlich mit Recht, verdächtig. St. Pol im Norden und die Armagnacs im Süden ſtanden mit England und Burgund in Verbindung. Sein eigener Bruder und der Herzog von Bretagne waren ſeine entſchiedenſten Feinde. Ein unglücklicher Schlag konnte ihn dem Untergange nahe bringen. Er ſah für ſich kein Mittel, ſich von dieſem drangvollen Zuſtande zu befreien, als ſeine Gegner durch Verſprechungen und Täuſchungen hinzuhalten und, ihren Bund auflöſend, ſie einzeln zu erdrücken. Er fürchtete, ſobald es zum Kriege käme, ſich auf allen Seiten angegriffen

und vielleicht von aller Welt verlaſſen zu ſehen. Es hätte ſich ihm allerdings noch ein anderer Ausweg angeboten. Wenn er, ſeiner Tyrannei, ſeinen Künſten, ſeinem Hange zu Trug und Verſtellung entſagend, das Volk zum Schutze der Krone und zur Bekämpfung der Ueberreſte der Feudalwelt aufgefordert hätte, ſo würde er auf einen raſchern und allgemeinern Erfolg haben zählen können. Die Nation würde ſich gegen ihre innern Feinde wahrſcheinlich mit derſelben Begeiſterung wie früher gegen ihre äußern bewaffnet haben. Hierzu aber wäre nothwendig geweſen, die öffentliche Stimmung durch ihr mächtigſtes Organ, die Verſammlung der Reichsſtände, zu vernehmen, dem zahlreichen und der Krone damals geneigteſten Stand der Städte einen größern Einfluß zu geſtatten und dieſe Verſammlung zu einer wirklichen politiſchen Gewalt erhebend, ihr eine Theilnahme an der Regierung zu geſtatten. Von Ludwig XI. hätte es abgehangen, die Nation auf dieſe Art, ohne alle Gefahr für das Königthum, um einen großen Schritt vorwärts zu führen, das, bei den tiefen Wurzeln, die es in den Sitten und Gefühlen der Maſſen geſchlagen, durch dieſe Erweiterung des öffentlichen Lebens nichts verloren hätte und immer die oberſte leitende Macht geblieben ſein würde. Aber nichts war dem Charakter, dem Geiſte, den Gewohnheiten Ludwig's fremder, als eine ſolche Oeffentlichkeit des politiſchen Lebens. Denn es fehlte ihm an aller belebenden, erhebenden, beſeelenden Kraft in ſeiner Natur, Eigenſchaften, ohne die ein Fürſt ein freies Volk nicht zu regieren vermag. Er war gewohnt, nur auf Einzelne und Mächtige zu wirken, ſie durch Ertheilung oder Zuſage von Vortheilen auf Koſten Anderer zu gewinnen, kurz überall ſich an das Schlechte in der menſchlichen Natur zu wenden, ein Verfahren, das gegen ein ganzes Volk, ſelbſt im Zuſtande ſeines Sinkens ſchwierig, gegen ein mehr rohes als verdorbenes, jugendliches und werdendes, das im Ganzen den Inſtinkt des Guten in ſich trägt, erfolglos und geradezu unmöglich iſt. Obgleich nun dieſer König nicht blos aus Gewohnheit und Vortheil, ſondern ſeiner innerſten Natur nach der Willkür zugeneigt, nur die Eine Seite in der Beſtimmung der modernen Monarchie, die Ausdehnung der königlichen Gewalt, aber nicht die der Freiheiten des Volkes im Auge hatte, ſo entging es ſeiner Klugheit doch nicht, daß eine Berufung auf die öffentliche Meinung ſeines Landes durch das Organ der Reichsſtände, in dieſem Augenblicke, wo er mit ſeinem Bruder, den meiſten Prinzen ſeines Hauſes, ſeinen großen Vaſallen im Kriege, ohne Verbündete, den Angriffen eines ſo mächtigen Gegners, wie Karl der Kühne, ausgeſetzt war, ihm zum Vortheil gereichen und

ein Mittel werden könne, ſeine Freunde über ſeine eigene Lage zu täuſchen und ſeine Feinde zu ſchrecken. Er berief deshalb eine Verſammlung dieſer Art im Jahre 1468 nach Tours, welche ſich der Abtretung der Normandie an den Prinzen Karl widerſetzte, demſelben ſogar das Recht zu jeder Abfindung, mit dem eine, wenn auch nur beſchränkte Souverainetät verbunden geweſen wäre, abſprach und ihm nur ein Jahrgehalt und einen unter der unmittelbaren Hoheit des Königs bleibenden Beſitz zuerkannte. Die übrigen Vorſchläge und Beſchwerden der Stände waren nur lokaler und untergeordneter Natur, und beſtanden in Klagen über den Druck der Abgaben, die Größe und Menge der ertheilten Jahrgehalte, die Zügelloſigkeit des Kriegsvolkes u. dgl. Klagen, die unter faſt jeder Regierung meiſt erfolglos wiederkehrten. Bei den Beſchwerden über die Mißbräuche der Rechtsverwaltung kam eine Maßregel Ludwig's zur Sprache und ward von den Reichsſtänden anerkannt, die ſpäter von großer Wichtigkeit geworden iſt. Der König glaubte bemerkt zu haben, daß die häufige Veränderung in der Beſetzung der Richterſtellen, ſeit dem Anfange ſeiner Regierung, deren Stellung verringerte und ſie der Furcht und Beſtechung ausſetzte. Er befahl deshalb, daß von jetzt an dieſe Aemter nur durch den Tod der Inhaber, deren freiwillige Entfernung oder Entſetzung nach Urtheil und Recht erledigt werden könnten. Dieſe Verordnung gründete, obwohl dies nicht ihr unmittelbarer Zweck war, die Unabhängigkeit der franzöſiſchen Magiſtratur, der ſpäter die Erblichkeit der Aemter einen unterſcheidenden Charakter aufdrücken ſollte. — In Folge der Erklärung der Stände, daß Karl von Frankreich kein Recht auf einen Theil des Königreiches habe, ſchloſſen die verbündeten Prinzen ſich wiederum an Eduard IV. an. Der König von England verſprach dem Herzoge von Bretagne ein Hülfscorps und erhielt dagegen das Verſprechen, ihm die feſten Plätze der Normandie einzuräumen. Auf dieſe Art ſuchten die Verwandten des Königs und Glieder ſeines Hauſes den Erbfeind ihres Landes in deſſen Herz einzuführen. Karl der Kühne, der, um ſeine Macht zu verſtärken, ſich endlich mit Margarethe von York verbunden, verſammelte ein Heer und erklärte, den König mit Gewalt zur Erfüllung des Vergleiches von Conflans zwingen zu wollen. So gern Ludwig noch gezögert, ſo mußte er jetzt zu den Waffen greifen. Er warf ſich auf ſeinen Bruder und den Herzog von Bretagne, eroberte in kurzer Zeit alle normänniſchen Städte, die ſeine Feinde beſetzt hielten, und rückte nach der Bretagne vor. Der Herzog hatte einen ſo raſchen Angriff nicht erwartet und war außer Stande, ſich zu vertheidigen. Man glaubte,

daß Ludwig einige ſeiner Räthe und Günſtlinge heimlich gewonnen habe. Die Hülfe Englands und Burgunds war fern und der Herzog ward gezwungen zu Annecis einen Vertrag einzugehen, vermöge deſſen die Anſprüche Karl's von Frankreich, des immerwährenden Vorwandes aller Feindſeligkeiten der Verbündeten gegen den König, von einem Prinzen des Hauſes Anjou, dem Herzoge von Calabrien, zur Partei Ludwig's gehörig, und dem Kanzler von Bretagne entſchieden werden ſollten, und der Bruder des Königs ſich bis dahin mit einem Jahrgehalt begnügen ſolle. Der Herzog verſprach dieſen, ſobald er den Vergleich nicht annähme, verlaſſen zu wollen.

Ludwig hatte ſeinen Zweck erreicht, den Bund ſeiner Feinde zu trennen. Auf zwei Seiten zugleich bedroht, war er des Angriffs im Weſten los geworden. Der König hätte dieſen Vortheil benutzen und ſich raſch auf Karl den Kühnen werfen ſollen, den er in der erſten Beſtürzung über die Auflöſung des mit ſo vieler Mühe gebildeten Bundes vielleicht zu Unterhandlungen, zu denen ſelbſt die kriegeriſchten Naturen in jener Zeit gern ihre Zuflucht nahmen, gezwungen, oder bei dem vortrefflichen Zuſtande ſeines Heeres beſiegt hätte. Der Herzog von Burgund hatte durch ſeine Härte und ſeinen Stolz alle Klaſſen ſeiner Unterthanen verletzt. Wie früher die Städte, ſo war auch jetzt der Adel mit ihm unzufrieden geworden, und der mit Gewalt niedergehaltene Grimm der Lütticher über den Verluſt ihrer alten Freiheiten war bereit, ſich von Neuem zu entzünden. Ludwig war von dieſer Stimmung durch ſeine zahlreichen Kundſchafter und den Grafen Dammartin, der an der burgundiſchen Grenze ein Heer befehligte, unterrichtet worden. Letzterer hatte ſogar vertraute Agenten nach Lüttich geſchickt, welche die Hülfe Frankreichs verſprechen und den Ausbruch der Empörung in dieſer Stadt beſchleunigen ſollten. Dennoch beſchloß Ludwig abermals den Weg der Unterhandlungen vorzuziehen, in der Hoffnung durch Verſtand und Liſt einen ſicherern Sieg als durch die Waffen über ſeinen Feind davonzutragen. Er ſchlug dem Herzoge von Burgund eine Zuſammenkunft in Peronne vor und erſuchte denſelben um ein freies Geleit, da dieſe Stadt im burgundiſchen Gebiete lag. Karl der Kühne gewährte beides. Vielleicht würde es dem Könige gelungen ſein, den Herzog durch glatte Worte, Verſprechungen und Schmeicheleien abermals zu hintergehen. Kaum aber in Peronne angelangt, ward hier die Nachricht von einem neuen und furchtbaren Aufſtande der Lütticher verbreitet, welche die Stadt Tongres überfallen und die Domherren des lütticher Hochſtiftes, der burgundiſchen Partei zugethan, auf das Grauſamſte ermordet hatten.

Zugleich ward dem Herzoge hinterbracht, daß franzöſiſche Agenten in der empörten Stadt geſehen worden. Karl der Kühne überredete ſich, daß ſein Feind, nachdem er den Aufſtand vorbereitet, ausdrücklich nach Peronne gekommen, um ihn in Sicherheit zu wiegen und ſich an dem Anblick dieſer ihm bereiteten Verlegenheit zu weiden. Das burgundiſche Heer ſtand in der Nähe. Eine Menge franzöſiſcher Flüchtlinge und Geächteter, die den König perſönlich haßten, hatten ſich in Peronne eingefunden. — Sie verſtanden es, den ohnedies leicht entzündbaren Zorn des Herzogs, unter ſolchen Umſtänden, noch mehr zu entflammen. Ludwig ſchwebte einen Augenblick lang in großer Gefahr, denn Karl ſchien geneigt, unter dem Vorwande des Verrathes, die Zuſage eines freien Geleites brechen und über ſeinen Feind nach Belieben verfügen zu wollen. Es war dem Könige jedoch, ungeachtet der ſtrengen Aufſicht, in der man ihn hielt, gelungen, einige von den Räthen des Herzogs zu beſtechen. Die übrigen unter ihnen wurden von den möglichen Folgen einer Gewaltthat, an einem ſo großen Fürſten verübt, erſchreckt. Karl der Kühne, mehr gewaltſamen als grauſamen und dabei wandelbaren Sinnes, ließ ſich endlich überreden, daß der König am Aufſtande der Lütticher unſchuldig ſei und dieſer Begebenheit wegen keine Rache an ihm genommen werden könne. Die Wahrheit war, daß Ludwig durch ſeinen Feldherrn Dammartin zwar alles Mögliche gethan hatte, um die Unzufriedenheit der Lütticher zu nähren, aber den Ausbruch derſelben nicht ſo nahe geglaubt hatte, ſonſt würde er ſich nicht in einem ſolchen Augenblicke in die Hände ſeines Feindes gegeben haben. Karl, von der Gefahr und Schwierigkeit überzeugt, den König aus dem Wege räumen zu laſſen oder ihn in beſtändigem Gewahrſam zu halten, war jedoch auch nicht geneigt, das ihm verſprochene Geleit vollkommen zu halten, ſondern wählte einen Mittelweg, der ſeine Ehre und ſeinen Vortheil zugleich befördern ſollte. Er legte ſeinem Gefangenen harte Bedingungen auf. Ludwig mußte ſeinem Bruder, den der Herzog von Burgund keineswegs liebte, deſſen Vergrößerung er aber, wie die übrigen Prinzen, um den König zu ſchwächen, wünſchte, eine Abfindung, zu der wie früher die Normandie, ſo jetzt die Champagne gewählt wurde, verſprechen, dem Beſitze mehrer bisher ſtreitiger Landestheile entſagen und ſich anheiſchig machen, den Herzog zur Bekämpfung der Lütticher in Perſon zu begleiten. Dieſe Bedingungen wurden von dem Könige, der, Andere nach ſich ſelbſt beurtheilend, das Aergſte befürchtet hatte, mit Freuden angenommen. Die letzte Bedingung dieſes Vertrages war eine offenbare Schmach für ihn, der er ſich

aber, wie Allem, was ihm Vortheil verſprach oder ihn aus einer Verlegenheit befreite, ohne Widerwillen unterwarf. In dieſem Könige ſcheint von den Geſinnungen, dem Charakter, der beſondern Stimmung der Feudalwelt keine Spur vorhanden geweſen zu ſein. In dieſer Zeit waren zwar Gewaltthätigkeiten aller Art an der Tagesordnung geweſen und deren Ausbruch für nichts Erniedrigendes angeſehen worden, es hatten aber im Ganzen gewiſſe Begriffe von Ehre und Treue geherrſcht, die, wenn auch dem Weſen nach oft, aber nicht leicht in ihrer Form, vollkommen verletzt wurden. Der Verrath, der von Aeußerungen von Muth und Kühnheit begleitet wurde, hatte in der Meinung häufig Entſchuldigung gefunden, der aber, welcher den Schein von Furcht und Schwäche auf ſich lud, hatte allgemeine Verachtung erregt. Der König Johann von England war einſt im dreizehnten Jahrhundert um ſolcher Züge furchtſamer Liſt und feiger Treuloſigkeit willen in der Meinung ſo tief geſunken geweſen. Auf Ludwig XI. ſcheint weder die innere Stimme des Gewiſſens, noch das Urtheil der Außenwelt einen Einfluß ausgeübt zu haben, oder für ihn überhaupt nur vorhanden geweſen zu ſein. Die Lütticher, deren Verbindung mit ihm Jedermann kannte, in Perſon und im Gefolge ſeines Vaſallen zu bekriegen, war der Gipfel der Schmach, der er ſich jedoch nicht nur unterwarf, ſondern bei deren Vollbringung er ſogar, ſeinen Feind zu gewinnen, großen Eifer bewies. Auf der andern Seite hätte ein Fürſt vom Charakter und der Macht Karl's des Kühnen einen Feind wie Ludwig XI., in frühern Jahrhunderten, wahrſcheinlich aus dem Wege geräumt, oder ihn wenigſtens nie freigelaſſen. Ludwig konnte von dem Fenſter des Schloſſes in Peronne aus den Thurm ſehen, in welchem ein der Abkunft und dem Range nach noch größerer Fürſt als er, Karl der Einfältige, fünfhundert Jahre vorher, von ſeinem Vaſallen, Heribert Grafen von Vermandois, bis zu ſeinem Tode in Gefangenſchaft gehalten worden. Auf ähnliche Art hatte, ſechszig Jahre nachher, der Ahnherr Ludwig's, Hugo Kapet, an ſeinem rechtmäßigen Oberherrn, dem letzten Erben Karl's des Großen, dem Herzoge Karl von Lothringen, gehandelt. Aber die Zeiten, wo ſo etwas leicht bewerkſtelligt und leicht vergeſſen werden konnte, waren nicht mehr. Nicht, daß die moraliſche Geſinnung der Einzelnen, die beſondere und private Sittlichkeit viel beſſer geworden, man könnte eher das Gegentheil behaupten, aber die Begriffe von Recht und Sitte, die aus dem Verſtande und der Einſicht in das allgemein Nützliche und Nothwendige entſtehen, mit einem Worte, die öffentliche Geſittung hatte, im Vergleiche zu jenen Zeiten, große Fortſchritte gemacht und

Vieles war unmöglich geworden, was früher gewöhnlich geweſen. Es hatte ſich im Laufe der Jahrhunderte in Frankreich die Idee eines Staates, einer unabhängigen Nation und deren äußerer Verwirklichung in der Perſon eines Souverains gebildet, und die Franzoſen des funfzehnten Jahrhunderts hätten die Ermordung oder eine langwierige Gefangenſchaft Ludwig's XI. nicht wie die Vaſallen des neunten und zehnten Jahrhunderts als eine nur dem oberſten Lehnsherrn, ſondern als eine ihnen ſelbſt, ihrer Ehre und ihrem Namen angethane Schmach rächen zu müſſen geglaubt. Dieſe im Gefühle und Urtheile der Maſſen vorgegangene große Veränderung hielt den Herzog bei dieſer Gelegenheit von einem äußerſten Schritte gegen den König zurück, aber nicht das Verhältniß des Lehnsmannes, die Stellung des Vaſallen zum Herrn, denn unter der Herrſchaft dieſes Syſtem waren alle Grundſätze der öffentlichen Moral mehr als unter der irgend eines andern verletzt worden und Gewalt hatte überall vor Recht gegolten. Die Freude der Gegner Ludwig's, daß dieſer liſtige und treuloſe Mann, der ſo vielen Andern eine Grube gegraben, endlich ſelbſt in eine ſolche gefallen, war ohne Zweifel ſehr groß, er ſelbſt mochte aber wol ſchon damals auf Mittel ſinnen, die Bedingungen des ihm abgepreßten Vertrages, obgleich er denſelben auf für ihn beſonders heilige Reliquien zu halten beſchworen, bei ſchicklicher Veranlaſſung zu umgehen. Dieſe Kataſtrophe in Peronne war jedoch immer ein großer Unfall und es gehörte ſeine Klugheit und Ausdauer dazu, um ſie in ihren Folgen für ihn unſchädlich zu machen. Anſtatt in dieſer übeln Erfahrung eine gerechte Vergeltung für ſo viele Verſchuldungen zu ſehen, ward er von dieſer Zeit an nur noch härter und ſelbſtſüchtiger, und vervollkommnete in ſeinem Walten immer mehr das Bild eines blutigen und argwöhniſchen Despoten, unter dem er auf die Nachwelt gekommen iſt.

Sechszehntes Kapitel.

Ungeachtet der Demüthigungen und Verluſte des Vertrages von Peronne, obgleich bei jedem Schritt auf Schwierigkeiten aller Art ſtoßend, überall und oft in ſeiner nächſten Nähe von Gefahren und Verräthern umgeben, verfolgte Ludwig mit einer in der Geſchichte beiſpielloſen Feſtigkeit ſeinen Plan, die Prinzen ſeines Hauſes und die mit ihnen verbundenen großen Vaſallen der Macht der Krone, wie die übrigen Unterthanen zu unterwerfen. Es lag dieſes Streben nach Ausdehnung ſeiner Macht allerdings zum Theil in ſeiner Sinnesart, war aber zugleich für ihn eine Nothwendigkeit geworden. Er konnte den mächtigen Lehnsleuten, wenn er das Reich nicht theilen und, was das Königthum in ſeinem langen Kampfe gegen die Feudalwelt gewonnen, nicht wieder aufgeben wollte, keine Art politiſcher Selbſtſtändigkeit, keinen beſtimmten und unmittelbaren Einfluß auf die Regierung gönnen, denn ſie würden denſelben nur dazu angewandt haben, ſich von ihm ganz loszureißen und ſich jeder in ſeinem Beſitze, nach Art der italieniſchen Fürſten jener Zeit, zu vollkommen unabhängigen Souverainen zu machen. Die Könige der frühern Jahrhunderte hatten in dem, im Einzelnen unzählige Male verletzten, in ſeinen Grundſätzen aber ſelten angegriffenen Feudalweſen eine Sicherheit für die Treue ihrer Vaſallen gehabt. Es war den alten Herzögen von Burgund, den großen Grafen von Champagne nie eingefallen, ſich als vollkommene Souveraine anzuſehen, ihr Schickſal durchaus nach eigenem Vortheile beſtimmen, ſich von der Krone ganz losreißen zu wollen. Ihre Vaſallen und die Vaſallen dieſer ſahen in der Macht des oberſten Lehnsherrn eine Gewährleiſtung für die eigene Unabhängigkeit und würden ihnen zu einem ſolchen Unternehmen nicht die Hand geboten haben. Im funfzehnten Jahrhundert war aber der eigentliche Lehnsverband, die Kette von gegenſeitigen Rechten und Pflichten vom Könige bis zum kleinſten Aftervaſallen herab, vollkommen zerriſſen. Die großen Vaſallen, gegen die Ludwig XI. faſt ſeine ganze Regierung hindurch zu kämpfen hatte, wollten in ihren Lehnen eben ſo unumſchränkt wie der König im ganzen Reiche ſein. Sie waren dieſem Ziele von Zeit zu Zeit ſchon ziemlich nahe gekommen, denn ſie hatten die

Städte und den kleinen Adel in ihren Gebieten entweder durch Ertheilung gewiſſer Begünſtigungen an ſich zu feſſeln, oder ſie ganz zu unterdrücken gewußt. Ohne den hartnäckigen Widerſtand des Königs und ſeine raſtloſe gegen ſie ankämpfende Thätigkeit würden ſie ihre Abſichten erreicht haben, und einmal im Innern unabhängig geworden, würden ſie auch bald nach außen zu, wie die zu Souverainen gewordenen Vaſallen des deutſchen Kaiſers, auch nach Außen hin als ſelbſtſtändige Fürſten aufgetreten ſein. Frankreich wäre dann getheilt worden und würde, wie Italien, der Schauplatz des Ehrgeizes und der Beuteluſt der kriegeriſchen Völker Europas und, bei ſeiner zugänglichern Lage, wahrſcheinlich in noch viel höherm Grade geworden ſein. Das franzöſiſche Volk aber ahnte, daß ſeine Macht und Größe, ſeine ganze Zukunft, von der durchgreifenden Herrſchaft des Königthums und der Einheit des Reiches abhänge. Ohne die Abneigung der Maſſen gegen den iſolirten Ehrgeiz der Großen und ihre Vorliebe für die Krone, welches auch ihr Urtheil über den Charakter und Werth des gegenwärtigen Inhabers derſelben ſein mochte, würde Ludwig, ſeiner Ausdauer und Thätigkeit ungeachtet, ſeinen Feinden unterlegen ſein. Sein Verdienſt iſt es, in dieſem Kampfe für die nationale Einheit, die ihm allerdings nur als die ſeiner Gewalt erſcheinen mochte und damals auch nicht anders erſcheinen konnte, nicht müde geworden zu ſein, denſelben unaufhörlich, allerdings oft durch verwerfliche Mittel, aber mit einer bewundernswürdigen Ausdauer, ſelbſt in den ſchlimmſten Momenten geführt zu haben.

Durch den Vertrag von Peronne in der Verfolgung dieſes Planes im Norden einen Augenblick lang gehemmt, richtete Ludwig ſeine Aufmerkſamkeit auf die mittäglichen Provinzen des Reiches und ſchickte, davon unterrichtet, daß die Prinzen des Hauſes Armagnac fortwährend gegen ihn mit Eduard IV. in Unterhandlungen ſtanden, den Grafen von Dammartin, ſeinen beſten und zuverläſſigſten Feldherrn, gegen ſie ab. Es lag jetzt überhaupt in ſeinen Planen, ſich des Südens mehr als je zu verſichern. Die Erfüllung des zu Peronne gethanen Verſprechens, ſeinem Bruder die Champagne, Brie und einige andere im Oſten des Königreiches gelegene Herrſchaften abzutreten, ſchien ihm mit ſeiner eigenen Sicherheit unverträglich. Karl von Frankreich war von jeher von den Feinden des Königs, dem Namen nach, an ihre Spitze geſtellt worden und der Vorwand zu faſt allen Bündniſſen derſelben von der vermeintlichen Verletzung ſeiner Rechte hergenommen worden. Sobald derſelbe durch den Beſitz der Champagne ein Nachbar des Herzogs von Burgund ge-

worden, ſo ward es dieſem möglich, bei vorkommenden Gelegenheiten, ohne große Mühe in das Herz des Königreichs ſelbſt zu dringen. Ludwig berathſchlagte deshalb mit ſeinen Vertrauten darüber, auf welche Art er ſeinen Bruder zur Annahme einer anderweitigen Entſchädigung bewegen könne. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß der Kardinal Ballue und der Biſchof von Verdun, die zu dieſen Berathungen gezogen worden und ſie dem Herzoge von Burgund verrathen hatten, zur Strafe von dem Könige in einen eiſernen Käfig geſperrt wurden, in welchem Ballue, der einſt früher das Modell zu demſelben entworfen, zehn Jahre lang verbleiben mußte. Der König bot ſeinem Bruder, anſtatt der Champagne, das am andern Ende des Landes gelegene Guienne als Abfindung an. Dies war an und für ſich eine reichere Provinz und ſollte zu dieſem Zwecke ſogar noch vergrößert werden. Karl von Frankreich, von ſeinen Verbündeten in dieſem Augenblicke getrennt, ging dieſen Tauſch ein und nahm den Titel eines Herzogs von Guienne an. Dammartin wandte ſich jetzt gegen den Grafen von Armagnac, der aber nicht einmal zu widerſtehen wagte, das Königreich verließ und vom Parlament von Paris des Hochverraths ſchuldig erklärt wurde. Der Herzog von Nemours, ebenfalls mit Recht verdächtig, wurde diesmal noch verſchont, mußte jedoch einige feſte Plätze abtreten, dem Könige den Eid der Treue ſchwören und auch ſeine Vaſallen zu deſſen Leiſtung anhalten. Die Herzöge von Burgund und Bretagne ſuchten den Prinzen Karl von Neuem gegen den König zu erregen, erreichten jedoch in dieſem Augenblicke ihren Zweck nicht. Der neue Herzog von Guienne blieb eine Zeit lang ſeinen Verſprechungen treu. Karl der Kühne war, nachdem er durch die Zerſtörung von Lüttich und den Schrecken, den dieſe den großen niederländiſchen Städten eingeflößt, unumſchränkter Gebieter aller Hülfsquellen ſeines reichen Landes geworden und über den König ſelbſt durch den Vertrag von Peronne große Vortheile davongetragen, darauf bedacht, ſeine Macht nach Außen zu auszudehnen. Er nahm als Unterpfand für ein großes Darlehn von dem Herzoge Sigismund von Oeſterreich einen Theil des ſüdweſtlichen Deutſchlands, Elſaß, Breisgau u. ſ. w. in Beſitz und begann daſſelbe nach ſeinem Syſtem, in welchem ſich, was das Feudalweſen und die unumſchränkte Fürſtenmacht Gehäſſiges und Drückendes haben, vereinigte, zu verwalten. Der Ritterſtand dieſer Gegenden begünſtigte den Herzog von Burgund und hoffte von ihm auf Hülfe gegen die benachbarten Schweizer, die von dem ſüddeutſchen Adel eben ſo gehaßt wie gefürchtet wurden. Karl der Kühne, bis dahin in allen Kämpfen

glücklich und ſeine geſchickten Bogenſchützen und ſchwer bewaffneten Reiter für unüberwindlich achtend, trug die größte Verachtung gegen dieſe kleinen Republiken von Bauern und Hirten zur Schau. Ludwig XI., ſeinem Gegner überhaupt an Einſicht und Urtheil ſo weit überlegen, hatte ſchon in früher Jugend die Kraft und den Kriegsmuth der Schweizer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und wußte ſie beſſer zu würdigen. Der Herzog Sigismund hatte zuerſt ihm den Elſaß und Breisgau als Pfand angeboten, er aber dieſen Vorſchlag, um nicht mit den Schweizern in feindliche Berührung zu gerathen, abgelehnt. Einen Kampf zwiſchen ihnen und Burgund vorausſehend, ſchloß er jetzt ſogar ein beſonderes Bündniß mit ihnen ab.

Die Angelegenheiten Englands, für Ludwig eigentlich nie gefährlich, aber immer drohend, zogen jetzt ſeine ohnedies im Innern und an den Grenzen ſeines Reiches ſo vielfach in Anſpruch genommene Thätigkeit auf ſich. Die langen und für Frankreich meiſt ſo unglücklichen Kriege von der Schlacht von Crecy an bis zur Erſcheinung der Jungfrau von Orleans hatten in den Franzoſen eine übertriebene Meinung von der Macht ihres alten Feindes und eine Beſorgniß, ſich mit ihm zu überwerfen, zurückgelaſſen, deren Ludwig ſelbſt ſich nicht erwehren konnte, und die ihn abhielt, die wahre Stellung deſſelben zu Frankreich, zu ſeiner Zeit richtiger zu würdigen. Der wildeſte Bürgerkrieg zerriß dieſes Land. Die beiden Zweige deſſelben Stammes, die Häuſer York und Lankaſter bekämpften ſich mit einer an die Kronſtreitigkeiten einiger orientaliſchen Reiche erinnernden Wuth und Grauſamkeit. Der Graf von Warwik hatte das Haus Lankaſter geſtürzt und wiederum erhoben. Eduard IV. war vertrieben worden und Heinrich VI. wiederum auf den Thron geſtiegen. Dieſer, ein Vetter Ludwig's XI. und von ſeiner Frau Margarethe von Anjou regiert, die ihres franzöſiſchen Vaterlandes nie vergeſſen, hatte, obgleich einſt der Rival Karl's VII., ſich gegen Frankreich immer wohlwollend gezeigt. Seine Wiedereinſetzung erfüllte Ludwig mit Freude, dem außerdem ſeine Gemahlin, wenige Monate vorher, einen Sohn, den nachmaligen Karl VIII. geboren und der auf dieſe Art die Krone in ſeiner Familie für lange Zeit begründet glaubte. Durch die Geburt eines direkten Thronerben verlor der Herzog von Guienne, der bis jetzt der muthmaßliche Nachfolger geweſen, im In- und Auslande einen großen Theil ſeiner dem Könige feindlichen Bedeutung und in der Reſtauration Heinrich's VI. ſah Ludwig XI. eine Vermehrung ſeiner eigenen Macht.

Der glückliche Umſtand, von England, wenigſtens für den Augenblick, nichts fürchten zu dürfen, dieſe mächtige Stütze ſeinen innern Feinden entzogen zu wiſſen, veranlaßte ihn gegen dieſe einen entſcheidenden Schlag zu führen. Schon früher hatte er bei den Streitigkeiten mit ſeinem Bruder und deſſen Verbündeten, als er die Reichsſtände in Tours verſammelte, die Abneigung der Mehrheit derſelben gegen den Einfluß der Prinzen und großen Lehnsmänner und ihre vorherrſchende Neigung für die Rechte der Krone bemerkt. Sie hatten ſich der Abtretung der Normandie an Karl von Frankreich mit großem Eifer widerſetzt und den nachgebornen Prinzen kein Recht auf irgend eine Art Souverainetät im Königreiche zugeſtanden. Er hoffte jetzt, wo er ſich auf einen Erben ſtützen konnte, in ihnen dieſe Geſinnung in noch höherm Grade wiederzufinden. Wie wenig er jedoch geneigt war, einer ſolchen Verſammlung ein wirkliches Recht, eine politiſche Gewalt zuzuerkennen, wie er ſie für ein bloßes Werkzeug der königlichen Autorität hielt, geht ſchon aus der Art hervor, wie er ihre Berufung veranſtaltete. Er hatte ſchon bei dem frühern Reichstage die Wahlen zu demſelben durchaus zu leiten gewußt, jetzt überhob er ſich ſogar dieſer Mühe und ernannte die Mitglieder der gegenwärtigen Verſammlung aus eigener Macht, weshalb dieſe Verſammlung in der franzöſiſchen Geſchichte nicht als eine von Reichsſtänden, welcher Name unter ſolchen Umſtänden widerſinnig wäre, ſondern als eine von Notabeln bezeichnet wird. Nichts kann mehr als dieſes Ereigniß beweiſen, wie ihrem Weſen nach unumſchränkt die Macht der Krone geworden. Es war in der Nation in jener Epoche, und dieſe hatte ſchon mit der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. angefangen, das Bedürfniß einer freien Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten, wenn auch nicht total verſchwunden, doch ſehr gelähmt und zurückgedrängt worden. Die Geiſtlichkeit betrachtete die weltlichen Verhältniſſe, ſobald ſie nicht von ihnen unmittelbar berührt wurde, mit Gleichgültigkeit. Der zahlreiche kleine Adel war zwiſchen der Krone und den ſich mit ihr im Kampfe befindenden Großen getheilt und ſah ſich nicht mehr als eine Macht im Staate an. In den Städten, die unter Ludwig XI. ſich größerer Begünſtigung als unter ſeinem Vater erfreueten, lebte die Abneigung ihrer Vorfahren gegen den Feudaladel fort, und ſie ſahen in der Ausdehnung der Gewalt der Krone die einzige Gewährleiſtung ihrer eigenen Freiheit. Das Unabhängigkeitsgefühl der emancipirten Gemeinden des elften und zwölften Jahrhunderts war in ihnen bis auf wenige Erinnerungen erloſchen, und von den Rechten, die ſie früher im Innern zu

kleinen Republiken gemacht, waren nur wenige ihrer Bedeutung nach vollkommen veränderte Namen und Formen übrig geblieben. Die alten Stände, im politiſchen Sinne des Wortes, waren in Frankreich ſchon im funfzehnten Jahrhundert verſchwunden und von der Krone durchaus abhängig geworden. Der beſondere Charakter des geiſtlichen und weltlichen Lehnsmannes, innerhalb ſeiner Beſitzungen als ein unabhängiger Fürſt zu walten, des Gliedes einer ſtädtiſchen Gemeinde, zu Angriff und Abwehr ſtets gerüſtet zu ſein, hatte ſich hier und da, als eine Ueberlieferung früherer Zeiten, in einzelnen Formen und Inſtitutionen erhalten, aber längſt ſeine lebendige Bedeutung verloren. Der Prälat, der Ritter, der Bürger war vor allen Dingen ein Unterthan des Königs geworden. Er konnte ſich noch ſo hoch über niedriger Geſtellte erheben, ſich in ſeinem Kreiſe noch ſo ſehr von ihnen unterſcheiden, er wußte, daß es ein allgemeines Haupt gab, deſſen Wille über Alle herrſchte, deſſen Gewalt keine beſtimmten Grenzen kannte, der nach Gefallen Rechte und Belohnungen zu ertheilen und zurückzunehmen mächtig genug war. Was das Aufgeben aller politiſchen Unabhängigkeit, wie dies z. B. in den Reichstagen unter Karl VII. und Ludwig XI. erſcheint, erklärbar macht, war, daß eigentlich kein Stand in deren Bewahrung einen Vortheil für ſich fand. Die großen Lehnsmänner, wie die Herzöge von Burgund und Bretagne, die Prinzen von Geblüt, die Häupter der Häuſer Armagnac, Albret u. ſ. w. waren entweder zu wahrhaften Souverainen geworden, oder ſtrebten wenigſtens fortwährend nach dieſer Stellung, und wollten die königliche Macht in ihrem, aber nicht im Intereſſe der übrigen Stände beſchränkt wiſſen. Der Adel, jene großen fürſtlichen Vaſallen ausgenommen, hatte es verlernt, ſich ſelbſt zu ſchätzen, und war gewohnt, von einem Höhern Lohn oder Strafe zu empfangen. Der Bürger war bei der Ausdehnung der königlichen Macht und der einiger großen Lehnsmänner unfähig geworden, ſeine Stadt ſelbſt zu vertheidigen, und bedurfte hierzu fremder Hülfe. Niemand beſaß demnach die Kraft und den Willen, auf eigene Weiſe, wie im Mittelalter, in ſeinem Innern zu walten und zu leben. Bei ſolcher Lage iſt es kein Wunder, daß die Reichsſtände, oder was ſie erſetzen ſollte, die Notabeln, zu einer blos berathenden und bejahenden Verſammlung herabſanken. Es konnte dies nicht anders ſein, denn das Bedürfniß der Freiheit war noch kein allgemeines nationales geworden und die alten Stände des Mittelalters mit ihren beſondern Rechten, ihrem beſchränkten, aber tief gegründeten Unabhängigkeitsſinne waren untergegangen. Die Krone allein hatte ſich erhoben.

Das Feudalſyſtem war, als eine lebendige und umfaſſende Organiſation in der Entwickelung des Abendlandes, vom dreizehnten Jahrhundert an, auseinander gefallen. Das Königthum hatte die Aufgabe, den Boden allmälig von dieſen ſchwerfälligen Trümmern, die das Aufgehen einer beſſern Saat unmöglich machten, zu befreien. Bis dies vollbracht, mußte es möglichſt unumſchränkt walten, dies Ziel aber einmal erreicht, ſollte ſeine Macht wiederum wie in frühern Jahrhunderten, wenn auch unter andern Formen als damals, in engere Grenzen eingeſchloſſen werden.

Die eben erwähnte Verſammlung der Notabeln, dem Könige überhaupt nützlich, indem ſie ihm Gelegenheit gab, ſeine Anhänger zu überſehen und zu zählen, die ausgezeichnetern darunter näher an ſich zu ziehen, überhaupt das Volk, ohne von ſeiner Seite ein Opfer zu bringen, für ſeine Abſichten zu ſtimmen, wurde von ihm vorzüglich zu einem Werkzeuge gegen Karl den Kühnen und den Vertrag von Peronne, der ſo ſchwer auf ihm laſtete, gebraucht. Der Herzog von Burgund ward von ihm, als Vaſall der Krone, einer Menge von Verbrechen, Pflichtwidrigkeiten und Eingriffen und beſonders der Nichterfüllung des letzten Vertrages angeklagt. Die Notabeln erklärten hierauf den König von den Bedingungen deſſelben entbunden, geſtanden ihm das Recht zu, deſſen Aufhebung mit den Waffen zu verfolgen, und verſprachen ihm dabei ihren Beiſtand. Auf dieſe Weiſe entſchied eine einzig vom Souverain ernannte Verſammlung, die von ihm allein ihre Vollmacht erhalten, über deſſen äußere Verhältniſſe, während ſie bei der Leitung der innern Angelegenheiten keine Stimme hatte, denn Ludwig erhob Abgaben und erließ Geſetze, ohne ihre Zuſtimmung zu verlangen. Manche von den erſten unter dieſen Notabeln waren nur gezwungen oder um ihres eigenen Vortheils willen in dieſer Verſammlung erſchienen. Unter ihnen ſtand der Connetable St. Pol oben an, der, ſowohl mit dem Könige als dem Herzoge von Burgund verwandt und beider Lehnsmann, das Mißtrauen des Einen gegen den Andern zu unterhalten, beide zu ſchwächen und ſich auf beider Koſten zu vergrößern ſuchte. Er war, obgleich im Dienſte des Königs und ſogar der erſte Würdenträger des Reiches, doch immer in mehr oder weniger engem Einverſtändniſſe mit allen ſeinen Feinden geweſen. Jetzt ſuchte er Karl den Kühnen durch Ludwig XI. zu demüthigen, in der Abſicht, dadurch auf den Herzog einen entſchiedenen Einfluß zu bekommen und ſich ſpäter mit ihm zur Bekämpfung der königlichen Macht zu vereinigen. Dem Beſchluſſe der Notabeln gemäß lud ein Bote des Parlaments von Paris den Herzog von Burgund vor

die Schranken deſſelben. Der Krieg begann ſogleich. Der Graf von Dammartin griff die Burgunder mit Erfolg an. Aber während dieſer Zeit war Ludwig, der ſich etwas entfernt vom Kriegsſchauplatze hielt, von Verräthern umgeben. Der Bund der Prinzen ſchob wiederum den Herzog von Guienne vor, und der Herzog von Bretagne und der Connetable erklärten Karl dem Kühnen ſogleich zu ihm übergehen zu wollen, ſobald er dem Bruder des Königs ſeine Tochter und Erbin zur Frau verſpräche. So wie früher bei Gelegenheit des Krieges der Ligue du bien public Ludwig und die gegen ihn verbündeten Prinzen Manifeſte erlaſſen, um ſich zu rechtfertigen, ihre Gegner zu widerlegen, überhaupt die Stimme der öffentlichen Meinung, ein ſicheres Zeichen des Fortſchrittes der öffentlichen Geſittung und der wachſenden Bedeutung des Volkes, für ſich zu gewinnen geſucht hatten, ſo brach jetzt in dem Kampfe zwiſchen dem Könige und dem Herzoge die Schattenſeite dieſes neuen Geiſtes der Oeffentlichkeit hervor, denn beide griffen zu den Waffen der Verläumdung und klagten ſich im Angeſichte ihrer Völker auf die ſchamloſeſte Weiſe gegenſeitiger Ermordungsverſuche an. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, einen größern Kreis, ein Publikum, den urtheilsfähigen und denkenden Theil der Nation, zur Kenntnißnahme des Zuſtandes der öffentlichen Angelegenheiten hinzuziehen, war allerdings ein Beweis von der vorgeſchrittenen Entwickelung des Verſtandes und der ihm verwandten Fähigkeiten, die Roheit aber in ſeinen Anwendungen und Aeußerungen, die hier wie bei zahlloſen andern Gelegenheiten zum Vorſchein kam und ſo lange bei den Reibungen und Händeln nicht nur der Perſonen vom höchſten Range, ſondern der Regierungen ſelbſt üblich blieb, zeigt, wie wenig bei aller Erweiterung der Ideen, der Befreiung von Vorurtheilen, dem klaren Blick über die Welt und ihre Verhältniſſe der innere ſittliche Sinn ſich veredelt und wie weniger der moraliſche Zuſtand der Individuen als ihre äußere Lage ſich verändert hatte. — Dieſes gegenſeitigen Haſſes und der bedeutenden getroffenen Zurüſtungen ungeachtet, wurden doch beide Theile des Krieges bald überdrüſſig, der König, weil er überhaupt ſeine Angelegenheiten nicht gern durch dieſen entſchied, ſondern mehr auf ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen und Vergleichen rechnete, und der Herzog, weil er bei ſeiner Ungeduld und ſeinem Wankelmuthe, ſobald in einem Kriege keine ſchnellen Erfolge zu hoffen, keine empfangenen Niederlagen zu rächen waren, ſehr bald ermüdet wurde und ſeine Aufmerkſamkeit auf ein anderes Feld der Thätigkeit richtete. Die beiden kriegführenden Mächte ſchloſſen einen Waffenſtillſtand auf drei

Monate zu Amiens, während deſſen jede im Beſitze des Erworbenen bleiben ſolle, zum großen Verdruſſe des Connetable St. Pol, der gehofft hatte, beide Fürſten in einen langen und blutigen Krieg zu verwickeln und ſich durch ihre gegenſeitige Schwäche zu erheben. Der Vertrag von Amiens war beiden in Erwartung der wichtigen Ereigniſſe, die ſich in England ankündigten, wünſchenswerth erſchienen. Eduard IV., von Warwik vertrieben, hatte ſich wiederum des Thrones bemächtigt. Der Graf von Warwik, ſein gefährlichſter Feind, war im Kampfe gefallen, Heinrich VI. und ſein Sohn waren auf ſein Anſtiften ermordet worden. Die Zerſtörung der Partei Lankaſter war für Ludwig XI. ein harter Schlag. Seine Feinde, die von Neuem auf die Hülfe Eduard's IV. und deſſen Haß gegen die Beſchützer und Verwandten der Königin Margarethe rechnen konnten, erhoben ſich gegen ihn in einem Augenblicke, wo er ohne Verbündete faſt ganz allein da ſtand. Eine Reihe von Unterhandlungen begann jetzt zwiſchen den dem Könige feindlich geſinnten Fürſten und Großen, in der Abſicht, ſich unter einander feſter zu verbinden, aber mit ſo großer Treuloſigkeit, ſo offenbarer Neigung, ſich zu täuſchen, geführt, daß ſie ihren Zweck vereitelten und ein auf ſolche Grundlagen geſtützter Bund ſich zuletzt von ſelbſt auflöſen mußte. Der Herzog von Guienne bewarb ſich, obgleich in der Nähe des Königs ſeines Bruders weilend, um ihn zu täuſchen, um die Hand der Erbin von Burgund und Karl der Kühne verſprach ſie ihm, aber zu gleicher Zeit auch dem Herzoge von Kalabrien und Lothringen, einem Prinzen der Linie Anjou, der ſchon ſeit einiger Zeit mit Anna, der Tochter Ludwig's XI., verlobt war, aber von der Hoffnung, die ſich an den Beſitz der Prinzeſſin Marie von Burgund knüpfte, gelockt, ſein früheres Verſprechen brach. Hiermit nicht zufrieden, ſuchte Karl der Kühne durch die Ausſicht auf dieſe Verbindung Philibert von Savoyen und Maximilian von Oeſterreich gegen den König von Frankreich zu bewaffnen. Die Tochter wurde auf dieſe Art von ihrem Vater an vier verſchiedene Bewerber verſprochen. Eine ſolche Treuloſigkeit in den Unterhandlungen, die von den einzelnen Theilnehmern meiſt leicht entdeckt wurde und deren Minen ſie im Stillen ähnliche Gegenminen entgegenſetzten, ein ſo gänzliches Vergeſſen aller Begriffe von Recht und Sitte iſt ſelten in der Geſchichte wieder erſchienen. Früher hatten meiſt gewiſſe religiöſe und nationale Ideen die Staaten gegen einander bewaffnet. Die an die Zuſtimmung ihrer Vaſallen gebundenen Souveraine hatten irgend eine in ihrer Zeit geltende Vorſtellung zum Hebel ihrer Politik brauchen müſſen. Jetzt, wo ſie im Innern ihrer

Gebiete unumſchränkt geworden, begann ſich in ihnen eine Selbſtſucht und ein Ehrgeiz, rein politiſcher Natur, zu regen, ſie richteten ihre Aufmerkſamkeit vor Allem auf ihre Vergrößerung nach Außen zu. Da jedoch die Idee eines Volkes und Staates, und Alles, was ſich hieran knüpft, ſchon im Werden war, ſo ward dieſer politiſche Egoismus, der faſt immer die Erhebung der eigenen Familie oder Dynaſtie zum Zweck hatte, mit gewiſſen Grundſätzen des öffentlichen Wohles, der Erhaltung des Gemeinweſens, der Nothwendigkeit, fremden Angriffen, der eigenen Sicherheit wegen u. ſ. w. zuvorzukommen, verhüllt. Denn nie, ſelbſt nicht in den roheſten Zeiten, ſelbſt nicht im Orient, haben die, welche an der Spitze der Völker ſtehen, gewagt, ihre perſönliche Größe und deren Beförderung als den Zweck ihrer Entwürfe anzugeben, ſondern zu deren Stütze immer die Verwirklichung irgend einer allgemeinen Idee herbeigezogen. Der Hang zu Unterhandlungen, Bündniſſen, Verträgen, der in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ſo auffallend hervorzutreten anfängt, beruhte allerdings auf der größern Bedeutung, welche die Geſinnung und das Urtheil der Maſſen, denen bei einer wachſenden Geſittung mehr am Frieden als am Kriege lag, in die Wagſchale bei den Berathungen der Mächtigen warf, dies allein erklärt jedoch noch nicht die bei dieſer Neigung, vorhandene Streitigkeiten auf eine friedliche Art zu ſchlichten, herrſchende Wandelbarkeit und Treuloſigkeit in den Geſinnungen und Entſchließungen der Großen, die, ſo verſchieden ſie ſonſt ihrem Charakter und ihrer Stellung nach ſein mögen, hierin ſich alle ähnlich erſcheinen. Hierüber nur ſo viel. In der Feudalwelt war ihrer Verfaſſung gemäß Alles, obwohl auf lokale und vereinzelte Weiſe durch die Waffen entſchieden worden, das Recht der Stärke war in weltlichen Dingen die allgemein herrſchende Ueberzeugung geweſen. Seitdem ſich aber die engen Kreiſe des Lehnsweſens zu Staaten erweitert, die Fürſten in deren Innern zu überwiegender Macht gelangt und das Volk zu einiger moraliſchen Bedeutung gekommen, ſeine Geſinnungen und Intereſſen geltend zu machen angefangen, war an die Stelle des Rechtes der Stärke das Recht des Verſtandes getreten, der ſo wie jedes neue Prinzip, das zum erſten Male ſeine Flügel ſchwingt, keine Schranken anerkennend, ſich ausſchließend geltend zu machen ſuchte. In frühern Zeiten hatte es gewiſſe religiöſe Ideen gegeben, welche der Selbſtſucht des Verſtandes und ſeiner blos auf ſich geſtellten Thätigkeit Grenzen ſetzten, ſpäter mußte er die Herrſchaft eines in den Völkern erwachenden ſittlichen Bewußtſeins berückſichtigen und konnte, wenn auch deſſen Forderungen oft verletzend, ſich

mit ihm nicht dauernd und durchaus in Widerſpruch ſetzen. Die Epoche Ludwig's XI. war aber von beiden Mächten, der religiöſen des Mittelalters und der ſittlichen ſpäterer Zeiten frei, und die Selbſtſucht, der Ehrgeiz, ein wandelbares und treuloſes Verhältniß der Fürſten und Staaten hat ſich in andern Jahrhunderten vielleicht auf eine großartigere, in keinem aber auf eine ſo lebendige Art als in dieſem ausgeſprochen.

Der Herzog von Guienne, wie immer von den Gegnern des Königs zum Vorwande ihrer Feindſeligkeiten gewählt, täuſchte ſeinen Bruder eine Zeit lang, trat aber dann mit einem Male gegen ihn auf, indem er ſich heimlich von ihm entfernte und in ſein Land zurückkehrte. Hier rief er den Grafen von Armagnac, den größten Feind des Königs, der, vom Parlamente verurtheilt, entflohen war, nicht nur zurück, ſondern ernannte ihn ſogar zu ſeinem Statthalter in Guienne. Der Herzog von Burgund hatte ihn, indem er ihm die Hand ſeiner Tochter verſprochen, zu dieſem feindſeligen Schritte veranlaßt. Als er ihn aber jetzt mit dem Könige ernſtlich überworfen ſah, glaubte er der Vollziehung ſeiner Zuſage Schwierigkeiten entgegenſtellen zu dürfen. Die Verbündeten, die jetzt begriffen, daß es Karl dem Kühnen mit dieſer Verbindung kein Ernſt war, ſchlugen dem Bruder Ludwig's XI. eine der Töchter des Grafen Foix vor, der in der letzten Zeit ebenfalls die königliche Sache verlaſſen hatte. Die älteſte dieſer Prinzeſſinnen hatte den Herzog von Bretagne, eine andere den Grafen von Armagnac geheirathet. Der Beiſtand von Navarra und Aragonien ſchien ebenfalls von dieſer Verbindung abzuhängen. Sie war den Entwürfen der Prinzen ſogar noch gemäßer als die mit der Erbin von Burgund, denn Karl der Kühne gehörte ohnedies zu Ludwig's entſchiedenſten Gegnern und bedurfte hierzu keiner neuen Veranlaſſung. Der König that Alles, um dieſen Plan zu hindern und den Grafen von Foix ſelbſt dagegen zu ſtimmen. Seine Gegner wandten ſich, raſtlos thätig in ihren Intriguen, von Neuem an Eduard IV., der jetzt auf ſeinem Throne hinlänglich befeſtigt war, und verſprachen ihm, im Falle einer bedeutenden Hülfe, die Abtretung der Normandie und Guienne, d. h. die Zerſtückelung der Monarchie ſelbſt, die jetzt weniger als je ohne dieſe Provinzen hätte beſtehen können. Dieſes immerwährende Schwanken in den gegen Ludwig zu ergreifenden Maßregeln, der beſtändige Wechſel in den gegen ihn gerichteten Planen bewies allerdings die unermüdliche Abſicht der Prinzen, ihm zu ſchaden, aber auch die Schwierigkeit, ſich unter einander über die dazu erforderlichen Maßregeln zu verſtändigen, und die Unmöglich-

keit, für ihren Bund eine andere Grundlage als die Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habſucht, die ſich unter einander gegenſeitig ausſchloſſen, zu finden. Dieſe Schwäche des gegen ihn geſchloſſenen Bundes war dem durchdringenden Geiſte des Königs nicht entgangen. Er wußte, daß Eintracht und Uebereinſtimmung unter ſeinen Feinden auf die Länge unmöglich waren. Er lauerte, immer zum Kampfe bereit, ihn aber immer aufſchiebend, auf jede Blöße, die ſie ihm boten. So hatte er dem Herzoge von Burgund in dieſem Feldzuge die wichtigen Grenzfeſtungen St. Quentin und Amiens abgenommen. Er wagte aber keinen entſcheidenden Schlag. Bei aller Abneigung, die in der Mehrheit des franzöſiſchen Volkes gegen das egoiſtiſche und anarchiſche Streben der Verbündeten lebte, war es einem Charakter, wie dem Ludwig's XI. nicht gegeben, die Maſſen mit ſich fortzureißen. Bei der geringen perſönlichen Gunſt, in der er bei allen Klaſſen ſeines Volkes ſtand, das in ihm, vielleicht zum erſten Male in der franzöſiſchen Geſchichte, den König und den Menſchen zu unterſcheiden anfing, hätte eine bedeutende Niederlage ihm gefährlich werden und nicht ſein Reich oder die Krone, aber ſeine Perſon dem Untergange ausſetzen können. Auf der andern Seite beſtärkte ihn ſo Vieles in der ihm ſchon von Natur eigenen Scheu vor einer gewaltſamen Entſcheidung und in ſeiner Neigung, dem Verſtande mehr als dem Schwerte zu vertrauen. Er wußte aus langer Erfahrung, wie wenig ſein Bruder von dem Herzoge von Burgund, der denſelben ſo oft getäuſcht und ihn immer nur als ein Werkzeug gebraucht, geliebt werde, wie wenig politiſche Haltung überhaupt der Bund ſeiner Feinde beſitze, die zwar über ihr Ziel, ihm zu ſchaden, einig, bei deſſen Ausführung einander ſelbſt entgegengeſetzt waren. Er hoffte deshalb Karl den Kühnen, der wankelmüthig und gern zu neuen Planen geneigt, die meiſten ſeiner Freunde verachtete, für ſich zu gewinnen und ihn von ſeinen Verbündeten zu trennen. Er bot ihm für ein Bündniß gegen die Herzöge von Guienne und Bretagne die Zurückgabe der ihm in Artois und der Pikardie abgenommenen Plätze und eine Vermählung der Erbin von Burgund mit ſeinem Sohn dem Dauphin, dem nachmaligen Karl VIII. an. Karl der Kühne dachte für den Augenblick nur an die Wiedererlangung der verlorenen Städte, die übrigen Bedingungen war er von Hauſe aus nicht zu halten entſchloſſen. Welche Entwürfe er in Bezug auf die Vermählung ſeiner Tochter gehabt, iſt nie recht klar geworden. Vielleicht hoffte er noch auf einen männlichen Erben. Wenigſtens wollte er, dies ſieht man deutlich, für Marie von Burgund keinen Gemahl aus einem großen

Hauſe, weil er von einem ſolchen eine Beſchränkung ſeiner eigenen Macht fürchtete, in ihm einen Nebenbuhler zu ſich heraufzuziehen glaubte. Das Kindesalter des Dauphin beruhigte ihn in dieſer Beziehung, gab ihm einen Vorwand, andere Bewerber zu entfernen, und das Uebrige der Zeit zu überlaſſen. Von ſeiner Seite war es Ludwig mit dieſem Vertrage ebenſowenig Ernſt. Es lag ihm jetzt mehr an der Gegenwart als an der Zukunft. Er wußte, daß ſein Bruder ſeit einiger Zeit ſiechte, und hoffte auf deſſen baldigen Tod, der ſeinen Feinden einen Vorwand und eine Stütze zugleich entziehen mußte. Jedoch wurde auf Grundlage der oben erwähnten Bedingungen zu Crotoy ein Waffenſtillſtand, zuerſt auf drei Monate, dann auf ein Jahr geſchloſſen, die Zurüſtungen zum Kampfe aber auf beiden Seiten fortgeſetzt. Beide Fürſten ſchienen ſich gegenſeitig zu errathen, denn ſie ſuchten, obgleich beſtändig unterhandelnd, jeden Vorwand hervor, um einen Abſchluß aufzuſchieben. Karl der Kühne weigerte ſich die verabredeten Bedingungen zu unterzeichnen und Ludwig wollte Amiens und St. Quentin nicht eher herausgeben, als bis dieſes geſchehen. Jener wußte, daß die Bekanntmachung des Vertrages, beſonders die entworfene Vermählung ſeiner Tochter mit dem Sohne des Königs ſeinen Verbündeten und beſonders England mißfallen und ihn um deren Beiſtand bringen könne, und Ludwig glaubte, daß ſein Gegner die Wiedernahme von St. Quentin und Amiens nur zur Erneuerung des Krieges benutzen würde. Der Herzog von Guienne rüſtete ſich während dieſer Zeit gegen den König und unterhandelte beſtändig mit dem Herzoge von Burgund über die Verbindung mit ſeiner Tochter. Dieſer, der hierzu nie ſeine Einwilligung zu geben dachte, deſſen Plane überhaupt von ſeinen Leidenſchaften durchkreuzt wurden, hatte gegen den Connetable St. Pol, der ihm durch ſeine Ränke verdächtig geworden und ſeinen Stolz verletzt hatte, eine ſo heftige Abneigung gefaßt, daß er auf deſſen Untergang ſann. Ludwig, deſſen großes Talent zum Theil darin beſtand, ſeine Feinde zu errathen, kannte dieſe Stimmung und ſtand nicht an, den Connetable, der ihm ebenfalls verhaßt war, aufzuopfern. Burgund war um dieſen Preis die Bedingungen des Vertrags von Crotoy zu vollziehen bereit und gab ſeinen Abgeſandten die nöthige Vollmacht abzuſchließen, als Ludwig den Tod ſeines Bruders erfuhr und von ſeiner Seite zurücktrat. Der Herzog von Burgund, hierdurch auf das Aeußerſte gereizt, verbreitete überall die Nachricht, daß der König den Herzog von Guienne durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Der Charakter Ludwig's XI., das ſelbſt unter ſeinen Anhängern beſtehende tief be-

gründete Mißtrauen gegen ihn und die Ueberzeugung, daß er ſeinem Vortheil Alles aufzuopfern fähig ſei, verſchafften dieſer Beſchuldigung Eingang und ließen ſie von gleichzeitigen und ſpätern Schriftſtellern als wahr anſehen, obgleich ein näheres Eingehen in die Umſtände jenes Todes ſie nicht beſtätigt hat. Karl der Kühne begann ſogleich den Krieg und die franzöſiſchen Grenzprovinzen wurden von ihm auf das Schrecklichſte verwüſtet. Sobald die Nachricht von den im Norden ſtattfindenden Feindſeligkeiten ſich verbreitete, ſo regten ſich auch ſogleich im Innern die Feinde des Königs. Allein dieſer entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Er zwang den Herzog von Bretagne zu einem Waffenſtillſtand, gewann durch große Belohnungen deſſen vornehmſten Rath und Günſtling Lescun, der ſeinen Gebieter zu einem Vertrage mit dem Könige zu bereden wußte, ſchickte den Bürgern von Beauvais, deren Stadt Burgund belagerte, ſo bedeutende Hülfe, daß die Macht des Herzogs ſich an den Mauern dieſer Stadt brach, und zwang denſelben endlich zum Rückzuge in ſeine Staaten. Der drohende Bund zwiſchen ſeinen Gegnern war alſo diesmal wiederum zerriſſen worden. Der Herzog von Burgund hatte in dieſem Feldzuge für den Augenblick ſeine Kräfte erſchöpft und nahm deshalb den Vorſchlag eines Waffenſtillſtandes an, der zu Senlis abgeſchloſſen wurde. Der Connetable St. Pol hatte während dieſes Krieges, obgleich an der Spitze eines königlichen Heeres ſtehend, Karl dem Kühnen zu ihm überzugehen angeboten, als aber die von ihm an dieſen Verrath geknüpften Bedingungen von dem Herzoge nicht angenommen wurden, die burgundiſchen Grenzprovinzen auf das Grauſamſte verheert. Der König kannte die Treuloſigkeit ſeines Connetable und den Haß des Herzogs gegen ihn. Eine der Verabredungen des Vertrages von Senlis war, den Grafen von St. Pol bei ſchicklicher Gelegenheit der Rache des Herzogs zu überliefern. Bei etwas mehr Geſchicklichkeit hätte Karl der Kühne dieſen ränkevollen, thätigen, durch ſeine Stellung und ſeine Beſitzthümer einflußreichen Fürſten, der im Herzen dem Könige äußerſt abgeneigt war, auf ſeine Seite bringen können. Allein der Herzog zog die Befriedigung ſeines Haſſes und ſeiner Rache jeder andern Rückſicht vor, nicht als ob er über den Künſten und Ränken der Politik jener Zeit erhaben geweſen wäre, ſondern weil es ihm zu deren Behandlung an Einſicht und Ausdauer fehlte. Er verlor um dieſe Zeit außerdem noch Comines, den erſten und fähigſten ſeiner Räthe, der in die Dienſte Ludwig's trat und von dieſem mit Belohnungen überhäuft wurde. Comines war als Staatsmann ungefähr, was Ludwig XI. als König war. Beide

ſahen ſich überaus ähnlich und mußten ſich gegenſeitig unentbehrlich werden. Beiden ſchien zur Befriedigung ihrer Selbſtſucht jedes Mittel erlaubt, nur daß der Diener dabei natürlich etwas weniger kühn und willkürlich als ſein Herr verfuhr. Sowie Ludwig für den erſten modernen Fürſten, wenigſtens in ſeinem Lande gelten kann, der bei ſeiner Politik einen unabänderlich feſten Plan befolgt und Alles den Berechnungen des Verſtandes, ohne Rückſicht auf irgend ein höheres Princip unterworfen hat, ſo erſcheint in Comines zum erſten Male das Bild eines modernen Diplomaten und politiſchen Schriftſtellers zugleich, der ſich ſeiner beſondern Zwecke klar bewußt, aus ſeinen Beobachtungen allgemeine Regeln abſtrahirt und deren Anwendung in einer zuſammenhängenden Darſtellung zu entwickeln weiß. Machiavel iſt als Politiker Comines nicht überlegen geweſen, und nur deshalb berühmter, weil er in einer viel ausgebildetern Sprache ſchrieb und in einer Stadt lebte, die eine Zeit lang mit Recht, für den Mittelpunkt aller geiſtigen Kultur galt.

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Vertrage von Senlis an begann für Ludwig eine beſſere Zeit. Er iſt der entſcheidende Wendepunkt ſeines Glückes geweſen. Bis dahin hatte ſich dieſer König nur vertheidigen und ſich ſeinem eigentlichen Ziele, der Unterwerfung der Großen im Innern ſeines Reiches, um keinen Schritt nähern können. Dieſe, ſelbſt der Herzog von Bretagne nicht ausgenommen, hätten ihm allein nicht widerſtehen können, ſie waren ihm nur durch den Bund mit Karl dem Kühnen, der an der Spitze, nicht einer lokalen und beſchränkten, ſondern einer europäiſchen Macht ſtand, furchtbar geworden. Dieſer verfolgte von jetzt an ſeinen Plan, auch die letzten Bande der Abhängigkeit, die ihn, wenn auch ſehr loſe, noch immer an Frankreich und Deutſchland knüpften, zu löſen, den Königstitel, was damals für das Zeichen einer vollkommenen Souverainetät galt, zu erwerben, und aus ſeinen romaniſchen und germaniſchen Provinzen ein eigenes Reich, das belgiſche Gallien genannt, zu ſtiften.

Da er als jüngeres Glied des franzöſiſchen Königshauſes hierbei auf keine Nachgiebigkeit von Seite Ludwig's XI. zählen konnte und außerdem die Meinung herrſchte, daß die Gründung und Anerkennung einer neuen Krone nächſt dem Papſte von dem deutſchen Kaiſer abhänge, ſo wandte er jetzt ſeine Aufmerkſamkeit nach Oſten, um ſich daſelbſt zu vergrößern und zu befeſtigen und ſeine Nachbarn auf dieſer Seite entweder zu gewinnen oder zu ſchrecken. Obgleich er ſeine Abneigung gegen Ludwig's Perſon und Syſtem keineswegs aufgab und in ſeinem Eifer, ihm zu ſchaden, nicht nachließ, ſo zertheilte er jedoch ſeine Aufmerkſamkeit auf verſchiedene Intereſſen und er ward dem Könige nicht mehr ſo ausſchließend, wie ſonſt, gefährlich. — Ludwig wandte ſich unter ſolchen Umſtänden ſogleich gegen die weniger mächtigen unter ſeinen Gegnern und der Erfolg bewies, wie wenig dieſe ohne ihren großen öſtlichen Verbündeten gegen ihn im Stande auszurichten geweſen wären. Der Herzog von Alençon, einſt unter Karl VII. zum Tode verurtheilt und von Ludwig XI. begnadigt, war deſſen ungeachtet in alle Verſchwörungen gegen dieſen verwickelt geweſen. Er hatte außerdem im Innern ſeiner Beſitzungen zahlreiche Ungerechtigkeiten begangen, z. B. falſches Geld geſchlagen und die, welche einſt gegen ihn in der Unterſuchung, die über ihn unter dem vorigen Könige verhängt wurde, ausgeſagt hatten, ermorden laſſen. Das Parlament verurtheilte ihn zum zweiten Male zum Tode. Der König ließ jedoch das Urtheil nicht vollziehen, ſondern hielt den ſchon bejahrten Prinzen bis zu ſeinem Tode im Gefängniß. Jetzt kam die Reihe an den Grafen von Armagnac. Er war ein Enkelſohn des berühmten Connetable Armagnac, der während der engliſchen Kriege der nationalen Partei ſeinen Namen gegeben hatte. Der gegenwärtige Graf von Armagnac war ebenſo ſehr durch ſeine übeln Sitten, wie durch ſeine Treuloſigkeit, das eigenthümliche Laſter der Großen jener Zeit, berüchtigt. Er war zur Zeit Karl's VII. mit ſeiner eigenen Schweſter verheirathet geweſen. Der König, der ihn ſchon einmal begnadigt, war diesmal entſchloſſen, ihn zu verderben. Er ſchickte zu dem Ende ein Heer unter dem Cardinal von Albi, der ſich gegen das Ende der vorigen Regierung durch ſeine Grauſamkeit gegen die in Arras und der Umgegend der Ketzerei Beſchuldigten hervorgethan, vor Lectoure, die feſte Hauptſtadt der Grafſchaft. Armagnac ward hier, während man mit ihm unterhandelte, verrätheriſcher Weiſe überfallen, vor den Augen ſeiner Frau ermordet und dieſe, die guter Hoffnung war, ein Getränk zu nehmen gezwungen, das ſie und ihr Kind tödtete. Damit keine Zeugen dieſer Gräuelthat übrig

blieben, wurden alle Einwohner niedergemacht und die Stadt ſelbſt verbrannt. Karl von Armagnac, der Bruder des ermordeten Grafen, ward, obgleich eines Verbrechens nicht einmal beſchuldigt, geſchweige überwieſen, damit er nicht deſſen Erbſchaft für ſich in Anſpruch nehmen könne, in die Baſtille geworfen. Sein Vetter, der Herzog von Nemours, obgleich dem Könige dringend und mit Recht verdächtig, ward mit der an ſeinem Hauſe genommenen Rache damals noch verſchont und zu einem ſpätern Opfer aufgeſpart. Karl d'Albret, der dritte Sohn des Fürſten dieſes Namens, der ſich in Lectoure mit dem Grafen von Armagnac eingeſchloſſen und gefangen worden, wurde enthauptet. Der Graf von Foix war geſtorben, ſein Enkelſohn noch minderjährig, und deſſen Mutter und Vormund waren dem Könige ſehr ergeben. Die Linie Anjou, die Ludwig früher zuweilen Beſorgniſſe eingeflößt, war durch Todesfälle geſchwächt worden. René, Titularkönig von Sicilien und Jeruſalem, Graf von Provence und Anjou, hatte im Raume von drei Jahren ſeinen Sohn und Enkelſohn verloren. Obgleich ein Bruder der Mutter Ludwig's XI., war er dennoch deſſen Perſon und Regierung nie geneigt geweſen, aber, alt und ohne Söhne, außer Stande, ſich dem Könige zu widerſetzen. Daſſelbe fand mit dem Haupte der jüngern Linie des Hauſes Anjou, dem Herzoge von Maine ſtatt, mit deſſen Sohn dieſer Zweig ausſterben ſollte. Der Herzog von Bourbon, der thätigſte und fähigſte unter dieſen Prinzen, war von Ludwig gleich im Anfange ſeiner Regierung mit Wohlthaten überhäuft worden, hatte ſich aber häufig unzufrieden und undankbar gezeigt. Der König hielt es in ſeinem Intereſſe, ihn durch neue Gunſtbezeigungen zu gewinnen, und verlobte ſeine Tochter mit dem Bruder des Herzoges. Das Haus Orleans, das aus zwei noch ſehr jungen Prinzen beſtand, war mit dem Könige durch die Verlobung einer ſeiner Töchter mit dem älteſten derſelben verbunden. In Jahresfriſt, ſeit dem Abſchluſſe des Vertrages von Senlis, hatte Ludwig die meiſten der Prinzen von Geblüt und großen Vaſallen gewonnen, bezwungen oder vernichtet. Der Herzog von Bretagne, dem Könige noch immer feindlich geſinnt und mit den Feinden deſſelben in heimlichem oder öffentlichem Einverſtändniß, war jedoch, ſeitdem Ludwig ſeinen Günſtling Lescun gewonnen, weniger gefährlich geworden. Der Connetable St. Pol, der abwechſelnd Alle verrathen und Allen verhaßt war, beſaß, allein wie er jetzt da ſtand, ſeines böſen Willens ungeachtet, keine Macht zu ſchaden. Nur der Herzog von Burgund hatte weder durch Waffen noch Unterhandlungen geſchwächt oder gebeugt werden können. Seinen Plan, die

Erwerbung der Königskrone verfolgend, war derſelbe zu dieſem Ende mit dem Kaiſer Friedrich III. in Unterhandlungen getreten. Er hatte, ſowie vorher dem Herzog von Guienne, dem Enkelſohne des Königs René, und dann dem Dauphin, ſo jetzt dem Sohne Friedrich's III., Maximilian von Oeſterreich, ſeine Tochter und Erbin zugeſagt. Der Kaiſer und der Herzog hielten in Trier eine Zuſammenkunft, als entweder die Einflüſterungen der heimlichen Abgeſandten Ludwig's XI., die Abneigung, die ſich zwiſchen den deutſchen und burgundiſchen Großen kund that, oder die übertriebenen Forderungen Karl des Kühnen und das Mißtrauen in deſſen Perſon den Kaiſer, ehe die Ceremonie der Krönung vollzogen, zu einer plötzlichen Abreiſe, die einer Flucht nicht unähnlich ſah, bewogen. Der Herzog beſchloß jetzt, wie früher aus Gründen der Staatsklugheit, ſo jetzt im Gefühle des Zornes und um durch ſeine Macht zu ſchrecken, ſich immer mehr gegen Deutſchland zu wenden. Die Landſchaften am Oberrhein, die ihm Sigismund von Oeſterreich verpfändet, wurden in ſeinem Namen auf das Uebelſte verwaltet und die Einwohner auf das Aergſte gemißhandelt, ohne daß er dieſem Unweſen den geringſten Einhalt that. Er ſchien ſich an dieſer deutſchen Bevölkerung für die Beleidigung, die er vom Kaiſer empfangen, rächen zu wollen. Die benachbarten Schweizer hatten von der Zügelloſigkeit der burgundiſchen Landvögte im Elſaß ebenfalls zu dulden. Er nahm ihre Beſchwerden mit Verachtung auf. Der Erzbiſchof von Köln, Robert von Baiern, hatte durch ſeinen Uebermuth und ſeine Sittenloſigkeit ſeine Unterthanen gegen ſich empört und war ſeiner Würde entſetzt worden. Karl der Kühne, mit dem baierſchen Hauſe verwandt, ergriff die Partei des Prälaten und verſprach ihn in ſeine verlornen Rechte wiedereinzuſetzen.

Ludwig ſah mit lebhafter Freude die neuen Kämpfe und Verwickelungen voraus, in die ſein mächtigſter und unverſöhnlichſter, aber auch ſein unbeſonnenſter und verwegenſter Gegner ſich einzulaſſen im Begriff ſtand. Obgleich Karl ihn ſeit ſo langen Jahren auf jede Weiſe in der Ausführung ſeiner Entwürfe aufgehalten und außerdem perſönlich auf das Aergſte verleumdet und beleidigt hatte, ſo ließ er doch keine Gelegenheit vorbei, ſich ihm zu nähern, mit ihm zu unterhandeln und alles Mögliche zu thun, um einem Bruche zwiſchen ihnen vorzubeugen. Auf ein Mittel ſinnend, dem Herzoge zu gefallen, ohne ſelbſt etwas aufzuopfern, erneuerte er, den Haß deſſelben gegen den Grafen St. Pol kennend, die Unterhandlungen gegen denſelben und ſchlug ihm ſeinen Tod und eine Theilung ſeiner Beſitzungen vor. Sie kamen überein, daß, wer von ihnen

ſich des Connetables bemächtigen könne, denſelben binnen acht Tagen tödten oder an den Andern ausliefern ſolle, und daß ſeine Lehne unter ſie getheilt, die Stadt St. Quentin aber, ſein Schatz und ſeine Geräthſchaften dem Herzoge zufallen ſollten. Karl ging auf dieſe Vorſchläge, die ſeine Rache und Habſucht zugleich befriedigen ſollten, begierig ein. St. Pol, der von dieſen Verabredungen Kunde erhalten, wußte den König zu überreden, daß er ihm noch immer gegen den Herzog von Burgund nützlich werden könne. Ludwig verſtand ſich, um ihn auszuforſchen, zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ihm, die ihn überzeugte, daß er weder auf den guten Willen noch die Klugheit des Connetable zählen könne. Der König war jetzt feſter als je entſchloſſen, ſich dieſes treuloſen und unruhigen Vaſallen zu entledigen, aber die Unterhandlungen über ſeinen Untergang wurden für den Augenblick abgebrochen und erſt ein Jahr nachher wieder aufgenommen.

Ludwig, der Rouſſillon, das, von ſeinen Beamten gedrückt, ſich empört hatte, bezwungen, nach Demüthigung der Armagnacs, Albrets u. ſ. w. auf ſeiner Südgrenze vollkommen ſicher war, konnte jetzt ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Norden zuwenden. Er allein war jedoch außer Stande, dem Plane des Herzogs von Burgund, der Gründung eines eigenen Reiches, ſich nachdrücklich entgegenzuſtellen. Karl der Kühne hatte, auf ſeine Macht vertrauend, ſeine Abſicht in dieſer Beziehung unverhohlen dargelegt. Im Anfange des Jahres 1474 war von ihm in Mecheln ein eigenes Parlament, auf den Fuß des pariſer errichtet worden, und er befahl, daß von jetzt an alle ſchwebenden Gerichtshändel in ſeinem Reiche von dieſem allein entſchieden werden ſollten. Dies war der erſte Schritt zu einer vollkommenen Trennung von dem Lehnsnexus, der ihn, der Form nach, bisher noch immer an Frankreich gefeſſelt hatte. Seine Abſicht war, ſeinem zu errichtenden Reiche, „dem belgiſchen Gallien“, die Grenzen des alten Königreiches Lothringen, wie dieſelben nach der Theilung des karolingiſchen Reiches beſtanden, zu geben. Demgemäß wollte er ſich alles Land auf beiden Seiten des Oberrheines unterwerfen. Die Unabhängigkeit der Schweiz ſtand der Verwirklichung dieſes Planes entgegen, und da bei ihm politiſche Entwürfe nicht den Charakter einer kaltblütigen und vorausſehenden Berechnung, ſondern einer leidenſchaftlichen Haſt und Unruhe an ſich trugen, ſo brachte ihm ein Angriff auf die Rechte dieſes kleinen aber unbezwingbaren Volkes zuletzt ſelbſt den Untergang. In ſeiner Hoffnung, die Krone von dem deutſchen Kaiſer zu empfangen, getäuſcht, ergriff er jetzt ein anderes Mittel, in den Beſitz des Königs-

titels zu gelangen. René von Anjou war alt, ohne Söhne und in beſtändiger Geldnoth. Der Herzog erbot ſich, ihm für eine große Summe ſeine Erblande, Provence, Bar und Anjou, und ſeine Anſprüche auf die Kronen von Sicilien, Jeruſalem und Aragonien abzukaufen. Karl hätte auf dieſe Art den Beſitz von Arles, Burgund und Lothringen erworben, mit denen in früherer Zeit der königliche Titel verknüpft geweſen und denſelben als Inhaber dieſer Länder aus eigener Macht annehmen können. Der Herzog, nicht zufrieden, ſeine Staaten zu einem ſelbſtſtändigen Reiche zu erheben, dachte zugleich auch an deren Vergrößerung, und zwar auf Koſten des Königs, gegen den er unter allen Umſtänden die thätigſte und unverſöhnlichſte Abneigung bewies. Er bildete von Neuem ein großes Bündniß gegen Ludwig, dem Anſchein nach das gefährlichſte, aber auch das letzte, das dieſen bedroht hat. Eduard IV., ebenſo ehrgeizig und kriegsluſtig und faſt ebenſo ungeſtüm und wandelbar wie ſein Schwager Burgund, der Herzog von Bretagne, Ludwig's unermüdlicher Gegner, die Regentin von Savoyen, ſeine eigene Schweſter, und ſelbſt der Herzog von Mailand, vereinigten ſich gegen Frankreich. Diesmal war es auf nichts weniger als die Entthronung Ludwig's abgeſehen. Karl der Kühne verſprach ſeinem Schwager zum Beſitze der franzöſiſchen Krone, auf die das Haus York ſo gut wie das von Lancaſter, von Eduard III. her, Anſpruch machte, zu verhelfen, und dieſer ſagte jenem die Abtretung der franzöſiſchen Grenzprovinzen, unter denen die Champagne die wichtigſte war, zu. Karl's beſtimmt gefaßter Plan der Gründung eines unabhängigen Reiches ſprach ſich in der Bedingung aus, daß alle ſeine Erwerbungen, von jeder Art Abhängigkeit und Huldigung vollkommen frei, fortan unter ſeiner alleinigen Hoheit ſtehen ſollten. Der Krieg begann ſogleich, obwohl ohne bedeutenden Erfolg, auf der Grenze von Frankreich und Burgund. Der König ſchickte einiges Kriegsvolk gegen den Herzog und nahm den Burgundern unter andern Verdun ab, das ſie kurz vorher überrumpelt hatten, unterdrückte eine neue Empörung in Rouſſillon, wobei er ſich wie gewöhnlich hart und treulos bewies, hütete ſich aber einen entſcheidenden Schlag zu führen. Er ſah mit Freuden, wie der Herzog von Burgund mit Deutſchen und Schweizern in Kampf gerieth und ſeine Feldherren von letztern in der Franche-Comté geſchlagen wurden, während er ſelbſt bei der Belagerung von Neuß, einer Feſte im Erzſtifte Köln, in dem Verſuche, dem entſetzten Prälaten Robert von Baiern wieder zum Beſitz ſeines Landes zu verhelfen, einen bedeutenden Theil ſeines Heeres erfolglos aufopferte. Eduard IV.

landete endlich in Calais mit einer bedeutenden Macht. Er hatte, dem verabredeten Plane gemäß, auf die Vereinigung mit einer ſtarken burgundiſchen Hülfe gerechnet. Karl aber, der bei Neuß über achtzehntauſend Mann verloren, konnte die ſeinem Verbündeten gethanen Zuſagen nicht erfüllen. Außerdem war der Theil Nordfrankreichs, durch den die Engländer zogen, ihnen nicht nur feindlich geſinnt, ſondern ſo verheert, daß ſie keine Art von Hülfsquellen aus demſelben zu ziehen vermochten. Zu gleicher Zeit wurde das burgundiſche Kriegsvolk auf den Grenzen ſeines Landes, bei Arras und bei Macon, von den Franzoſen geſchlagen. Eduard IV. erhielt dieſe Nachrichten auf einmal und überzeugte ſich zugleich mit eigenen Augen von der Schwäche und Unordnung, in die das burgundiſche Heer ſeit der Belagerung von Neuß verfallen war. Um ſeine Erwartungen noch mehr niederzuſchlagen und ihn ſogar perſönlich zu reizen, beging Karl, eiferſüchtig auf ſeine Macht, die unerklärbare Unklugheit, ſeinem Verbündeten den Eintritt in die feſten Städte ſeines Landes zu verſagen, die das engliſche Heer, das bei der Verwüſtung des platten Landes nur in ihnen Lebensmittel und Unterkommen finden konnte, zu umgehen gezwungen wurde. Der Connetable St. Pol, der viel dazu beigetragen, den König von England zu dieſem Feldzuge zu veranlaſſen, hatte beide Parteien, die Verbündeten und den König von Frankreich, fürchtend, abwechſelnd mit beiden unterhandelnd, den König von England und den Herzog von Burgund endlich durch Anerbietung neuer Dienſte vor ſeine befeſtigte Stadt St. Quentin gelockt, hier aber anſtatt ſie aufzunehmen, von den Mauern herab auf ſie Feuer geben laſſen. Eduard IV. ſchien dieſen Verrath des Connetable, den er mit dem Herzoge von Burgund in engem Einverſtändniſſe glaubte, dieſem ſelbſt Schuld zu geben. Karl, der in der That keine hinreichende Streitmacht beſaß, von dem Vorwurfe und dem Mißtrauen ſeines Verbündeten gereizt, verließ dieſen, anſtatt ihn zu beſänftigen und Verſtärkung kommen zu laſſen, in dieſem kritiſchen Augenblicke, unter dem Vorwande, das Heer, das im Luxemburgiſchen ſtand, ſelbſt herbeizuholen. Ludwig, von dieſer Lage der Dinge, wie von Allem, was unter ſeinen Feinden vorging, unterrichtet, benutzte dieſen Umſtand und ließ dem Könige von England einen Vergleich vorſchlagen. Dieſer, vierzig Stunden weit von Calais, dem einzigen bewaffneten Platze, den er auf dem Feſtlande beſaß, entfernt, von dem Herzoge von Burgund verlaſſen, von dem Connetable verrathen, und die Annäherung der ſchlechten Jahreszeit fürchtend, nahm die Eröffnungen des Königs bereitwillig auf. Ein Vertrag,

nach dem Dorfe Pecquigny bei Amiens, zuweilen auch nach dieſer Stadt ſelbſt genannt, kam zu Stande, in welchem die engliſchen Bevollmächtigten anfangs die franzöſiſche Krone für ihren Herrn, dann die Normandie und Guienne verlangten, endlich aber zu annehmbarern Bedingungen herabſtiegen. Es ſollte nämlich zwiſchen beiden Reichen ein Waffenſtillſtand, auf ein Jahr gültig, eintreten. Die Tochter Eduard's IV. ſollte den Dauphin, der zu dieſem Zwecke von ſeinem Vater Guienne als Leibgedinge empfangen würde, heirathen, Ludwig aber bis zu dieſer Zeit an England eine jährliche für die damaligen Geldverhältniſſe nicht unbedeutende Penſion oder Contribution entrichten. Eine andere Summe ward für den Augenblick als Entſchädigung für die Kriegskoſten verlangt und bewilligt. Eine Zuſammenkunft der beiden Könige beſiegelte den Vertrag. Ludwig hatte ſich auf dieſe Art eines mächtigen Feindes entledigt, und bei ſeiner Sinnesweiſe war ihm die Demüthigung eines zu zahlenden Tributs das geringſte ſeiner Opfer geweſen. Der Herzog von Burgund, der von dieſen Verhandlungen gehört, kam eilig, aber doch zu ſpät herbei, um ihren Abſchluß zu hindern. Er hatte, von ſeinem Verbündeten verlaſſen, keine Hoffnung, den König zu beſiegen, und ging nach einiger Zögerung ebenfalls einen Vergleich, der von Soleure, einem Orte zwiſchen Luxemburg und Montmedy genannt, ein, in welchem, wie in dem von Amiens, den Kaufleuten der beiden Nationen eine vollkommene Handelsfreiheit zugeſtanden wurde. Karl der Kühne wollte jetzt vor allen Dingen, zur Abrundung ſeiner Staaten, Lothringen, Elſaß und die Schweiz ſich unterwerfen. Der König gab deshalb in dem eben erwähnten Vertrage ſein Bündniß mit den Schweizern, die er allein gegen Burgund für ſtark genug hielt, auf und der Herzog trennte ſich von dem Könige von Aragonien, der wiederum Rouſſillon bedrohte. Beide vereinigten ſich, wie früher, gegen den Connetable St. Pol und beſchloſſen ſeine Beſitzungen zu theilen. Der Herzog von Bretagne ging zu Senlis einen ähnlichen Vergleich, ohne ein Opfer zu bringen, ein, ſo viel lag dem Könige daran, ſeine Feinde zu trennen. Der Connetable ward, als ihm die Nachricht von dieſem Vertrage, von dem er ſich ausgeſchloſſen ſah, zukam, von einem tödtlichen Schrecken ergriffen. Ueberzeugt, daß er allein und unabhängig ſich nicht behaupten könne, faßte er einen Augenblick lang den Plan, nach Deutſchland zu entfliehen, warf ſich aber endlich dem Herzoge von Burgund in die Arme. Dieſer lieferte ihn ſogleich an Ludwig aus. Eduard IV. hatte nach dem Vertrage von Pecquigny alle zwiſchen ihm und dem Connetable ſtattgehabten Unterhandlungen

dem Könige in ihren Originalien mitgetheilt. Daſſelbe hatten mehre engliſche und burgundiſche Großen gethan. Sein Verrath war demnach unleugbar. Er war nicht nur ein Vaſall, ſondern der erſte Diener und größte Würdenträger des Königreiches geweſen, dem er gleichwohl unaufhörlich zu ſchaden geſucht hatte. Das Parlament von Paris verurtheilte ihn zum Tode und er ward öffentlich hingerichtet. Obgleich von hoher Abkunft, denn er ſtammte aus dem Hauſe Luxemburg, obgleich mit dem Könige und dem Herzoge verwandt, erregte ſein Fall keine Theilnahme. Ludwig's XI. Strenge gegen ihn war bei den zahlloſen Gefahren, die ihm von dem Connetable bereitet worden, und deſſen unverbeſſerlicher Treuloſigkeit zu entſchuldigen. Das Verhalten des Herzogs von Burgund aber, deſſen Plane St. Pol im Ganzen immer begünſtigt, mit dem er erzogen und aufgewachſen, ward mit Recht als ein Beweis ſeiner Härte und Selbſtſucht angeſehen. Es war zum erſten Male ſeit der Stiftung der Monarchie, daß ein Vaſall von dem Range des Connetable öffentlich hingerichtet wurde, ein Zeichen, daß ſelbſt die größten weltlichen Herren zum Könige ſchon vollſtändig in das Verhältniß von Unterthanen getreten waren. Im Mittelalter würde der Souverain einen ſolchen Lehnsmann auf jede Art aus dem Wege zu räumen geſucht, ihn aber, wenigſtens in Frankreich, keinem ſolchen Ausgange zu unterwerfen gewagt haben. — Auf dieſe Art löſte ſich das letzte große Bündniß gegen Ludwig, das deſſen Entthronung zum Zweck gehabt, ohne irgend einen Verluſt für ſeine Macht. Er hatte nach langen Kämpfen ſeine Feinde im Innern unterworfen und jetzt ſich nach Außen zu Ruhe verſchafft. Bald ſollte für ihn die Zeit kommen, wo er ſich ſogar bedeutend vergrößern würde.

Karl der Kühne benutzte den Vergleich von Soleure, ſeine längſt gehegte Abſicht, ſich Lothringens, das die Verbindung zwiſchen ſeinen nördlichen und ſüdlichen Staaten hinderte, zu bemächtigen. Der Herzog dieſes Landes, René II., aus der Linie Anjou, war in den letzten Friedensvertrag mit eingeſchloſſen geweſen. Er nahm ſeine Zuflucht zu Ludwig XI., der, wie immer mit einer Entſcheidung zögernd, Ausflüchte ſuchend, ihm endlich Hülfe verſprach, ſie aber, als Karl die Feindſeligkeiten wirklich begann, nicht gewährte. Letzterer bemächtigte ſich Nancys und des ganzen Herzogthums, machte ſich aber durch ſeinen Druck und ſeine Härte bei den Einwohnern alsbald verhaßt. Seine Staaten waren jetzt, nach der Eroberung Lothringens, in der That vollkommen zuſammenhängend und abgerundet. Er konnte von den nördlichſten Grenzen Hollands an bis

in die Nähe von Lyon, ohne Unterbrechung, ſich auf ſeinem eigenen Gebiete bewegen. Aber kaum war ihm dies gelungen, als er mit den Schweizern, die das Schickſal zu Rächern aller derer, die er unterdrückt, beſtimmt hatte, in einen Kampf gerieth, der ihn auf ſeiner ehrgeizigen und ſtürmiſchen Bahn für immer aufhalten ſollte. Er hatte, mit dem unterdrückten, aber nie ganz erſtickten Freiheitsgefühle ſeiner niederländiſchen Städte und den Reſten von Unabhängigkeitsſinn ſeiner burgundiſchen Edeln unzufrieden, ſeit einiger Zeit angefangen, zahlreiche Söldner im Auslande, beſonders Lombarden, anzuwerben, die, von ihm Alles empfangend und hoffend und dem Lande, dem ſie dienten, fremd, ſelbſt feindlich geſinnt, ihm als die tauglichen Stützen ſeiner Macht erſchienen. Die Spannung, die zwiſchen ihm und den Schweizern ſchon längſt beſtanden, kam endlich bei Gelegenheit der Durchzüge dieſer Miethlinge zum Ausbruch. Dieſe berührten theils die Schweiz ſelbſt, theils deren Verbündete, um ihren Weg abzukürzen, und ließen es dabei nicht an Unordnungen fehlen. Die Kantone kündigten dem Grafen Romont, einem ſavoyiſchen Prinzen und vertrauten Diener des Herzoges, der das Waatland beſaß, Krieg an und verwüſteten ſein Land mit Feuer und Schwert. Der Herzog von Burgund, von Frankreich her beruhigt und nur auf einen Vorwand, mit den Schweizern in Streit zu gerathen, bedacht, ergriff dieſe Gelegenheit begierig, um mit ihnen offen zu brechen. Ludwig hatte durch den Vertrag von Soleure ſein Bündniß mit den Kantonen aufgegeben, aber, durch ſeine Verſprechungen ſich nie für gebunden achtend, unterhandelte er jetzt mit ihnen aufs Neue, verſprach ihnen Hülfsgelder und ſchloß ſogar mit dem Kaiſer Friedrich III. und den deutſchen Fürſten einen Vertrag gegen Karl den Kühnen ab. Er erfüllte aber, als ſich Karl von Nancy aus gegen ſeine Feinde in Bewegung ſetzte, nichts von dem Allen, ſondern begab ſich nur nach Lyon, in die Nähe des Kriegsſchauplatzes, um auf jeden Fall bereit zu ſein. Karl ſtieß bei Grandſon, am Neuenburger See, auf die Schweizer und erlitt von ihnen eine vollkommene Niederlage. Sein Lager, ſein Schatz, ſelbſt die zu ſeinem perſönlichen Gebrauche beſtimmten Geräthſchaften fielen in die Hände ſeiner Feinde. Ludwig benutzte dieſe Niederlage des Herzogs, um ſogleich gegen den König René, einen von deſſen Verbündeten, einzuſchreiten. Er ſah die Unterhandlungen des alten Königs über den Verkauf ſeiner Staaten an Karl als ein Vergehen gegen die Majeſtät der Krone und die Sicherheit des Königreiches an. Das Parlament von Paris war bereit, das Haupt des Hauſes Anjou zu richten und, wenn es der

König ſonſt wünſchen ſollte, zu verurtheilen. Aber dieſer, das Alter ſeines Oheims und die ſchwache Geſundheit ſeines Neffen und Erben, Karl's von Maine, beachtend, begnügte ſich damit, daß ihn beide zum Erben ihrer Staaten erklärten, deren Verwaltung er ihnen, während ihres Lebens, obwohl unter einigen Einſchränkungen, überließ. Die Königin Margarethe von England, Witwe Heinrich's VI. und Tochter René's, trat dieſem Vergleiche bei. Ludwig erwarb auf dieſe Art die Anwartſchaft auf Lothringen, Bar, Anjou und die Provence, die Beſitzungen des Hauſes Anjou. Unter den großen Vaſallen im Süden gab es nur noch einen einzigen, der eines Schattens von Selbſtſtändigkeit genoß, dies war der Herzog von Nemours, der, obgleich gegen den König nicht, wie die übrigen Prinzen des Hauſes Armagnac, thätig auftretend, doch in alle Bündniſſe gegen denſelben als Mitbewußter und Anſtifter verwickelt geweſen war. Ludwig ließ ihn durch ſeinen Schwiegerſohn, den Prinzen Beaujeu, aus der Linie Bourbon, verhaften und in die Baſtille abliefern. Ebenſo benutzte er die Niederlage Karl des Kühnen, der Stütze und Hoffnung aller Unzufriedenen in Frankreich, mehre ihm verdächtig oder unnütz gewordene Diener zu beſtrafen oder zu entfernen. Unterdeſſen hatte ſich Karl der Kühne von ſeiner bei Grandſon erlittenen Niederlage erholt und es kam zwiſchen ihm und den Schweizern bei Morgarten zu einer neuen Schlacht, in welcher das burgundiſche Heer eine noch entſcheidendere Niederlage, als einige Monate vorher erlitt. Durch dieſes Mißgeſchick wie außer ſich gebracht, wollte er ſich der Regentin von Savoyen, die vor der Schlacht von Grandſon ſeine Verbündete, ſeit dieſer Zeit ſich, wie der Herzog von Mailand, von ihm entfernt hatte, und ihres minderjährigen Sohnes, bemächtigen, um ſie zu verhindern, ſich thätig gegen ihn zu erklären. Sein Anſchlag mißlang. Der junge Herzog von Savoyen entging ihm, und der Angriff auf die Regentin gab Ludwig, ihrem Bruder, Gelegenheit, ſich in die ſavoyiſchen Angelegenheiten zu miſchen und dieſe Länder unter ſeinen Einfluß zu bringen. Die Unterthanen aller Klaſſen Karl des Kühnen waren ſeit langer Zeit mit dem ſoldatiſchen Regiment, das er eingeführt, unzufrieden. Die Städte ſahen ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten durch ihn theils geradezu aufgehoben, theils bei jeder Gelegenheit verletzt, und der Adel fand ſich durch den Vorzug, den er den fremden Söldnern gab, ſowie durch den rückſichtsloſen Hochmuth, mit dem er ihn behandelte, verletzt. Die Zurüſtungen, um die bei Grandſon und Morgarten erlittenen Verluſte zu erſetzen, ſchritten deshalb, ſo thätig er ſie betrieb, bei der Abneigung ſeines

Volkes, nur ſehr langſam vorwärts. Der vertriebene Herzog von Lothringen hatte ſich nach der Schlacht von Morgarten wiederum ſeiner Hauptſtadt und ſeines Landes bemächtigt. Ludwig wagte es ſelbſt jetzt noch nicht gegen Burgund offen aufzutreten, er brachte aber die Schweizer durch ſeine Schmeicheleien und Verſprechungen dahin, daß dieſe dem jungen Herzoge eine ſtarke Hülfsmacht zuſagten. Karl der Kühne drang, durch ſein Unglück keineswegs gebeugt, in Lothringen ein und belagerte Nancy. Die Schweizer erfüllten ihre Verheißung und zogen zum Schutze dieſer Stadt herbei. Karl, diesmal viel ſchwächer an Zahl als ſeine Feinde, kämpfte mit unerſchütterlichem Muthe, wurde aber gänzlich geſchlagen und getödtet. Man fand ſeinen Körper mit Wunden bedeckt, in den Schlamm eines Baches halb verſenkt, erſt am zweiten Tage nach der Schlacht. Er war auf der Flucht, als es ſchon Nacht geworden, man weiß nicht genau durch wen, unerkannt umgekommen. So endigte „der große Herzog des Abendlandes," wie ihn ſeine Zeitgenoſſen genannt hatten, der Pyrrhus ſeines Jahrhunderts, der an kriegeriſchem Ehrgeiz und perſönlichem Muth, wie an Mangel an Vorausſicht und Berechnung, mit dem epirotiſchen Helden verglichen werden kann und mit ihm in manchen charakteriſtiſchen, von den allgemeinen Verhältniſſen unabhängigen Zügen eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. — In ihm erloſch, da er nur eine Tochter zurückließ, der Mannsſtamm der burgundiſchen Linie der Valois, nachdem ſie von Philipp, dem Sohne Johann's, an hundertzwanzig Jahre gedauert hatte.

Ludwig ließ, ſobald er die Nachricht von dem Tode Karl des Kühnen erfahren, ſogleich den Theil ſeiner Staaten, der unter der Oberhoheit der Krone ſtand, in Beſitz nehmen. Seiner Erfahrung, ſeiner Gewandtheit in allen politiſchen Künſten war jetzt ein großes Feld der Thätigkeit eröffnet. Ungeachtet alles Widerſpruches der Prinzeſſin Maria von Burgund, der Erbin Karl des Kühnen, deren Räthe behaupteten, daß das Herzogthum ein auf männliche und weibliche Abkömmlinge kommendes Lehen ſei, wußte der König theils durch Gewalt, theils durch Verſprechungen die Stände deſſelben zur Unterwerfung zu bringen. Die franzöſiſchen Städte, die Ludwig nach dem Vertrage von Peronne ſeinem Feinde von Neuem hatte abtreten müſſen, gingen freiwillig zu ihrem alten Herrn über, die von Flandern und Artois aber, ebenfalls ein Lehen der Krone, zeigten ſich der franzöſiſchen Herrſchaft abgeneigt. Die Niederländer, mit der Herrſchaft Karl des Kühnen ſo unzufrieden, daß ſeine Tochter in der erſten Zeit nach ſeinem Tode die Hinrichtung

ſeiner erſten Räthe nicht hindern konnte, daß die Bürger ſich nicht bei der Todtenfeier des Herzogs einfanden, waren jedoch einer Verbindung ihrer Fürſtin mit dem Dauphin, die Ludwig eifrig betrieb, obgleich er, dem Vertrage von Pecquigny gemäß, den jungen Prinzen mit der Tochter Eduard's IV. verlobt hatte, durchaus entgegen und wünſchten um jeden Preis von der Herrſchaft des franzöſiſchen Königshauſes frei zu bleiben. Sie waren deshalb einer Verheirathung ihrer jungen Fürſtin mit Maximilian von Oeſterreich, dem Sohne Kaiſer Friedrich's III. geneigt, der endlich unter allen Bewerbern von der Tochter Karl des Kühnen ſelbſt vorgezogen wurde. Ludwig, deſſen wohlbekannter Charakter in den von ihm eroberten burgundiſchen Landen überall Mißtrauen und Furcht erregte, deſſen Feldherren ſich daſelbſt die größten Erpreſſungen zu Schulden kommen ließen und deshalb vielen Widerſtand fanden, war genöthigt mit Maximilian einen Vertrag, der von Lens genannt, einzugehen, durch welchen der Krieg zwiſchen Frankreich und Burgund für den Augenblick beigelegt wurde.

Ludwig XI. hatte die erſten ſechszehn Jahre ſeiner Regierung unter beſtändigen Kämpfen gegen die Prinzen ſeines Hauſes, gegen die beiden großen Herzöge im Oſten und Weſten, Burgund und Bretagne, gegen die Armagnac, Foix, Albret im Süden zu kämpfen gehabt. Er hatte ſich nur mühſam, mit Aufbietung aller Kräfte und durch eine raſtloſe Thätigkeit aufrecht erhalten können. Er hatte bisher nie daran gedacht, ſich nach Außen hin zu vergrößern, die Bündniſſe und Komplote ſeiner Feinde hatten ihm hierzu weder Macht noch Zeit gelaſſen, als er ſich plötzlich durch die Kataſtrophe Karl des Kühnen nicht nur von ſeinem gefährlichſten Feinde befreit ſah, ſondern auch in den Stand geſetzt wurde, ſein Reich durch den Beſitz von Burgund, der Pikardie und Artois zu vergrößern und abzurunden. Dieſer unerwartete Uebergang von Gefahr und Arbeit zu Sicherheit und Ruhe hätte einen von Natur beſſer geſinnten Fürſten mit Zufriedenheit in ſich und Wohlwollen gegen Andere erfüllt, Ludwig dagegen ward von dieſem Augenblicke an noch mißtrauiſcher, finſterer und härter, als er früher geweſen. Nachdem er ſich der Grafſchaft Artois bemächtigt, waren die Bürger von Arras, ſeiner Herrſchaft entſchieden abgeneigt, genöthigt worden, ihm ihre Stadt zu übergeben. Da die Herzogin Marie von Burgund das Land jedoch noch nicht an den König förmlich abgetreten hatte, ſo baten ſie den König, eine Deputation von dreiundzwanzig ihrer Einwohner an ihre Souverainin, ſie von der Kapitulation zu benachrichtigen, abſenden zu dürfen. Ludwig, der die

Stadt um ihrer Anhänglichkeit willen an die Tochter Karl des Kühnen haßte, bewilligte der Deputation ein freies Geleit durch das von ſeinem Kriegsvolk beſetzte Land, ſandte ihr aber ſeinen Prevot oder Oberhenker Triſtan L'Hermite nach, um ſie gefangen zu nehmen, und ließ ſämmtliche Mitglieder derſelben enthaupten. Später ließ er Arras zerſtören und alle Einwohner verjagen. Dieſer Mißbrauch ſeiner Macht war bei der Sicherheit, die er jetzt erworben, ebenſo frevelhaft als überflüſſig. Er wählte von jetzt an, wo er konnte, aus Geſchmack und Inſtinkt die gehäſſigſten und blutigſten Mittel auch da, wo gelindere ihn ebenſo gut an ſein Ziel geführt hätten. Das Haus Armagnac war von ihm gedemüthigt und faſt vernichtet worden, gleichwohl ließ er den Herzog von Nemours, der mit ihm aufgewachſen war und ihm jetzt durchaus unſchädlich geworden, in Gegenwart ſeiner eigenen Kinder, die von dem Blute des Vaters beſprengt wurden, hinrichten und die unter den Richtern, welche für ſeine Losſprechung geſtimmt, beſtrafen.

Der Vertrag von Lens hatte dem Könige Zeit gelaſſen, ſein Heer zu verſtärken. Er ſelbſt begann, gegen ſeine frühere Gewohnheit, den Krieg, doch mehr um das Erworbene zu ſichern, als um ſich zu vergrößern, denn er fürchtete von Maximilian überraſcht zu werden. Obgleich er in dieſem Kampfe einige Vortheile davongetragen, ſo ſchloß er dennoch, ein Bündniß zwiſchen Eduard IV. und Maximilian beſorgend und von dem geheimen Einverſtändniſſe des Königs von England mit dem Herzoge von Bretagne unterrichtet, mit Maximilian zu Vieux-Wendin einen Vertrag ab, demgemäß er Hennegau und die Franche-Comté räumte, aber Burgund, Artois und die Pikardie behielt. Während der Ruhe, die ihm dieſer Waffenſtillſtand, denn er war ein ſolcher und kein definitiver Frieden, gönnte, wandte ſich ſeine Aufmerkſamkeit nach Außen hin, nicht um ſich daſelbſt zu vergrößern, ſondern um jeder Störung oder Beſchränkung ſeiner Macht im Innern vorzubeugen, denn die europäiſchen Angelegenheiten waren, im Vergleiche zu frühern Zeiten, ſchon ſo verwickelt geworden, die einzelnen Staaten ſich ſo nahe getreten, daß die Bewegungen des einen in den andern auch ohne beſtimmte Verknüpfung gefühlt wurden. Der Papſt Sixtus IV. bedrohte die Florentiner, und Ludwig unterhandelte mit Mailand und Venedig, um erſteren im Falle eines Angriffes zu Hülfe zu kommen. Zugleich verbot er der Geiſtlichkeit ſeines Reiches in Rom, um die künftige Ertheilung noch nicht erledigter Pfründen, ein der kirchlichen und politiſchen Ordnung gefährlicher Mißbrauch, durch den der römiſche Hof in jener Zeit viel Geld zog, Geſuche einzureichen.

Dieſes Verbot war eine Erneuerung der pragmatiſchen Sanktion oder einer ihrer weſentlichſten Beſtimmungen, die er im Anfange ſeiner Regierung abgeſchafft hatte. Zugleich ſuchte er ſich einen Einfluß auf Mailand, an deſſen Spitze eine Schweſter ſeiner verſtorbenen Gemahlin, die Witwe des Herzogs Sforza, ſtand, zu erwerben und den auf Savoyen und Piemont zu erhalten. Auf der ſpaniſchen Grenze ſicherte er ſich durch einen Vertrag mit Ferdinand und Iſabelle, von denen erſterer um dieſe Zeit Aragonien erbte. Durch die Vereinigung beider Staaten bildete ſich die moderne ſpaniſche Monarchie, deren Entſtehung ebenſo wie die der öſterreichiſchen, beide eine Zeit lang ſich zu verſchmelzen beſtimmt, in die letzten Jahre der Regierung Ludwig's XI. fiel. Mit England blieb er, den Tribut, den er verſprochen, zahlend, und mit ſeiner gewöhnlichen Politik, Eduard's IV. Räthe beſtechend, in gutem Vernehmen.

Beide Theile, Ludwig und Maximilian, ſuchten den Waffenſtillſtand von Vieux-Wendin in Cambrai in einen Frieden zu verwandeln. Aber die Bevollmächtigten des Königs behaupteten hier, daß alle franzöſiſchen Lehne nur im Mannsſtamme erblich ſeien, wonach auch die Franche-Comté und Flandern an die Krone zurückgefallen wären. Dieſe Erklärung, außerdem ganz unhaltbar, reizte die burgundiſche Partei um ſo mehr, da ſie durch die Geburt Philipp's, eines Sohnes Maximilian's und Maria's, ſich in ihrem Recht für befeſtigt hielt. Der Waffenſtillſtand war deshalb von ihr zuerſt gebrochen. Ludwig hatte viele Schweizer in ſeine Dienſte genommen, für die jetzt der Krieg ein einträgliches Gewerbe zu werden anfing, und nahm mit ihrer Hülfe in kurzer Zeit die Franche-Comté ein. Der Kampf begann auf der Nordgrenze faſt zu gleicher Zeit. Der König trug mehre Vortheile davon und es kam endlich bei Guinegatte zu einer blutigen, aber unentſcheidenden Schlacht, in der die franzöſiſche Reiterei und das burgundiſche Fußvolk, auf ihrer Seite, ſiegten, die Burgunder aber Herren des Schlachtfeldes blieben. Ludwig war mit dem Ausgange dieſer Schlacht, überhaupt damit, daß ſie ohne Gewißheit des Sieges geliefert worden, denn er wollte nichts dem Zufall überlaſſen, ſehr unzufrieden. Der Krieg ward von beiden Seiten mit großer Grauſamkeit geführt und nach der Uebergabe der feſten Plätze die Beſatzungen häufig ermordet. Deſſen ungeachtet begannen die Unterhandlungen über einen endlichen Frieden zwiſchen den beiden ſtreitenden Mächten von Neuem. Vermählungsentwürfe, die von jetzt an in der modernen Politik eine große Rolle ſpielen ſollten, z. B. zwiſchen dem Dauphin und Margarethe von Oeſterreich, einer Tochter Maximilian's und Maria's,

zwiſchen Philipp, ihrem Sohne, und einer Tochter Eduard's IV., wurden bei dieſer Gelegenheit beſprochen. Es kam indeſſen zu keinem Abſchluſſe und der Krieg wurde fortgeſetzt, ohne daß durch ihn etwas entſchieden worden wäre. Während dieſer Zeit ſtarb der König René und ſiebenzehn Monate nachher ſein Neffe Karl von Maine. Der Herzog von Lothringen, ebenfalls aus dem Hauſe Anjou, René's Enkelſohn, beſaß jetzt die nächſten Anſprüche auf die Provence. Aber Ludwig ſetzte ſich, vermöge des früher mit René und Karl von Maine abgeſchloſſenen Vertrages, zumal da er deren Statthalter in der Provence ſchon vorher beſtochen, in den Beſitz dieſes Landes, das ſeit den Zeiten Karl des Großen einen eigenen Staat gebildet hatte.

Aber ſowohl die Lage der beiden kriegführenden Fürſten, als die Stimmung ihrer Völker legte ihnen, ihrer gegenſeitigen Abneigung und Eiferſucht ungeachtet, dennoch die Nothwendigkeit einer endlichen Beilegung ihrer Streitigkeiten auf. Was den König hierzu trieb, war das Gefühl der Abnahme ſeiner Kräfte, denn er war ſchon mehrmals vom Schlagfluſſe getroffen worden, und war überzeugt, daß ihm ebenſo wenig, wie ſeinem Vater, ein hohes Alter beſchieden ſei. Auch wünſchte er ſeinem Sohne, der noch in den Knabenjahren ſtand, wenn auch nicht die Liebe des Volkes, die er ſelbſt nie beſeſſen, aber doch ein beruhigtes Reich zu hinterlaſſen. Auch wuchs in ihm mit den Jahren das Mißtrauen, welches ihn als ein beſonderer Charakterzug von Jugend an bei ſeinem ganzen Thun begleitet, ſowohl in die Gunſt des Glückes, als in die Geſinnungen der Menſchen. Auf der andern Seite war dem Erben von Oeſterreich eine Beilegung des Krieges ebenfalls wünſchenswerth geworden. Maximilian hatte es nicht verſtanden, das Vertrauen der Niederländer, die ihm anfangs ſo bereitwillig entgegengekommen, zu bewahren. Er war mehr, als es mit ſeinen Pflichten übereinſtimmte, der Pracht und dem Vergnügen ergeben, unbeſtändig und der Willkür geneigt. Seine Gemahlin war geſtorben und, ohne eigenes Recht auf die Erbſchaft Karl des Kühnen, ſchien er nicht geneigt, ſeine Stellung den Wechſelfällen des Krieges länger ausſetzen zu wollen. Die Stände von Flandern, Brabant, Hennegau und der übrigen, dem Hauſe Burgund gebliebenen Beſitzungen verſammelten ſich und erklärten dem Herzoge ihren beſtimmten Wunſch nach der Wiederherſtellung eines friedlichen Verhältniſſes mit Frankreich. Die beiderſeitigen Bevollmächtigten kamen endlich am Ende des Jahres 1482 in Arras zuſammen und ſchloſſen einen Vertrag ab, vermöge deſſen der Dauphin Margarethe, die Tochter Maximi-

lian's, heirathen und dieſe die Franche-Comté und Artois als Mitgift erhalten ſolle. Die Oberhoheit der franzöſiſchen Krone über Flandern ſollte, wie früher anerkannt, dieſes Land aber von der Jurisdiktion des pariſer Parlaments frei ſein. Dieſer Frieden ſicherte Frankreich alle ſeit dem Tode Karl des Kühnen gemachten Erwerbungen und beruhigte Ludwig über die Zukunft ſeines Sohnes. Die Ausſöhnung zweier ſo mächtiger Gegner, wie des erſten und älteſten Erbkönigs der Chriſtenheit mit dem Sohne des deutſchen Kaiſers und Erben von Oeſterreich, das obgleich noch weit von dem entfernt, was es bald werden ſollte, ſchon Aller Augen auf ſich zog, erregte im Mittelpunkte Europas allgemeine Theilnahme, und wurde faſt überall als ein glückliches Ereigniß gefeiert. Ludwig hatte hierbei allein die Unzufriedenheit Eduard's IV. zu fürchten, deſſen Tochter in dem Vergleiche von Pecquigny mit dem Dauphin verſprochen worden. Aber als ſollten ſich gegen das Ende ſeiner Regierung alle Umſtände zu ſeinem Glücke vereinigen, ſo ſtarb der König von England, der ſeine Empfindlichkeit über die Auflöſung jenes Verlöbniſſes ſchon auf drohende Art geäußert hatte, plötzlich, wenige Monate nach dem Frieden von Arras, und England fiel aufs Neue in innere Kriege, die es für eine Zeit lang dem Feſtlande entfremdeten.

Ludwig ſtand jetzt, wie wenige Fürſten, mit dem Ende ſeiner Tage auch am Ziele ſeiner Wünſche. Er hatte Alles, wonach er von Anfang an geſtrebt, vollbracht und die ihm geſetzte Aufgabe faſt vollſtändig gelöſt. Es blieb ihm wenig oder nichts mehr zu thun übrig. Er hatte im Innern einen vollſtändigen Sieg über alle ſeine Gegner davongetragen und außerdem ſein Reich, auf eine deſſen Sicherheit und Kraft ſehr erhebende Weiſe, durch Hinzufügung mehrer bedeutender Grenzprovinzen vergrößert und abgerundet. Er hatte bei der Erlangung dieſer Vortheile allerdings Manches dem Glücke, doch weniger als die meiſten andern Fürſten, mehr aber ſeiner Einſicht, Beharrlichkeit und raſtloſen Thätigkeit und dem in der Maſſe ſeines Volkes lebenden Geiſte zu danken. Was ihn bei ſeinem langen und oft gefährlichen Kampfe mit ſeinen großen Vaſallen unterſtützte, war die in der Nation waltende Ueberzeugung, daß die königliche Macht, ſelbſt bei ihrer ſchrankenloſen Ausdehnung und ihren Mißbräuchen, der Herrſchaft ihrer Gegner und Nebenbuhler, der nach der Theilung des Reiches und der Herſtellung einer lokalen Souverainetät ſtrebenden Prinzen und Großen vorzuziehen ſei. Dieſe Geſinnung ſprach ſich nicht auf eine kräftige und begeiſterte Weiſe aus, denn der Geiſt jener Zeit, in welcher

der Verſtand und deſſen Betrachtung vorzuwalten anfing, ließ überhaupt keine erhöhte Stimmung aufkommen, ſondern ſie ſetzte den Anſprüchen der Lehnsariſtokratie einen paſſiven Widerſtand entgegen, ſie hielt an den Einrichtungen, die das Königthum geſchaffen, feſt und unterſtützte die Krone, ohne Liebe und Begeiſterung, aus dem Gefühle des Nothwendigen und Nützlichen heraus, bei dem Kampfe mit ihren Feinden. Mehr wollte und bedurfte ein König wie Ludwig XI. nicht.

Ludwig hatte, ſo viel ihm ſeine Feinde Zeit und Gelegenheit gönnten, den Fortſchritt der Geſittung in ſeinem Lande im Auge gehabt und deren vornehmſtes Werkzeug, den Flor der Städte, denn für den Landmann that er wenig, begünſtigt. Er war der erſte König ſeines Stammes, der zu begreifen ſchien, daß die Macht der Krone großentheils von dem richtigen Gebrauche der Hülfsquellen des Landes und beſonders dem Umſchwunge des Handels und der Gewerbe abhänge. Er hielt außerdem auf eine genaue und ſtrenge Handhabung der Juſtiz, da wo ſie ſeinen despotiſchen Abſichten nicht entgegenſtand, und ſtiftete, außer dem Parlament von Bordeaux für Guienne, noch das von Dijon für Burgund. Er ließ die Geſetze der einzelnen Provinzen und ſelbſt die fremder Länder ſammeln und dachte daran, in der geſammten Monarchie dieſelbe Rechtspflege einzuführen. Die großen Meſſen von Lyon und Caen wurden von ihm wiederhergeſtellt. Er begünſtigte den Seidenbau und hatte den Plan, in allen Theilen des Landes daſſelbe Maß und Gewicht einzuführen, woran ſchon einer der Söhne Philipp des Schönen gedacht, und was erſt nach drei Jahrhunderten verwirklicht werden ſollte. Jedoch that er, die Beförderung der Buchdruckerkunſt abgerechnet, wenig oder nichts für Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeinem Lande, obgleich er von Natur in hohem Grade geiſtreich und für einen Fürſten ſeiner Zeit wohl unterrichtet war. Es war ihm hierzu keine Ruhe und Muße übrig geblieben, ſeine ganze Regierung war mit Kriegen und Unterhandlungen erfüllt geweſen. Die Gelehrſamkeit, namentlich die Alterthumskunde, deren große Epoche damals in Italien begann, ſollte, wie die ſich daſelbſt ſo raſch erhebende Maler- und Bildhauerkunſt, erſt im folgenden Jahrhunderte in Frankreich Wurzel faſſen. Selbſt die im vierzehnten Jahrhundert durch Froiſſart beginnende Bewegung in der nationalen Sprache und Literatur war durch die immerwährenden Erſchütterungen des öffentlichen Lebens, die dem Geiſte keine Ruhe und Sammlung ließen, aufgehalten worden. Der Geiſt jener Zeit war ein durchaus politiſcher und kriegeriſcher, aber ohne großen Charakter.

Es lag ein Abgrund zwiſchen der Epoche der Jungfrau von Orleans und der gegen das Ende der Regierung Ludwig's XI., obgleich beide nur durch zwei Generationen getrennt waren. Das Mittelalter hatte in jener heroiſchen Geſtalt von Frankreich für immer Abſchied genommen. Unter Ludwig XI. wäre eine ähnliche Perſönlichkeit durchaus unmöglich geweſen. Es iſt unter ihm faſt keine Spur innerer Erhebung und Begeiſterung ſichtbar, die Flamme des Enthuſiasmus, die Nährerin alles Großen in der Welt, ſcheint bis auf den Boden herabgebrannt geweſen zu ſein. Alle Entſcheidung wurde einzig durch den Verſtand vorbereitet oder durch den Zufall herbeigeführt. Eine ſolche Richtung würde, hätte ſie ſich ausſchließend geltend machen können, den Zuſtand der Menſchen mehr verflacht als verbeſſert, mehr verarmt als bereichert haben. Die einige Generationen nach Ludwig XI. beginnende religiöſe Bewegung ſetzte die höhern und idealern Intereſſen der menſchlichen Natur wieder in ihre Rechte ein, obwohl der Art, wie die religiöſen Kämpfe geführt wurden, wie die Politik ſich in ihnen geltend zu machen wußte, der ſelbſtſüchtige und ausſchließend weltliche Geiſt der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts anzuſehen iſt, ungefähr ſo wie in der franzöſiſchen Revolution der Materialismus und Senſualismus des achtzehnten Jahrhunderts anzutreffen iſt, obgleich ſie, ihrem Princip nach, demſelben ſo entgegengeſetzt war. Der Charakter einer Epoche, die zu einer gewiſſen Ausbildung gekommen, verwandelt, aber verflüchtigt ſich nie ganz, und macht ſich auf dieſe oder jene Art in dem Schickſal der mit ihr in einem beſtimmten Zuſammenhange ſtehenden Generationen bemerklich, ſo verſchieden auch die Natur und Tendenz des dieſelben beherrſchenden Geiſtes ſich geſtaltet haben mag.

Nichts konnte verſchiedener als der perſönliche Charakter Ludwig's und der ſeines Vaters ſein. Erſterer trug weder in ſeinen Vorzügen noch in ſeinen Mängeln den Stempel der Nation, zu der er gehörte. Er war verſchloſſen, unergründlich, in ſeinen Entſchlüſſen unwandelbar, und wie der geiſtreichſte, ſo auch der beharrlichſte Fürſt ſeines Stammes und Landes, und den Einflüſſen Anderer weder im Guten noch im Böſen ausgeſetzt. Er verachtete den Schein, da wo derſelbe leer iſt und nicht zu einem wirklichen Zwecke dient, und beſaß keine jener Schwächen und Leidenſchaften, die, beſonders dem franzöſiſchen Gefühle nach, den Menſchen liebenswürdig machen, ihn Andern nahe bringen, auf ihn eine Einwirkung geſtatten, ihn überhaupt in den gewöhnlichen Kreis ziehen. Als König ſeinem Streben nach durchaus der modernen Zeit angehörig, näherte

er ſich in ſeiner Perſönlichkeit der Eigenthümlichkeit mancher italieniſchen Tyrannen des Mittelalters und war, was ſeine individuelle Natur betrifft, der moraliſchen Organiſation ſeiner Landsleute fremder, als es irgend einer ſeiner Vorgänger und Nachfolger geweſen. Von raſtloſer Thätigkeit in ſeinem Berufe und mit aller Welt in beſtändiger Berührung, ſchien ſein Inneres vollkommen unzugänglich zu ſein. Von einem tiefen Gefühle ſeiner intellektuellen Ueberlegenheit und einer brennenden Herrſchſucht beſeelt, war er in der Ausführung ſeiner Plane von einer auffallenden Langſamkeit und Zähigkeit begleitet. Sein Ziel nie aus den Augen verlierend, hielt er auf dem Wege dazu alle Augenblicke ſtill und ſah ſich nach allen Seiten um. Seine argwöhniſche, einſame, finſtere Natur war dabei äußerſt beweglich und wußte jede Form anzunehmen. Er verſtand es ſich mit Jedermann in Verbindung zu ſetzen und verhandelte mit derſelben Leichtigkeit mit fremden Fürſten, wie mit den niedrigſten ihrer Diener, mit den Großen ſeines Hofes und den Landleuten und Hirten ſeines Landes. Sein zu blutiger Strenge und leidenſchaftlichem Haſſe geneigter Sinn wurde zugleich von Blitzen einer beſondern Heiterkeit und Lebensluſt durchzogen, die ſich in treffenden Vergleichungen und überraſchenden Zuſammenſtellungen äußerte, aus denen aber immer ſeine Verachtung des Menſchen und ſeine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Meinung, Sitte und Geſetz, kurz eine ihrem innerſten Weſen nach verderbte und wilde Natur hervorbrachen. Dieſer keineswegs große Mann, aber ſeltene, außerordentliche Fürſt, deſſen Individualität man mit der keines andern Souverains zu vergleichen wüßte, ſtarb in einem Schloſſe, Pleſſis-les-Tours, das wie ein Gefängniß eingerichtet war, den 30. Auguſt 1483, vor dem Tode zitternd, und dennoch bis zum letzten Augenblick von Planen und Entwürfen erfüllt, die er wie Improviſationen ausſprach und deren Fülle und Klarheit ſeine Umgebungen oft in Erſtaunen ſetzte. Ludwig iſt auf die Nachwelt durchaus unter dem Bilde eines Despoten und Tyrannen gekommen. Manche Geſchichtſchreiber haben, mehr von ſeinen Fehlern als Vorzügen getroffen, ihn geradezu als einen andern Tiberius oder Domitian dargeſtellt. Dies muß indeſſen für eine arge Uebertreibung gelten, denn er war nicht einmal der Schlimmſte unter den Böſen ſeiner Zeit. Der König Don Juan von Aragonien z. B. opferte einer zweiten Frau zu Gefallen ſeinen Sohn und ſeine Tochter erſter Ehe auf, Eduard IV. ließ ſeinen Bruder Clarence umbringen u. ſ. w. Die meiſten Großen ſeiner Zeit waren ebenſo grauſam wie er, ebenſo gewiſſenlos und dabei viel unſittlicher. Ludwig beſtrafte nur

überwieſene Verräther und ſolche, die es mit ſeinen Feinden gehalten. Aber ſeine böſen Eigenſchaften brachen auf eine eigenthümliche, ihm ganz allein zugehörige, von dem Verhalten Anderer verſchiedene Weiſe hervor und dies machte ihn ſo verhaßt. Man begriff ſehr viele ſeiner Handlungen gar nicht, ſie erregten oft ebenſo viel Befremdung als Schrecken. Auch erſchienen ſeine Laſter, verglichen mit ſeinen überlegenen Geiſtesgaben, allerdings viel tadelnswerther, als die roherer oder beſchränkterer Naturen. Man ahnte, daß in ſeinem Innern der Inſtinkt der Treuloſigkeit und Grauſamkeit in hohem Grade vorhanden ſein müſſe, da deſſen Aeußerungen, obgleich von ſeinem Verſtande und ſeiner Klugheit gezähmt und beſchränkt, dennoch ſo oft hervortraten. Die Nachwelt hat übrigens in ihm den Menſchen und den Souverain, wie dies bei den meiſten hiſtoriſchen Erſcheinungen, die ſonſt oft gar nicht beurtheilt werden können, nothwendig iſt, nicht zu trennen verſtanden. Seine Mängel als Menſch ſind ſo auffallend, daß ſie keine Entſchuldigung erlauben und keiner Erklärung bedürfen. Als König dagegen muß ihm ein, im Ganzen günſtiger Einfluß auf die Entwickelung ſeines Volkes und das Schickſal ſeines Landes und die Führung eines bedeutenden und ſelbſt in vieler Beziehung verdienſtvollen Daſeins zugeſtanden werden.

Achtzehntes Kapitel.

Ludwig war, ohne ein Teſtament oder irgend eine legale Aeußerung ſeines letzten Willens hinterlaſſen zu haben, geſtorben. Sein Sohn und Nachfolger Karl **VIII.** war, einem von Karl V. erlaſſenen Geſetze gemäß, in dieſem Augenblicke volljährig, denn er hatte ſein vierzehntes Jahr erreicht. Sein Vater hatte ſeine Erziehung und die Sorge für ſeine Perſon ſeiner Tochter, Anna von Frankreich, und deren Gemahl, dem Prinzen oder Sire de Beaujeu, wie er gewöhnlich genannt wurde, einem jüngern Bruder des Herzogs von Bourbon, empfohlen, aber über ihre politiſche Stellung im Königreiche und ihren Einfluß auf die Regierung nichts be-

ſtimmt. Die Volljährigkeit Karl's VIII. im Kindesalter war eine jener politiſchen Fiktionen, die ohne Einfluß auf die Wirklichkeit bleiben, und es hing von dem von der unumſchränkten Monarchie und dem Hofweſen gewöhnlich unzertrennlichen Spiele der Gunſt und Intrigue ab, wer in der Nähe des königlichen Knaben den meiſten Einfluß genießen und in ſeinem Namen die Herrſchaft führen würde. Wie gewöhnlich nach dem Tode der meiſten ſeiner Vorgänger wurde eine Menge der von Ludwig XI. Begünſtigten verfolgt und deſſen, was ſie unter ihm erworben oder von ihm empfangen hatten, beraubt, manche ſeiner Einrichtungen, überhaupt Vieles, was von ihm perſönlich ausgegangen, umgeſtoßen. Sein weſentliches Werk jedoch, die Unterwerfung der Prinzen und großen Vaſallen, die Eingriffe der königlichen Macht durch ihre Beamte und Bevollmächtigte in alle beſondern, früher von ihr unabhängigen Verhältniſſe, konnte als in den Forderungen und Bedürfniſſen der Zeit begründet und längſt vorbereitet, zwar hier und da angegriffen, aber nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Prinzen des königlichen Hauſes verſuchten, von dem argwöhniſchen und durchdringenden Blicke Ludwig's nicht mehr bewacht, ihre Anſprüche zu erneuern, konnten ſich jedoch unter einander über den Einfluß, den ſie auf die Regierung des jungen Prinzen ausüben wollten, nicht vereinigen. Der Herzog von Bourbon wurde zum Connetable ernannt, aber der erſte Prinz von Geblüt und Erbe der Krone, wenn Karl VIII. ohne männliche Erben abginge, der Herzog von Orleans, und ſein Vetter Angouleme, beide noch ſehr jung, ſchienen ebenfalls auf eine ausgezeichnete Stellung zu rechnen. Der Herzog von Lothringen René II., der Enkelſohn des Königs René und Vetter Karl's von Maine, machte auf die Länder Anſpruch, welche dieſe an Ludwig XI. abgetreten hatten, und verlangte beſonders die Rückgabe der Provence, auf deren Beſitz ſeine Mutter ihm ein Recht gegeben. Maximilian von Oeſterreich ſchien nach dem Tode des Königs den Vertrag von Arras nicht lange beobachten und von der Jugend des gegenwärtigen Königs Vortheil ziehen zu wollen. In allen Theilen des Landes regte ſich die lebhafteſte Unzufriedenheit ſowohl über die Höhe der Abgaben als über den Druck, den die von der vorigen Regierung eingeſetzten Beamten und Befehlshaber ſich hatten zu Schulden kommen laſſen. Die Jugend Karl's VIII., der beſtrittene, weder auf Geſetz noch Herkommen beruhende Einfluß der Prinzeſſin Anna und ihres Gemahles, die Anſprüche der Großen, die Abweſenheit der feſten und kräftigen Hand, die ſo lange die Zügel des Staates geführt, zwangen die Regierung, ſich unter ſo

ſchwierigen Umſtänden nach einer Ergänzung für die ihr fehlende Kraft, nach einer Stütze für ſich umzuſehen. Deshalb wurden im Anfange des folgenden Jahres die Reichsſtände nach Tours zuſammenberufen.

Sechszehn Jahre waren ſeit dem Zuſammentreten des letzten Reichstages verfloſſen, denn die einige Jahre darauf gehaltene Verſammlung der Notabeln, von dem Könige ſelbſt ernannt, konnte für keine Repräſentation des Volkes gelten, war nur acht Tage lang beiſammen geweſen und hatte ſich faſt nur mit der Entſcheidung der Anſprüche Karl's von Frankreich auf eine der Provinzen des Reiches beſchäftigt. Die diesmalige Verſammlung der Reichsſtände hat, obgleich auch ſie auf das Schickſal Frankreichs keinen dauernden Einfluß ausgeübt, doch eine größere Bedeutung als mehre der vorangegangenen gehabt und bewieſen, daß mehr die Umſtände und die von der Geſinnung der Einzelnen unabhängige Lage des Ganzen ſich der Gründung eines freien politiſchen Syſtems in Frankreich widerſetzte, als daß es zu deſſen Errichtung an Willen oder Geſchick gefehlt hätte. — Die Zuſammenſetzung des Reichstages ſelbſt war mehr nach Herkommen und Zufall, als nach einem allgemein anwendbaren Maßſtabe beſtimmt worden. Es ward hierbei weder auf das Verhältniß der Zahl unter den drei Ständen der Nation, noch auf die Macht und Bevölkerung der Provinzen, die ſie vertreten ſollten, Rückſicht genommen. So ſandte z. B. Burgund nur vier und die Dauphiné dreizehn Abgeordnete. Man erſieht hieraus ſchon, daß die einzelnen Provinzen nicht nach Maßgabe ihrer Bedeutung vertreten waren, ja es iſt wahrſcheinlich, daß ſie hierauf ſelbſt geringen Werth legten und gewöhnlich auf keinen großen Einfluß ihrer Abgeordneten rechneten. Sie ſahen dieſe als Organe, ihre Klagen und Beſchwerden vor den Thron zu bringen, aber nicht als Glieder einer ſouverainen, der Krone zur Seite ſtehenden Macht an. Die Reichsſtände ſonderten ſich diesmal nicht, wie früher und ſpäter geſchehen, nach den drei Ständen ab, ſondern trennten ſich in ſechs Abtheilungen, die von den ſechs Nationen, in die man ſich die Bevölkerung des Königreiches, ihrem Urſprunge und ihrem Idiom nach, getheilt dachte, ihre Namen empfingen. Die erſte darunter, Frankreich genannt, umfaßte, einige Landſchaften abgerechnet, in der That das alte Dukatus Franciä, den Hauptſitz der ſaliſchen Franken und das Stammland der Kapetinger, L'Isle de France mit Paris und Orleans. Bei den anderen erſchienen ihre Benennungen meiſt verworren und umfaſſend, wie faſt immer, wenn Zuſtände, die in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit verſchwunden ſind,

ihrer äußern Erinnerung nach feſtgehalten werden. Dieſer Reichstag ſchien einen Augenblick lang geneigt ſich als eine wirkliche Repräſentation des Landes anſehen, eine Menge Mißbräuche abſtellen und die jener Zeit noch immer ſo wichtigen Verhältniſſe mit Rom ordnen zu wollen. Er empfing die Klagen mehrer von Ludwig XI. verfolgter oder beeinträchtigter Großen: des Herzogs von Lothringen, Karl's von Armagnac, der Söhne des hingerichteten Herzogs von Nemours u. ſ. w. Mit der widerſinnigen Fiktion der Volljährigkeit des Königs, nach eingetretenem vierzehnten Lebensjahre, nicht zufrieden, dachten die Stände daran, die Zuſammenſetzung der oberſten Behörde des Reiches, des Staatsrathes, ſelbſt zu ordnen, und verlangten, daß eine Anzahl ihrer Mitglieder demſelben einverleibt werden ſollte. Allein die Eiferſucht unter den verſchiedenen Provinzen oder Nationen, in die ſich der Reichstag getheilt hatte, machte es den Prinzen und Großen, die über ihren Einfluß auf die Regierung unter ſich ſtritten, aber darin übereinſtimmten, den Abgeordneten der Nation eine blos berathende Stimme zuzugeſtehen, leicht, dieſelben unter ſich zu theilen, eine große Anzahl unter ihnen zu gewinnen, Andere zu ſchrecken, Alle zu ermüden und endlich durch eine unerwartete Auflöſung der Verſammlung weitere Beſchlüſſe unmöglich zu machen. — Die Partei Bourbon, von der Prinzeſſin Anna geleitet, gewann über die des Herzogs von Orleans die Oberhand und riß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten faſt allein an ſich. Nachdem die Forderung, welche der Reichstag im Anfange ſeiner Sitzungen zu erkennen gegeben, an der Regierung ſelbſt Theil nehmen zu wollen, beſeitigt worden, trugen die einzelnen Stände, die Geiſtlichkeit, der Adel und die Gemeinden, ihre beſonderen Beſchwerden vor. Sie richteten hiermit nicht viel mehr als mit ihren allgemeinen politiſchen Anſprüchen aus. Um nicht von der Zuſammenſetzung, den getheilten Standes- und Lokalintereſſen der franzöſiſchen Reichsſtände zu ſprechen, die es ihnen unmöglich machten, zu einer wahrhaft nationalen Macht zu werden, ſo war die Form, welche ſie, um auf die Geſetzgebung ihres Landes einen Einfluß zu gewinnen, angenommen, hinreichend, wirkliche Reformen, ſo weit ſie von ihnen ausgehen ſollten, unausführbar zu machen. Sie legten der Regierung ihre Beſchwerden vor. Dieſe zog aus denſelben diejenigen heraus, die es ihr abzuſtellen gefiel, und überging die übrigen mit Stillſchweigen oder wies ſie geradezu ab. Sie hatten darauf gedrungen, daß eine Anzahl von ihnen dieſe Gravamina im Staatsrathe ſelbſt vertheidigen ſollte. Der Kanzler wählte aber dieſe Deputation und ernannte zu ihr natürlich nur die

Mitglieder des Reichstages, auf deren unbedingte Beiſtimmung er zu zählen hatte. Die Rechnungen über den Staatshaushalt, deren Vorlegung man ihnen nicht zu verweigern wagte, wurden von ihnen als verfälſcht befunden. Bei der Vertheilung der bewilligten Steuern auf die einzelnen Provinzen geriethen dieſe in Streit untereinander, und jede ſuchte, ſo viel als möglich, dieſe Laſt von ſich ab und der andern aufzuwälzen. Bei den Verhandlungen über die Entſchädigung der Mitglieder des Reichstages für ihren Verluſt an Zeit und Mühe verlangten, ſonderbar genug, der Adel und die Geiſtlichkeit, daß der dritte Stand die Tagesgelder für die beiden erſten bezahlen ſolle. Die Stände trennten ſich endlich. Das Einzige, was ihrer Erſcheinung eine, wenn auch vorübergehende Bedeutung gegeben, war ihre Erklärung, daß die Krone, ohne ihre Bewilligung, keine Abgaben erheben dürfe und daß ſie zu dem Ende alle zwei Jahre zuſammenberufen werden ſollten. Da ſie aber in der Meinung des Volkes und der öffentlichen Stimmung nicht die Macht beſaßen, die Regierung zu ihrer Zuſammenberufung zwingen zu können, ſo blieb ihre Erklärung ohne weitere Wirkung. Die franzöſiſchen Reichsſtände ſind mehrmals in kritiſchen Momenten, wie während der Gefangenſchaft König Johann's, des Wahnſinnes Karl's VI. und bei einigen Regierungswechſeln, plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht und haben im öffentlichen Leben im Grunde weder etwas zerſtört, noch etwas geſchaffen. Ihre unregelmäßigen und erfolgloſen Zuſammenkünfte haben indeſſen doch immer die Bedeutung gehabt, daß ſie die Vorſtellung von einer Nation, die ſich ſelbſt angehörte, die das Königthum an ihre Spitze geſtellt, aber ſich nicht für deſſen Eigenthum hielt, ſondern, wenigſtens der Idee nach, an der Leitung ihres Schickſals Theil zu nehmen das Recht hatte, kurz die Erinnerung und den Gedanken der politiſchen Freiheit unter den Franzoſen nicht vollkommen verſchwinden ließen. In Bezug auf die Gegenwart, in der ſie auftraten, haben ſie jedoch nie eine wahrhafte Bedeutung gehabt.

Die Schweſter des jungen Königs, Anna von Frankreich, leitete, ungeachtet ihres zweifelhaften Rechtes, an die Spitze der Regierung zu treten, dieſelbe mehre Jahre lang und unter zum Theil ſchwierigen Umſtänden, mit einer ihres Vaters nicht unwürdigen Kraft und Thätigkeit, die dabei nicht, wie die jenes Königs, durch Willkür und Grauſamkeit befleckt wurde. Sie hatte im Innern gegen die Anſprüche der Prinzen und großen Vaſallen, welche von der Jugend des Souverains und der Verwaltung einer Frau Vortheile für ſich zu ziehen dachten, und nach Außen zu, auf der Nord-

grenze gegen Maximilian von Oeſterreich und im Süden gegen Ferdinand von Aragonien zu kämpfen. Ihres Verſtandes und ihrer Feſtigkeit ungeachtet, würde ſie den Bündniſſen und Angriffen ihrer Gegner wahrſcheinlich erlegen ſein und ihre Stellung haben aufgeben müſſen, wenn ihr nicht die öffentliche Meinung in der Nation, zu welcher ſchon jetzt Alles mit Ausnahme der Prinzen des königlichen Hauſes und einiger großen Lehnsmänner gezählt werden muß, zu Hülfe gekommen wäre und ihr einen im Ganzen zwar paſſiven, aber unter den vorhandenen Umſtänden zureichenden Beiſtand gewährt hätte. Alle Stände, Adel, Geiſtlichkeit und Städte, fühlten ſich zwar durch den Tod Ludwig's XI. wie von einer drückenden Laſt befreit, waren aber doch nicht geneigt, ſein vornehmſtes Werk, das Ergebniß ſeiner ganzen Regierung, die Unterwerfung der Großen und die Einheit des Staates ſinken, und das Land von Neuem ſich in den Kampf der nach einer lokalen Souverainetät ſtrebenden Prinzen und Vaſallen verwickeln zu laſſen. Zwar hatten die Prinzen den Herzog von Bourbon, den älteſten unter ihnen, zum Generallieutenant des Königreiches, und den Herzog von Orleans, den muthmaßlichen Thronfolger, zum Vorſitzer des Staatsrathes ernannt, aber die Schweſter des Königs nahm auf dieſe Beſtimmungen keine Rückſicht und führte die Regierung, von klugen Rathgebern und einem glücklichen Feldherrn, La Tremouille, unterſtützt, als wäre ſie wirkliche Regentin des Landes, fort. Alle großen Vaſallen, faſt ſämmtlich Gegner der Regentin, denn ſo muß man ſie, obgleich ſie dieſen Titel nicht führte, dennoch nennen, wurden ihr zu gehorchen gezwungen. Selbſt die Bretagne, wie immer, ſo auch diesmal der Herd der innern Unruhen und der Mittelpunkt der gegen die Krone gerichteten, mit dem Auslande in Verbindung ſtehenden Oppoſition, ward von dem Kriegsvolke des Königs eingenommen. In der Schlacht von St. Aubin du Cormier wurden die Unzufriedenen von La Tremouille gänzlich geſchlagen und der Herzog von Orleans ſelbſt gefangen genommen. Der Einfluß und die Macht Anna's von Frankreich, deren Gemahl unterdeſſen von ſeinem ältern Bruder den Titel und die Beſitzungen des Hauſes Bourbon geerbt hatte, ward nach einer ſo harten Regierung, wie die Ludwig's XI. geweſen, von dem Volke allgemein als eine Milderung und Verbeſſerung ſeines Zuſtandes angeſehen. Sie dauerte, obgleich ſie ſich in der letzten Zeit, als Karl VIII. ſich dem Mannesalter näherte und die Beſchränkung ſeiner Gewalt und Bevormundung ſeiner Perſon nicht mehr ſo geduldig wie früher ertrug, ſehr vermindert hatte, faſt bis zu dem wichtigen Augenblicke der

Vermählung des jungen Königs mit der Erbin und älteſten Tochter Franz' II. von Bretagne und der Vereinigung dieſes großen Lehns mit der Krone fort.

Der Krieg zwiſchen Maximilian von Oeſterreich und Karl VIII. war durch den Vertrag von Frankfurt, bei welchem der von Arras zu Grunde gelegt wurde und in welchem der König die Flamänder, die ſich gegen Maximilian empört und mit denen er ein Bündniß geſchloſſen, preisgab, beendigt worden (1489). Karl VIII. war, dem Vertrage von Arras gemäß, mit Margarethe von Oeſterreich, der Tochter Maximilian's, die in den letzten Monaten der Regierung Ludwig's XI. nach Frankreich gekommen, verlobt worden. Die junge Prinzeſſin hatte ſeitdem den Titel einer Königin von Frankreich geführt. Maximilian, der durch ſeine Heirath mit Maria von Burgund die Macht des Hauſes Oeſterreich außerordentlich vermehrt hatte, war der erſte Fürſt ſeines Stammes, in welchem ein, wenn auch keineswegs großartiger politiſcher Ehrgeiz und eine entſchiedene Vergrößerungsluſt ſichtbar wurden. Nicht damit zufrieden, Frankreich ſchon an ſeiner Nord- und Oſtgrenze zu umgeben, dachte er nach dem Tode Franz' II. von Bretagne ſich mit deſſen Erbin zu verbinden, und auf dieſe Art auch im Weſten und Innern des Königreiches Fuß zu faſſen. Die Nachkommen Rudolph's von Habsburg waren durch die häufige Erlangung der deutſchen Kaiſer- und Königswürde und die Erweiterung ihrer Herrſchaft, obgleich urſprünglich den Enkeln Hugo Kapet's an Adel und Macht weit nachſtehend, allmälig zu großem Glanze und Ruhme in Europa gelangt. Maximilian war ſchon um dieſe Zeit zum Nachfolger ſeines Vaters Friedrich's III. beſtimmt. Eine Vermählung mit einem ſo großen Fürſten, der ſich außerdem durch den Adel und die Schönheit ſeiner Perſon auszeichnete, ſchmeichelte der jungen Herzogin Anna von Bretagne, die, zu Frankreich in einer faſt erblichen Feindſchaft ſtehend, von allen andern Bundesgenoſſen verlaſſen und von mehren ihr verhaßten Freiern beſtimmt, die Bewerbung des künftigen Kaiſers von Deutſchland gern annahm. Maximilian vermählte ſich durch einen Stellvertreter mit der Erbin von Bretagne und glaubte hierdurch dieſe große und wichtige Provinz ebenſo unter ſeine Herrſchaft zu bringen, wie er es dreizehn Jahre vorher mit den burgundiſchen Landen gethan hatte. Dieſe Verbindung war aber, um den Argwohn der übrigen Fürſten, beſonders Karl's VIII. nicht zu erregen, ſo lange als möglich geheim gehalten worden. Als ſie endlich bekannt wurde, ſchickte Karl ſogleich Kriegsvolk gegen die Bretagne, denn die Herzogin hatte ſich früher anheiſchig ge-

macht, ſich nicht ohne ſeine Einwilligung zu vermählen. Maximilian, mit weitern Planen zur Erweiterung ſeiner Herrſchaft an den öſtlichen Grenzen Deutſchlands beſchäftigt, mit ſeinen niederländiſchen Unterthanen in beſtändigen Streitigkeiten begriffen und, obwohl von großer Thätigkeit, ohne Folge und Nachdruck in ſeinen Entwürfen, that nichts, um ſeiner Gemahlin zu Hülfe zu kommen, und machte nicht einmal einen ernſten Verſuch mit der, welche für ſeine Frau galt, ſich wirklich zu verbinden. Denn er iſt nie nach der Bretagne gekommen und hat die Herzogin Anna nie geſehen. Karl VIII., der jetzt einundzwanzig Jahre zählte und ſich von der Aufſicht ſeiner Schweſter vollkommen befreit hatte, war von ſeinen vertrauten Dienern auf die Gefahr aufmerkſam gemacht worden, welche für ihn und ſein Reich nothwendig entſtehen müſſe, ſobald Maximilian, ohnedies Herr ſo vieler Länder und künftiger Kaiſer, auch noch die Bretagne, die große Provinz, die durch das Meer mit Spanien und England in ſo naher Verbindung ſtand, ſeinen übrigen Staaten hinzufüge. Die Herzogin Anna, kaum der Kindheit entwachſen, den Angriffen Frankreichs ohne Ausſicht auf Hülfe bloßgeſtellt, von ihren Räthen überredet, gab ihre Verbindung mit dem Erben von Oeſterreich auf und reichte (1491) ihre Hand dem Könige von Frankreich. Die beiden fürſtlichen Perſonen zerriſſen durch ihre Vermählung allerdings nur dem Namen nach beſtehende, aber um ihrer politiſchen Bedeutung willen wichtige Bande. Karl VIII. war ſeit ſeiner Kindheit mit Margarethe von Oeſterreich, der Tochter Maximilian's, verlobt geweſen, und Anna war ein Jahr vorher mit dem römiſchen Könige, wie Maximilian jetzt genannt wurde, vermählt worden. Beide Verhältniſſe wurden demnach zugleich aufgelöſt und der deſignirte Eidam, ein ſeltener Fall, entriß dem künftigen Schwiegervater ſeine eigene Frau. In dem Ehevertrage wurde außerdem beſtimmt, daß Anna, im Falle der König, ohne Söhne von ihr zu haben, mit Tode abginge, keine zweite Verbindung, außer mit dem nächſten Thronerben, ſchließen könne. Auf dieſe Art wurde das letzte große Lehen, das von jeher in ſo ungewiſſen und großentheils feindlichen Verhältniſſen zu dem Königreich geſtanden, mit demſelben für immer vereinigt. Der Reſt der celtiſchen Nationalität auf dem Feſtlande, die ſich ſo lange gegen die Vereinigung mit dem römiſch-fränkiſchen Staate geſträubt, ſchon längſt im Abnehmen begriffen, ward jetzt, mit dem Verluſte ihrer politiſchen Unabhängigkeit, ihres letzten Haltes beraubt und dazu beſtimmt, in dem großen Nachbarvolke, gegen das ſie ſeit den Zeiten Ludwig des Frommen gekämpft, zu verſchwinden. Die beſondern

Rechte und Privilegien dieſes Landes waren durch eine königliche Erklärung (1492) ausdrücklich anerkannt worden. Aber die bretagniſchen Edeln und Städte, die unter ihren alten Herzögen große Freiheiten beſeſſen, erfuhren das Schickſal der übrigen Bewohner des Reiches und fielen unter die unumſchränkte Gewalt der Krone, obgleich ſie, dem Schein nach, ihre frühere ſtändiſche Verfaſſung bewahrten. Der beſondere Charakter der Einwohner jedoch, ihr trotziger Muth und ſtarrer Sinn, aber auch ihre Feſtigkeit und ihr Ernſt, die ſie von allen andern Franzoſen unterſcheiden, ſind in dieſer politiſchen Vermiſchung nicht untergegangen und die Bretagner zeichnen ſich noch heute durch manche Vorzüge und Mängel aus, die man ſchon in den früheſten Zeiten des Mittelalters an ihnen wahrgenommen.

Dieſe Vereinigung der Bretagne mit dem Königreiche iſt für die innern Angelegenheiten die wichtigſte Begebenheit der Regierung Karl's VIII., ſowie es die italieniſchen Feldzüge für die äußern geworden ſind. Zwiſchen beiden liegen in den Jahren 1492 und 1493 drei Verträge, denn der Hang zum Unterhandeln, die Gewohnheit der Mächte, ihre Plane und eingegangenen Verpflichtungen den eintretenden Umſtänden gemäß zu verändern, raſch von Kämpfen zu Verträgen, von Kriegen zu Friedensſchlüſſen überzugehen, bei dieſem Allen mehr die Hoheit und Größe der Herrſcher und ihrer Geſchlechter als die Bedürfniſſe und Wünſche der Völker zu Rathe zu ziehen, zur Zeit Ludwig's XI. zu einem Syſtem geworden, nahm unter ſeinem kriegsluſtigen Sohne und den übrigen gleichzeitigen Fürſten eine immer bedeutender werdende Stelle ein und ſollte, zum Unterſchiede von den auf rein nationalen Intereſſen beruhenden Verhältniſſen des antiken Staates und der von einem religiöſen und ſtändiſchen Geiſte bewegten Politik des eigentlichen Mittelalters, eines von den charakteriſtiſchen Zeichen des modernen Staates werden. Maximilian, der durch die Verbindung Karl's mit Anna von Bretagne ſich verletzt und in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſah, hatte ſich mit England und Spanien zu einem Angriffe gegen Frankreich verbunden. Das engliſche Volk wünſchte, in Erinnerung ſeiner alten Siege über Frankreich und den Verluſt ſeiner Eroberungen auf dem Feſtlande noch nicht verſchmerzend, den Krieg mit Leidenſchaft, und Heinrich VII. ſah ſich, ſeines friedlichen Strebens ungeachtet, genöthigt, dieſem Drange nachzugeben. Er ſetzte deshalb mit einem Heere nach Boulogne über, deſſen Belagerung er unternahm. Ferdinand und Iſabelle, die, nach der Eroberung Granadas, Spanien zu einem großen Reiche erhoben, wünſchten die

Wiedereroberung von Cerdagne und Rouſſillon, die unter Ludwig XI. mit Frankreich vereinigt worden. Maximilian verlangte die von der burgundiſchen Erbſchaft an Frankreich gekommenen Lande zurück. Dieſe Verbindung ſo mächtiger Fürſten hätte, falls ſie nach einem gemeinſamen Plane und mit Nachdruck gehandelt, Karl VIII. zur Erfüllung aller ihrer Forderungen zwingen können. Aber alle dieſe Bündniſſe wurden, wie wir ſo oft unter der Regierung Ludwig's XI. geſehen haben, faſt ebenſo leicht aufgelöſt als übereilt geſchloſſen. Die Kunſt, einen zuſammenhängenden Plan zu entwerfen, zur Erreichung eines allgemeinen Zieles für den Augenblick bedeutende Opfer zu bringen, auf der einmal betretenen Bahn entſchieden fortzuſchreiten, war in jener Zeit, in welcher, bei ganz verſchiedenen Tendenzen, noch immer viel von dem willkürlichen, von der Gegenwart und ihren Eingebungen bewegten Geiſte des Mittelalters übrig geblieben, unmöglich. Karl VIII., der an die Eroberung Italiens dachte, und um in der Ferne wirken zu können, in der Nähe gern ruhig ſein wollte, ſcheute keine Opfer, um dieſes Bündniß zu trennen. Er gab Cerdagne und Rouſſillon an Ferdinand in ſeiner Eigenſchaft als König von Aragonien zurück und entſagte den Summen, für die ſie einſt Johann II. an Ludwig XI. verpfändet hatte. Ferdinand dagegen verſprach keines ſeiner Kinder mit den Familien Heinrich's VII. oder Maximilian's zu verbinden und die Allianz mit Frankreich jeder andern vorzuziehen. Im Falle dies nicht geſchähe, ſollten jene beiden Provinzen an Frankreich zurückfallen. Man weiß, wie Ferdinand dieſe Bedingungen erfüllt hat. Uebrigens enthielt jeder politiſche Pakt in jener Zeit, mehr als in irgend einer andern, gewöhnlich Bedingungen, die ihn nicht nur illuſoriſch machten, ſondern auch ſchon den Keim zu neuen Reibungen in ſich ſchloſſen. Der menſchliche Verſtand bewegte ſich auf dieſer ihm neuen politiſchen Bahn, obgleich im Einzelnen mit großer Feinheit, im Ganzen ohne umfaſſende Einſicht und verlor jeden Augenblick das von ihm ſelbſt geſetzte Ziel aus den Augen. Daher die große Beweglichkeit in den politiſchen Verhältniſſen jener Zeit bei, im Ganzen, mittelmäßigen Anſtrengungen und, den äußern Gewinn oder Verluſt der handelnden Parteien betrachtet, geringen Reſultaten. Die Engländer, die von den Feldherren Maximilian's, der faſt immer von den Niederlanden entfernt war, nicht unterſtützt wurden, und für welche ſich die Tage von Crecy und Azincourt nicht mehr erneuern ſollten, wurden dieſes Krieges, den ſie ſo ungeſtüm begonnen, bald müde, und nahmen das Anerbieten Karl's, ſowohl die Schulden, welche Anna von Bretagne von ihren Vor-

fahren her an die Krone von England zu bezahlen hatte, und die Rückſtände der Subſidien oder des Tributs, den Ludwig XI. an Eduard IV. verſprochen und deſſen Leiſtung Karl VIII. unterbrochen, innerhalb funfzehn Jahren zu bezahlen, bereitwillig an. Maximilian, der jetzt allein auf dem Kampfplatze geblieben und dem ſeine zerſtreuten Beſitzungen und weiten Plane überhaupt keine Concentrirung ſeiner Macht und keinen großen Nachdruck in deren Anwendung erlaubten, fand ſich endlich ebenfalls zu einem Vergleiche genöthigt, durch den er die Franche-Comté, Artois und einige kleinere Herrſchaften der burgundiſchen Erbſchaft zurückerhielt. Dieſe Lande waren Margarethen von Oeſterreich bei ihrer Verlobung mit Karl VIII. zugeſagt worden. Da dieſe Verbindung nicht zu Stande gekommen, ſo ſah ſich Frankreich nicht nur dem Recht nach genöthigt, dieſelben herauszugeben, ſondern die Einwohner, welche die burgundiſche Herrſchaft, in der das monarchiſche Princip nicht ſo ſchützend, aber auch nicht ſo drückend wie in Frankreich waltete, vorzogen, hatten ſich überall gegen Karl VIII. aufgelehnt und den größten Theil ſeiner Beamten und Krieger verjagt. Indem er dieſe Eroberungen Ludwig's XI. an Maximilian abtrat, gab er im Grunde nur das auf, was ihm der Abfall der Städte und Landſchaften ſchon entzogen hatte. Die Prinzeſſin Margarethe wurde ihrem Vater zurückgeſandt. Dieſe drei Verträge waren, der von Barcelona mit Ferdinand und Iſabelle, die gemeinſchaftlich regierten, der von Etaples mit Heinrich VII. und von Senlis mit Maximilian, nach den Orten benannt, wo ſie abgeſchloſſen worden.

Nach Beſeitigung dieſer das Innere des Königreiches bedrohenden Gefahren erſchien endlich der wichtige Augenblick, wo das franzöſiſche Volk in ſich ſelbſt feſt und ſtark genug geworden war, um einen großen Theil ſeiner Macht zu einer fernen Unternehmung, der Eroberung eines fremden Landes, anwenden zu können. Es war dies in der That zum erſtenmal, daß der Strom des franzöſiſchen Lebens, in ſeinen Quellen vermehrt, über ſeine Ufer trat. Denn die Eroberungskriege Karl des Großen waren in eine Zeit gefallen, wo die verſchiedenen Elemente, aus denen das franzöſiſche Volk entſtehen ſollte, ſich einander zwar ſchon ſehr genähert hatten, aber noch nicht in einander übergegangen waren, wo demnach die franzöſiſche Nationalität als eine eigene, in ſich übereinſtimmende, originale Geſtalt noch nicht vorhanden war. Die Eroberung Englands durch die Normänner kann ebenfalls nicht unter die Thaten des franzöſiſchen Volkes geſetzt werden, denn die Abkömmlinge der alten ſkandinaviſchen Seeräuber hatten zwar ſchon damals die

Sprache der fremden Bevölkerung, über die ſie herrſchten, angenommen, ſich aber ſonſt keineswegs mit ihr vermiſcht. Die Normänner wurden erſt nach der Eroberung ihres Landes durch Philipp Auguſt und deſſen Einverleibung mit Frankreich wahrhaft zu Franzoſen. Zur Zeit Wilhelm des Eroberers hatten ſie noch nicht aufgehört eine eigene Nation mit einer beſondern unterſcheidenden Richtung des Charakters und Lebens zu ſein. Später verſuchte der Sohn Philipp Auguſt's, der nachmalige Ludwig VIII., von einem Theile der engliſchen Barone gegen den König Johann zu Hülfe gerufen, ſich zum Herrn dieſes Landes zu machen. Dieſer Verſuch mißlang, würde aber auch im glücklichſten Falle keine Eroberung des franzöſiſchen Volkes, ſondern nur der Triumph eines kapetingiſchen Prinzen geweſen ſein, der mit Hülfe einer Partei im engliſchen Volke ſich zum Könige deſſelben gemacht hätte. Daſſelbe kann man von der Eroberung beider Sicilien durch Karl von Anjou und ſeiner Provençalen ſagen. Die Franzoſen hatten während der Kreuzzüge allerdings den Trieb gezeigt, ſich nach Außen hin auszubreiten, auf die Ferne einen Einfluß auszuüben. Indeſſen war dies im Ganzen ausſchließlich im Dienſte einer religiöſen Idee, von der ſie, wie viele andere Völker begeiſtert geweſen, und nicht als ein Ausdruck ihres beſondern nationalen Daſeins geſchehen. Bei der Eroberung von Konſtantinopel, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und der Gründung von Feudalherrſchaften im byzantiniſchen Reiche waren die Franzoſen einmal nicht allein thätig geweſen, und dann waren dieſe Unternehmungen nur von einem Theile ihres Adels ausgegangen und ohne Einfluß auf die Nation ſelbſt geblieben. Der Einfall Karl's VIII. in Italien und ſeine Eroberung des Königreichs Neapel iſt demnach die erſte Begebenheit ſeit der Entſtehung des franzöſiſchen Volkes, wo es für ſich, um ſeine Kraft zu üben und ſeine Macht auszubreiten, und nicht für die Herſtellung einer ihm urſprünglich fremden oder mit Andern gemeinſamen Idee, nicht im Intereſſe eines einzelnen Individuums oder Standes, außerhalb ſeiner Grenzen auftritt.

Schon ſeit mehren Jahrhunderten hatte zwiſchen Frankreich und Italien eine immer ſichtbarer werdende Annäherung ſtattgefunden. Seitdem der Bruder Ludwig des Heiligen Neapel erobert, hatten dort Könige aus der Linie Anjou entweder wirklich geherrſcht, oder wenigſtens den Thron dieſes Landes in Anſpruch genommen und eine ihnen geneigte Partei in demſelben gehabt. Die Provence, die den Prinzen aus dieſem Hauſe, nachdem ſie Neapel verloren, geblieben, trug beſonders dazu bei, die Verbindung zwiſchen

beiden Ländern lebendig zu erhalten, denn der italieniſche und provençaliſche Genius hatte ſeiner alten Verwandtſchaft damals noch nicht vergeſſen. Spanien hatte auf Südfrankreich ebenfalls ſtets einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, war aber dem Norden dieſes Landes durchaus fremd geblieben, während Italien von Karl VI. an den ſchlummernden Funken des franzöſiſchen Geiſtes in Bezug auf Kunſt, Geſchmack und Sitte in Lyon, Paris, Caen u. ſ. w. und an den Höfen von Angers, Nancy u. ſ. w. zu beleben angefangen und ſeinen ſpätern Einfluß im ſechszehnten Jahrhundert vorbereitet hatte. Bei der Zerſtückelung Italiens, dem Mangel aller nationalen Einheit, den ſich unaufhörlich bekämpfenden größern und kleinern Staaten, waren franzöſiſche Abenteurer ſeit lange gewohnt, dort ihr Glück in den Waffen zu verſuchen, und mit Beute beladen und in die Heimath zurückgekehrt, ihren Landsleuten die Vorzüge jener reichen und fruchtbaren Gegenden zu preiſen. Ein kriegeriſcher Zug nach Italien, unter dieſem oder jenem Vorwande, lag deshalb den Vorſtellungen und Wünſchen aller Stände des franzöſiſchen Volkes nahe und konnte von einem jungen und muthigen Fürſten leicht in Ausführung gebracht werden. Hierzu kam noch jetzt der günſtige Umſtand, daß durch die Erwerbung der Bretagne nicht nur die wirkliche Macht des Königreiches gemehrt, ſondern beſonders deſſen innere Ruhe geſichert worden, und daß der Frieden mit Maximilian, Ferdinand und Heinrich VII. für den Augenblick keine äußern Angriffe fürchten ließ.

Indeſſen war es vorzüglich Ludwig XI. geweſen, der wie er überhaupt die moderne Monarchie und Politik in Frankreich gegründet, auch dieſes erſte Auftreten der franzöſiſchen Nationalität außerhalb ihres eigenen Kreiſes vorbereitet hatte. Ungeachtet der Hinderniſſe aller Art, mit denen er in ſeinen eigenen Lande und in ſeinen Verhältniſſen zu ſeinen Nachbarn zu kämpfen gehabt, waren die italieniſchen Angelegenheiten ihm dennoch nie fremd geworden. Als die Verſchwörung der Pazzi gegen die Medici ausbrach, ſo ſandte er Comines, ſeinen geſchickteſten Unterhändler, nach Mailand, um den dortigen Herzog zur Hülfe für Lorenz Medici aufzufordern. Er nahm zugleich die Huldigung der Genueſer und die Stelle eines Schutzherrn dieſer Republik an. Sein Eidam, der Herzog von Orleans, hatte von ſeiner Großmutter Valentina Viskonti,[1] die Stadt und das Gebiet von Aſti geerbt. Der Marquis von Saluzzo hatte ſich zu einem Lehnsmanne des Königs gemacht. Außerdem hatte Ludwig XI. alle Anſprüche des Hauſes Anjou auf Neapel zu erwerben gewußt. Der letzte männliche Sproſſe dieſes

Stammes, Karl von Maine, war Graf von Provence geweſen, und hatte den Titel eines Königs von Neapel und Sicilien geführt. Dieſer war es, der alle ſeine Anſprüche dem Könige von Frankreich vermachte. Letzterer hatte die Freundſchaft der Herzöge von Mailand ſorgfältig zu bewahren geſucht. Bona von Savoyen, die Witwe Galeazzo Sforza's, war ſeine Schwägerin. Die Prinzen des Hauſes Savoyen waren ihm ſowohl durch ſeine Frau als ſeine Schweſter verwandt und er hatte, beſonders vom Tode Karl des Kühnen an, auf dieſes Land, ſowie auf Piemont, einen großen Einfluß ausgeübt. Die vertriebenen Anhänger des Hauſes Anjou in Neapel wurden von ihm immer mit beſonderer Gunſt aufgenommen. Man kann hieraus erſehen, daß Ludwig XI. nichts verſäumt hatte, um ſich oder ſeinem Nachfolger den Weg nach Italien zu öffnen.

Nächſt dieſen günſtigen Umſtänden war es ohne Zweifel der perſönliche Charakter Karl's VIII., der die Franzoſen in dieſem Augenblicke zum Beginn eines großen Krieges veranlaßte. Dieſer König, in ſeiner erſten Jugend ſo kränklich, daß ſeine geiſtige Erziehung über ſeiner körperlichen faſt ganz vernachläſſigt worden war, hatte ſich, wenn auch ſpät, allmälig doch entwickelt und war, bei beſchränktem Urtheil und gänzlichem Mangel an Wiſſen, von einer romantiſchen thatenluſtigen Stimmung beſeelt, die ihn die Ausführung irgend eines großen und rühmlichen Unternehmens als die Erfüllung einer Pflicht anſehen ließ. Bei ſeiner Jugend und Unwiſſenheit hoffte er die Zeiten Karl des Großen und deſſen Ruhm erneuern zu können. Von der Leſung der Ritterbücher und den heroiſchen Legenden des Mittelalters, wie die meiſten Großen des funfzehnten Jahrhunderts entflammt, beſchäftigte er ſich, obgleich klein und ſchwächlich von Perſon, doch mit nichts als Waffenſpielen aller Art und ſah ſich ſchon im Geiſte als den Gründer großer Reiche und den Beſieger fremder Völker an. Beſonders hatte die Eroberung Granadas durch Ferdinand und Iſabelle ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und ſowohl ſeinen Ehrgeiz als ſeine Frömmigkeit nach Vollziehung einer ähnlichen That geweckt. Er träumte von einer Beſiegung der Türken, zu der ihm die Herrſchaft über Italien den Weg bahnen ſollte. Während dieſer Zeit hatten mehre neapolitaniſche Große von der den aragoniſchen Fürſten feindlichen Partei Karl VIII. zu bereden geſucht, die Rechte des Hauſes Anjou, deſſen Mannsſtamm erloſchen, für ſich ſelbſt in Anſpruch zu nehmen, denn René II., Herzog von Lothringen, gehörte nur durch ſeine Mutter der Linie Anjou an. Karl VIII. war übrigens, welches

auch in der That ſeine Rechte auf Neapel ſein mochten, ſehr bald von deren Bedeutung überzeugt. Ein anderer Umſtand, der ihn für dieſe Unternehmung entſchied, war ſein Verhältniß zu Ludwig dem Mohren, dem Verwalter des Herzogthums Mailand, der während der Geiſteskrankheit ſeines Neffen, Johann Galeazzo, die Regierung führte. Dieſer Neffe war mit Iſabelle von Aragonien, der Enkelin des Königs Ferdinand von Neapel, vermählt, die, dem Oheime ihres Gemahls abgeneigt, ihrem Großvater anlag, denſelben zur Niederlegung ſeiner angemaßten Gewalt zu nöthigen. Außer dieſem geſpannten Verhältniſſe zu dem fernen aber mächtigen Neapel ſah ſich Ludwig der Mohr in ſeiner Nähe überall bedroht. Der König Ferdinand von Neapel hatte mit Peter von Medicis, der an der Spitze der florentiniſchen Republik ſtand, einen Bund geſchloſſen. Die Venetianer waren ihm, als einem Mitgliede des Hauſes Sforza, abgeneigt, das ihnen die Herrſchaft über die Lombardei, deren ſie ſich ſchon ſicher glaubten, entriſſen hatte. Von dem Papſte Alexander VI. hatte er ebenfalls nichts Gutes zu erwarten. Ludwig der Mohr glaubte deshalb ſich gegen ſeine Gegner in Italien durch einen mächtigen Bundesgenoſſen außerhalb ſichern zu müſſen. Die Staaten Maximilian's lagen zu zerſtreut, ſeine Macht war zu wenig concentrirt. Er war unaufhörlich mit Gründung neuer politiſcher Plane beſchäftigt, ohne die alten zu beſchließen, und erregte überhaupt außerhalb Deutſchlands kein Vertrauen. Ludwig der Mohr wandte ſich deshalb an Karl VIII. und hielt demſelben Neapel als Lockſpeiſe hin. Er hoffte durch einen Krieg zwiſchen beiden Reichen die Macht des Hauſes Aragonien, mit dem ſein Neffe ſich verbunden und das ſeine angemaßte Herrſchaft anzugreifen drohte, zu verringern und für ſich unſchädlich zu machen.

In Frankreich war Alles zu einer großen Unternehmung bereit. Seit zwei Menſchenaltern, ſeit der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII., war die politiſche und militairiſche Fortuna den Franzoſen im Ganzen günſtig geweſen. Ihre Macht und ihr Einfluß waren in beſtändigem Zunehmen geblieben und ſie hatten ſich faſt auf allen ihren Grenzen erweitert. Auch war durch die fortſchreitende Richtung ihres Lebens zur Monarchie ihre Geſinnung, wenn auch nicht kriegeriſcher, doch militairiſcher als früher geworden. Der Adel, der ſeine Kraft nicht mehr wie ſonſt in gegenſeitigen Kämpfen verzehrte und bei ſehr geſchmälerter äußerer Stellung in ſeinem Innern dieſelbe Sinnesart und Sitte bewahrt hatte, war in jedem Augenblick zu einer großen Expedition bereit. In den Städten machte der Schutz, den die Regierung den ehemals freien Gemein-

den des Mittelalters angedeihen ließ, jede innere Vertheidigung ihrer Intereſſen überflüſſig und ließ, da Handel und Gewerbe noch in der Kindheit lagen, eine Menge rüſtiger Arme zum Kampfe gegen das Ausland frei. Der Landmann, der einſt unter dem Joche des Feudallebens ſeinem Herrn von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt zum Angriff gefolgt, willenlos und von dem engſten Horizonte begrenzt, war allmälig großentheils in den Stand der Freien eingetreten und von dem abenteuernden und kriegeriſchen Sinne ſeiner ehemaligen Dränger mit ergriffen worden. Zugleich hatte die von Karl VII. eingeführte ſtehende Militairmacht dem kriegeriſchen Geiſte des Volkes eine feſte Haltung gegeben und ihn durch Einführung einer größern Ordnung und Zucht eher befeſtigt als geſchwächt. Außerdem hatte der Krieg, als Studium oder Kunſt betrachtet, in Frankreich große Fortſchritte gemacht. Das franzöſiſche Geſchützweſen galt ſeit den Zeiten der Brüder Bureau für das erſte in Europa und die ſchwerbewaffnete Reiterei hatte ihren alten Ruhm bewahrt. Nur das Fußvolk einiger andern Nationen ward immer noch für beſſer als das franzöſiſche gehalten. Die engliſchen Bogenſchützen, der unüberwindliche Phalanx des ſchweizer Landvolkes und das leicht bewaffnete Fußvolk der Navarreſen, Biscayer, Katalanen wurde den franzöſiſchen Waffen derſelben Art vorgezogen. Die unumſchränkte Monarchie, die ſpäter wenigſtens die höhern Klaſſen dieſes Volkes verderben und entnerven ſollte, war damals, indem ſie ſeine eigenthümlichen Vorzüge beſtehen ließ und daſſelbe ſich enger in ſich zu vereinigen zwang, ſeiner Macht, wie überhaupt ſeiner ganzen Entwicklung, günſtig. In der Epoche, die uns hier beſchäftigt, war die Concentrirung aller nationalen Richtungen, die ſich früher ſo vereinzelt und willkürlich geltend gemacht, in der Einheit und Kraft der Monarchie, der Geſittung dieſes Volkes in hohem Grade förderlich.

Es iſt in der Anlage und Ausführung dieſes Werkes nicht unſere Abſicht geweſen, die Kriege der Franzoſen und beſonders die auswärtigen umſtändlich zu ſchildern, ſondern nur deren Entſtehen, ihren unterſcheidenden Charakter, wenn ein ſolcher in einer beſtimmten Epoche in ihnen ſichtbar wird, und den Einfluß nachzuweiſen, den ſie auf den geſammten Zuſtand der Nation geäußert haben. Die Unternehmung Karl's VIII. iſt einmal darum wichtig, weil ſie, wie oben ſchon erwähnt worden, ein Beweis iſt, daß die Franzoſen damals in ſich einig und kräftig genug geworden, um außerhalb ihrer Grenzen mit Nachdruck auftreten zu können. Dann trug dieſer Feldzug weſentlich dazu bei, Italien und Frankreich einander näher

zu bringen. Italien wurde von dieſer Zeit an das ganze ſechszehnte Jahrhundert hindurch in Literatur, Kunſt, Sitte und Lebensart für den Norden Frankreichs die Schule, in der dieſer ſich ausbildete, wie der Süden es nach demſelben Muſter ſchon viel früher gethan hatte. Dieſer italieniſche Einfluß, der ſich jetzt an der Seine, wie ſchon früher an der Rhone geltend machte, wirkte viel dazu mit, die beiden großen Hälften Frankreichs, das Land ober und unter der Loire, zu einem Ganzen zu vereinigen und das lateiniſche Princip des Lebens mit allen ſeinen Konſequenzen über die geſammte Nation gleichmäßig zu verbreiten, da ihm vorher nur der Süden vollkommen angehört hatte. Auch begann durch dieſen Kampf die immer mehr ſinkende Kraft des italieniſchen Volkes, als eines unabhängigen politiſchen Körpers allgemein fühlbar zu werden. Im Mittelalter war Italien zwiſchen den Parteien der Päpſte und der deutſchen Kaiſer getheilt geweſen. Städtiſche Republiken und kleine Souveraine hatten ſich, ohne einen dauernden Zuſtand gründen zu können, bei immer wechſelnden Intereſſen, faſt einzig von ſelbſtſüchtigen und beſchränkten Zwecken bewegt, von jenen beiden großen Mächten hin und herziehen laſſen. Die Republik Venedig war der einzige wahrhaft nationale Staat geweſen, der zu innerer Feſtigkeit und äußerer Unabhängigkeit gekommen. Aber von der Unternehmung Karl's VIII. gegen Neapel an treten das deutſche Reich als ſolches und das Papſtthum bei dieſem Kampfe in den Hintergrund, und Oeſterreich, Frankreich und Spanien ſuchen ſich gegenſeitig in die Halbinſel zu theilen oder ſie einander zu entreißen. Die innere Schwäche Italiens, die während des eigentlichen Mittelalters, bei dem Mangel einer feſten und umfaſſenden Politik in allen andern Ländern, verborgen geblieben, kam durch die raſche Eroberung Neapels an den Tag, und erſt von dieſer Epoche an verlor dieſes Land immer mehr die Möglichkeit, ein unabhängiges politiſches Daſein zu gründen. Durch den Feldzug Karl's VIII. waren die Feldzüge Ludwig's XII. und Franz' I., faſt alle ausſchließend gegen Italien gerichtet, vorbereitet und gewiſſermaßen nothwendig gemacht und der Grund zu den langen Kriegen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich gelegt worden, die im ſechszehnten Jahrhundert faſt eben ſo ſehr der Hebel der europäiſchen Politik werden ſollten, wie es im funfzehnten Jahrhundert die Kämpfe zwiſchen England und Frankreich geweſen waren.

In dieſem erſten großen auswärtigen Kriege erſchien ſchon damals der Charakter dieſer Nation und ihr Unternehmungsgeiſt ſo, wie er ſich in faſt allen ähnlichen Verhältniſſen treu geblieben iſt.

Der Entſchluß Karl's VIII. riß die geſammte kriegeriſche Jugend des Landes mit ſich fort. In fünf Monaten durchzog das franzöſiſche Heer Italien von den Alpen bis Neapel, überall Schrecken und Erſtaunen erregend, und ein Jahr nachher müſſen die Beſatzungen, die der König zur Behauptung ſeiner Eroberungen, nachdem er ſelbſt in die Heimath zurückzukehren gezwungen worden, zurückgelaſſen, ſich faſt überall ergeben, und Karl ſtirbt, ohne die franzöſiſche Macht auf dieſer Seite im Geringſten erweitert zu haben. Daſſelbe wiederholt ſich mehrmals in der Geſchichte bis in unſere Zeit hinein. Dieſes unruhige Ueberſtrömen der franzöſiſchen Nationalität hat jederzeit eine große Bewegung in Europa verurſacht, die Mittel des Widerſtandes und Angriffes vermehrt, die Kunſt der Unterhandlungen und des Krieges vervollkommnet, iſt aber für Frankreich meiſt von keinem weſentlichen Vortheile geweſen und ihm mehrmals ſelbſt gefährlich geworden. Nationen hängen wie Individuen, manche äußere, wandelbare, auf der Oberfläche ihres Daſeins ſchwimmende Bedingungen abgerechnet, vor allen Dingen, von ihrem Charakter, von der in die Tiefe ihres Weſens, bei deſſen Entwicklung, verſenkten Subſtanz ab, die ab- und zunehmen, ſtärker und ſchwächer werden, ſich aber nie ganz verwandeln kann. Dieſe beſondere Subſtanz des franzöſiſchen Weſens iſt aber ein Erbtheil der celtiſchen und altgalliſchen Welt, der volksthümlichen Individualität, die ſich von Zeit zu Zeit wie ein wüthender Strom erhob und Alles zu verſchlingen drohte, gleichwohl aber kein dauerndes Reſultat aus ſeinen Kriegen und Eroberungen zu ziehen vermochte. Die Gallier haben ſpäter die Disciplin des römiſchen Genius, die Sprache, Sitte und Religion deſſelben angenommen und ſind ihm, aller fernern Einflüſſe und Schickſale ungeachtet, großentheils treu geblieben, haben durch ſie ihrem nationalen Charakter Maß und Gleichgewicht zu geben verſucht, ihre beſondere Natur aber iſt, wie dies auch nicht anders ſein kann, immer mächtig geblieben und von Zeit zu Zeit, immer wieder mit dem alten Ungeſtüm und der angebornen Unruhe, dem planloſen, mehr zum Zerſtören als Schaffen geeigneten Sinne hervorgebrochen. Was den Franzoſen immer gefehlt hat und immer fehlen wird, iſt die Gemüthskraft und Idealität des germaniſchen Charakters, deſſen aus dem Innern ſtammende und nicht für äußere Zwecke und Bedürfniſſe erfundene Methode des Daſeins und darum langſam ſich entwickelnde Kraft dem galliſchen Ungeſtüm vom Schickſale zu einer Schranke angewieſen wurde, die er zuweilen, obwohl zuletzt zu ſeinem Schaden, überſprungen, die er aber im Ganzen nicht zu brechen vermocht hat. Bei der Verwandtſchaft, in der

Frankreich zu den Völkern lateiniſchen Urſprunges ſteht, und bei der Leichtigkeit, mit der es ſich dieſer, wäre es ihnen allein gegenüber, bemächtigen und ihr Geſchick leiten würde, und bei der geringen innern Bildſamkeit des ſlaviſchen Nordens, ſeinem Mangel an ſelbſtſtändigem Gehalt und ſeinem Hange zur Nachahmung, würde Europa, wäre ſeine Mitte nicht von Germanen eingenommen, wahrſcheinlich jedes Jahrhundert von Grund aus erſchüttert werden und ein politiſches Chaos hereinbrechen.

Ungeachtet der heimlichen Feindſchaft und des Mißtrauens aller italieniſchen Staaten in die Unternehmung Karl's VIII. wußten ſie, bei ihren innern Uneinigkeiten und Verräthereien, dem Eindringen der Feinde, wie gewöhnlich, keinen wirkſamen Widerſtand entgegenzuſetzen. Dem franzöſiſchen Heere ging außerdem der Ruf des unwiderſtehlichen Ungeſtüms ſeiner ſchwer gerüſteten Reiterei und der wilden Tapferkeit ſeiner ſchweizeriſchen Söldlinge voran. Die Italiener verſuchten kaum einen ernſten Angriff. Die Grauſamkeit der Schweizer, die bei einigen kleinen Gefechten im Genueſiſchen die Gefangenen ermordet und bei der Einnahme einiger Städte ſelbſt die Kranken nicht geſchont hatten, erregte allgemeines Entſetzen, vermehrte den innern Haß, aber lähmte den äußern Widerſtand. Die ſtärkſten Befeſtigungen, welche die Natur ſelbſt in dieſem Lande aufgeführt, der Apennin mit ſeinen zahlloſen Vorbergen, ſeinen unfruchtbaren Höhen und engen Päſſen, wurden ohne Vertheidigung aufgegeben. Auf der engen Straße zwiſchen dem Gebirge und dem Meere, die nach Lukka führt, hätte das franzöſiſche Heer von einer geringen Macht aufgehalten und ausgehungert werden können, aber Alles zog ſich bei ſeiner Annäherung zurück. Es fehlte den Italienern im Einzelnen keineswegs an Kriegsmuth, aber ſie beſaßen kein Vertrauen unter einander und keinen gemeinſamen Halt- und Uebereinſtimmungspunkt. Karl VIII. zog in Piſa und Florenz, wo er auf einige Reſte republikaniſcher Geſinnung ſtieß, und endlich den einunddreißigſten December 1495 in Rom ein. Der Papſt Alexander VI., der ſich in die Engelsburg eingeſchloſſen, ward einige Zeit darauf zu einem Vertrage genöthigt, in welchem er den Franzoſen die Citadellen von Spoleto, Civita Vecchia und Terracina bis zum Frieden überließ und denjenigen ſeiner Unterthanen, die ſich dem Feinde angeſchloſſen hatten, verzieh. Karl VIII. blieb noch zwölf Tage nachher in Rom, aber ein Theil ſeines Heeres rückte ſofort in das Neapolitaniſche ein, wo die Anhänger des alten Hauſes Anjou ſich für den König von Frankreich, als deſſen Erben und Repräſentanten, erklärt hatten. Alphons II., von einem paniſchen Schrek-

ken ergriffen, legte die Krone zu Gunſten ſeines Sohnes Ferdinand II. nieder und rettete ſich mit ſeinen Schätzen nach Sicilien. Ferdinand ſuchte zu widerſtehen, ſah ſich aber von ſeinem Kriegsvolke verlaſſen und gab Neapel auf. Karl VIII. hielt den 22. Februar 1495 ſeinen feierlichen Einzug in Neapel. Der Schrecken über das Glück dieſer raſchen Eroberung war ſo groß, daß ſelbſt die Türken die Plätze, die ſie auf der Oſtküſte Unteritaliens beſaßen, räumten. Aber die italieniſchen Mächte, der Papſt und die Venetianer an der Spitze, und ſelbſt Ludwig der Mohr, der jetzt für ſein Land, auf das der Herzog von Orleans Anſprüche machte, fürchtete, und ſogar fremde Fürſten, wie der Kaiſer Maximilian und Ferdinand und Iſabella von Spanien, ſchloſſen einen Bund, vermöge deſſen ſie zur Aufrechthaltung ihrer Würde und Sicherheit ein Heer von vierzigtauſend Mann zu unterhalten verſprachen. Ferdinand der Katholiſche ſollte außerdem Frankreich an den Pyrenäen angreifen, Ludwig der Mohr den franzöſiſchen Erſatzmannſchaften die Straße der Alpen verſchließen und die Venetianer ſeine Beſatzungen am adriatiſchen Meere angreifen. Karl VIII., der die Habſucht ſeiner Hofleute und Beamten und die Unordnungen ſeiner Soldaten nicht zu beſchränken verſtanden, hatte in ſeinen neuen Eroberungen alle Stände gegen ſich erbittert und verließ Neapel nach einem Aufenthalte von drei Monaten, während deſſen er ſich faſt nur mit Feſten und Turnieren beſchäftigt hatte. Er ließ ſeinen Vetter Gilbert von Montpenſier, aus dem Hauſe Bourbon, als ſeinen Statthalter mit einigem Kriegsvolke zurück und nahm, um nach Frankreich zurückzukehren, ziemlich dieſelbe Straße, auf der er in Italien eingedrungen war. Sein Heer war äußerſt geſchwächt, nicht nur durch die Beſatzungen, die er im Neapolitaniſchen zurückgelaſſen, ſondern auch durch die Hülfsmannſchaften, die er einigen ſeiner italieniſchen Verbündeten, um ſich ihrer feindlichen Landesgenoſſen zu erwehren, ſandte, und die Unterſtützung, die er manchen ſeiner Großen gewährte, um ſich dieſer oder jener Stadt, in der ſie eine eigene Herrſchaft gründen wollten, zu bemächtigen. Nichts wäre den Verbündeten leichter geweſen, als die Franzoſen auf ihrem Rückzuge zu vernichten. Aber die meiſten von ihnen hatten ihre Verſprechungen nicht erfüllt und ihre Kontingente nicht verſammelt, und die, welche, wie die Venetianer, zum Kriege vorbereitet waren, zögerten den Angriff zu beginnen. Der Marquis von Mantua, der die Venetianer befehligte, hatte ſich endlich dem franzöſiſchen Heere, im Modeneſiſchen, am Taro, genähert, jedoch mehr um daſſelbe zu beobachten, als um es anzugreifen. Die Vorpoſten beider Heere fingen ſich an zu necken

und es kam allmälig zu einer Schlacht bei Fornovo (6. Julius 1495), in welcher die Tapferkeit der Franzoſen und Schweizer, ihrer ungünſtigen Stellung ungeachtet, ſiegte. Die Italiener erlitten an Todten und Verwundeten einen faſt zehnmal ſo großen Verluſt als ihre Feinde. Am Ende Oktober kam Karl VIII. in Grenoble an. Ferdinand II., der nach Sicilien entflohen, war, von dem ſpaniſchen Feldherrn Gonzalvo von Cordova unterſtützt, in ſein Land zurückgekehrt und hatte ſich der Hauptſtadt wiederum bemächtigt. Montpenſier, der das ganze Land gegen ſich hatte und von Frankreich aus keine Hülfe erhielt, widerſtand ſo viel er konnte, verlor aber eine Landſchaft und einen feſten Platz nach dem andern. Ferdinand, von den Beſchwerden dieſes Feldzuges, beſonders während des langen Sommers in den brennenden Ebenen des alten Apuliens erſchöpft, ſtarb im September 1496 und Gilbert von Montpenſier wenige Wochen nachher. Der neue König von Neapel, Friedrich, erlaubte den Trümmern des franzöſiſchen Heeres in ihr Vaterland zurückzukehren.

Karl VIII. hatte durch dieſen für den Augenblick reſultatloſen italieniſchen Feldzug ſeiner Nation gleichwohl großen Ruf erworben. Der Ruhm der alten kriegeriſchen Tüchtigkeit des franzöſiſchen Volkes war durch die langen unglücklichen Kriege gegen England, in denen es von einem tödtlichen Schlage nach dem andern getroffen ward, in der Meinung der Welt verringert worden. Die ſpätern Kämpfe in der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. und unter Ludwig XI. waren zwar meiſt glücklich geweſen, hatten jedoch zu wenig Glanz gehabt, waren mit zu geringer Macht geführt worden, hatten nie ſo gewaltige Schläge hervorgebracht, als daß ſie die Niederlagen von Crecy, Poitiers und Azincourt hätten vergeſſen machen können. Die raſche Eroberung Italiens aber und dann der ungefährdete Rückzug eines kleinen franzöſiſchen Corps, überall von Feinden umgeben, durch die ganze Länge Italiens, hatte die andern Völker mit Bewunderung erfüllt. Mailand, die große Municipalſtadt des Mittelalters, Florenz, die Wiege der italieniſchen Civiliſation, Rom, damals noch die Hauptſtadt der Welt, und Neapel, das nach Griechenland und Afrika zeigt, hatten einen Augenblick lang dem kühnen und brauſenden Volke gehorcht, das von der Seine und Loire kam, und ſeine glänzende und bewegliche Kraft, ſeine Harniſche, Roſſe und Kanonen mit Schrecken und Ueberraſchung betrachtet. Der franzöſiſche Name war in Italien wiederum mit einem Male, wie einſt der fränkiſche, furchtbar geworden. — Das Werk der Verbindung unter den meiſten Nationen Europas, das Wirken

einer auf alle und aller auf eine, weit ausſehender Bündniſſe und entfernter Kriege, das unter Ludwig XI., nach dem Aufhören der engliſch-franzöſiſchen Kriege, zum erſten Male hervortrat, war durch die Unternehmung Karl's VIII. erweitert und beſchleunigt worden. Daß dies im Geiſte und in den Bedürfniſſen der Zeit lag und nicht von der Perſönlichkeit und den Intereſſen Einzelner abhing, geht unter Anderm daraus hervor, daß dieſe Richtung unter dem perſönlich muthigen, aber ſonſt ſchwachen und beſchränkten Karl VIII. eben ſo mächtig wie unter Ludwig XI., dem klügſten und feinſten aller Fürſten, zum Vorſchein kam. Bei dem Eroberungszuge gegen Neapel hatten Franzoſen, Schotten, Deutſche, Schweizer, Spanier, Dalmatier und Albaneſer im venetianiſchen Dienſte, Ungarn und Böhmen in dem Maximilian's I. gekämpft. Die Nationen hatten bisher in dem Irrthum geſtanden, Feinde zu ſein, weil ſie Nachbarn waren. Jetzt fingen ſie an ſich einer andern Täuſchung hinzugeben und ſich um ſo lieber mit einander zu verbinden, je entfernter ſie von einander waren. In politiſcher Beziehung war dies ein noch größerer Irrthum. Aber die Grenzen des Geiſtes erweiterten ſich durch dieſe fernen Verbindungen und die Intelligenz gewann durch die Berührung deſſen, was die Natur getrennt hatte. Um dieſelbe Zeit, wo die politiſche und kriegeriſche Thätigkeit der europäiſchen Völker ſich auf einer weitern Bahn zu ergehen anfing, ward einem friedlichen Handels- und Unternehmungsgeiſte in der Entdeckung Amerikas ein unermeßliches Feld eröffnet. Zwei Jahre, bevor Karl VIII. ſeinen Eroberungszug antrat, war Chriſtoph Columbus von ſeiner erſten Reiſe zurückgekehrt.

Karl VIII. ſtarb, drei Jahre nachdem er aus Italien zurückgekehrt, plötzlich in dem Schloſſe von Amboiſe (7. April 1498) im neunundzwanzigſten Lebensjahre, während er einen Augenblick zuvor einem Ballſpiele ſeiner Hofleute an einem feuchten Orte zugeſehen hatte. Er hatte, obgleich klein, ſchwächlich und faſt mißgeſtaltet, ſtets einen beſondern Hang zu den Waffen gezeigt und mehrmals Beweiſe ſeines perſönlichen Muthes abgelegt, zugleich aber durch einen unmäßigen Hang zu ſinnlichen Genüſſen ſeine Geſundheit früh untergraben. Er war, obgleich er für die Regierung weder Kraft noch Einſicht beſaß, allen Ständen ſeines Volkes durch die große Milde ſeines Sinnes werth geworden. Sein und ſeines Vaters Miniſter, Comines, ſagt von ihm, daß er die menſchlichſte und ſanfteſte Natur geweſen, die man ſich vorſtellen könne, kein geringes Lob für einen Fürſten des funfzehnten Jahrhunderts, und beſonders einen ſolchen, der einen Despoten, wie Ludwig XI., zum Vater ge-

habt hatte. Die Charaktere des Vaters und Sohnes waren ſo verſchieden, als hätte die Natur ſich darin gefallen wollen, in ihnen eines der Beiſpiele aufzuſtellen, welche beweiſen, daß die Verwandtſchaft des Blutes meiſt die des Geiſtes ausſchließt. — Mit Karl VIII. erloſch die ältere Linie der Valois, der direkten Nachfolger Philipp's VI., die ſich hundertundſiebenzig Jahr Sohn auf Vater in der Regierung gefolgt waren. Drei Söhne, die er von Anna von Bretagne gehabt, waren vor ihm geſtorben. Sein Nachfolger, Ludwig XII., war ein Enkelſohn des Herzogs von Orleans, den Johann ohne Furcht ermorden ließ, und der Sohn deſſen, der bei Azincourt gefangen, viele Jahre in engliſcher Gefangenſchaft gelebt hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Wir haben im erſten Theile dieſes Werkes geſehen, wie Paris durch Philipp Auguſt erweitert, befeſtigt und im Innern durch eine Menge moraliſcher und materieller Einrichtungen und Verbeſſerungen zu einer bedeutenden Stadt geworden war. Die Nachfolger dieſes Königs fuhren auf der von ihm betretenen Bahn fort und ſorgten, wenn auch nicht mit derſelben Energie, aber ungefähr auf dieſelbe Weiſe, für die Erhebung ihrer Haupt- und Reſidenzſtadt, indem ſie die zu deren Sicherheit dienenden Befeſtigungen erhielten, die innere Polizei derſelben verbeſſerten und die religiöſen Inſtitute, wie die mit ihnen zuſammenhängenden Bildungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten vermehrten. In letzterer Beziehung hatte ſich beſonders Ludwig der Heilige, wie am Ende des dritten Buches erwähnt worden, ausgezeichnet. Paris ſollte bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein, wo es unter Franz I. der Sitz eines großen Hofes, einer ſich bildenden glänzenden Geſellſchaft und der mit einem Male ſich ſehr lebendig regenden Kunſt und Wiſſenſchaft in Frankreich wird, den im Mittelalter empfangenen Charakter, ungeachtet aller äußern Veränderungen, beibehalten. Die Kriege, die innern Unruhen zur Zeit der Gefangenſchaft König Johann's, die Empörung des pariſer Volkes gegen den Druck, den die Oheime Karl's VI.

während deſſen Minderjährigkeit ausübten (l'insurrection des Maillotins, von maillotin, der Streithammer, genannt), die blutigen Scenen und Ermordungen in den Gefängniſſen, von der Partei der Bourgignons gegen die der Armagnacs ausgeübt, die funfzehnjährige engliſche Herrſchaft in Paris brachten im Innern dieſer Stadt keine Veränderungen hervor, die bedeutend genug geweſen wären, um in einem Gemälde der allgemeinen Entwickelung der franzöſiſchen Nationalität eine Stelle zu finden. Die Erhebung von Paris war in dieſer Epoche aufgehalten, aber weder etwas weſentlich Altes zerſtört, noch etwas charakteriſtiſch Neues geſchaffen worden. Die Bevölkerung dieſer Stadt nahm in jener Zeit durch die allgemein herrſchende Unſicherheit und Noth, durch Krieg, Peſt u. ſ. w. bedeutend ab. Paris war damals vielleicht die unglücklichſte unter den größern franzöſiſchen Städten, aber verwandelte ſich, wie geſagt, eigentlich nicht. Die Geſchichte der Hauptſtadt iſt in dieſer Epoche nichts als eine Wiederholung der des Landes ſelbſt und es taucht innerhalb ihrer Mauern keine an und für ſich bedeutende eigenthümliche Erſcheinung auf, die nicht theils in dem geſammten Leben, theils in den beſondern politiſchen Zuſtänden jener Zeit ihren Urſprung hätte. Obgleich Paris unter Karl VI. und Karl VII. von der eigenen Regierung gedrückt oder vernachläſſigt und lange von den Fremden beſeſſen wird, ſo hat ihre Beſtimmung, das Haupt des Reiches zu ſein, in der Meinung und den Verhältniſſen zu tiefe Wurzeln geſchlagen, um, ſobald die Umſtände ſich etwas günſtiger zu geſtalten anfangen, nicht ſogleich wieder hervorzutreten. Mit dem Aufhören der engliſchen Kriege erhebt ſich Paris alsbald auf überraſchende Art von allem erlittenen Unglück, und ſteht im Anfange des ſechszehnten Jahrhunders unter Franz I. als die erſte und mächtigſte Stadt des Landes da. Unſerm Plan treu, wollen wir jetzt, wie in jeder bedeutenden Epoche in der Geſchichte dieſes Landes, uns einen Augenblick lang mit dem Bilde ſeiner Hauptſtadt beſchäftigen, von deſſen einzelnen Zügen aber nur das zurückrufen, was zu ſeiner Zeit wirklich bedeutend geweſen iſt, oder häufig in der Geſchichte erwähnt wird und zur Vergegenwärtigung jener entſchwundenen Zuſtände dienen kann.

Stephan Marcel hatte, als er die Nachricht von der Niederlage bei Poitiers erhielt, die hier und da verfallenen Befeſtigungen von Paris, um gegen einen plötzlichen Ueberfall der Engländer ſicher zu ſein, erneuern laſſen. Da dies jedoch ein Werk der Eile geweſen und unvollendet geblieben, ſo befahl Karl V. die Anlegung neuer Baſtionen und Thürme und namentlich die Errichtung eines feſten

Schloſſes an der feindlichen Angriffen beſonders ausgeſetzten Porte St. Antoine, welches unter dem Namen „der Baſtille“ in der Geſchichte des alten Königsthums eine ſo große Rolle geſpielt hat. Dieſer früher generelle Name, der allen mit Thürmen verſehenen Thoren gegeben wurde, ward zuletzt nur von dieſer berühmten Citadelle gebraucht. Karl V. hatte den Beginn dieſes Baues dem Prevot Hugo Aubriot übertragen. Es gab im alten Paris zwei Beamte, die durch den Titel „Prevot“ ausgezeichnet waren. Der eine war der Prevot de Paris, der andere der Prevot des Marchands. Philipp I. hatte an die Stelle des alten fränkiſchen Grafen den Prevot von Paris geſetzt. Als die Stadt bedeutender wurde, ward an die Spitze der Bürgerſchaft, der Prevot des Marchands, nach der vornehmſten Klaſſe der ſtädtiſchen Bevölkerung benannt, geſtellt. Der Prevot de Paris war, ſo zu ſagen, der Mann des Königs und vorzugsweiſe mit der Vollziehung ſeiner Befehle beauftragt, der Prevot des Marchands der Mann der Stadt und das Haupt der Bürgerſchaft. Man kann beide, ohne ſich zu irren, erſtern mit dem heutigen Prefet de Police, letztern mit dem heutigen Prefet du Departement de la Seine vergleichen. Als den Pariſern, während der Minderjährigkeit Karl’s VI., um ſie für ihre Empörungen zu beſtrafen, ihre municipalen Rechte und Freiheiten genommen wurden, ward das Amt des Prevot des Marchands und der Echevins (Schöffen), des heutigen Conſeil municipal, aber nicht das des Prevot de Paris, aufgehoben, denn letzteres war gewiſſermaßen mehr gegen als für die Stadt eingerichtet worden. Paris war nie eine freie Gemeinde im Sinne des Mittelalters geweſen, eben ſo wenig wie Orleans, obgleich die beiden wichtigſten Städte in den alten kapetingiſchen Erblanden. Die Könige hatten es ihrer Politik angemeſſen gefunden, die Bevölkerung ihrer Hauptſtadt zwar zahlreich und begütert, aber nicht zu frei werden zu laſſen. Um die Stadt zu gewinnen und die Eitelkeit der Bürger als Individuen, für den Mangel an Freiheit, als Mitglieder ihres Gemeinweſens, zu entſchädigen, ertheilte Karl V. der anſäſſigen Einwohnerſchaft von Paris den Adelsrang, was jedoch nur ſo viel heißen wollte, daß ſie von allen feudalen Laſten ausgenommen und für ihre Perſon vollkommen frei ſein ſollten. Die Bevölkerung war bisher, wie in ſo vielen andern Städten, in zwei Klaſſen getheilt geweſen: die Francs-Bourgeois (Freibürger) und die Manants (Schutzbürger). Erſtere waren von jeher frei, letztere aber den Herren, beſonders den geiſtlichen, auf deren Grund und Boden ein großer Theil des alten Paris gebaut worden, zu Abgaben und Dienſten verpflichtet geweſen.

Dieſe wurden jenen jetzt gleichgeſtellt. Der Adelsrang der pariſer Bürger blieb zwei Jahrhunderte lang unangetaſtet beſtehen, denn er beruhte mehr auf einer Befreiung von Laſten als auf einer Ertheilung von Rechten, obgleich dieſer Vorzug allerdings das Selbſtgefühl der Bewohner erhöhen und den reicheren unter ihnen die Erwerbung adeliger Lehne erleichtern mochte. Da die Bürger ſpäter, als das unumſchränkte Königthum immer mehr in alle Theile des öffentlichen Lebens einzugreifen anfing, von dem überaus zahlreich gewordenen kleinern Adel, nicht ſowohl als Individuen, aber als Stand, verdunkelt wurden, und da es im Geiſte einer willkürlichen Regierung liegt, die Rechte ihrer Unterthanen von ihrem Belieben abhängen zu laſſen, ſo hob Heinrich III. 1577 dieſe Nobilität der pariſer Bürgerſchaft auf und beſchränkte ſolche auf das Amt des Prevot des Marchands und der Echevins, die ſie nicht blos perſönlich beſaßen, ſondern ihren Erben hinterließen. Dieſes ſtädtiſche Patriciat wurde jedoch, obgleich es aller im alten Frankreich üblichen adeligen Rechte genoß, von den Abkömmlingen des Feudaladels oder denen, die auf andere Weiſe zu dieſer Auszeichnung gekommen, meiſt wenig geachtet.

Die Baſtille, zu der der Prevot Aubriot den Grundſtein gelegt, wurde übrigens nicht auf ein Mal vollendet, ſondern wuchs nur allmälig zu dem gewaltigen hochbethürmten Gebäude empor, das die Pariſer vierhundert Jahre lang in Furcht halten ſollte und mit deſſen endlicher Zerſtörung die des alten Thrones ſelbſt begann. Bei der Reſtauration der ſtädtiſchen Umkreiſung unter Karl V. wurden beſonders alle Thürme erneuert und erhöht, ſo daß, wie damals der Krieger vom Kopf bis zu Fuß in Eiſen gehüllt war, die Städte von Baſtionen und Zinnen ſtarrten, denn Alles war in jenem geſellſchaftlichen Zuſtande noch immer auf Abwehr und Vertheidigung berechnet. Die Baſtille, als ſolche iſt allerdings verſchwunden, ihr Schatten aber reicht bis in die Gegenwart hinein und ſcheint ſich in den neuen Fortifikationen von Paris ſogar wiederbeleben und vervielfältigen zu wollen. Ihr Name wird jedoch in dieſem Lande immer das Symbol der Willkür und Unterdrückung ſein. — Schon Philipp Auguſt hatte ſich nicht ausſchließend in dem alten königlichen Schloſſe, auf der Ile de la Cité, gefallen wollen und zu wechſelndem Aufenthalt den Louvre erbaut. Karl V., der ſehr prachtliebend war, vermehrte die Zahl der königlichen Reſidenzen und begann ſchon als Dauphin den Bau eines großen Palaſtes, das Hotel St. Paul, nach der nahe liegenden Kirche dieſes Namens benannt. Es nahm das ganze Terrain von der heutigen Straße

St. Antoine bis zum Ufer der Seine, und von der heutigen Straße St. Paul bis zu der des Arſenals und dem Platze der Baſtille hin, ein. Es beſtand aus einer Menge einzelner Gebäude, die meiſt ſchon vorher vorhanden geweſen, von dem Könige angekauft und umgeformt worden, die aber nach keinem allgemeinen Plane unter einander verbunden waren und nur durch die Mauer, die ſie umgab, zu einem von der übrigen Stadt abgeſonderten Ganzen gemacht wurden. Jedem Mitgliede der königlichen Familie war ein beſonderer Theil dieſer weitläufigen Konſtruktionen beſtimmt. Karl V. hatte hier Gärten, Bäder, Spielplätze, Menagerien und Raritätenkammern u. ſ. w. angelegt. Das Hotel St. Paul erregte die Bewunderung der Fremden und muß im funfzehnten Jahrhundert ungefähr das geweſen ſein, was die Villen mancher römiſchen Großen im Alterthume waren. Die ungeſunde Luft, die man in dieſer Gegend bei der Nähe der Stadtgräben und der der Baſtille einathmete, bewirkte, daß dieſer Prachtbau bald nach dem Tode ſeines Gründers verlaſſen wurde, unter Franz I. ganz verfiel und endlich niedergeriſſen, den Raum zu neuen Straßen abgab, deren Namen noch jetzt zum Theil an die Beſtimmung der einzelnen Theile dieſes Palaſtes erinnern. Das Hotel St. Paul wird, beſonders in der Geſchichte Karl's VI. und der innern Bewegungen der Hauptſtadt oft genannt. Karl V., der ein durchaus politiſcher und friedlicher Charakter war, ſeine Kriege von Duguesclin und andern Feldherren führen ließ und Paris und deſſen Umgebungen ſelten verließ, that für daſſelbe ſehr viel, indem er, außer der Errichtung neuer Bauwerke, die meiſten vorhandenen reſtaurirte, neue Hallen errichtete, die unterirdiſchen Kanäle reinigen ließ und den Handel auf der Seine begünſtigte.

Unter der unglücklichſten aller Regierungen, der Karl's VI., konnte bei den immerwährenden innern und äußern Kriegen und dem Elend aller Art, nichts für die Verbeſſerung und Verſchönerung der Hauptſtadt geſchehen, die im Gegentheile an Bevölkerung, Ausdehnung ihrer Vorſtädte und Reichthum auf das Aeußerſte herabkam. Im Anfange dieſer Epoche wurden einige Brücken der Seine, wie der Petit-Pont und der Pont-St. Michel, die von dem Strome zerſtört worden, neu erbaut, mehre alte Kirchen reſtaurirt, und von Privatleuten einige Anſtalten des öffentlichen Unterrichtes und der chriſtlichen Milde gegründet, die aber im Laufe der Zeiten ſpurlos verſchwunden ſind. Nur eine einzige Stiftung, nämlich: die Brüderſchaft des Leidens unſeres Herrn (la Confrérie de la passion de Notre-Seigneur) in dem Hoſpital der Dreifaltigkeit, Ecke der Straßen St. Denis und Greneta, unter dieſer Regierung errichtet, iſt

darum wichtig, weil von ihr die erſten Verſuche der dramatiſchen Kunſt in Frankreich ausgegangen ſind. Es hatte allerdings ſchon früher öffentliche Schauſpiele in Paris, wie überall gegeben, dieſe aber hatten nur in Seiltänzerei, Bänkelſängerei u. ſ. w. an Feſt- und Markttagen beſtanden und in den Kloſterſchulen waren dramatiſche Legenden in lateiniſcher Sprache und vor einem geiſtlichen Kreiſe aufgeführt worden. Die Brüderſchaft des Leidens unſeres Herrn ward die erſte Geſellſchaft, die in franzöſiſcher Sprache Dramen, oder was dieſen wenigſtens ähnlich ſah, aus dem neuen Teſtament gezogen und Myſterien genannt, aufführte. Karl VI. nahm ſie gegen die Verfolgungen des Prevot von Paris, der ihre Darſtellungen verbieten wollte, in Schutz, beſtätigte ſie als eine Korporation und ertheilte ihr mehre Privilegien. Das Volk hatte an den Tagen, wo dieſe Brüderſchaft ſpielte, Gelegenheit, die bleiche und früh verfallene Geſtalt des geiſteskranken Königs, der dieſes Theater, wenn es ſeine Geſundheit erlaubte, regelmäßig beſuchte, zu beobachten. — In der letzten Zeit der Regierung Karl's V. war in der heutigen Straße St. Antoine, dem Hotel St. Paul gegenüber, ein bedeutendes Gebäude errichtet worden, das durch Kauf in die Hände Karl's VI. kam, und allmälig ſehr erweitert, von ſeinen vielen Thürmen: „la Maison royale des Tournelles“ genannt wurde. Hier wohnte Karl VI. für gewöhnlich. Nach ſeinem Tode ſchlug der Herzog von Bedford, der Frankreich im Namen Heinrich's VI. regierte, in demſelben ſeinen Sitz auf. Nach der Vertreibung der Engländer ward es von Karl VII., wenn er in ſeiner Hauptſtadt anweſend war, bewohnt. Es beſtand, wie das Hotel St. Paul, aus verſchiedenen, unter einander nur loſe verbundenen Gebäuden und war, obgleich weniger groß als jenes, einer königlichen Reſidenz nicht unwürdig. Ludwig XI. ließ es verſchönern, Ludwig XII. ſtarb in ihm. Unter Katharina von Medicis ward es vom Hofe verlaſſen und ſpäter auf einem Theile deſſelben die heutige Place royale angelegt. In der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. und unter Ludwig XI. und Karl VIII. geſchah in der allgemeinen Lage und Verfaſſung des Landes allerdings viel Neues und Bedeutendes, in Paris ſelbſt aber traten keine großen lokalen Veränderungen hervor. Die Errichtung mehrer Buchdruckereien, z. B. in dem Gebäude der damaligen Sorbonne, dann in der Rue St. Jacques, in den Jahren 1470 und 1473, die ſich raſch vervielfältigten, war allerdings ein wichtiges Ereigniß, ſeine Folgen wurden jedoch erſt im folgenden Jahrhunderte, unter der Regierung Franz' I. in Frankreich fühlbar. Die erſten Drucker, die ſich in Paris niederließen,

ſämmtlich Deutſche, waren von dem Parlamente, der Univerſität u. ſ. w. im Anfange ihrer Unternehmung verfolgt worden. Ludwig XI. nahm ſie jedoch, wahrſcheinlich ohne die volle Bedeutung der gemachten großen Erfindung zu ahnen, in ſeinen Schutz. Unter demſelben Könige wurden mehre Verbeſſerungen in dem Zuſtande der mediciniſchen Fakultät der pariſer Univerſität vorgenommen und im Jahre 1474 die Operation des Steines an einem zum Tode verurtheilten Verbrecher, zum erſten Male mit Erfolg, angeſtellt.

Was die Volksmenge in Paris betrifft, ſo fehlt es bis zum vierzehnten Jahrhundert an allen Daten, um eine auch nur aproximative Schätzung derſelben angeben zu können. Unter Philipp dem Schönen wird dies einigermaßen möglich. Er legte, als er im Jahre 1313 ſeinen älteſten Sohn zum Ritter ſchlug, der Stadt Paris, dem Feudalgebrauch gemäß, eine Abgabe auf, deren Betrag, da die Art ihrer Erhebung bekannt iſt, auf eine Bevölkerung von ungefähr funfzigtauſend Seelen ſchließen läßt. Ohne die innern und äußern Kriege, von Philipp von Valois bis Karl VII. und deren verheerende Folgen, würde ſich Paris, bei dem kräftigen Wachsthum, da es der Sitz des Hofes und der Regierung zugleich war, wahrſcheinlich ſehr raſch erweitert haben. Ludwig XI. fand ſeine Hauptſtadt noch immer in einem Zuſtande der Schwäche und Entkräftung vor. Er erklärte ſie aber bald nach ſeinem Regierungsantritt zu einer Art von Aſyl, indem alle, welche ſich in ihr niederließen, um keines begangenen Verbrechens willen, Hochverrath ausgenommen, verfolgt und beſtraft werden ſollten. In jener Zeit war dies ohne Zweifel, wenigſtens in Frankreich, ein unfehlbares Mittel, eine allerdings nicht ſehr ausgewählte aber zahlreiche Bevölkerung nach einem ſo begünſtigten Punkte hinzuziehen. Nach einem gleichzeitigen Chroniker, Jean de Troyes, zählte Paris im Jahre 1474 an hunderttauſend waffenfähige Perſonen, von ſechszehn bis ſechszig Jahren alt. Man hat dieſe Schätzung indeſſen für übertrieben gehalten und glaubt aus mehren Gründen, daß die geſammte Bevölkerung um dieſe Zeit nicht hundertundfunfzigtauſend Seelen überſtieg. Sie hatte ſich demnach, trotz der langen und furchtbaren Drangſale, die ſie erlitten, innerhalb dreier Menſchenalter, verdreifacht.

Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Regierung Karl's VIII. war, wenigſtens von dem Augenblicke an, wo er ſie ſelbſt übernimmt, von geringer Bedeutung für das Innere Frankreichs geweſen. Mit Ausnahme der Stiftung einer beſondern Staatsbehörde: „le grand conseil“ genannt, der aus geiſtlichen und weltlichen Räthen beſtand und von dem Kanzler von Frankreich präſidirt wurde, war unter ihm keine bedeutende Veränderung in der Verwaltung und Rechtspflege eingetreten. Dieſer Grand Conſeil war nicht, wie das Parlament, ein zum Schutze des Volkes errichtetes oberſtes Tribunal, ſondern dazu beſtimmt, die königlichen Gerechtſame wahrzunehmen und über deren Beobachtung zu wachen. Alle Hoheitsfälle im weiteſten Sinne des Wortes wurden vor ſein Forum gezogen, und die Könige legten ſeiner Entſcheidung beſonders die ſtreitigen Anſprüche zwiſchen der Krone und den Unterthanen vor, bei denen ſie den Unabhängigkeitsſinn der Parlamente ſcheuen zu müſſen glaubten. Ludwig XII., obgleich auch unter ihm die Kriege und Verträge mit andern Staaten mehr als die innern Verhältniſſe hervortreten, hat jedoch auch auf dieſe einen bedeutenden Einfluß ausgeübt und ſeine Regierung iſt nicht ſo durchaus excentriſcher Natur, wie die ſeines Vorgängers geweſen und hat nicht ſo ausſchließend ihre Thätigkeit außerhalb der Grenzen des eigenen Landes entwickelt.

Eine für den König und die Nation gleich wichtige Angelegenheit erfüllte den Anfang der neuen Herrſchaft und nahm die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die verwitwete Königin, Anna von Bretagne, war gleich nach dem Tode ihres Gemahls in ihr Ge-

burtsland zurückgekehrt und hatte, ſich als eine unabhängige Fürſtin betrachtend, deſſen Verwaltung übernommen. Dieſer Schritt war allerdings unrechtmäßig, denn Anna hatte bei ihrer Verbindung mit Karl VIII. ihren Souverainetätsrechten ausdrücklich entſagt. Allein die Erinnerung an die alte Unabhängigkeit des Herzogthums, die ſo lang beſtandene Feindſchaft zwiſchen ihm und dem Königreiche, die Stimmung der Bevölkerung, die Hülfe, die ſie, im Falle eines Krieges, von fremden Mächten hoffen konnte, drohten eine gewaltſame Beſitznahme dieſes Landes zu erſchweren. Anna war erſt einundzwanzig Jahre alt, und es war vorauszuſehen, daß ſie nicht lange im Witwenſtande bleiben würde. Sie hatte zwar vor ihrer Heirath mit dem verſtorbenen Könige verſprechen müſſen, in keinem Falle einen fremden Fürſten, ſondern nur einen ſolchen zu wählen, dem die Krone von Frankreich zufallen könne, damit das Herzogthum mit dem Königreiche immer vereinigt bleibe. Aber Ludwig XII. war mit Johanna, einer Tochter Ludwig's XI., ſchon ſeit vielen Jahren vermählt und der wahrſcheinliche Thronerbe, Franz von Valois, Graf von Angouleme, der nachmalige Franz I., ſtand noch in den Kinderjahren. Es war alſo zu fürchten, daß Anna, von den Bretagnern unterſtützt, ſich mit einem auswärtigen Fürſten verbinden und dieſer und deſſen Kinder auf das Herzogthum Anſprüche machen würden. Die frühere Unabhängigkeit der Bretagne aber hatte nicht nur die ihr nahe liegenden Landestheile faſt beſtändigen Kriegen und Unruhen ausgeſetzt, ſondern die ſo häufigen Bündniſſe der alten Herzöge mit England hatten die Sicherheit des Königreiches ſelbſt bedroht. Eine Trennung dieſer Provinz von dem Reiche mußte deshalb um jeden Preis verhindert werden. Zum Glück war die Ehe Ludwig's XII. mit Johanna von Frankreich kinderlos geblieben und nie glücklich geweſen. Der König, von früher Jugend an allen Zerſtreuungen und Vergnügungen der damaligen Großen ergeben, hatte ſeine Gemahlin von jeher vernachläſſigt, nach Ludwig's XI. Tode aber, von dem er zu dieſer Verbindung gezwungen worden, ſich von derſelben gänzlich entfernt gehalten. Eine Auflöſung dieſer Ehe ſchien deshalb leicht zu ſein und wurde von den Umſtänden und dem Wunſche des Volkes dringend verlangt. Der Papſt Alexander VI. war für dieſen Plan gewonnen worden, aber Johanna widerſetzte ſich wider Erwarten dem ihr zu dieſem Behufe geſtellten Anſinnen. Die vom römiſchen Stuhle ernannten Richter ſprachen jedoch wegen zu naher Verwandtſchaft zwiſchen den königlichen Gatten und weil Johanna unfähig war, ihre Familie zu vermehren, die Aufhebung der ſeit vielen Jahren beſtehenden Ehe aus.

Ludwig heirathete neun Monate nach dem Tode ſeines Vorgängers deſſen Witwe und beugte hierdurch der ſo gefürchteten Trennung der Bretagne für immer vor.

Obgleich die Prinzen des königlichen Hauſes und die großen Vaſallen, die ſich ſonſt bei jedem Regierungswechſel geregt und den neuen König zu beſchränken geſucht hatten, durch Ludwig's XI. anhaltende Bemühungen in ihrer Macht gebrochen worden, ſo hatten ſie dennoch nach deſſen Tode, während der Minderjährigkeit Karl's VIII. wieder hervorzutreten gewagt. Ludwig XII. war der erſte König, der von ihrer Seite keinen Widerſtand fand. Sie waren aber, wie dies ſo oft in der Geſchichte erſcheint, daß, wenn ein Princip ſich überlebt, auch deſſen Träger ſich verringern, nicht nur an Macht, ſondern auch an Zahl geſchwächt. Die Linien Burgund, Artois, Evreux und Anjou waren erloſchen. Die Armagnacs, Foix, Albrets u. ſ. w. waren in ein Verhältniß durchgängiger Abhängigkeit von der Krone herabgekommen. Bei der Krönung Ludwig's XII. in Reims konnten die ſechs weltlichen Pairs von Frankreich nicht mehr vollſtändig dargeſtellt werden, und es wurden, da man dieſen alten Gebrauch aufrecht erhalten wollte, andere an ihre Stelle genommen, die mit dem Verhältniſſe der alten Vaſallen nichts gemein hatten.

Das unter Karl VIII. ſichtbar gewordene Streben des franzöſiſchen Volkes, ſeinen Einfluß über ſeine Grenzen hinaus, auf direkte Art, durch Kampf und Eroberung auszubreiten, tritt unter Ludwig XII. noch entſchiedener hervor. Seine ganze Regierung iſt mit Kriegen gegen Italien, Spanien, Deutſchland und England erfüllt. Dieſe Kriege, obgleich ſämmtlich ohne bedeutende äußere Entſcheidung, bereiten einmal die Nation immer mehr auf die große Rolle vor, die ſie überhaupt in der Zukunft zu ſpielen beſtimmt war und die von ihr, ſo lange Zeit mehr mit innern als äußern Kämpfen beſchäftigt, vergeſſen zu ſein ſchien, und wurden wiederum für die königliche Macht das Mittel, immer mehr die Reſte ihres feudalen Urſprunges abzuſtreifen und im Innern zu einer durchaus allgemeinen und unumſchränkten Macht zu werden. Auch ſind es dieſe Kriege, die unter Ludwig XII. noch mehr als früher zu der Bildung des modernen politiſchen Staatenſyſtems, der Wechſelwirkung aller europäiſchen Völker Veranlaſſung geben. Zu den drei alten großen Mächten', Deutſchland, Frankreich und England, treten, ſeit dem Tode Karl des Kühnen, Oeſterreich, das früher im Schatten des deutſchen Reichs geſtanden, jetzt aber nicht nur als eine eigene Dynaſtie, ſondern auch als ein eigenes Reich, mit einer beſondern Richtung ſich erhebt, und Spanien durch die Verbindung Ferdinand's

und Iſabella's und die Beſiegung der Araber hinzu. Zugleich erlangen die Schweizer, ſeit der Auflöſung des burgundiſchen Staates, eine erhöhte Bedeutung und das Papſtthum ſucht, während ſein geiſtlicher und moraliſcher Einfluß ſich vermindert, ſeine politiſche Macht auszudehnen und ſich bei dem Sinken ſeiner idealen Größe durch materielle Erwerbungen zu entſchädigen. Aber die Verhältniſſe der Staaten gewinnen durch die vervielfältigte Bewegung und vermehrte Berührung nicht nur an äußerm Leben, ſondern ſchreiten auch auf der Bahn ihrer innern Entwicklung raſcher als früher vorwärts. Die Entdeckung Amerikas mit ihren bald ſichtbar werdenden Folgen und die Erneuerung der Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders der alten Literatur, verändern allmälig die moraliſche Stimmung der europäiſchen Geſellſchaft und zwingen die religiöſen und politiſchen Ideen des Mittelalters immer mehr in den Hintergrund zu treten. — Faſt überall, die ſlaviſchen Reiche ausgenommen, wird, im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, ein ungeduldiger Trieb, ſich einem zwar noch fernen, aber endlich doch erkennbaren Ziele zu nähern, ſichtbar. Ein einziges Land bleibt nicht ſowohl von dieſer großen Arbeit, an der es ſogar eine Zeit lang den bedeutendſten Theil nimmt, als von ihren Früchten ausgeſchloſſen. Vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an ſinkt Italien, während Wiſſenſchaft und Kunſt in ihm zur größten Blüthe kommen, in nationaler und politiſcher Beziehung, in immer tiefere Ohnmacht herab. Die Unfähigkeit, die es bewieſen, und vielleicht auch die Unmöglichkeit, in der es ſich befunden, einen Schwerpunkt für ſein von den widerſprechendſten Elementen, dem republikaniſchen Municipalgeiſte, der Theokratie und dem Feudalweſen, planlos bewegtes Leben zu finden, hatten es erſt in Anarchie verfallen laſſen und endlich zu einer Beute der Fremden beſtimmt. In frühern Jahrhunderten hatte das Papſtthum Italien zwar vielfältig geſchadet und es vorzüglich in die unglücklichen Streitigkeiten mit Deutſchland verwickelt, es aber auch beſchützt und oft auf großartige Weiſe vertreten. Jetzt als die geiſtliche Macht geſunken, bereitete ihr politiſcher Ehrgeiz demſelben neues Unglück. Jedoch iſt es immer Frankreich, das unter Karl **VIII.** und Ludwig **XII.** am Meiſten zum Verfalle Italiens beigetragen, einmal dadurch, daß es daſſelbe zum Tummelplatze faſt regelmäßig wiederkehrender Kämpfe der Fremden gemacht und in ihm ſelbſt den Wunſch und die Hoffnung der Selbſtſtändigkeit erſtickt, dann aber beſonders dadurch, daß es durch die Leichtigkeit, daſſelbe zu bezwingen, deſſen tiefe Ohnmacht und Entartung der Welt enthüllt hat.

Ludwig hatte gleich bei ſeiner Krönung den Titel eines Königs von Neapel und Herzogs von Mailand angenommen und die Abſicht, dieſe Länder erobern zu wollen, offen dargelegt. Sein Recht auf Neapel war das Karl's VIII. und beruhte auf der Fiktion einer Hinterlaſſenſchaft dieſes Landes durch das Teſtament Karl's von Maine, des letzten Repräſentanten der merowingiſchen Linie; das auf Mailand ſtützte ſich auf eine wo möglich noch ſchwächere Grundlage. Ludwig XII. ſtammte von einem Bruder Karl's VI. ab, der Valentina Visconti, die Tochter des Herzogs von Mailand dieſes Namens, geheirathet hatte. Das Recht der Visconti auf Mailand kam aus einer doppelten Quelle her. Einmal war es das Volk, das einem ausgezeichneten Kriegsmanne aus dieſer Familie die militairiſche Befehlshaberſtelle über die Stadt und ihr Gebiet, wie ſo oft im italieniſchen Mittelalter, übertragen hatte, die er ſeinen Nachkommen hinterließ. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe nicht auf Frauen übergehen konnte. Das Herzogthum aber war den Visconti von den deutſchen Kaiſern verliehen und die weibliche Descendenz ausdrücklich ausgeſchloſſen worden. Wie konnte Ludwig XII. Rechte von ſeiner Großmutter herleiten, welche dieſe ſelbſt nicht beſeſſen hatte? Das Haus Anjou hatte ſich des neapolitaniſchen Thrones mit Gewalt bemächtigt und war von ihm durch Gewalt geſtürzt worden, und Valentina Visconti hatte nie ein Erbrecht auf Mailand beſeſſen. Dies hinderte jedoch Ludwig XII. nicht, ſich als den rechtmäßigen Herrn dieſer Länder zu betrachten und von Andern, ſo lang er im Glück war, als ſolchen anerkennen zu laſſen.

Er ſammelte, nachdem er die Verträge Karl's VIII. mit Maximilian, Heinrich VII. und Ferdinand dem Katholiſchen erneuert und mit Venedig ein Bündniß geſchloſſen, in Lyon ein bedeutendes Heer. Ludwig Sforza, der Mohr genannt, der in Mailand regierte, ein tüchtiger und entſchloſſener Mann, ſuchte ſich ſo gut wie möglich zu vertheidigen, aber von den Franzoſen und Venetianern zugleich angegriffen, ſah er einen ſeiner feſten Plätze nach dem andern übergehen, ſeine Söldner ſich zerſtreuen, die nationalen Milizen ſich ergeben, kurz, ſein Glück und ſeine Macht zuſammenſtürzen. Er entfloh nach Inſpruck zu ſeinem Schwiegerſohne, dem Kaiſer Maximilian. Drei Wochen hatten für die Franzoſen hingereicht, um das Herzogthum Mailand in Beſitz zu nehmen. Der König zeigte ſich ſeinen neuen Unterthanen günſtig, war aber, denn er ging bald nach Frankreich zurück, unfähig, ſie gegen die Unterdrückungen ſeiner Beamten und Befehlshaber zu ſchützen. Sforza kehrte fünf Monate nach ſeiner Flucht an der Spitze eines Heeres Schweizer in ſein

Land zurück und gewann daſſelbe eben ſo leicht wieder, als er es verloren hatte. Aber Ludwig ſandte ſeinen Feldherrn La Tremoille, der ſich ſchon unter Karl VIII. hervorgethan, mit Schweizern und Franzoſen vor Novara, das von Sforza eingenommen worden. Die Schweizer im Dienſte des Herzogs von Mailand ließen ſich hier von den Franzoſen beſtechen, erklärten nicht gegen ihre Landsleute im franzöſiſchen Heere fechten zu wollen, verlangten freien Abzug und verriethen endlich bei dieſer Gelegenheit den Herzog, der verkleidet unter ihnen zu entkommen ſuchte. Ludwig befahl ihn nach Frankreich zu führen und hielt ihn zehn Jahre lang in harter Gefangenſchaft. Ein Sohn des verſtorbenen Herzogs, Johann Galeazzo, dem eigentlich der mailändiſche Thron gehörte, fiel ebenfalls in ſeine Hände und ward gezwungen in ein Kloſter zu gehen. Zugleich mußten die Mailänder eine große Geldbuße erlegen und die Anſtifter der vermeintlichen Empörung wurden hingerichtet. Ludwig, der in Frankreich mild und wohlwollend waltete, zeigte ſich in Italien rauh und hart. Die Schwäche ſeiner Anſprüche fühlend, ſuchte er durch den Schrecken, den er einflößte, das zu erſetzen, was ihm an Recht fehlte. Zugleich ließ er ſich von ſeinem Günſtlinge und erſten Miniſter, dem Cardinal d'Amboiſe, überreden, den Sohn Alexander's VI., Cäſar Borgia, bei ſeinem Streben nach Unterjochung der kleinen Fürſten der Romagna und ſelbſt größerer Städte, wie Florenz, auf jede Weiſe zu unterſtützen. Die Verbindung mit einem der grauſamſten] und treuloſeſten Charaktere der modernen Geſchichte, dem nur ein weiterer Schauplatz fehlte, um den größten Tyrannen des Alterthums an die Seite geſetzt werden zu können, trug nicht wenig dazu bei, Ludwig XII. den Italienern zu entfremden und ihm die Ausführung ſeiner Plane zu erſchweren.

Bald darauf ſchickte er ſich zur Eroberung von Neapel an. Aelter als Karl VIII., weniger romantiſch geſtimmt und mehr an ſeine Frau Anna von Bretagne, als ſein Vorgänger gefeſſelt, unternahm er dieſen fernen Feldzug nicht ſelbſt, ſondern beauftragte mit deſſen Leitung Stuart d'Aubigny, von ſchottiſcher Herkunft, deſſen Vorfahren den franzöſiſchen Königen bedeutende Dienſte geleiſtet hatten. Er hatte, um ſich die Beſitznahme Neapels zu erleichtern und auf ſeinen eigenen Grenzen ſicher zu ſein, mit Ferdinand dem Katholiſchen einen Vertrag über die Theilung Neapels abgeſchloſſen, von dem es ſchwer zu ſagen iſt, ob bei ſeinem Entwurfe mehr Ungerechtigkeit oder bei ſeiner Ausführung mehr Treuloſigkeit ſichtbar geworden. Man erwartete, daß Friedrich von Aragonien, der König von Neapel, ſich, ſobald er Ludwig's feindliche Abſichten

erkannt, an Ferdinand, ſeinen Verwandten, um Beiſtand wenden würde. Die katholiſchen Könige, wie man Ferdinand und Iſabelle nannte, hatten Sicilien beſetzt, um es gegen die Türken zu ſchützen. Einer der erſten Feldherren jener Zeit, Gonzalvo von Cordova, befehligte daſelbſt. Dieſer ſollte, ſobald die Franzoſen nach der neapolitaniſchen Grenze vorrückten, auf den Continent wie zu Friedrich's Hülfe überſetzen, dann ſich aber mit deſſen Feinden vereinigen. Das Königreich Neapel ſollte zwiſchen Spanien und Frankreich getheilt werden, die Hauptſtadt aber mit dem Königstitel Ludwig XII. bleiben, der dagegen ſeinen Rechten auf Rouſſillon und Cerdagne entſagte. Dieſer Vertrag, ſo wie überhaupt die italieniſchen Plane Ludwig's waren für Frankreich eben ſo zwecklos als für Italien verderblich. Der König bewies hierbei, wie in ſeiner ganzen auswärtigen Politik eine ſehr beſchränkte Einſicht ſeiner eigenen Lage und der Verhältniſſe ſeiner Nachbarn und einen großen Mangel an Gefühl für Recht und Billigkeit, deren Forderungen er in ſeinem eigenen Lande ſelten oder nie verletzte. Die Franzoſen konnten Eroberungen wie die Mailands und Neapels nicht behaupten. Es war nicht allein der Mangel an Verbindung oder die Entfernung, welche die Erhaltung dieſer Eroberungen erſchwerte, ſondern, vor Allem, die den Franzoſen fremde und in mancher Beziehung ſelbſt feindliche Stimmung dieſer Völker, die ſie veranlaßte, jede Gelegenheit mit Eifer zu ergreifen, ſich von dem franzöſiſchen Joche los zu machen, auch wenn ſie keine Befreiung, ſondern nur einen Wechſel der Knechtſchaft erwarten konnten. Deutſche und Spanier haben lange in Italien geherrſcht, die Franzoſen aber ſich daſelbſt immer nur ſehr kurze Zeit behaupten können. Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung liegt in der Unfähigkeit, die der Franzoſe von jeher gezeigt hat, in ſeinen Eroberungen ein feſtes Syſtem einzuführen, die Einwohner an den ruhigen Gang einer gleichmäßigen Verwaltung zu gewöhnen. Seine Unbeſtändigkeit und Habſucht hat ihn dieſelben immer mehr ausbeuten und verwirren, als leiten und beruhigen laſſen. Der Mißbrauch, den der Franzoſe gewöhnlich von ſeinem Glücke macht, wird zuerſt denen, die er beſiegt hat, und endlich ihm ſelbſt verderblich. — Die Eroberung von Neapel ward jetzt eben ſo ſchnell als zuvor die von Mailand bewerkſtelligt. Es lag jedoch in der Theilung dieſes Landes mit den Spaniern, denen Sicilien gehörte, die, eine größere Flotte als die Franzoſen beſitzend, mit dem Mutterlande in leichterer Verbindung blieben und überhaupt zur Niederlaſſung in der Fremde, zur Behauptung des Eroberten ſich in ihrer guten Zeit beſonders geſchickt bewieſen, die Urſache eines

baldigen Aufhörens der franzöſiſchen Herrſchaft daſelbſt. Gonzalvo von Cordova eroberte langſam den durch den Vertrag Spanien angewieſenen Theil des Landes, ſuchte ſich aber darin auf jede Art zu verſtärken. Der Tod oder die Krankheit mehrer Befehlshaber des franzöſiſchen Heeres veranlaßten Ludwig XII. endlich, den Herzog von Nemours, aus dem Hauſe Armagnac, als Vicekönig nach Neapel zu ſchicken. Dieſer, ein ſehr fähiger und thätiger, aber auch überaus kühner und zuverſichtlicher Mann, gerieth mit Gonzalvo über die ſpaniſchen und franzöſiſchen Rechte in dieſem Lande in eine Spannung, die bald in einen offenen Krieg überging. Nach mancherlei Gewinn und Verluſt auf beiden Seiten wurden die Franzoſen endlich bei Cerignola von den Spaniern gänzlich geſchlagen und bis nach Gaeta verfolgt. Gonzalvo zog in Neapel ein. — Während dieſer Zeit hatte der Schutz und die Unterſtützung, die der König an Cäſar Borgia verſchwendete, ihm die Italiener noch mehr als früher entfremdet. Ihnen, die Ludwig XII. nicht kannten, war es unbegreiflich, einen Charakter, wie den des Sohnes Papſt Alexander's VI., von ihm begünſtigt zu ſehen. Ludwig, obgleich nach der ſchon damals allgemein herrſchend werdenden Sitte in ſeiner auswärtigen Politik nicht nur ohne Gefühl für Recht und Treue, ſondern auch nur für den Schein derſelben, wäre gleichwohl weit entfernt geweſen, die Unthaten Cäſar Borgia's zu entſchuldigen, wenn er über ſie unterrichtet geweſen wäre. Der König ſtand aber durchaus unter dem Einfluſſe des Cardinals d'Amboiſe, der ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung ſeine rechte Hand geweſen und der jetzt Alles über ihn vermochte. Der Cardinal war einmal ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, und beſaß dann die Kunſt, dem Könige alles wirklich Schwierige in den Geſchäften abzunehmen und ihm dabei doch den Ruhm der Entſcheidung und des Erfolges zu laſſen und auf dieſe Art ſeiner Trägheit und Eitelkeit zugleich zu ſchmeicheln. Ludwig, obgleich von vielem natürlichen Geiſte, war in der Staatsverfaſſung weder unterrichtet noch erfahren und überhaupt für eine ſo mühſame und fortgeſetzte Anſtrengung, wie ſie eine ſelbſtſtändige Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verlangt, nicht gemacht. Dem Cardinal, der unermeßlich reich war, blieb nichts weiter als die päpſtliche Tiare ſelbſt zu wünſchen übrig, und er hoffte nach dem Abſterben Alexander's VI. durch den Einfluß Cäſar Borgia's die Stimmen des Conclave für ſich zu gewinnen. Daher kam der Schutz, den Ludwig XII., einer der beſten und mildeſten unter den franzöſiſchen Königen, dem verdorbenſten und haſſenswertheſten Menſchen ſeiner Zeit angedeihen ließ. Darum aber er-

ſchienen er und ſeine Franzoſen den Italienern nicht nur, wie einſt Karl von Anjou, zweihundert Jahre vorher als Gegner ihrer nationalen Unabhängigkeit, ſondern als die ärgſten Feinde des Rechts und der Wahrheit überhaupt, eine Stimmung, die ſich in Italien, ſelbſt in den neueſten Zeiten, ungeachtet der Vorliebe für die politiſchen Formen der Franzoſen, nicht verloren hat. In der That iſt Ludwig XII. durch das von ihm in Bezug auf Italien befolgte Syſtem dem Glücke und der Unabhängigkeit dieſes Landes verderblicher als irgend ein anderer fremder Fürſt vor ihm geworden. Die deutſchen Kaiſer hatten zwar früher während ihrer Streitigkeiten mit den Päpſten Italien oft auf das Aergſte verheert, aber, das ſchwäbiſche Haus ausgenommen, ſich in demſelben nicht feſtzuſetzen geſucht. Indem ſie eine allgemeine Oberhoheit über dieſes Land in Anſpruch nahmen, vernachläſſigten ſie deſſen unmittelbare Beſitznahme und waren eiferſüchtiger auf die Anerkennung ihrer Rechte, als auf deren wirkliche Ausübung. Die Anſprüche der deutſchen Kaiſer hatten größere und kleinere Republiken, größere und kleinere Monarchien ſich zu bilden nicht verhindert, ja dicht an der Grenze Deutſchlands hatte ſich ein Staat von europäiſcher Bedeutung, wie Venedig, erhoben, ohne daß die deutſchen Kaiſer bisher einen ernſten Verſuch, denſelben zu unterjochen, gemacht hatten. Ludwig XII. vertrieb dagegen eine der kraftvollſten nationalen Dynaſtien, die Sforza, ließ Mailand durch ſeine Statthalter ausſaugen und that ein Aehnliches mit Genua, wo er ſich mit der ariſtokratiſchen Faktion zur Unterdrückung des Volkes verband. Er ließ außerdem die kleinen Fürſten der Romagna von Cäſar Borgia bezwingen, nachdem er ſie zu ſchützen große Summen empfangen, brach die Florenz geleiſteten Zuſagen, verjagte einen populairen und wohlmeinenden Fürſten wie Friedrich von Neapel, und rief nicht nur die Spanier in das Land, ſondern theilte es förmlich mit ihnen. Später ſetzte er dieſer dem Glücke und der Sicherheit Italiens ſo feindlichen Politik die Krone auf, indem er den Plan, Venedig zu theilen, in Anregung brachte. Wenn irgend ein Einzelner in der langen Kette verſchuldeter und unverſchuldeter Unfälle, die das Mutterland der europäiſchen Kultur und die Heimath des Schönen getroffen haben, beſonders angeklagt werden kann, ſo iſt es Ludwig XII., denn mit ſeiner Einmiſchung in die italieniſchen Angelegenheiten tritt ein entſcheidender und unglücklicher Wendepunkt in der Geſchichte dieſes Volkes ein. — Seine Unfälle in Neapel erregten deshalb bei den Italienern eine allgemeine Freude, und es ward den Spaniern bei dieſer Stim-

mung der Eingebornen leicht, die Franzoſen ganz aus Süditalien zu verjagen.

Philipp von Oeſterreich, der Sohn Maximilian's, der von ſeiner Mutter die Niederlande geerbt und als Graf von Flandern Ludwigs' Vaſall war, hatte bei ſeiner Rückkehr aus Spanien, wohin ihn die Verhältniſſe ſeiner Frau, einer Tochter Ferdinand's und Iſabella's, geführt, ſich von zwei ſpaniſchen Botſchaftern begleiten laſſen und Ludwig im Namen des katholiſchen Königs einen Vergleich in Bezug auf die Theilung Neapels vorgeſchlagen, den dieſer annahm, der aber von Gonzalvo von Cordova nicht anerkannt und als die Nachricht von der Niederlage der Franzoſen in Spanien ankam, von Ferdinand nicht vollzogen wurde. Ludwig, hierüber erbittert, beſchloß die Spanier auf zwei Seiten, in den Pyrenäen und Abruzzen zugleich anzugreifen, richtete aber nichts gegen ſie aus, indem die ſpaniſchen Feldherren den ſeinigen an Fähigkeit und Glück, und Ferdinand ihm ſelbſt an Klugheit und Thätigkeit überlegen, waren. Die Zeit war nicht mehr fern, wo die ſpaniſche Monarchie, kaum errichtet, unter der Herrſchaft der öſterreichiſch-burgundiſchen Fürſten die Größe Frankreichs bedrohen und ſeine Entwickelung aufhalten ſollte. Ludwig hatte dadurch, daß er die Spanier auf den Continent von Italien rief, dieſe Gefahr ſelbſt vorbereiten helfen. — Von der Unmöglichkeit überzeugt, ein ſo entferntes Land wie Neapel behaupten und beſonders es unter den gegenwärtigen Umſtänden den Spaniern entreißen zu können, ſann er auf einen Ausweg, ſich aus dieſen immer ſchwieriger werdenden Verhältniſſen mit Ehren ziehen zu können. Ein Plan ward von ſeinen Räthen entworfen und von ihm angenommen, der, wenn er zur Vollziehung hätte kommen können, die franzöſiſche Monarchie zerſtückt und vielleicht deren Auflöſung herbeigeführt haben würde. Der Erzherzog Philipp, mit dem Ludwig in beſſerm Vernehmen als mit ſeinem Vater Maximilian und ſeinem Schwiegervater Ferdinand ſtand, und der überhaupt in ſeinen Handlungen mehr Redlichkeit und Offenheit als die meiſten Fürſten ſeiner Zeit bewies, hatte einen Sohn, der damals noch in den erſten Kinderjahren ſtand, den nachmaligen Kaiſer Karl V., der von ſeinem Großvater Oeſterreich, von ſeinem Vater die Niederlande, von ſeiner Mutter Kaſtilien zu erben beſtimmt war. Ludwig beſaß eine Tochter, Claudia, von demſelben Alter. Zwei Söhne, die ihm Anna von Bretagne geboren, waren in kurzer Zeit nach einander geſtorben. Ludwig war, ungeachtet ſeines lebhaften Geiſtes und kriegeriſchen Muthes, ein perſönlich ſchwacher Mann, der durchaus von ſeinen Umgebungen, namentlich der Kö-

nigin Anna, die ihn durch ihre Schönheit feſſelte und durch ihren Charakter ihm Achtung einflößte, geleitet wurde. Dieſer, die einem Geſchlechte und Lande angehörte, das Frankreich ſo lange feindlich geweſen, lag keineswegs die Größe der Krone und des Königreiches, ſondern die ihrer Kinder, von denen ihr nur eine Tochter geblieben, am Herzen. Der wahrſcheinliche Erbe des Thrones, der Graf von Angouleme, war ihr, um ſeiner Mutter Louiſe von Savoyen willen, mit der ſie in keinem freundlichen Verhältniſſe lebte, gleichgültig, wenn nicht verhaßt, und es fiel ihr nicht ſchwer, das Glück dieſes entfernten Verwandten dem ihrer Tochter aufzuopfern. Vornehmlich durch ihren Einfluß kam demnach in Blois ein Vertrag zu Stande, vermöge deſſen Karl von Oeſterreich mit Claudia von Frankreich verſprochen wurde. Claudia ſollte ihrem Verlobten die Anſprüche Ludwig's auf Mailand und Neapel, die Bretagne, das Erbe ihrer Mutter, und Blois, die perſönliche Beſitzung ihres Vaters, und Burgund und Artois, deſſen Frankreich ſich bei dem Tode Karl des Kühnen bemächtigt, zubringen. Außer dieſem Heirathsentwurfe wurde bei dieſer Gelegenheit der Friede zwiſchen Maximilian und Ludwig, die Belehnung Ludwig's mit Mailand und die Theilung der Republik Venedig zwiſchen Frankreich und Oeſterreich verabredet. Durch den erſten dieſer Verträge, die alle drei an demſelben Tage, aber abgeſondert unterzeichnet wurden, die Verlobung der Kinder Ludwig's und Philipp's, wäre ein bedeutender Theil der franzöſiſchen Monarchie, Bretagne, Burgund, Artois, an das Haus Oeſterreich gekommen, dem außerdem noch Mailand und die venetianiſchen Beſitzungen nach Ludwig's Tode zugefallen wären. Es hat ſpäter den Königen von Frankreich, abgerundet, wie ihre Staaten blieben, keine geringe Mühe gekoſtet, den Angriffen Karl's V. und Philipp's II. zu widerſtehen, was würde aus Frankreich geworden ſein, wenn dieſe Fürſten durch den Beſitz von Burgund, Blois und Bretagne jeden Augenblick in das Innern des Königreiches hätten eindringen können? — Wahrſcheinlich wäre, wenn dieſer Vertrag zur Ausführung gekommen, das Grundgeſetz der Ausſchließung der Frauen von der Krone, das die Größe des kapetingiſchen Hauſes gemacht und dem Frankreich einen guten Theil ſeiner nationalen Einheit verdankt, überhaupt umgeſtoßen, die Tochter des Königs mit Ausſchluß des männlichen Seitenverwandten auf den Thron geſtiegen, und die übrigen Prinzen des königlichen Hauſes wären durch die Erhebung einzelner Provinzen zu beſondern Staaten für ſie für dieſe Veränderung gewonnen worden. Daß eine Prinzeſſin von Bretagne einen ſolchen Plan gehegt, iſt nicht außerordentlich, wohl

aber, daß der König, ſo ſehr er auch ſeine Tochter liebte, ſo gleichgültig ihm der Graf von Angouleme ſein mochte, das lange Werk ſeiner Vorfahren, die Einheit und Abrundung des Reiches ſelbſt zerſtören wollte, ſcheint unglaublich, und man behauptet allgemein, daß er zu dieſer Zeit gefährlich krank geweſen und die Königin Anna ſeine geiſtige und körperliche Schwäche zur Abſchließung dieſes Vertrages gemißbraucht habe. In der franzöſiſchen Nation war damals, durch die autokratiſchen Regierungen ihrer Könige von Karl VII. an, faſt aller öffentliche Geiſt erloſchen und es ihr zu einem Bedürfniß geworden, beherrſcht zu werden, von wem es auch ſei. Indeſſen hätten ſich auch von dieſer Seite her in der Folge, wenn die Verwirklichung dieſes Planes näher gerückt, ohne Zweifel, unüberwindliche Schwierigkeiten erhoben. Doch iſt es gewiß, daß Ludwig dieſen Vertrag während ſeiner Krankheit, mit oder ohne Bewußtſein deſſen, was er that, wirklich unterzeichnet, ihn ſpäter aber von ſelbſt umgeſtoßen hat. — Philipp von Oeſterreich, der nach dem Tode Iſabella's, die ihrer Tochter Kaſtilien und Leon hinterließ, mit ſeinem Schwiegervater Ferdinand in Streitigkeiten gerieth, war, als er nach Spanien überſchiffen wollte, vom Sturm auf die engliſche Küſte verſchlagen worden. Heinrich VII. hielt ihn hier, um Ferdinand dem Katholiſchen zu gefallen, mehre Monate lang unter allerlei Vorwänden zurück. Dieſen Augenblick, wo Philipp gewiſſermaßen von der Scene verſchwunden, benutzte Ludwig, berief die Reichsſtände nach Tours zuſammen und ließ ſich von ihnen die Bitte um eine Verbindung des muthmaßlichen Thronerben Franz von Valois mit ſeiner Tochter Claudia vorlegen, und genehmigte dieſelbe. Ludwig hatte nur einen Vorwand geſucht, um den Bruch ſeines dem Hauſe Oeſterreich gethanen Verſprechens mit dem Zwange, den ihm die öffentliche Stimme ſeines Volkes auflegte, zu entſchuldigen. Aber die Königin Anna wußte, ſo lange ſie lebte, die Vermählung ihrer Tochter mit dem Grafen von Angouleme zu verhindern, und gab nie die Hoffnung auf, dieſelbe mit dem Erben von Oeſterreich, Burgund und Spanien verbunden zu ſehen. Das Haus Oeſterreich hatte ſeit der Heirath Maximilian's mit Maria von Burgund einen ſeit den Zeiten der Karolinger an keiner Dynaſtie geſehenen Einfluß auszuüben angefangen. Seine wachſende Größe zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich und erfüllte die übrigen regierenden Häuſer mit noch mehr Bewunderung als Neid. Dieſe Stimmung ſollte, der bald ausbrechenden Religionskriege ungeachtet, in denen dieſes Geſchlecht ſich an die Spitze der Vertheidiger des Katholicismus ſtellte, ſelbſt in der ihm feind-

lichen Partei fortdauern und erſt ſpäter bei der allgemein ſichtbar werdenden Unfähigkeit der letzten Fürſten der beiden Linien dieſes Hauſes erlöſchen. Das Haus Oeſterreich ragte eine Zeit lang, ſo zu ſagen, um eine ganze Kopfhöhe über die übrigen europäiſchen Dynaſtien hervor. Es ſchien die Vorzüge mehrer der erſten Nationen Europas, über die es ganz oder zum Theil herrſchte, in ſich zu vereinigen. Die Kraft und Dauerbarkeit Deutſchlands, der romantiſche Geiſt Kaſtiliens, die Feinheit und Anmuth Italiens, dies Alles, von der Erinnerung an den edeln Sinn Rudolph's von Habsburg und den kriegeriſchen Geiſt Karl des Kühnen getragen, ſchien dieſes Geſchlecht zu einer Perſonifikation der europäiſchen Menſchheit ſelbſt zu machen. Man wollte in ihm den um ſich greifenden Geiſt, die univerſelle Tendenz der alten deutſchen Kaiſer, den Glaubenseifer der ſpaniſchen Könige und den Glanz und die Hoheit der burgundiſchen Fürſten erkennen. Die größten Erbinnen der Chriſtenheit empfingen die Hand dieſer Fürſten als eine Auszeichnung und die entlegenſten und fremdeſten Völker beugten ſich unter ihren Scepter. Dieſes Scheines von Macht und Würde ungeachtet, muß die Geſchichte geſtehen, daß ein ſo großes äußeres Glück in den öſterreichiſchen Fürſten keine ſeiner würdige Träger gefunden, daß in dieſem ganzen Geſchlecht kein einziger Mann von außerordentlicher Art, wie in mehren andern Dynaſtien, ſich erhoben, denn ſelbſt der größte darunter, Karl V., hat keine den Mitteln, die das Schickſal in ſeine Hand gelegt, zu vergleichende Kraft gezeigt und, Alles zu Allem gerechnet, weit mehr dem Zufall als ſich ſelbſt verdankt. Eine der vornehmſten Urſachen, warum das Daſein dieſer Dynaſtie kein ſeiner materiellen Größe angemeſſenes ſittliches Reſultat geliefert, lag ohne Zweifel darin, daß dieſelbe nicht an der Spitze einer großen einigen Nation ſtand, ſondern ein im Ganzen unförmliches Aggregat von meiſt durch Erbſchaft und Heirath zuſammengekommenen, unter einander ſich fremden oder feindlichen Ländern vereinigte. Jede große Bewegung bedrohte dieſen ſo ungleich zuſammengeſetzten Körper mit Lähmung und Auflöſung. Daher der Widerſtand dieſer Dynaſtie im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert gegen den neuen religiöſen Geiſt und ihre Anſtrengungen, denſelben zu erſticken. Das neue Haus Oeſterreich, mit jenem alten nur durch eine Heirath zuſammenhängend, unter allerdings ſehr verſchiedenen Umſtänden waltend und ihm in ſeinem allgemeinen Einfluſſe auf die Welt an Bedeutung nachſtehend, hat mit ihm jedoch die charakteriſtiſche Aehnlichkeit gemein, daß ſeine Größe, von durchaus ungleichartigen Elementen gebildet, zu keiner in ſich übereinſtimmenden Einheit ge-

langen kann, deshalb einer mehr hemmenden als bewegenden Kraft bedarf, und dem geiſtigen Fortſchritte im Ganzen und Großen aus Neigung und Nothwendigkeit entgegen iſt. Deshalb hat, ſo wie früher der religiöſe Geiſt des ſechszehnten, an dem alten, ſo jetzt der politiſche Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts, in ſeiner Richtung zur Freiheit, an dem neuen öſterreichiſchen Princip den entſchiedenſten Gegner gefunden, der, unvermögend dieſe Bewegung zu erdrücken, ihr wenigſtens aus allen Kräften widerſteht und ihre Entwickelung aufzuhalten bemüht iſt.

Weder Maximilian noch Philipp, obwohl durch dieſen Bruch des geſchloſſenen Vertrages und die Täuſchung ihrer Hoffnungen verletzt, waren für den Augenblick im Stande, ihrer Unzufriedenheit Raum zu geben, denn Philipp ſtand mit Ferdinand dem Katholiſchen, der auf Kaſtilien nicht Verzicht leiſten wollte und der durch ſeine Vermählung mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin Ludwig näher getreten, in faſt offener Feindſchaft. Nach Philipp's frühem Tode ging dieſe Uneinigkeit auf ſeinen Vater Maximilian, der die Verwaltung Kaſtiliens im Namen ſeines verwaiſten Enkelſohnes, Karl's von Oeſterreich, führen wollte, über und hinderte ihn, wie überhaupt ſeine weiten raſtloſen Plane gegen Frankreich thätig aufzutreten.

Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert war Frankreich der vornehmſte Schauplatz großer Bewegungen und entſcheidender Kriege geweſen. Von Karl VIII. ging dies Geſchick für lange Zeit auf Italien über, nur mit dem großen Unterſchiede, daß letzteres in dieſen Kämpfen ſich faſt immer nur leidend verhielt, der Boden, der Stoff und das Ziel, aber nicht die bewegende Kraft derſelben war. Sonderbarerweiſe war es jetzt ein Papſt, der alles Mögliche that, um den Streit, der ſich einen Augenblick lang von den italieniſchen Grenzen entfernt, in das Herz dieſes Landes zurückzuführen, und der ſogar als einer ſeiner thätigſten Führer an deſſen Spitze trat. Dies war früher nie geſehen worden. Zwei Päpſte hatten einſt die Macht der Franken gegen die griechiſchen Kaiſer und die Longobarden zu Hülfe gerufen, andere im Kampfe für die Herrſchaft der Kirche die Macht der deutſchen Kaiſer auf Italien gezogen, noch hatte man keinen geſehen, der um rein weltlicher Zwecke willen zu den Waffen gegriffen hätte. Dieſe Neuerung bewies, wie ſehr das Papſtthum ſich in ſeiner äußern Stellung und dem daſſelbe beſeelenden Geiſte verändert hatte. Nachdem es mit dem Verfalle der Feudalwelt und der Erhebung größerer Staaten, von denen eine vollkommene äußere Unabhängigkeit in Anſpruch genommen

wurde, und die rein nationale Zwecke zu verfolgen begannen, als eine Alles beherrſchende Macht geſunken, ward es im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert von Spaltungen aller Art zerriſſen, und endlich von Alexander VI. in die Welthändel, nicht mehr der oberſte Schiedsrichter, ſondern als theilnehmende Partei verwickelt. Es ſuchte jetzt, die Abnahme ſeiner geiſtigen Macht fühlend, deren materielle Grundlage zu befeſtigen. Es wollte ebenfalls über ein möglichſt bedeutendes, abgerundetes, ihm unbedingt unterwürfiges Land herrſchen. Wenn früher das Papſtthum auf das Mittelalter einen ſo großen Einfluß ausgeübt und ſeinen Geiſt, ja oft ſelbſt die bloßen Formen ſeines Daſeins den weltlichen Verhältniſſen als Muſter vorgelegt, ſo fing es jetzt dagegen das Walten der Könige nachzuahmen an, nahm an ihren Planen Theil, drängte ſich in ihre Verträge und Bündniſſe ein und hörte immer mehr auf, eine allgemeine und ideale Gewalt, das oberſte Tribunal der Fürſten und Völker zu ſein. Es konnte allerdings ſeinen kirchlichen Boden nicht, ohne ſich aufzugeben, verlaſſen, es trennte aber von jetzt an, was früher nicht ſo geſchehen, ſein Daſein in zwei Hälften, die geiſtliche und weltliche, wovon letztere oft mehr der Form als dem Weſen nach der erſtern untergeordnet wurde. Der oberſte Kirchenhirt und der weltliche Souverain wandelten oft auf zwei verſchiedenen Bahnen und wurden mehr als ſonſt unterſchieden. Eine andere Aehnlichkeit mit dem weltlichen Leben und ein Beweis des Einfluſſes, den die damalige Politik auf das Kirchenregiment auszuüben anfing, erſcheint in der Veränderung, die in der perſönlichen Stellung der Päpſte ſelbſt vorging. An dieſen war ſonſt der oberſte Prieſter, der Heilige, der höchſte Richter hervorgetreten und darum ihr ganzes Walten faſt immer ein öffentliches geweſen. Sie hatten ſich, wenn es die Vertheidigung und Ausbreitung des Chriſtenthums, die Erhaltung der ſittlichen Ideen überhaupt galt, ebenſo gut an die Völker als an die Kronen gewandt, in dem richtigen Gefühle, daß ihre Macht vorzüglich auf dem in den Maſſen wohnenden Glauben an ihre oberſte Berechtigung beruhe. Jetzt begann der römiſche Stuhl faſt ausſchließend mit den Fürſten und auf geheime Art, nach Weiſe der damaligen Regierungen, zu verhandeln und die gegenſeitige Eiferſucht der herrſchenden Geſchlechter, ihr Streben, ſich einander zu ſchwächen, die Nothwendigkeit, in der ſie ſich oft befanden, ſich an ihn zu wenden, zu benutzen, aber nicht mehr die Ueberzeugung und Begeiſterung der Völker als den Grundpfeiler ſeiner Macht anzuſehen. Mit dieſer veränderten Richtung nach Außen traten auch im Innern des der geiſtlichen Herrſchaft

unmittelbar unterworfenen Staates andere Maximen und Gewohnheiten ein. Die Päpſte waren, nachdem ſie in der Kirche aus oberſten Biſchöfen zu prieſterlichen Souverainen geworden, in ihren weltlichen Verhältniſſen der Stellung der Feudalfürſten des Mittelalters ähnlich geblieben. Eine Menge größerer und kleinerer Herren walteten, im Ganzen die päpſtliche Oberherrſchaft anerkennend, in ihren Gebieten faſt unabhängig und übten in deren Innern die meiſten Attribute der Souverainetät aus. In ſehr vielen Städten, und in der Hauptſtadt ſelbſt, war die Macht des geiſtlichen Regenten durch die municipalen Freiheiten der Einwohner, die eine Art republikaniſchen Zuſtandes hervorbrachten, beſchränkt. Von der Rückkehr der Päpſte aus Avignon war aber immer mehr ihr Streben hervorgetreten, in ihrem weltlichen Staate zu unumſchränkten Herren zu werden und, wie die damaligen Könige, allen beſondern Formen der bürgerlichen Geſellſchaft in ihren Landen ihren perſönlichen Willen als oberſtes Geſetz aufzulegen. Selbſt ihre Wähler und Räthe, die Cardinäle, wurden von ihnen weniger als früher, und, nur wenn es ihnen gefiel, zur Regierung herbeigezogen. Das Papſtthum war mit einem Worte am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in die Fußſtapfen der weltlichen Macht getreten, hatte dieſe nachzuahmen, viel von deren Geiſte und Streben in ſich aufzunehmen angefangen. Dieſe Richtung ſprach ſich beſonders in Julius II, einem der größten Päpſte, aus, dem, um einem Alexander III. und Innocenz III. an die Seite geſetzt zu werden, nur ein anderes Jahrhundert fehlte, der aber jetzt nach der Weiſe ſeiner Zeit groß zu ſein gezwungen war.

Das Gefühl, daß die Hierarchie im Vergleiche zu frühern Zeiten tief geſunken war, die Unmöglichkeit, ihr in der Furcht der Fürſten und dem Glauben der Völker eine neue Stütze zu geben, hatte den Päpſten den Gedanken nahe gelegt, ihre weltliche Macht zu verſtärken, denn die Invaſionen Karl's VIII. und Ludwig's XII. hatten bewieſen, wie wenig ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande fremden Angriffen zu widerſtehen im Stande war. Schon Alexander VI. hatte, obgleich im Intereſſe ſeines Hauſes, die kleinen Fürſten des Kirchenſtaates der päpſtlichen Herrſchaft unmittelbar zu unterwerfen geſucht und Julius II. verfolgte dieſen Plan auf eine umfaſſendere und großartigere Weiſe. Zugleich erwachte in dieſem, da bei der überhaupt ſo veränderten Stellung des Papſtthums, der frühere Charakter des Vaters aller Gläubigen, des allen Völkern angehörigen und zugleich über allen ſtehenden weltbeherrſchenden Prieſters ſehr beengt und nur der Form nach erhalten war, ein ſeinen

Vorgängern unbekanntes nationales und patriotiſches Gefühl. Er wollte die Fremden, „die Barbaren,“ wie er alle Nichtitaliener nannte, aus Italien vertreiben, in der Art, wie frühere Päpſte die Sarazenen aus Neapel und Sicilien zu verjagen verſucht hatten. Deshalb nahm er, bei der verringerten Macht des Papſtthums unvermögend etwas Entſcheidendes allein zu thun, an den Bündniſſen und Kriegen ſeiner Zeit einen ſo thätigen und ſeiner geiſtlichen Stellung ſo widerſprechenden Antheil.

Maximilian, der bei den verwickelten Verhältniſſen im Innern Deutſchlands, bei ſeinem Streben, die Kronen von Böhmen und Ungarn ſeinem Hauſe zu verſchaffen und die Leitung der Niederlande und Kaſtiliens unmittelbar an ſich zu nehmen, ſeine Rache für die ihm von Frankreich ſeit den Zeiten Karl's VIII. an widerfahrnen Kränkungen und Unbilden aufzuſchieben genöthigt geweſen, hatte endlich Alles zu einem Angriff gegen Ludwig XII. vorbereitet und dieſen in Italien anzufangen beſchloſſen. Es war ihm indeſſen hierzu das Bündniß der Schweizer und Venetianer nothwendig, die beide, mit Frankreich in Frieden lebend, ihm ihre Hülfe verſagten. Er begann, dieſes Hinderniſſes ungeachtet, den Krieg, war aber, außer Stand geſetzt, ein großes Heer lange zu beſolden und beiſammen zu halten, ſehr bald zu deſſen Beendigung genöthigt. Ein Waffenſtillſtand ward von ihm für ganz Italien vorgeſchlagen und angenommen. Dieſem Vertrage gemäß blieb der Kaiſer auf allen übrigen Grenzen mit Frankreich im Kriege und konnte daſſelbe auf ſeinen Nord- und Oſtgrenzen überall angreifen. Ludwig, in welchem die geringen Erfolge aller ſeiner Kriege das Feuer ſeines frühern Unternehmungsgeiſtes ſehr gekühlt hatten, ſann jetzt auf ein Mittel, mit Maximilian zu einem dauernd friedlichen Verhältniſſe zu kommen. In dieſer Abſicht ſchlug er der Erzherzogin Margarethe von Oeſterreich, die, nach dem Tode ihres Bruders Philipp, die Niederlande regierte, die Ausführung eines Theiles der Verabredungen von Blois vor, deren Bruch die Hoffnung des öſterreichiſchen Hauſes auf die Erwerbung der Bretagne und Burgunds getäuſcht und Maximilian's Zorn über Karl's VIII. Verfahren gegen ihn bei ſeiner Vermählung mit Anna von Bretagne erneuert hatte. Ludwig beredete den Kaiſer zu einem Kriege gegen Venedig und kam mit ihm, wie früher mit Ferdinand über Neapel, über eine Theilung der Beſitzungen dieſer Republik überein. Ein vorläufiger Waffenſtillſtand zwiſchen Ludwig und Maximilian und ihren Verbündeten bereitete den Vertrag von Cambrai vor, den Margarethe von Oeſterreich und der Cardinal d'Amboiſe abſchloſſen. Dieſem

gemäß ſollten der Republik alle ihre Continentalbeſitzungen genommen, Cremona, Brescia und Bergamo mit dem Herzogthume Mailand vereinigt werden, Padua, Vicenza, Verona an Oeſterreich, Treviſo und Friaul an Deutſchland kommen. Ferdinand der Katholiſche wurde aufgefordert, falls er dem Vertrage beitreten wolle, ſich in ſeiner Eigenſchaft als König von Neapel der venetianiſchen Beſitzungen an der Oſtküſte ſeines Landes, wie Trani, Otranto, Gallipoli u. ſ. w. zu bemächtigen. Dem Papſte wurden Ravenna, Ceſena, Rimini und Faenza, welche die Republik durch Liſt und Gewalt an ſich gebracht, angeboten. Julius II. erklärte ſich zum Beiſtande der Venetianer bereit, wenn ſie ihm das freiwillig abtreten wollten, was ihm von den Verbündeten verſprochen wurde. Auf ihre Weigerung ſchloß er ſich der Ligue an und begann damit, die Staaten der Republik mit dem Interdikt zu belegen. Ludwig rückte gegen die Venetianer in Perſon zu Felde, deren Heer in der Schlacht bei Agnadel geſchlagen wurde, und die, faſt alle ihre Beſitzungen auf dem Feſtlande verlierend, wie im Anfange ihrer Geſchichte auf die Lagunen beſchränkt wurden. Aber Maximilian verſäumte es, Ludwig gleich anfangs kräftig zu unterſtützen, was vielleicht den Fall Venedigs zur Folge gehabt haben würde, ſondern zog erſt, und dann erfolglos ins Feld, als ſein Bundesgenoſſe ſchon nach Frankreich zurückgekehrt war, und der Papſt verſöhnte ſich mit den Venetianern, die mehr noch durch die Uneinigkeit ihrer Feinde, als durch die ihnen zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel, ſich zu erholen anfingen. Julius II. war nur, um die von dem päpſtlichen Stuhle in Anſpruch genommenen Städte der Romagna den Venetianern zu entreißen, und gewiſſermaßen gezwungen, der Ligue von Cambrai beigetreten, denn dieſe war zwiſchen drei ſo mächtigen Fürſten, wie Ludwig, Maximilian und Ferdinand, ſchon beſchloſſen geweſen, als er zu ihrem Beitritt eingeladen wurde. Es war ihm unmöglich geweſen, in der Mitte dieſer großen Bewegung eine ſelbſtſtändige und unabhängige Stellung einzunehmen. Indeſſen wünſchte er ſelbſt keineswegs den Untergang Venedigs, das er mit Recht als die Vormauer des Kirchenſtaates anſah. Die Macht, die er am meiſten fürchtete, war Frankreich. Maximilian's zerſtreute Staaten, die Schwierigkeit für ihn, auf einem einzelnen Punkte mit bedeutender Kraft aufzutreten, machten ihn zu einem weniger gefährlichen Gegner. Derſelbe Fall fand mit Ferdinand dem Katholiſchen ſtatt, der obgleich er in Italien Wurzel gefaßt, ſeine Hülfsmittel aus dem entfernten und oft uneinigen Spanien beziehen mußte. Ludwig dagegen, im Beſitze eines von Italien nur durch die Alpen ge-

trennten Reiches, der unumſchränkte Gebieter einer in ſich jetzt einigen und abgeſchloſſenen Nation, über das Herzogthum Mailand, den reichſten Theil Oberitaliens, gebietend, war unter allen fremden Fürſten derjenige, der dem Plane des Papſtes, die italieniſchen Regierungen zu einem Bunde unter einander zu vereinigen und die Halbinſel von dem Einfluſſe der Fremden zu befreien, die meiſten Hinderniſſe in den Weg legen konnte. Er ſuchte deshalb, ohne mit Frankreich ſogleich offen zu brechen, Spanien gegen daſſelbe zu reizen, ſchmeichelte Heinrich VIII., der eben auf den engliſchen Thron geſtiegen, und ſuchte ſich an den Schweizern neue Stützen zu verſchaffen. Als ihm dies zu gelingen ſchien, fing er damit an, Ludwig's Verbündete in Italien, unter Andern das Haus Eſte, zu verfolgen, und erklärte ſich endlich offenbar gegen Frankreich, indem er Ferdinand mit Neapel belehnte und die Anſprüche Ludwig's auf einen Theil dieſes Landes ausdrücklich annullirte. Der Bruch zwiſchen beiden war endlich entſchieden und Ludwig verſuchte, aber ohne Erfolg, durch eine ihm günſtige und von ihm zum Theil abhängige Kirchenverſammlung erſt zu Piſa, dann zu Mailand, endlich in Lyon, das Papſtthum, das Beiſpiel Philipp des Schönen nachahmend, in der Wurzel ſeiner Macht ſelbſt anzugreifen. Julius II. war raſtlos thätig, dem Könige auf allen Seiten Feinde zu erwecken. Maximilian erklärte ſich weder für noch gegen den Papſt, dem es jedoch gelang, Ferdinand den Katholiſchen und die Venetianer zu einem Bündniſſe gegen Frankreich zu vereinigen, dem einige Monate ſpäter auch Heinrich VIII. beitrat, und das von der Theilnahme Julius' II. her den Namen der „heiligen Ligue", ſo unpaſſend dieſe Bezeichnung auch war, erhielt. Maximilian blieb zwar mit Frankreich, dem Anſchein nach, in friedlichem Vernehmen, rief aber dennoch, um Ludwig zu ſchwächen, die im franzöſiſchen Heere dienenden Unterthanen des deutſchen Reiches zurück. Ludwig ſtellte ſeinen Neffen, Gaſton Foix, Herzog von Nemours, einen kühnen und unternehmenden Jüngling von einundzwanzig Jahren, an die Spitze des franzöſiſchen Heeres. Dieſer nahm Brescia mit Sturm und gewann die blutige Schlacht von Ravenna über das Heer der heiligen Ligue, in der er aber ſelbſt getödtet wurde. Die Franzoſen, durch den Verluſt ihres Feldherrn entmuthigt, von den Schweizern, denen Maximilian durch ſein Gebiet zu ziehen erlaubt, bedroht, und ohne Anhang und Halt in Italien, wurden daſſelbe zu räumen gezwungen. Alle feſten Plätze der Lombardei gingen an die Truppen der Ligue über. Ludwig, der kurz vorher mit ſo großem Erfolg an der Adda gekämpft, mußte jetzt an die Sicherheit ſeiner eigenen

Staaten denken und Ferdinand eroberte Navarra. Ludwig, der, wie drei Jahre vorher die Venetianer, allein mehren mächtigen Feinden gegenüberſtand, hätte ſich in einer gefährlichen Lage befunden, wenn nicht in der Ligue ſelbſt Uneinigkeiten ausgebrochen wären. Doch ward das Haus Sforza wieder in den Beſitz von Mailand geſetzt. Die Schweizer erheben ſich in dieſer Zeit zu einer europäiſchen Macht und zeigen ſich als die furchtbarſten Feinde der Franzoſen.

Mittlerweile war Julius II. geſtorben (1513), aber ohne daß dadurch das Bündniß gegen Ludwig XII. aufgelöſt worden wäre. Die Venetianer traten zwar von ihm zurück, dagegen aber erklärte ſich jetzt Maximilian im Vertrage von Mecheln mit Ferdinand und Heinrich VIII. gegen Frankreich. Ein neues franzöſiſches Heer rückte in Italien ein, ward aber bei Novara von den Schweizern gänzlich geſchlagen und Oberitalien von den Franzoſen aufs Neue verlaſſen. Zu gleicher Zeit fiel Heinrich VIII. in Frankreich ein, Maximilian vereinigte ſich mit ihm und die Schweizer bedrohten Burgund. Letztere wurden mit Geld abgefunden. Maximilian war wie gewöhnlich außer Stande, einen entſcheidenden Schlag zu führen, und Ludwig entwickelte eine große Thätigkeit, um Heinrich VIII., auf den die Laſt des Kampfes jetzt allein fiel, zu widerſtehen. Unter dieſen Umſtänden kam in Orleans ein Waffenſtillſtand zwiſchen den kriegführenden Mächten zu Stande.

Kurz vorher war die Königin Anna von Bretagne geſtorben. Bald nach ihrem Tode vermählte Ludwig ſeine Tochter Claudia mit Franz von Valois, eine Verbindung, die längſt beſchloſſen, von der verſtorbenen Königin immer verhindert worden war. Eine Partei am Hofe, die dem Thronfolger und ſeiner Mutter abgeneigt war und dem Könige einen Nachfolger aus ſeinem eigenen Blute wünſchte, beredete Ludwig XII., obgleich ſeit längerer Zeit kränkelnd und ſchon im dreiundfunfzigſten Jahre ſtehend, zu einer dritten Vermählung, die, nach einigem Zögern über die Wahl einer neuen Königin, endlich mit Maria von England, der ſechszehnjährigen Schweſter Heinrich's VIII., vollzogen wurde. Ludwig XII. ſtarb jedoch ſchon im vierten Monate dieſer Ehe, von allen Ständen ſeines Volkes auf das Tiefſte betrauert, mit dem im Ganzen wohl verdienten Rufe, einer der beſten Könige ſeines Stammes und Landes geweſen zu ſein (1515).

Obgleich die Regierung Ludwig's XII. mehr durch ihre Kriege und Stellung zum Auslande als durch den Gang ihrer innern Verhältniſſe merkwürdig iſt, ſo iſt ſie doch auch in dieſer Beziehung nicht ohne Bedeutung geweſen. Der eigenthümlichſte Zug, der bei

der Betrachtung dieſer Epoche überall ſichtbar wird, iſt der ſtete Fortſchritt des öffentlichen Lebens zu den Grundſätzen und der Ausübung der unumſchränkten Monarchie, die allmälig nicht nur ein Verſchwinden, ſondern häufig ſelbſt ein Vergeſſen der ſtändiſchen Inſtitutionen des Mittelalters und der alten Freiheiten der bevorrechteten Klaſſen der Nation hervorbringt. Das geſammte politiſche Daſein des franzöſiſchen Volkes ſchließt ſich immer mehr nicht nur in dem Kreiſe der oberſten Behörden, ſondern in dem des Hofes, der Vertrauten und Günſtlinge des Regenten ſelbſt ab. Dies geht ſo weit, daß die einheimiſchen Geſchichtſchreiber über die Regierung Ludwig XII., inſofern ſie nicht Kriege, Hoffeſte, Reiſen des Königs u. ſ. w. berichten, unvollſtändiger und ärmer als die viel dunklerer Epochen ſind, und daß eine etwas lebendige Kenntniß dieſer Zeit nur aus italieniſchen Werken gewonnen werden kann, deren Verfaſſer an eine freiere Betrachtung und ſchärfere Darſtellung allgemeiner Verhältniſſe gewöhnt waren. Die franzöſiſche Nation, als ein ſelbſtbewußter politiſcher Körper, verſchwindet unter Ludwig XII. faſt ganz, und der Hof und das Heer treten einzig hervor. Die Verſammlung der Reichsſtände, unter dieſer Regierung nur einmal zuſammenberufen, dauert außerdem nur drei Tage und beſchäftigt ſich ausſchließend mit der Auflöſung des Heirathsvertrages zwiſchen der Tochter Ludwig's XII. und dem Enkelſohne Maximilian's. Die Provinzialſtände in den Provinzen, welche mit ſolchen verſehen waren, wie z. B. Languedoc u. ſ. w. traten allerdings ſehr regelmäßig zuſammen, beſchäftigten ſich aber ausſchließend mit ihren lokalen Angelegenheiten, und waren ſo weit entfernt, auf das Volk auf irgend eine Art wirken zu wollen, daß ſie ſich unter einander durch einen Eid zur ſtrengſten Geheimhaltung ihrer Verhandlungen verbanden, als wenn ſie eine geiſtliche Inquiſition und nicht eine öffentliche Autorität geweſen wären. Um die Bedeutung dieſer Provinzialſtände ſo viel als möglich zu verringern, ihnen keine Gelegenheit zu Beſchwerden, Vorſchlägen und Verbeſſerungen zu geben, ſo verlangte die Regierung von ihnen weniger Abgaben als von den Landestheilen, die mit keiner lokalen Repräſentation verſehen waren. Die Dauphiné, Provence, Burgund und Bretagne wurden damals noch nicht zu dem eigentlichen alten Frankreich gerechnet, ſondern immer noch als neu hinzugekommene, halbfremde Provinzen angeſehen. In Bezug auf den Stand der öffentlichen Verhältniſſe herrſchte das tiefſte Geheimniß, und eine Kluft war zwiſchen der Regierung und dem Volke gezogen, das von fern, ohne weder die Motive ſeiner Herrſcher zu ahnen, noch deren Zwecke zu kennen, geleitet wurde.

Es ſcheint, als wenn die Gewalthaber gerade in der Zeit, als die Buchdruckerkunſt in Aufnahme kam, ſich und ihr Walten dieſem neuen Organe der Oeffentlichkeit hätten entziehen wollen. So befahl Papſt Alexander VI. 1501 die Unterſuchung aller ſchon gedruckten und noch zu druckenden Bücher und kann für den eigentlichen Erfinder der Cenſur, die bald überall nachgeahmt wurde, angeſehen werden. Das lokale Leben des Mittelalters, wo jedes Territorium einen Mittelpunkt, ein eigenes Leben und großentheils ſelbſtſtändige Intereſſen beſeſſen, war verſchwunden und die modernen Hülfsmittel, durch welche die Bevölkerung eines weiten Reiches unter einander in Verbindung geſetzt wird, waren zum Theil noch gar nicht vorhanden, zum Theil noch wenig entwickelt.

Die Ariſtokratie der Prinzen und großen Vaſallen ſchien ſeit den Kämpfen gegen Ludwig XI., in denen ſie unterlegen war, wie gelähmt zu ſein, und ſollte, auch bei ihren ſpätern Bewegungen nicht mehr ſelbſtſtändig, wie früher, ſondern faſt immer, in Verbindung mit einem Theile der Geiſtlichkeit und den Parlamenten auftreten. Der kleinere Adel ſtand meiſt in dem Dienſte der Krone, fand bei den immerwährenden Kriegen Beſchäftigung und bekümmerte ſich weder um die öffentliche Lage des Landes, noch begriff er etwas von derſelben. Der Bürgerſtand, der ſeine alten Municipalrechte bis auf einige unweſentliche Formen verloren und ſelbſt vergeſſen hatte, beſchränkte ſich auf ſeine beſondern Intereſſen, dachte nur an dieſe und urtheilte über den Gang der öffentlichen Verhältniſſe nur nach dem momentanen Gewinn oder Verluſt, den ſie ihm bereiteten. Die Geiſtlichkeit war von der Regierung ſo abhängig geworden, daß, als Julius II. ein Concil in Rom ausſchrieb, kein franzöſiſcher Prälat ſich dahin zu begeben wagte und dagegen die franzöſiſche Geiſtlichkeit die Beſchlüſſe der Concile von Piſa und Mailand, die von Ludwig XII. veranſtaltet worden und auf denen eine Unterſuchung über das Verhalten des Papſtes und deſſen Suspenſion ausgeſprochen wurde, bekannt zu machen gezwungen war. Die Parlamente beſchäftigten ſich in dieſer Epoche ausſchließend mit der Verwaltung der Juſtiz, ohne, wie ſie früher und ſpäter gethan, von dem allgemeinen Zuſtande der Nation Kunde zu nehmen und über denſelben eine Meinung zu äußern. Dieſes politiſchen Sinkens ungeachtet, ward der materielle Theil der Rechtspflege bedeutend verbeſſert. Ludwig XII. ließ die Rechte und Gewohnheiten mehrer Provinzen ſammeln, vergleichen und bekannt machen. Er befahl im Jahre 1499, daß Niemand fortan richterliche Funktionen ausüben dürfe, ohne auf einer Univerſität den Doktorgrad empfangen zu

haben. Er errichtete zwei neue Parlamente, das eine zu Rouen in die Stelle des alten Echiquier de Normandie, das andere in Aix für die Provence. Es gab deren jetzt ſieben im Königreiche: in Paris, Toulouſe, Grenoble, Bordeaux, Dijon und die beiden eben erwähnten. — Die Liebe, die Ludwig XII. bei den Franzoſen ſeiner Zeit fand und deren Erinnerung in der Geſchichte geblieben, die ihn durch den Namen „des Vaters des Volkes" ausgezeichnet, hatte ihren vorzüglichſten Grund in der Ordnung, die er in die Finanzen brachte, und in der Sparſamkeit, mit der er den Reichthum ſeines Volkes, ſeiner vielen Kriege ungeachtet, verwandte. Dieſe größere Ordnung wurde beſonders in der regelmäßigen Bezahlung des Heeres ſichtbar, das dadurch dem friedlichen Theile der Bevölkerung weniger als früher zur Laſt fiel. — Ludwig XII. ſcheint, was ſeine Perſönlichkeit betrifft, ein von Natur überaus milder und wohlwollender Charakter geweſen zu ſein. Seine Zeitgenoſſen erzählen von ihm Züge jener Gabe eines treffenden und ſchnellen Urtheiles, in das Gewand eines anmuthigen Ausdruckes gehüllt, in der ſpäter die franzöſiſchen Großen denen aller andern Länder voranleuchteten und die im Laufe der Zeit ein Gemeingut der Nation ſelbſt werden ſollte. Ludwig XII. war im Ganzen ein ſchon durchaus moderner fürſtlicher Charakter, in welchem nichts mehr an das Mittelalter, oder an eine von der unſrigen weſentlich verſchiedene Epoche erinnert. Sowie ſeine Perſönlichkeit hat auch ſeine Zeit nichts, was ihr ein beſonders unterſcheidendes Gepräge aufdrückte. Der Charakter der abſoluten Monarchie, von Ludwig XI. zum erſten Male mit Beſtimmtheit ausgeſprochen, ſchreitet unter ihm, wie unter den folgenden Regierungen, in ſeinem Geiſte und ſeinen Formen fort, verbreitet ſich über alle Stände, dringt in alle Lagen und Geſinnungen ein. Weder die Religions- und Bürgerkriege unter den letzten Valois und den erſten Bourbons, noch die große Literaturepoche unter Ludwig XIV. bringen hierin eine bedeutende Veränderung hervor. Das öffentliche und beſondere Daſein trennen ſich immer mehr von einander, das ganze Leben wird, ſo zu ſagen, ein privates, vereinzeltes, zerſtücktes, das nur von der Wirkſamkeit der Regierung vor gänzlichem Auseinanderfallen bewahrt wird. Dieſe Theilung des Lebens, dieſe Schwächung des Charakters und der Individualität zu Gunſten der Intelligenz und einer rein moraliſchen Geſittung, ohne Freiheit und Selbſtbeſtimmung, erſcheint unter Ludwig XII., gehört aber dieſer Epoche nicht ausſchließend an, iſt ſchon vor ihr, nur in weniger ſcharfen Gegenſätzen ausgeſprochen,

vorhanden und tritt, je mehr ſich das unumſchränkte Königthum mit allen ſeinen unvermeidlichen Folgerungen an die Stelle aller frühern Rechte und Freiheiten, politiſcher, religiöſer, municipaler, ſetzt, immer beſtimmter, das innerſte Weſen der Nation immer entnervender, hervor.

Zweites Kapitel.

Die Regierung Franz' I., des Vetters und Nachfolgers Ludwig's XII., wird von den franzöſiſchen Hiſtorikern, ohne Unterſchied der Partei, zu der ſie gehören, für eine der wichtigſten im Laufe der geſammten nationalen Entwickelung ihres Volkes gehalten und denen Philipp Auguſt's, Philipp des Schönen und Ludwig's XI., den einflußreichſten der frühern franzöſiſchen Könige, an die Seite geſtellt. Doch ſtehen die auswärtigen Kriege, von denen die ganze Regierung dieſes Fürſten erfüllt iſt, denen mehrer ſeiner Vorgänger entweder an Ruhm oder an Bedeutung nach, denn einmal handelt es ſich bei ihnen faſt niemals, wie unter Philipp Auguſt bei Bouvines, wie unter Philipp von Valois, Johann und Karl VI. bei Crecy, Poitiers und Azincourt, wie zur Zeit der Vertreibung der Engländer, unter Karl VII., um das Schickſal des Landes ſelbſt, denn die Feldzüge Franz' I. ſind meiſt erfolgloſe Eroberungsverſuche, das Reich wird durch ſie weder erweitert noch verengt und die militairiſche Kraft des Volkes zwar unaufhörlich geübt, aber eigentlich weder geſchwächt noch erhöht. Was die politiſche Entwickelung der Nation betrifft, ſo kann die Epoche Franz' I. ebenfalls nicht, ohne Uebertreibung, mehren unter den frühern Regierungen gleichgeſtellt werden. Unter Philipp Auguſt tritt ſeit der Erhebung des Feudalweſens die Monarchie zum erſten Male mit Kraft und Nachdruck, als eine von jenem ſich unterſcheidende Autorität und daſſelbe zur Unterordnung zwingend auf; unter Philipp dem Schönen wird die päpſtliche Allmacht gebrochen und der Maſſe der Bevölkerung durch die Einführung des Tiers-etat in die Verſammlungen der Nation ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet; unter Ludwig XI. wird die

Lehnswelt von dem Königthume vollſtändig und für immer beſiegt, der Anfang zu einer in dieſer Ausdehnung früher unbekannt geweſen politiſchen Verbindung der europäiſchen Nationen, durch Kriege und Verträge, gemacht und überhaupt das moderne Staats- und Völkerleben zum erſten Male auf eine planvolle und umfaſſende Art in Bewegung geſetzt. Dieſer geſammte Fortſchritt, denn ein ſolcher war er, mit ſo vielen Uebelſtänden und theilweiſen Verluſten deſſen, was in der Kirche und dem Staate des Mittelalters früher Großes gelebt, er auch verbunden geweſen, kam auf die Regierung Franz' I. wie eine Erbſchaft und iſt von ihr vielleicht nicht einmal bedeutend gemehrt worden. Indeſſen iſt der große Ruf, den dieſe Epoche in der Geſchichte genießt, dennoch nicht auf eine einſeitige Vorliebe oder prüfungslos angenommene Ueberlieferung gegründet. In dem innern Leben der Nation, das von den äußern Verhältniſſen zwar befördert oder gehemmt werden kann, aber nie ganz von ihnen beherrſcht wird, geht in dieſer Zeit eine große tief eingreifende Veränderung vor, die auf die geſammte ſpätere Entwickelung, das innere und zuletzt, wie natürlich immer, auch auf das äußere Geſchick des franzöſiſchen Volkes von weſentlichem Einfluß geweſen iſt. Die Regierung Franz' I. iſt die Epoche, in welcher Freiheit des Gedankens und der Meinung, der Prüfung und Unterſuchung, von der ſich im Mittelalter nur hier und da ein trüber und gebrochener Strahl gezeigt, als ein zwar noch mit der Finſterniß kämpfendes, aber ſeiner Kraft ſich ſchon bewußtes und raſch wachſendes Licht erſcheint. Dieſer Moment, obgleich, wie jede Erſcheinung, längſt vorbereitet, tritt unter der Regierung dieſes Königs zum erſten Male als eine äußere Macht mit dem Anſpruche zu handeln und ſich geltend zu machen auf, während er früher nur im Leben als Gedanke thätig geweſen und vor einer ihm feindlichen Wirklichkeit, wie ein Geächteter, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen gezwungen worden. Dieſe neue Bewegung der Geiſter ward durch zwei Ereigniſſe: die kirchliche Reform von Deutſchland und die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften, von Italien ausgehend, hervorgebracht. Beide, ihrer Entſtehung nach, Frankreich fremd, haben, wenn auch mit ungleichem Erfolge, in ihm ein großes und fruchtbares Feld für ihren belebenden Samen gefunden. Beide Begebenheiten brachten, die Reformation unmittelbar in dem Leben der Maſſen, die Reſtauration der Wiſſenſchaften und Künſte in dem der höhern Klaſſen, in den Ueberzeugungen, Gefühlen und Sitten der Einzelnen und ſehr bald auch in den öffentlichen Zuſtänden große Veränderungen hervor, an deren Beginn ſich eine neue Epoche der

Geſittung ſelbſt knüpft. Der Anfang dieſer großen Bewegung und ihres Einfluſſes auf Frankreich fällt in die Regierung Franz' I., von der ſie theils begünſtigt, theils bekämpft worden, mit der ſie aber immer in unmittelbarer Verbindung ſteht. Das endliche Reſultat dieſer Wiederherſtellung auf dem Gebiete des Glaubens und der Intelligenz war eine größere Unabhängigkeit des Gedankens und demnach des innern Daſeins ſelbſt, eine freiere und höhere Individualiſirung der menſchlichen Natur überhaupt. Der Keim hierzu iſt allerdings viel früher gelegt worden, die Früchte fangen aber erſt zur Zeit Franz' I. zu reifen an, weshalb die meiſten franzöſiſchen Hiſtoriker mit Recht die Regierung dieſes Fürſten als den Anfang der eigentlich modernen Epoche für ihr Land, das vollkommene Aufhören des Mittelalters, als einer Alles bewegenden Macht, dargeſtellt haben. Denn der eigenthümliche Charakter des Mittelalters iſt eben die Abweſenheit der innern Freiheit, die Abhängigkeit der Individuen von einer außer ihnen geſtellten Autorität, die eine blinde Unterwerfung verlangte und ihre Geſetze, in Bezug auf die Kirche, als eine unmittelbar göttliche Offenbarung, in Bezug auf den Staat, als eine zu einer natürlichen Nothwendigkeit gewordene Thatſache auflegte, und beide jeder Prüfung und damit jedem Wechſel entziehen wollte.

Dem jungen Könige, Franz ſtand beim Antritte ſeiner Regierung im einundzwanzigſten Lebensjahre, war von einem der Kriegshauptleute Ludwig's XII., dem Sire de Boiſy, der in den letzten neun Jahren ſeine Erziehung geleitet hatte, ein lebhafterer Geſchmack für Literatur und Kunſt eingeflößt worden, als in dem immer noch hauptſächlich auf Krieg und Jagd gewieſenen Leben der Großen jener Zeit üblich war. Boiſy hatte lange in Italien gedient und eine große Bewunderung für die dort ſo glänzend aufgegangene Blüte einer dem Norden noch faſt unbekannten Geſittung mitgebracht. Er hatte ſeinem Zöglinge den Schutz für Wiſſenſchaften und Künſte und die Würdigung derer, die ſich in ihnen hervorthun, als eine eines großen Fürſten würdige Tugend und eine Befriedigung des eigenen Ehrgeizes vorzuſtellen gewußt. Zugleich hatte Franz I., wie einſt Karl VIII., ſeine Einbildungskraft mit der Leſung der beſonders im funfzehnten Jahrhundert entſtandenen Ritterbücher von Unternehmungen Karl des Großen, Arthur's u. ſ. w. erfüllt, in denen der Charakter der Feudalwelt auf eine unwahre, verworrene, aber den Stolz und die Thatenluſt der Großen ſchmeichelnde Weiſe dargeſtellt wurde. Dieſe Literatur war zu einer Zeit Mode geworden, wo das Mittelalter in ſeiner Kraft und Wahrheit

ſchon zu verſchwinden anfing und die Zuſtände des Feudalweſens, als etwas Vergangenes zur Poeſie geworden, zu einem phantaſtiſchen Schmucke und einer theatraliſchen Belebung einer, wenigſtens der Meinung nach, unfreiern und farbloſern Wirklichkeit gebraucht wurden. Der Einfluß dieſer etwas erkünſtelten Nachblüte des Mittelalters war bei dem Mangel einer verſtändigen und gründlichen Bildung unter den Vornehmen jener Zeit allgemein, und Franz I., bei ſeiner Jugend und Macht ohnedies zu Krieg und Eroberung geneigt, war, wie vierzig Jahre vorher Karl VIII., durch jene Beiſpiele und Muſter zur Nachahmung derſelben entflammt worden. Daß er Italien zum Schauplatze ſeiner erſten Thaten wählte, konnte von ſeinen beiden Vorgängern in der Regierung auf ihn übergegangen ſein; daß er aber dieſer Richtung, trotz der vielfältigen und ſich immer erneuenden Unfälle, die ihn dabei trafen, bis an das Ende ſeines Lebens treu blieb, kam von dem Eindrucke her, den die überlegene Geſittung Italiens auf ihn hervorgebracht hatte. Es ſchien ihm rühmlich, einen Theil des Bodens zu beſitzen, der von ſo großen Erinnerungen und ſo herrlichen Denkmalen beſeelt war, und ſich unter den Augen eines Volkes hervorzuthun, deſſen Redner, Dichter und Bildner Heroismus und Genie beſſer als anderswo zu würdigen und in ihren Werken zu verewigen verſtanden. Denn es lebte in dem Gemüthe dieſes Fürſten, aller Mängel und Widerſprüche ungeachtet, mehr als in irgend einem ſeiner Nachfolger, Ludwig XIV. ſelbſt nicht ausgenommen, ein Sinn für das Große, der aber mehr von der Phantaſie als dem Charakter ausging, mehr von äußerer Anregung als innerer Bewegung ſtammte und deshalb, nie ſein ganzes Weſen durchdringend, demſelben mehr äußerlich anhing, als zu ſeiner Natur gehörte.

Franz I. beſchloß demnach die Eroberung des Herzogthums Mailand, auf das er dieſelben Rechte wie Ludwig XII. in Anſpruch nahm. Er zog, nachdem er die Verträge ſeines Vorgängers mit England und Venedig erneuert hatte, um in ſeinem Unternehmen nicht gehindert zu werden, über die Alpen und gewann die zweitägige Schlacht von Marignano (13. und 14. September 1515), und in kurzer Zeit das ganze Herzogthum, deſſen Souverain, Maximilian Sforza, ſich zu ergeben und mit einem Jahrgehalt in Frankreich zu leben gezwungen wurde. Dieſe Schlacht, in der die ſeit langer Zeit für unüberwindlich geachtete Kraft der Schweizer zum erſten Male gebrochen wurde (über zwölftauſend der letztern bedeckten das Schlachtfeld), war eine von den Thaten, die, in den Anfang eines Lebens fallend, über deſſen ganzen Verlauf Glanz ver-

breiten, denn Franz I. hat ſpäter nichts mehr gethan, was dieſem Siege, im erſten Jahre ſeiner Regierung erfochten, zu vergleichen wäre, und dennoch in der Geſchichte den Ruf eines ausgezeichneten Kriegers bewahrt. Die an dieſem Tage ſo glänzend dargelegte Tapferkeit des jungen Königs, die Beſiegung der Schweizer nach dem hartnäckigſten Widerſtande, und die Anweſenheit Bayard's, des letzten Ritters, in welchem alle Tugenden des Mittelalters, ohne ſeine Mängel, wieder aufgelebt waren, alle beſondern Umſtände, machen dieſen Sieg zu einem der glorreichſten Ereigniſſe in den Annalen des alten Frankreichs. Genua, das ſich ſchon einmal unter die Schutzherrlichkeit Karl's VII. gegeben hatte und das, nach Art der italieniſchen Freiſtaaten, Venedig ausgenommen, von Faktionen zerriſſen, fremden Schutzes bedurfte, erkannte bald nach der Schlacht von Marignano die Herrſchaft Franz' I. an. Dieſer Sieg hatte jedoch, wie alle ſpäter in Italien erfochtenen, ein= für allemal geſagt, für die Franzoſen keine andere Wirkung, als den kriegeriſchen Geiſt des Volkes zu üben, denn Eroberungen jenſeits der Alpen lagen, wie dies ſpätere Zeiten bis auf dieſe Stunde bewährt haben, außerhalb des Kreiſes, den die franzöſiſche Nationalität mit ſich zu vereinigen beſtimmt war. Wenn Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. die Hälfte der Anſtrengungen, die ſie, einen Theil Italiens zu erwerben, anwandten, auf die Erweiterung der nördlichen und öſtlichen Grenze ihres Landes gerichtet hätten, ſo würde die Einheit und Größe Frankreichs früher hergeſtellt worden ſein. Die franzöſiſchen Könige hätten, anſtatt Italien zu erobern, daſſelbe gegen die wachſende Macht des Hauſes Oeſterreich, das mit einem ſeiner Schwerpunkte daſſelbe zu erdrücken drohte, beſchützen ſollen, was für ſie bei allen großen Kämpfen von einem entſcheidenden Vortheile geweſen wäre. So aber vernachläſſigten ſie Venedig, das durch ſeine Lage dazu gemacht war, dem öſterreichiſchen Kriegsvolke den Eingang nach der Lombardei zu wehren, und ließen Florenz unter das Joch der Medicäer fallen, an dem ſie, wenn es ihnen ſeine Freiheit verdankt hätte, den treueſten Verbündeten gehabt haben würden, der dazu gedient haben würde, den alten Einfluß Frankreichs auf Mittelitalien zu erneuern. Der monarchiſche Stolz Franz' I. veranlaßte ihn, die Politik der frühern Könige, welche die italieniſchen Freiſtaaten, den Kern der guelfiſchen Partei, gegen die deutſchen Kaiſer beſchützt hatten, aufzugeben, und die Gelegenheit, dieſes alte Bündniß wiederherzuſtellen, ging für immer verloren. Ein Bundesgenoſſe in Italien erſchien ihm jedoch zur Behauptung ſeiner neuen Eroberungen nöthig, und er glaubte einen ſolchen in

dem damaligen Papſte Leo X. zu finden. Ein vorläufiger Vertrag wurde zu Viterbo zwiſchen dem päpſtlichen Hofe und der franzöſiſchen Krone geſchloſſen, und eine wenige Monate darauf zu erfolgende Zuſammenkunft der beiden Souveraine in Bologna beſtimmt. In der Zwiſchenzeit ſchloſſen die Bevollmächtigten des Königs einen Vertrag mit den Schweizern, die ungeachtet ihrer neulichen Niederlage noch immer für eine furchtbare Kriegsmacht galten. Franz brachte dem Bunde mit den Schweizern ſehr bedeutende Geldopfer, indem er alle ihre alten Forderungen, ſeit der Zeit Ludwig's XII. her, berichtigte. Die Zuſammenkunft Franz' I. und Leo's X. in Bologna (im December 1515) iſt eines der folgenreichſten Ereigniſſe in der Regierung dieſes Königs und hat auf den innern Zuſtand Frankreichs einen dauerndern Einfluß ausgeübt, als faſt alle übrigen Begebenheiten jener Epoche. Es ward hier nämlich zwiſchen den beiden Mächten das ſogenannte „Concordat" verabredet, durch welches die königliche Gewalt auf die Leitung der geiſtlichen Verhältniſſe einen faſt uneingeſchränkten Einfluß erwarb und von dem die Disciplin und allmälig auch der Geiſt der gallikaniſchen Kirche weſentlich verändert worden iſt. — Das Papſtthum war, nachdem es bis in die nächſten Zeiten nach Innocenz' III. Tode, mehre Jahrhunderte lang, das Orakel der chriſtlichen Welt geweſen und in allen Verhältniſſen eine in der Geſchichte ſonſt nie geſehene diktatoriſche Gewalt ausgeübt, von dieſer Höhe, aber nur langſam, herabgeſtiegen. Sein Sinken war, wie es bei jeder lang geübten Macht, die ihre Formen nicht wechſelt, beſonders aber bei einer ſolchen der Fall ſein mußte, die ihren Urſprung und ihr Recht aus einer überſinnlichen Quelle herleitete, den Augen der Völker verborgen geblieben. Seine Schwäche war zum erſten Male in der Demüthigung, die Bonifacius VIII. erfuhr und die von ſeinen Nachfolgern nicht gerächt werden konnte, ſichtbar geworden. Die Verlegung des päpſtlichen Sitzes nach Avignon, die Abhängigkeit, in die er dadurch von den franzöſiſchen Königen gerieth, das große Schisma hatten allmälig ſeine Kraft gebrochen und endlich die Beſchlüſſe des Concils von Baſel herbeigeführt, welche in Frankreich durch eine Ordonnanz Karl's VII., „die pragmatiſche Sanktion" genannt, zum Reichsgeſetze erhoben worden waren. Die pragmatiſche Sanktion enthielt drei Grundbeſtimmungen: 1) das Recht der Concile, das Regiment der Päpſte zu kontroliren und dieſelben nöthigenfalls zu richten, mit der Verpflichtung für letztere, wenigſtens alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchenverſammlung zu berufen, 2) das Recht der Kirchen und Stifter, ihre Vorſteher, den beſtehen-

den kanoniſchen Vorſchriften gemäß, frei zu wählen, 3) die Aufhebung oder Regulirung einer Menge von Mißbräuchen und Erpreſſungen, denen der römiſche Hof allmälig die Kirchen aller chriſtlichen Länder unterworfen hatte. — Unter dieſen ſtanden die Annaten oder die Bezahlung einer Summe an den päpſtlichen Schatz, die den Einkünften des erſten Jahres jeder ertheilten Pfründe gleich kam, obenan und hatten von jeher den lebhafteſten Widerſpruch erregt. — Wie ſo oft in der Geſchichte, bei ähnlichen Fragen über die Grenzen beſtehender Gewalten, war früher nicht ſowohl das Princip, als nur die aus ihm folgenden Reſultate angegriffen worden. Man hatte ſich im Ganzen wenig um die Entſcheidung der Frage bekümmert, ob die Macht des Papſtes innerhalb des kirchlichen Gebietes begrenzt ſei oder nicht, ſondern die aus ihr ſtammenden Uebelſtände angegriffen, ohne zu bedenken, daß eine unbeſchränkte Autorität eigentlich keines Mißbrauches beſchuldigt werden kann, denn der, welchem ein unbegrenztes Recht zugeſtanden wird, kann von denen, die daſſelbe anerkennen, überhaupt keines Unrechtes angeklagt werden. Die aus der Ausübung einer unbeſchränkten Gewalt entſtehenden Mißbräuche müſſen, ſobald dieſe ſelbſt einmal als ein Recht anerkannt iſt, entweder als von deren Daſein unzertrennliche, zur Erhaltung des Ganzen aber nothwendige Uebelſtände geduldet, oder als in ihrem Urſprunge, ihrer Verbindung und in ihren Folgen verborgene, über dem Urtheile und Bewußtſein der Gehorchenden ſtehende Ereigniſſe mit ſchweigender Unterwerfung angenommen werden, wie dies z. B. das Chriſtenthum in Bezug auf die Anordnungen der göttlichen Weltregierung lehrt. So lange das Papſtthum ſeine innere Nothwendigkeit, die Stimmung der Völker, die allgemeine Lage der Welt für ſich gehabt und, wie dies dann gewöhnlich mit jeder Autorität der Fall iſt, auf eine großartige oder wenigſtens hinreichende Weiſe vertreten worden, war die Frage über die Grenzen ſeiner kirchlichen Macht entweder gar nicht in Anregung gekommen oder zu ſeinem Vortheil entſchieden worden. Das Concil von Baſel hatte erſt dann die Suprematie der allgemeinen Kirchenverſammlungen erklärt, als das Papſtthum ſchon in ſichtbarem Sinken begriffen war. Von dieſer Zeit begann für den römiſchen Stuhl eine neue Epoche. Nachdem er bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein die weltlichen Herrſcher oft mit einer eiſernen Hand, aber im Ganzen im Intereſſe der Völker geleitet hatte, nachdem er eine kurze Zeit unter Bonifacius VIII. und einigen ſeiner Nachfolger gegen die Beſchränkungen, die ſie ihm auferlegen wollten, gekämpft hatte, begann er ſich mit ihnen zu vergleichen, in

ihre Plane einzugehen, ſie in die ſeinigen zu ziehen, ihnen ſeinen kirchlichen Beiſtand zu leihen, ſich auf ihren weltlichen zu ſtützen und ihnen einen großen Theil der Ausübung ſeiner Macht zu opfern, unter der Bedingung, daß ſie deren allgemeine Grundſätze nicht angriffen. Dieſe Tendenz der Hierarchie, mit der weltlichen Macht zu theilen, ward, obwohl allerdings ſchon längſt vorhanden, beſonders in dem Vertrage ſichtbar, den diesmal Leo X. und Franz I. zu gegenſeitigem Vortheile abſchloſſen. Das Erſte, was der Papſt verlangte, war die Abſchaffung der pragmatiſchen Sanktion, die ſchon Ludwig XI., dem römiſchen Hofe zu gefallen, aufgehoben und dafür den Titel des „allerchriſtlichen Königs" empfangen hatte, deren Grundſätze aber bisher von den Parlamenten und der geſammten franzöſiſchen Staatspraxis noch immer, bei allen vorkommenden Gelegenheiten ausgeſprochen und angewandt worden waren. Sie ward jetzt förmlich unterdrückt. Das Wichtigſte für den Papſt war, das Princip der Suprematie der Concilien und der Nothwendigkeit ihrer Zuſammenberufung in einem ſo großen Lande wie Frankreich beſeitigt zu wiſſen. Franz I., der von Leo X. nichts zu fürchten hatte, ließ dieſen Zankapfel, der ſo oft die geiſtliche und weltliche Macht entzweit hatte, ohne Schwierigkeit fallen. Der Papſt geſtand ihm dagegen das in jedem, beſonders aber im damaligen Zuſtande der Kirche unermeßlich wichtige Vorrecht zu, die Biſchöfe und übrigen kirchlichen Würdenträger unmittelbar ſelbſt, wie die weltlichen Beamten, zu ernennen, und behielt ſich nur deren kanoniſche Beſtätigung vor. Was die finanziellen Anſprüche des römiſchen Stuhles betrifft, ſo überließ der König dem Papſte die Erhebung der Annaten, und dieſer verzichtete dagegen auf einige andere Erpreſſungen, die, ihrer Form nach unregelmäßiger und willkürlicher, zuweilen noch mehr Unzufriedenheit erregt hatten. Das politiſche Reſultat dieſer wichtigen Verhandlung war, daß das Recht, alle Pfründen im größten und reichſten chriſtlichen Staate zu vergeben, das Gebäude der königlichen Allmacht in Frankreich vollendete, und daß das Papſtthum durch die Abhängigkeit, in die es die gallikaniſche Kirche von der Krone ſtellte, ſeine eigene Schwäche bekundete und vor den Augen des franzöſiſchen Volkes im Schatten des Königthums zu verſchwinden anfing. Von jetzt an wurden die Streitigkeiten zwiſchen der Krone und der Kurie ſelten und blieben ohne tiefe Bedeutung. Beide hatten ſich, ſo zu ſagen, in den Beſitz der nationalen Kirche getheilt und nur ſelten erhoben ſich unter ihnen Mißverſtändniſſe über die Grenzen dieſer Theilung, noch ſeltener über die Grundſätze, nach

denen ſie geordnet war, indeſſen hatte der König, Alles zu Allem genommen, dabei ebenſo viel gewonnen, als der Papſt verloren.

Franz I. hatte einen Augenblick den Gedanken gefaßt, den Spuren Karl VIII. und Ludwig XII. zu folgen, und den Eindruck ſeines Sieges bei Marignano zu einem Angriffe auf das Königreich Neapel zu benutzen. Leo X. brachte ihn hiervon durch die Vorſtellung ab, daß er weniger Widerſtand finden würde, wenn er den Tod Ferdinand des Katholiſchen abwartete, der auch in der That bald erfolgte. Der Erbe Ferdinand's, Karl von Oeſterreich, drei Jahre ſpäter unter dem Namen Karl V. zum deutſchen Kaiſer erwählt, erſchien jetzt zum erſten Male auf dem Schauplatze der Geſchichte, und ſein erſtes Verhältniß zu Franz I. ließ in ihm nicht den großen Nebenbuhler deſſelben, als den er ſich ſpäter zeigen ſollte, ahnen. Die Schwierigkeiten, die Karl bei ſeiner Thronbeſteigung in Spanien fand, die zerſtreute Lage ſeiner Beſitzungen machten ihm ein freundliches Verhältniß zu ſeinem mächtigen Nachbar wünſchenswerth. Beide Fürſten ſchloſſen zu Noyon ein Schutz- und Trutzbündniß ab, und Karl, obgleich nur ſechs Jahre jünger als Franz, verſprach die dieſem eben erſt geborne Tochter, ſobald ſie das zwölfte Jahr vollendet haben würde, zu heirathen. Die Gewohnheit, die politiſchen Verhältniſſe der Staaten durch eheliche, oft weit hinaus ſtehende Verbindungen, zwiſchen den Gliedern der Regentenfamilien, befeſtigen zu wollen, war, wenn auch von jeher vorhanden, doch erſt von Ludwig XI. an, durch die nähere Berührung, in welche zu ſeiner Zeit die verſchiedenen Länder traten, zu einer ſo großen Bedeutung gekommen, und es ſollte lange dauern, ehe man begriff, daß ſolche Verbindungen nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn die Intereſſen der Völker ſie wünſchenswerth machen, daß ſie ſonſt aber nur zu einem Mittel der Täuſchung werden. Ludwig XI., Eduard IV., Karl der Kühne u. ſ. w. hatten mit dieſen Ehegelöbniſſen ein arges Spiel getrieben und ſie als einen Köder gebraucht, ſich aber ebenſo oft ſelbſt als andere betrogen. Die Macht und der Glanz des Hauſes Oeſterreich war damals ſo hoch geſtiegen, daß die verabredete Verbindung einer Enkelin Hugo Kapet's mit dem Nachkommen Rudolph's von Habsburg für erſtere beſonders ehrenvoll und wünſchenswerth galt. Sonderbar genug, ſollte erſt unter der jüngſten kapetingiſchen Linie, den Bourbonen, das franzöſiſche Königshaus zu dem Gefühle ſeiner genealogiſchen Ueberlegenheit kommen und dieſelbe dann nur zu oft und auf eine etwas theatraliſche Weiſe zu erkennen geben. — Dieſer Vertrag von Noyon hatte das Beſondere, daß er von den Erziehern der beiden Könige, von Chievres

für Karl und von Boiſſy für Franz, abgeſchloſſen wurde, die auf dieſe Art noch einmal die Perſonen ihrer jetzt mündigen Zöglinge vertraten. Um jeden Keim zu Uneinigkeiten zu erſticken, trat der Kaiſer Maximilian im folgenden Jahre dieſem Vertrage in Cambrai bei, und entſagte der Eroberung der Continentalbeſitzungen Venedigs, die er von Neuem angegriffen hatte, was, da dieſe Republik mit Frankreich im Bunde ſtand, leicht zu einem Kriege zwiſchen ihm und letzterm hätte führen können, in den ſein Enkelſohn Karl vielleicht mit verflochten worden wäre. Das gute Vernehmen mit den Schweizern ward von Seiten Frankreichs erhalten, und ſie erkannten Franz als Herzog von Mailand an. Dieſer befeſtigte ſein zweifelhaftes Verhältniß zu Heinrich VIII., indem er ihm innerhalb zwölf Jahren eine große Geldſumme zu zahlen verſprach und dafür die Stadt Tournay, welche die Engländer beſetzt hatten, zurückerhielt. Auch dieſem Vertrage wurde der Entwurf einer Vermählung zwiſchen zwei neugebornen Kindern, dem Dauphin von Frankreich und der Prinzeſſin Maria von England angehängt.

Während Franz ſo in ſeinen Verhältniſſen zum Auslande, bei dem Gewicht, das die Eroberung Mailands in die Schale geworfen, überall ſeine Wünſche erfüllt ſah, trat ihm in ſeinem eigenen Reiche ein zwar vorübergehender, aber für den Augenblick bedeutender Widerſtand entgegen. Das Parlament von Paris weigerte ſich die päpſtliche Bulle, die an die Stelle der pragmatiſchen Sanktion das Concordat ſetzte, als Staatsgeſetz anzuerkennen, was dadurch geſchah, daß es den von der Regierung vollzogenen Akt in die Regiſter ſeiner Verhandlungen eintrug. Es war dies ein dieſem oberſten Tribunal durch keine ausdrückliche Verleihung zugeſtandenes, ſondern ein durch die Gewohnheit erworbenes Recht, aus der gemiſchten, politiſchen, judiciairen und adminiſtrativen Natur dieſer Inſtitution entſtanden. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer Schranke für die ſonſt ganz willkürliche Autorität der Krone hatte dieſes Recht des Parlaments in den Augen der Nation ſanktionirt. Die Weigerung der Einregiſtrirung einer königlichen Ordonnanz war eine Art Veto und eine Berufung auf die öffentliche Meinung, und wurde von der Krone zwar zahlloſe Male, aber nicht leicht ohne Nachtheil für dieſelbe und ohne Widerſtand von Seiten der Magiſtratur verworfen. Das Parlament hatte von jeher den Einfluß des päpſtlichen Stuhles in Frankreich mit eiferſüchtigem Auge bewacht und ſeit den Zeiten Philipp des Schönen der Verfaſſung des Landes einen immer ausſchließendern, wie politiſchen Charakter, im Gegenſatze zu dem univerſellen Alles umfaſſenden Geiſte der chriſt-

lichen Theokratie, verliehen. Es hatte es vorgezogen, lieber die Mißbräuche der königlichen, als die der päpſtlichen Allmacht zu ertragen, unfähig, wie es war, zwiſchen beiden einen Ausweg zu finden. Daß dieſe eigenthümliche Richtung der alten Parlamente viel zur Verweltlichung und Materialiſirung des franzöſiſchen Staatslebens, zu ſeinem Losreißen von allen abſoluten höhern Ideen, beigetragen, wäre ſchwer zu leugnen, aber auf der andern Seite verdankt es ihr auch die politiſche Kraft und Selbſtſtändigkeit, durch die es ſo groß geworden iſt. — In dem gegenwärtigen Falle ſetzte das Parlament dem Befehle des Königs, die Einregiſtrirung des Concordates betreffend, einen, wenn man ſeine Stellung mit der des Souverains vergleicht, langen und nachdrücklichen Widerſtand entgegen, bei deſſen Bekämpfung Franz I. ſeine despotiſche Natur und den Mißbrauch, den er von der ihm übertragenen Gewalt machte, hinreichend bekundete. Es mußte endlich dem Verlangen des Königs, der Drohungen und Schrecken nicht ſparte, willfahren, proteſtirte gleichwohl gegen dieſe Anerkennung des Concordates in einem beſondern Akt, indem es dieſelbe für erzwungen erklärte, von dem gegenwärtigen Papſte an einen beſſer unterrichteten und an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirte, und ſo oft es freie Hand haben würde, in ſeinen Entſchließungen ſich nur an die Beſtimmungen der pragmatiſchen Sanktion halten zu wollen erklärte. Die Univerſität theilte, auf den Einfluß der römiſchen Kurie eiferſüchtig, in dieſem Falle die Anſichten der Magiſtratur. Dieſe gelehrte Körperſchaft hatte aber ſchon unter den vorhergehenden Regierungen viel von ihrer Bedeutung und ihrem Glanze verloren und ward leichter als das Parlament unterworfen. Auch hatte das Concordat eine Anzahl Pfründen und Beneficien für ſie reſervirt.

Der im Anfange des Jahres 1519 erfolgte Tod Maximilian's I. ſtellte endlich, bei der Bewerbung um den deutſchen Kaiſerthron, die beiden Fürſten einander gegenüber, die mit ihren Streitigkeiten und ihrem Ehrgeize Europa ein Menſchenalter lang beunruhigen ſollten. Die deutſchen Wähler gaben vielleicht nur deshalb dem Enkelſohne Maximilian's den Vorzug, weil ſie ſeit langer Zeit daran gewöhnt waren, Fürſten des öſterreichiſchen Stammes an ihrer Spitze zu ſehen, vielleicht auch weil Franz bei der abgerundeten und zuſammenhängendern Lage ſeiner Staaten ihnen für ihre Freiheit gefährlicher als Karl erſchien, der, obgleich im Beſitze ſo vieler Länder, auf keinem einzelnen Punkte ſtark genug war, um die Unabhängigkeit Deutſchlands bedrohen zu können. Obgleich Karl V. in dem kritiſchten Momente, den es im Laufe vieler Jahrhunderte ge-

geben, an die Spitze Europas als Wächter des Herdes und der Heimath der germaniſchen Welt geſtellt, ſich dieſer Beſtimmung keineswegs gewachſen gezeigt hat, ſo muß es doch immer für ein Glück erachtet werden, daß Deutſchland nicht einem Könige von Frankreich zufiel, der durch den franzöſiſchen Einfluß nicht nur ein fremdes und unvereinbares Element in das Leben des deutſchen Volkes gebracht, ſondern bei deſſen Zerſplitterung und ſeiner konſolidirten Macht daſſelbe vielleicht ganz unterjocht haben würde. Von dem Augenblicke der Erhebung des öſterreichiſchen Prinzen auf den Kaiſerthron an begann der für Franz ſo glänzend aufgegangene Horizont ſeiner Regierung ſich zu verdüſtern und ein mühevolles und oft erfolgloſes Ringen nahm die Stelle ſeiner frühern hochfliegenden Plane ein. Nie iſt Jemand auf einer glücklich eröffneten Bahn ſo entſchieden wie Franz I. durch Karl V. aufgehalten worden. Nach mannigfaltigen Vorbereitungen, um Verbündete zu gewinnen, wie die Zuſammenkunft Franz' I. mit Heinrich VIII. bei Calais, der dabei dargelegten Pracht wegen „le champ du drap d'or" genannt, die zwiſchen letzterm Könige und Karl V. in Dover und Gravelingen, begann endlich der Krieg, der, einen großen Theil Europas gegen Frankreich verbindend, in Guienne, der Pikardie und Franche-Comté ohne Entſcheidung geführt, mit dem Verluſte der franzöſiſchen Eroberungen in Italien und der Gefangenſchaft des Königs in der Schlacht von Pavia (1524) endigte. Der Verrath und Abfall des erſten Prinzen von Geblüt, des Connetable von Bourbon, der durch die Ungerechtigkeit des Königs gegen ihn und den Haß ſeiner Mutter erbittert war, ſein Eintritt in den Dienſt des Kaiſers und Einfall in die Provence waren dieſer unglücklichen Schlacht vorangegangen.

Die Niederlage von Pavia und die Gefangenſchaft in Madrid ſcheinen auf den Charakter Franz' I., auf die bisherige Zuverſicht in ſein Glück, einen großen Eindruck hervorgebracht und ſein und ſeines Volkes Kraft ſichtbar geſchwächt zu haben. Mit dieſem harten Schlage endigte ſeine heroiſche Jugend, ſein brauſender Muth, ſeine raſche Entſchloſſenheit. Er bleibt zwar ſeine ganze Regierung hindurch in Kriege verwickelt, trägt auch einzelne Erfolge davon, aber es wird von ihm kein entſcheidender Schlag mehr, wie der von Marignano, geführt. Seine Eiferſucht auf Karl V., immer von Neuem erregt, nimmt häufig den Charakter eines ohnmächtigen Haſſes an. In ſeiner Führung der Kriege, in der Schließung der Verträge werden von jetzt an häufig ein Schwanken und eine Unſicherheit wahrgenommen, die früher in dieſem Grade nicht hervorgetreten

waren. Nur in zwei Verhältniſſen bleibt er ſich gleich, in der Art, wie er im Innern ſeines Landes waltet, wo er die von ſeinen Vorgängern errungene unumſchränkte Herrſchaft nicht nur erhält, ſondern ſelbſt noch erweitert, und in der Hartnäckigkeit, mit der er den Proteſtantismus in Frankreich bekämpft, während er ihn in Deutſchland, aus politiſchen Gründen, im Kampfe gegen den Kaiſer, unterſtützt.

Der Vertrag von Madrid, in welchem ſich Franz I., außer andern harten Bedingungen zur Abtretung von Burgund verſtehen mußte, deſſen Verluſt für Frankreich in einem Augenblicke, wo es an Karl V. einen ſo übermächtigen Gegner fand, einer Aufgebung der nationalen Selbſtſtändigkeit und einer endlichen Zerſtückelung gleich gekommen wäre, ward von dem Könige nicht erfüllt. Er hatte gleich nach deſſen Abfaſſung, noch im Gefängniſſe, ſchriftlich und vor Zeugen gegen denſelben als erzwungen und ungültig proteſtirt, eine Gewohnheit, die in dem politiſchen und diplomatiſchen Verkehre jener Zeit eine früher und ſpäter nie ſo häufig geſehene Anwendung fand und durch die man die Pflichten der Klugheit und der Ehre, der Nothwendigkeit und des Rechts auszugleichen dachte. Franz, nach ſeiner Befreiung entſchloſſen, die verſprochene Abtretung Burgunds nicht zu vollziehen, berief in Cognac, ſeinem Geburtsorte, eine Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Großen zuſammen, die in Gegenwart Lannoy's, des kaiſerlichen Statthalters von Neapel, erklärte, daß der König kein Recht habe, auf einen Theil Frankreichs Verzicht zu leiſten, und daß der Eid, den er in dieſer Beziehung in Madrid geleiſtet, vor dem bei ſeiner Krönung geleiſteten, in welchem er die Integrität des Reiches zu erhalten verſprochen, ſeine Verbindlichkeit verliere. Zugleich erſchienen bei dieſer Gelegenheit auf des Königs Veranlaſſung Abgeordnete der Stände von Burgund, die erklärten, nicht in die Abtretung ihres Landes an den Kaiſer willigen und ſich derſelben im Nothfalle mit den Waffen in der Hand widerſetzen zu wollen. Karl V., ſonſt ſo mißtrauiſch und ſcharfſichtig, ſcheint den Charakter Franz' I. nicht gekannt und nicht geahnt zu haben, daß es demſelben nicht an Ausflüchten fehlen würde, ſeinen Eid zu umgehen, und nicht an Dreiſtigkeit, denſelben im Nothfalle offen zu brechen. Er durchſchauete jedoch das theatraliſche Spiel der Verſammlung von Cognac und antwortete auf den Bericht ſeines Geſandten Lannoy: der König ſolle ſeinen Treubruch nicht mit dem Intereſſe ſeiner Unterthanen beſchönigen, ſondern nach Madrid, wie er gelobt, im Falle der Nichterfüllung ſeiner Zuſagen zurückkehren. — Einer der Vorfahren

Franz' I., der König Johann, bei Poitiers von den Engländern, wie dieſer bei Pavia von den Spaniern gefangen, kehrte, wie er verſprochen, in die Gefangenſchaft nach England zurück, ohne eine jener Ausflüchte zu brauchen, die ſeinen Wortbruch entſchuldigt haben würden. Aber ſo ſehr auch die Intelligenz der Epoche Franz' I. der zur Zeit Johann's überlegen ſein mochte, der natürliche Menſch des vierzehnten war mehr als der des ſechszehnten Jahrhunderts werth. Es erhob ſich über den Sinn des madrider Vertrages zwiſchen beiden Fürſten ein ärgerlicher und perſönlicher Streit, der ſie immer mehr gegen einander erbitterte.

Das Glück Karl's V., den größten König Europas beſiegt zu haben, die Ueberzeugung, daß er dieſen Vortheil zur Vermehrung ſeiner ohnedies ſchon ſo drohenden Macht anwenden werde, bewog mehre italieniſche Staaten, beſonders da die Halbinſel ſeit Karl's VIII. Zeit der Schauplatz der meiſten großen Kriege geweſen, ſich feſter an einander zu ſchließen, um der Macht des Hauſes Oeſterreich nicht wehrlos zu erliegen. Nach einigem Schwanken trat der Papſt dieſem Bunde, zu dem Venedig, Mailand und mehre kleinere italieniſche Fürſten gehörten, bei. Aber Franz, nach ſeiner Befreiung eine Zeit lang faſt einzig mit ſeinen Vergnügungen beſchäftigt, unterſtützte ſeine italieniſchen Verbündeten ſo wenig, daß Mailand, ganz Mittelitalien und endlich Rom ſelbſt (6. Mai 1527) von dem kaiſerlichen Heere beſetzt wurden und der Papſt ſogar in Gefangenſchaft gerieth. Dieſer Sieg des Kaiſers bewog die Könige von Frankreich und England ſich einander zu nähern. Ein Bündniß kam zwiſchen ihnen in Abbeville zu Stande und Franz I. verwarf die Anerbietungen Karl's V., der ſich ſchon zur Verzichtleiſtung auf den wichtigſten der ihm im madrider Vertrage zugeſagten Vortheile, die Abtretung von Burgund, bereit erklärt hatte. Ein franzöſiſches Heer brach unter Lautrec, einem der erſten Feldhauptleute jener Zeit, in Italien ein, während Andreas Doria, der Admiral Franz' I., Genua, das die Partei des Kaiſers ergriffen, wieder unter franzöſiſche Botmäßigkeit brachte. Lautrec hätte Mailand mit leichter Mühe erobern und dieſen wichtigen Punkt, der die Verbindung zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Provinzen des Hauſes Oeſterreich bildete, wieder gewinnen können, aber er hatte ausdrücklichen Befehl, Clemens VII. aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreien und ſich deshalb im Norden Italiens nicht aufzuhalten. Der ſpaniſche Befehlshaber des Kaſtells St. Angelo, der Citadelle Roms, ließ den Papſt, deſſen Haft den allgemeinen Unwillen Europas erregte und für den Kaiſer von keinem erheblichen Vortheile ſein

konnte, wahrſcheinlich abſichtlich entwiſchen. Lautrec berührte deshalb Rom auf ſeinem Wege nicht und wandte ſich längs dem adriatiſchen Meere nach dem Königreiche Neapel. Ganz Italien, empört über die Habſucht und Grauſamkeit der Befehlshaber und Soldaten Karl's V., war bereit, ſich in die Arme Frankreichs zu werfen. Lautrec hätte ohne Zweifel aus dieſer Stimmung großen Vortheil ziehen und der Macht des Kaiſers in dieſen Gegenden einen tödtlichen Schlag beibringen können, aber Franz I. ließ ihn aus Nachläſſigkeit und Trägheit der nöthigen Unterſtützung ermangeln. Der franzöſiſche Feldherr, der ein beſſeres Schickſal verdient hätte, ſtarb bei der Belagerung von Neapel an einer anſteckenden Krankheit, die ſein Lager verheerte, und der Ueberreſt ſeines Heeres mußte ſich an die Spanier ergeben. Bald nachher verließ Andreas Doria, über die Bedrückungen entrüſtet, welche die Franzoſen in Genua verübten, den Dienſt des Königs und trat in den des Kaiſers über. Ein neues franzöſiſches Heer unter dem Grafen St. Pol fiel in Italien ein, ward aber geſchlagen und St. Pol ſelbſt gefangen genommen. Auch dieſer Verluſt ward größtentheils durch das Ausbleiben der von Franz verſprochenen Unterſtützung herbeigeführt.

Beide Fürſten, Karl und Franz, ſo entgegengeſetzt ihr Intereſſe, ſo lebhaft ihre gegenſeitige Abneigung war, zu ſo vielen Klagen und Beſchwerden ſie ſich gegen einander berechtigt glaubten, ſchienen für den Augenblick außer Stand geſetzt, den langen und zuletzt entſcheidungslos geführten Kampf fortſetzen zu können. Beide waren ſich an Macht einander ziemlich gleich, denn wenn die Beſitzungen Karl's an Ausdehnung und Reichthum die ſeines Gegners weit übertrafen, ſo hatte Franz den Vortheil, über den ſchon damals kompakteſten und in ſich geſchloſſenſten Staat Europas zu herrſchen, während der Kaiſer über verſchiedene, einander fremde, oft ſelbſt feindliche Nationalitäten, in weit von einander getrennten Räumen und unter verſchiedenen Formen und Bedingungen regierte. Außerdem geht aus der ganzen Geſchichte Karl's V. hervor, daß er in keinem ſeiner Völker den Grad von Liebe und Vertrauen gewann, ohne die ein Fürſt nichts Großes und Außerordentliches zu leiſten vermag. Er gehörte durch ſeine Abſtammung Deutſchland und Spanien zugleich an, war aber in keinem von beiden erzogen worden, ſtellte in ſeiner Perſon überhaupt keine nationale Individualität, die nothwendige Bedingung eines Alles mit ſich fortreißenden Einfluſſes, zu allen Zeiten und unter allen Völkern, dar, während ſein Gegner, obgleich ihm an Fähigkeit untergeordnet, bei ſeinen Unterthanen die lebhafteſte Theilnahme und Begeiſterung für ſich erregte,

weil er, ihre Vorzüge und Mängel theilend, ein durchaus franzöſiſcher Charakter war. Der Kaiſer und der König hatten ſich ſchon ſeit lange bekämpft, und ſollten ſich noch länger bekämpfen, die gegenwärtigen Umſtände legten ihnen aber, wenn auch nicht den Wunſch einer wahrhaften Verſöhnung, doch die Nothwendigkeit einer friedlichen Annäherung auf. Beider Schatz war erſchöpft und Italien, wo der Krieg lange den Krieg ſelbſt genährt, Jahre lang auf das Aeußerſte verwüſtet, war zur Fortſetzung ſolcher Opfer unvermögend geworden. Obgleich der Geiſt und die Formen der modernen Monarchie ſchon großentheils vorhanden waren, ſo traten bis jetzt, wie bei der Entwickelung jeder noch nicht vollkommen gereiften neuen Geſtalt des Lebens, mehr deren Mißbräuche als Vortheile hervor. Die Verhältniſſe der Feudalwelt waren großentheils untergegangen und die, welche an ihre Stelle treten ſollten, noch im Werden begriffen. Die Grundſätze und Gewohnheiten der unumſchränkten Fürſtenherrſchaft: in Bezug auf das Inland alle öffentliche Macht in der Perſon des Regenten zu vereinigen, ihn von ſeinen Unterthanen durch eine beſondere, einzig von ihm abhängige, perſönliche Umgebung von Günſtlingen und Räthen zu trennen, welche die blinden Vollſtrecker ſeines Willens wurden; alle Klaſſen des Volkes, obgleich unter einander getrennt, ſich entgegengeſetzt und oft feindlich geſinnt, in derſelben Unterwürfigkeit gegen die Regierung zu halten; die früher herrſchenden Stände durch den Druck, der ihnen auf die niedern Klaſſen verſtattet wurde, für den Verluſt ihrer politiſchen Rechte zu entſchädigen; in Bezug auf das Ausland: diplomatiſche Combinationen zu entwerfen, Bündniſſe unter ſcheinbaren Vorwänden zu ſchließen und aufzulöſen, die Dynaſtien durch wirkliche oder vorgebliche Heirathsentwürfe zu verbinden, eine gewiſſe Form der Wahrheit bei der offenbarſten Verletzung ihres Inhaltes zu beobachten; das Spiel der ſelbſtſüchtigſten Willkür und Leidenſchaft unter dem Ernſte allgemeiner Principien und Maximen zu verbergen u. ſ. w. — dies Alles war ſchon im ſechszehnten Jahrhundert zu einem hohen Grade der Vollendung gebracht worden, aber die Kunſt zu verwalten war weit hinter dieſer Kunſt der Politik zurückgeblieben und ſtand noch in der Kindheit. Der Handel, obgleich im Allgemeinen ſeine Wichtigkeit längſt begriffen, ward durch eine ihm widerſprechende Geſetzgebung, in der die Mißbräuche des Feudalweſens, ſo weit ſie nicht dem unumſchränkten Königthum widerſtrebten, ſorgfältig erhalten waren, gehemmt, und der Kunſtfleiß konnte bei dem Mangel an Sicherheit und Verbindung unter den einzelnen Ländern keinen großen Umſchwung nehmen.

Die öffentliche Aufmerkſamkeit war mehr auf die Hervorbringung einzelner koſtbarer Dinge zum Gebrauche der Großen und Reichen, als auf die Veredelung der Maſſe der gewöhnlichen Bedürfniſſe gerichtet. Der Landbeſitz lag faſt ganz in den Händen des Adels und der Geiſtlichkeit, denn der Landmann, obwohl großentheils perſönlich frei, war doch noch ſelten Eigenthümer und litt beſonders durch die beſtändigen und bei der ſchlechten Zuſammenſetzung der Heere überaus zerſtörenden Kriege. Außerdem waren, da die abſolute Regierungsgewalt ſich noch nicht über alle Klaſſen der Nation gleich hoch geſtellt hatte, die früher herrſchenden und jetzt privilegirten Stände großentheils von den gewöhnlichen Steuern befreit, zu denen ſie entweder in ſehr ungleichem Verhältniſſe oder nur in außerordentlichen Fällen beitrugen, ſo daß die Laſt, den Staat zu erhalten, auf die fiel, die am Wenigſten beſaßen. Die Souveraine waren deshalb im ſechszehnten Jahrhundert, im Vergleiche zu den vermehrten Ausgaben, welche ihnen eine ſehr vergrößerte Kriegsmacht und eine ſchon ſehr verwickelte Regierungsmaſchine auflegten, ohne Zweifel ärmer als die früherer Jahrhunderte geweſen. — Die Nothwendigkeit, wenn auch nicht die Neigung des Friedens zeigte ſich in dem Separatfrieden, den Frankreich und England mit Margarethe von Oeſterreich, der Muhme Karl's V., welche die Niederlande mit faſt ſouverainer Gewalt verwaltete, abſchloſſen, in welchem die Handelsfreiheit der flandriſchen Provinzen mit Frankreich und England und ein Waffenſtillſtand auf der franzöſiſch-niederländiſchen Grenze ſtipulirt wurde. Dieſer Anfang einmal gemacht, kamen Louiſe von Savoyen, die Mutter Franz' I., und Margarethe von Oeſterreich in Cambrai zuſammen (7. Juli 1529) und ſchloſſen nach vierwöchentlichen Verhandlungen einen Frieden, „la paix des Dames" genannt, der wenigſtens für einige Jahre den Verheerungen des Krieges ein Ziel ſetzte. Die hauptſächlichſten Bedingungen waren: die Verzichtleiſtung des Kaiſers auf das ihm durch den madrider Vertrag zugeſagte Herzogthum Burgund, in deſſen Stelle er die Zahlung einer großen Geldſumme annahm; die Entſagung der Anſprüche des Königs auf Mailand, Neapel und überhaupt alle italieniſchen Beſitzungen; die Befreiung von Flandern und Artois von der Oberlehnsherrlichkeit Frankreichs. Der charakteriſtiſche Zug dieſes Friedens beſtand darin, daß Franz I. alle ſeine Bundesgenoſſen, Venedig, Florenz, die Herzöge von Bouillon und Geldern, im Stich ließ. Der Papſt, der dies geahnt, hatte ſchon einige Wochen vorher mit dem Kaiſer einen beſondern Vergleich abgeſchloſſen. Von Karl V. war dagegen keiner ſeiner Verbündeten aufgegeben und

unter Anderm die Wiederherſtellung aller franzöſiſchen Anhänger des Connetable von Bourbon verlangt und erhalten worden. Die Verbindung des Königs, der ſeine Gemahlin Claudia, die Tochter Ludwig's XII., verloren hatte, mit Eleonore, Schweſter des Kaiſers und verwitweten Königin von Portugal, ſollte dieſen Frieden beſiegeln, eine Verbindung, die im Gegenſatze zu ſo vielen ſeit Ludwig XI. in Anregung gebrachten und wieder aufgehobenen, beſonders zwiſchen den Häuſern Oeſterreich und Frankreich, diesmal wirklich zu Stande kam.

Drittes Kapitel.

Der Friede von Cambrai iſt der wichtigſte Abſchnitt in der Regierung Franz' I., denn mit ihm tritt eine mehrjährige Waffenruhe ein, und als die Kriege ſpäter von Neuem beginnen, zeigt der König nicht mehr das Feuer und die Entſchloſſenheit, mit der er ſeine frühern Unternehmungen, wenn auch nicht fortgeführt, aber wenigſtens immer begonnen hatte. Franz I., mehr lebhaften als entſchiedenen Charakters, in ſeiner kriegeriſchen und politiſchen Thätigkeit mehr augenblicklichen Eingebungen als einem feſten Plane folgend, hatte ungeachtet der großen Vortheile, welche ihm die abgerundete Lage ſeines Reiches und die Leichtigkeit, ſeine Hülfsquellen raſch zu vereinigen, gewährte, keinen Vortheil über ſeinen Gegner davontragen können. Bei ſeinen ſpätern Kriegen gegen Karl V. bewies er ſich ebenſo planlos wie früher und weniger kühn. Er erſchien ſeltener als vorher im Felde und an der Spitze ſeiner Heere. Das Alter hatte ihn, der von ſinnlichen Genüſſen und Zerſtreuungen aller Art früh geſchwächt worden, ſchon in der Mitte des Lebens überraſcht und den natürlichen Schwung ſeines Geiſtes gelähmt, während bei ſeinem Gegner, der von einer ausdauerndern und feſtern Natur war, die wichtigſten und beſonders die perſönlich ausgeführten Thaten in eine Zeit fielen, wo Franz, von Frauen und Günſtlingen beherrſcht, nur von ſeinen Erinnerungen zu leben ſchien und keine,

den Erwartungen, zu denen er einſt berechtigt hatte, würdige Rolle ſpielte.

Die ſechs Jahre, die, ohne eine bedeutende kriegeriſche Unternehmung, vom Frieden von Cambrai an bis zum Angriffe auf die ſavoyiſchen Staaten verfloſſen, ſind jedoch keineswegs leer an Bedeutung, ſondern für das Schickſal Frankreichs wichtiger als die bisher geführten auswärtigen Kriege geweſen. Die bedeutendſten darunter ſind: die blutige Verfolgung der Proteſtanten im Innern Frankreichs, ohne welche die Reformation in dieſem Lande, wenn auch nicht herrſchend geworden, doch einen großen Einfluß gewonnen hätte; die vollſtändige Einverleibung der Bretagne, die, obwohl zum Königreiche gehörend, bisher eine ganz getrennte Verwaltung gehabt, die immer noch den Gedanken einer Wiederherſtellung ihrer Unabhängigkeit unter den Eingebornen erhalten hatte; die Strenge, mit der das königliche Anſehen in einigen weſtlichen Provinzen gegen die Unordnungen und Auflehnungen des Adels derſelben geltend gemacht wurde (les grands jours de Poitou); das Verhältniß Franz' I. zu Clemens' VII., durch das erſterer wieder in Italien groß zu werden hoffte, und als deſſen Folge die Verbindung des zweiten Sohnes des Königs, durch den Tod ſeines ältern Bruders zum Throne beſtimmt, mit Katharina von Medicis, der Nichte des Papſtes, ein Ereigniß, deſſen Wichtigkeit für die Zukunft allerdings damals nicht geahnt werden konnte.

Dieſer, im Vergleiche zu frühern Zeiten, lange Frieden hatte die Wunden, die der Krieg dem Lande geſchlagen, vollkommen geheilt und das Vertrauen des Königs auf ſeine Macht erneuert. Frankreich hatte, wie dies mehrmals in ſeiner Geſchichte wiederkehrt, nur einer kurzen Ruhe bedurft, um die erlittenen Verluſte zu erſetzen. Der Adel, der den Thron umgab und der ſich nach Krieg, beſonders nach auswärtigem, ſehnte, da ihm im Frieden ſeine Abhängigkeit von der Regierung ſchon ſehr fühlbar wurde, ohne daß er ſich noch vollkommen in ſie zu finden gelernt, lag dem Könige an, ſeine frühern Niederlagen zu rächen. Franz rechnete außerdem auf Heinrich VIII., der durch ſeine Trennung von Katharina von Aragonien, einer Muhme des Kaiſers, deſſen Feind geworden, auf den Papſt und den ſchmalkaldiſche Bund. Er hatte die Zeit der Ruhe dazu angewandt, um ſeinem Heere eine neue Geſtalt zu geben und beſonders die Einrichtung ſeines Fußvolkes zu verbeſſern, welches bisher den fremden Söldnern weit nachgeſtanden war. Er hatte zwar nicht die Abſicht, den Kaiſer unmittelbar ſelbſt anzugreifen, ſondern er wollte ſich nur wieder in den Beſitz von

Mailand ſetzen, was jedoch ohne einen Krieg mit Karl V. nicht möglich war. Ein Vorwand zum Bruche des beſtehenden Friedens ward ihm vom Zufalle an die Hand gegeben. Einer ſeiner Kundſchafter in Mailand, Maraviglia, wurde, eines begangenen Verbrechens wegen, in dieſer Stadt hingerichtet. Franz behauptete, obwohl durchaus grundlos, daß derſelbe ein accreditirter Geſandter geweſen, und erblickte in ſeiner Beſtrafung eine Verletzung des Völkerrechts. Alle Erklärungen und Entſchuldigungen des Herzoges Franz Sforza waren umſonſt geblieben. Dieſer ſtarb in dem Augenblicke, als ſich der König zu einem Einfalle in ſein Land rüſtete. Franz veränderte mit einem Male und auf die unerwartetſte Art ſeinen Plan. Anſtatt wie ſeine Vorgänger und er ſelbſt in früherer Zeit in das Innere Italiens zu dringen, erklärte er dem Herzoge von Savoyen den Krieg, in der Abſicht, deſſen Staaten, die an den Grenzen ſeines Reiches lagen, mit demſelben zu vereinigen und dadurch einen feſten Fuß in Italien zu faſſen. Dieſer Plan wäre, hätte er gelingen können, allerdings von großen Folgen geweſen, und hätte Italien, deſſen politiſche und militairiſche Schwäche ſchon im ſechszehnten Jahrhundert ſo fühlbar war, nothwendig über kurz oder lang unter franzöſiſche Herrſchaft bringen müſſen. Franz behauptete von ſeiner Mutter, Louiſe von Savoyen, Anſprüche auf einen großen Theil der Beſitzungen dieſes Hauſes geerbt zu haben, und es fehlte ihm, wie gewöhnlich unter ſolchen Umſtänden, nicht an gelehrten Schmeichlern und intereſſirten Höflingen, welche ſeine Forderungen durch Scheingründe, durch willkürliche Uebertreibung des Möglichen oder Erfindung des Wahrſcheinlichen zu unterſtützen ſuchten. Der Herzog von Savoyen hatte keine Mühe, die Anſprüche des Königs zu widerlegen, denn die Grundgeſetze ſeines Hauſes ſchloſſen, wie in Frankreich, die Frauen von der Thronfolge aus. Während dieſer Zeit hatte Karl V. ſeinen glorreichen Feldzug gegen Tunis beendigt, fühlte aber, daß er Mailand, das ein erledigtes Lehen des deutſchen Reiches geworden, nicht, ohne den Neid aller übrigen und beſonders der italieniſchen Staaten zu erregen, für ſich und ſein Haus in Beſitz nehmen könne, ſondern daß er daſſelbe an einen andern Fürſten verleihen müſſe. Ein Krieg mit Frankreich ſchien ihm, des in ſeinem afrikaniſchen Feldzuge erworbenen Ruhmes ungeachtet, in dieſem Augenblicke gefährlich, wo die Türken bis in die Nähe von Wien vorgedrungen waren, der ſchmalkaldiſche Bund gegen ihn in Waffen ſtand und religiöſe und politiſche Bewegungen in den Niederlanden ſeine dortige Herrſchaft bedrohten. Er bot deshalb die Inveſtitur von Mailand dem Könige für ſeinen dritten

Sohn an, Franz aber verlangte dieſelbe für den zweiten und den lebenslänglichen Nießbrauch des Herzogthums für ſich ſelbſt. Eine Reihe von Unterhandlungen eröffneten ſich über dieſe ſtreitigen Punkte, in denen ſowohl die beſtimmten Forderungen der Gegenwart als die möglichen Ereigniſſe der Zukunft von Karl mit mehr Scharfſinn und ſelbſt mit mehr Unparteilichkeit, als von ſeinem Gegner, gewürdigt wurden. Franz, in welchem die Erinnerung ſeiner erſten Waffenthaten auf dem italieniſchen Boden erwachte und der ſeinen Stolz in den Beſitz eines Theiles dieſes Landes ſetzte, gab, die Unterhandlungen zum Schein fortſetzend, ſeinen Feldherren Befehl, in Piemont einzurücken. Turin fiel alsbald in franzöſiſche Hände (6. März 1536). Der Kaiſer, der die Staaten des Hauſes Savoyen um keinen Preis unter die Botmäßigkeit des Königs fallen laſſen konnte, traf ſogleich in Italien und in den Niederlanden Anſtalten zu einer nachdrücklichen Abwehr und erklärte ſich bei ſeiner Anweſenheit in Rom, in einem öffentlichen Conſiſtorium, vor den Cardinälen, über den König auf eine ungewöhnlich feindſelige und bittere Art. Sonderbarer Weiſe ſchien Franz, der ſeit zwei Jahren alle ſeine Gedanken auf den Krieg gerichtet, denſelben jetzt, da er wirklich ausbrach, vermeiden zu wollen. Man hat vermuthet, daß dieſer plötzliche Wechſel in ſeiner Politik aus einem Mangel an Berechnung in ſeine finanziellen Hülfsquellen entſtanden war, wahrſcheinlich jedoch lag ſie in ſeinem Charakter, in welchem der Wille lebendiger als die That war und deſſen Wünſche ebenſo ſchnell aufloderten, als ſie unerwartet erloſchen, denn Aehnliches wiederholte ſich, nur unter andern Umſtänden, im ganzen Verlaufe ſeiner Regierung. Er befahl ſeinen Feldherren in Italien, an der niederländiſchen und deutſchen Grenze, ihr Kriegsvolk in die Städte zu vertheilen und die Befeſtigungen zu verſtärken, einen Kampf im offnen Felde aber zu vermeiden. Unterdeſſen zog der Kaiſer mit einem ſtarken, aus Deutſchen, Spaniern und Italienern zuſammengeſetzten Heere nach Piemont, überſtieg ohne Schwierigkeiten die Bergkette, welche Italien und Frankreich trennt und brach in die Provence ein. Zu gleicher Zeit wurde Frankreich an den Pyrenäen und an der niederländiſchen Grenze bedroht. Franz ſah ſich, durch ſeinen Mangel an Klugheit und Vorausſicht, in dieſem Augenblicke hinreichender Mittel des Widerſtandes beraubt und entging der Gefahr, mit der ihn das Vordringen des Kaiſers bedrohte, durch Umſtände, die außer ſeiner Berechnung lagen und deren Einfluß ihm nicht zum Verdienſt angerechnet werden kann. Anne de Montmorency, der vornehmſte Rath und Günſtling des Königs, ließ, um

den Feind auszuhungern, die Provence auf das Aergſte verwüſten. Der Kaiſer erſchöpfte ſich bei der Belagerung von Marſeille, das ihm auf das Hartnäckigſte widerſtand, und ſein Plan, die Anſprüche Deutſchlands auf Arles und die Provence zu erneuern und ſich in Aix krönen zu laſſen, ſcheiterte an der Vaterlandsliebe der Einwohner. Hätte Karl V. hier eine ihm willfährige Stimmung gefunden, ſo wäre es ihm möglich geweſen, der franzöſiſchen Monarchie einen harten Schlag zu verſetzen und das alte arelatenſiſche Königreich wiederherzuſtellen. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Provinzen, die zum Theil erſt unter Ludwig XI. mit Frankreich vereinigt worden, in dieſer Einverleibung ſo ſchnell ihre frühere Unabhängigkeit vergeſſen hatten und zu Franzoſen geworden waren. Als Karl Aix einnahm, fand er die Stadt faſt verödet. Der Erzbiſchof, der geſammte Klerus, das Parlament und der Adel hatten ſich geflüchtet und er ſah ſich außer Stand geſetzt, ſeinen Plan auszuführen. So mächtig war ſchon damals das Band, das die einzelnen Glieder des franzöſiſchen Staatskörpers umſchlang. Der Mangel an Lebensmitteln, der nicht ſogleich, aber bald nachher fühlbar wurde, nöthigte den Kaiſer zum Rückzuge, den er nicht ohne bedeutenden Verluſt bewerkſtelligte. — Im Norden war der Graf von Naſſau mit einem kaiſerlichen Heere in Frankreich eingefallen, aber Peronne wurde von den Franzoſen mit ſolchem Erfolge vertheidigt, daß auch hier die Kaiſerlichen nach langen Anſtrengungen ſich unverrichteter Sache zum Rückzuge entſchließen mußten. Nachdem der Papſt Paul III. mehre mißlungene Verſuche gemacht, die beiden Fürſten zum Frieden zu ſtimmen, ſammelte Franz im folgenden Jahre (1537) ein anſehnliches Heer, um die Niederlande anzugreifen, ein Vorhaben, das mit derſelben Leichtigkeit, mit der es von ihm begonnen war, auch alsbald wieder aufgegeben wurde. Eine Menge planloſer Unternehmungen wurden von dem Könige entworfen, begonnen und dann bei Seite geſchoben, ohne daß dieſer raſche Wechſel ihm gefährlich geworden, aber auch ohne daß er aus dieſer Beweglichkeit einen Vortheil gezogen hätte.

Die auffallendſte Erſcheinung in dieſem Kriege iſt ohne Zweifel die Verbindung Franz' I. mit Solyman II., durch welche die Türken zum erſten Male in den Kreis der politiſchen Combinationen des Abendlandes gezogen wurden, in denen ſie ſpäter lange Zeit eine ſo große Rolle zu ſpielen beſtimmt waren. Auch drängt ſich hierbei die Bemerkung auf, wie ſehr die Kraft des chriſtlich-germaniſchen Princips, das einſt ganz Europa gegen den Islam be-

waffnet hatte, geſunken, gleichwohl aber damals noch nicht, wie ſpäter, ganz verſchwunden war, denn Franz ſuchte ſeinen Bund mit den Ungläubigen ſo lange als möglich geheim zu halten, der, als er endlich bekannt geworden, überall Erſtaunen und Unwillen erregte. Franz hatte ſich anheiſchig gemacht, während ein türkiſches Heer an der öſtlichen Küſte Neapels landen würde, vom Norden her in Italien einzubrechen. Die möglichen Folgen dieſes Plans ſchienen den König, als er zu deſſen Ausführung ſchreiten wollte, zu erſchrecken, und er ward von ihm, wie ſo Vieles, was er nach der Niederlage von Pavia begonnen, nur zur Hälfte vollzogen. Die Türken nahten ſich Italien und er ſandte in der That ein Heer in die Halbinſel, das durch die Päſſe von Suſa drang, verbot aber ſeinen Feldherren zugleich, eine Schlacht zu liefern. Als er ſeinen Bund mit den Ungläubigen nicht mehr verhehlen konnte, erklärte er ihn nur für ein Mittel, den Kaiſer zu einem billigen Frieden zu zwingen, und verſprach, ſobald dieſer Zweck erreicht, ſeine Waffen gegen den Feind des chriſtlichen Namens zu wenden. Die Schwierigkeiten dieſer Lage, die dringenden Vorſtellungen Paul's III., der Einfluß Eleonora's, der Gemahlin des Königs und Schweſter des Kaiſers, auf beide Fürſten brachten endlich zu Nizza einen Waffenſtillſtand, auf zehn Jahre geſchloſſen, zu Stande (1538), nachdem ſchon mehrmals der Kampf durch Verträge kürzerer Dauer, oder auf einzelne Theile der Reiche begrenzt, unterbrochen worden war. Der Kaiſer und der König blieben beide in ihren gegenwärtigen Stellungen, und tauſchten weder, noch gaben ſie etwas von dem, was ſie beſaßen, heraus. Franz ließ, ſeiner Gewohnheit gemäß, ſeine Verbündeten im Stiche. Die Vortheile waren auf beiden Seiten ziemlich gleich. Der Kaiſer wurde durch dieſen Vertrag in Deutſchland mächtiger, der König blieb aber im Beſitze eines großen Theiles von Piemont und Savoyen, auf deſſen einſtige Einverleibung mit Frankreich er damals noch immer zu hoffen ſchien.

Franz, der mit Ausnahme des ihm von ſeinen Vorfahren überlieferten Strebens, die königliche Autorität im Innern ſeines Reiches über alle Stände gleichmäßig zu verbreiten, und in allen Theilen vollkommen unumſchränkt zu machen, in ſeiner Politik keinen feſten Plan verfolgte und in dieſer Beziehung ſich theils von ſeinen Günſtlingen zu leiten, theils den Eingebungen ſeines zugleich leidenſchaftlichen und beweglichen Sinnes zu folgen gewohnt war, ging nach dem Vertrage von Nizza, plötzlich von ſo großem Haß gegen den Kaiſer zu faſt ebenſo großer Gunſt für ihn über. Beide Fürſten fingen, von der Ueberzeugung beſeelt, daß keiner von ihnen mächtig

genug ſei, den andern zu unterwerfen, daß ihrer Vereinigung aber nichts zu widerſtehen vermöge, und daß ihr Bund ſie zu Herren und Schiedsrichtern Europas machen würde, ſich einander aufrichtiger als früher zu nähern an. Beide waren von den Grundſätzen der unumſchränkten Herrſchaft, die, in der Ausübung längſt beſtehend, unter ihnen ſich als eine beſtimmte Theorie auszubilden anfingen, wie einſt die Fürſten des Mittelalters von den Pflichten gegen ihren Glauben erfüllt. Der Anſpruch, ihren Willen und ihren Vortheil von ihren Unterthanen als einzig geltendes Recht betrachtet zu wiſſen, ſchien für beide wie aus einer innern Nothwendigkeit herzuſtammen und in ihren Augen die einzig würdige Erfüllung der Aufgabe zu ſein, welche ihnen die Vorſehung mit Ertheilung ihres Herrſcheramtes auferlegt hatte. Beide waren demnach entſchiedene Gegner der Ueberreſte der ſtändiſchen Freiheiten des Mittelalters, wie ſie ſich in der Kirche, dem Adel, den Städten, wenn auch noch ſo verringert, doch noch immer in vielen Ueberlieferungen und Gewohnheiten, erhalten hatten. Franz war in dieſer Beziehung glücklicher als ſein Nebenbuhler, denn, ſeltene Ausnahmen abgerechnet, regte ſich in Frankreich kein Widerſpruch gegen die Rechtmäßigkeit ſeiner unbeſchränkten Macht. Karl dagegen ſtieß in Deutſchland, in den Niederlanden und in Spanien häufig auf einen, wenn auch meiſt unwirkſamen, aber immer möglichen Widerſtand gegen den Anſpruch, das Schickſal dieſer Völker nach eigenem Ermeſſen, ohne Rückſicht auf ihre Geſinnungen, Bedürfniſſe und Wünſche beſtimmen zu wollen. Die abſolute Monarchie war ihrem Geiſte und ihren Tendenzen nach ſchon durchaus vorhanden, aber ihre Formen waren noch unausgebildet, und da dieſe großentheils aus dem Mittelalter ſtammten, ſo ſtand dieſe ganze Organiſation ſo häufig im Widerſpruche mit ſich ſelbſt. Die Unterdrückung jedes individuell frei ſich ſelbſt beſtimmenden Lebens, es mochte ſich dies in der Welt oder in der Kirche, in den Ständen oder in den Perſonen ausſprechen, und ſeine unmittelbare Unterwerfung unter den Willen des Souverains, war das Ziel dieſes werdenden Abſolutismus, dem aber zu ſeiner vollkommenen Entwickelung im ſechszehnten Jahrhundert eine ſtehende immer bereite Kriegsmacht und eine alle Hülfsquellen des Landes umfaſſende Verwaltung fehlten. Dieſem Princip der unbedingten Regierungsgewalt erſchien die Freiheit überhaupt, inſofern ſie der Ausdruck einer ſelbſtſtändigen Richtung des Willens iſt, der in ſeiner eigenen Natur die Geſetze zur Führung ſeines Daſeins ſucht, als ſein natürlicher Gegner, den es nicht nur zähmen und leiten, ſondern vernichten zu müſſen glaubte, weil er, ſobald ihm einiges

Leben blieb, ſeine Verluſte immer wieder zu erſetzen im Stande war. Deshalb waren beide Fürſten, Karl und Franz, ihrem Charakter und ihrer Stellung nach ſich ſonſt ſo ungleich, ſowohl dem Einfluſſe der Kirche, als einer herrſchenden Macht, der deutſchen Territorialſouverainetät, den ariſtokratiſchen Republiken Italiens, den demokratiſchen Gemeinden der Niederlande, den ſpaniſchen Provinzialſtänden, ja ſelbſt den ſchwachen Ueberreſten der Unabhängigkeit in dem Adel, den Parlamenten und den Städten entſchieden abgeneigt, obgleich die Nothwendigkeiten ihrer politiſchen Stellung ſie zuweilen zu einiger Berückſichtigung und Schonung, ja ſelbſt Annäherung zu jenen mittelalterthümlichen Ueberreſten der Freiheit zwang. In noch höherm Grade mußte demnach die Reformation, in welcher der Geiſt der Unabhängigkeit ſich in den wichtigſten Gegenſtänden und auf viel entſchiedenere Art geltend machte, indem ſie die Entſcheidung der größten Fragen von dem Innern der Individuen abhängig machte, die Beſorgniſſe, den Haß und die Verfolgung dieſer Fürſten erregen. Der Proteſtantismus hat allerdings nirgends die politiſche Freiheit, wo ſie beſteht, hervorgebracht, aber ſein Daſein ſteht mit derſelben auch nirgends in nothwendigem Widerſpruch, denn die Idee der Freiheit im Gebiete des innern Lebens anerkannt, kann leicht auf deſſen äußere Darſtellung übergetragen werden, während der Grundſatz der Unterwerfung unter eine dem Innern fremde Autorität mit der Hervorbringung der politiſchen Freiheit, ſeinem innerſten Weſen nach, unverträglich iſt, ein Widerſpruch, der zwar verhüllt und geſchwächt, aber nicht aufgehoben werden kann, und wo er vorhanden iſt, über kurz oder lang, einmal zum Ausbruch kommen muß. — Außer dieſer Abneigung gegen die Regungen der religiöſen Freiheit waren beide Fürſten, Karl und Franz, von dem Wunſche beſeelt, die kleinern Souverainetäten, welcher Natur ſie auch ſein mochten, ob unter monarchiſchen oder ariſtokratiſchen Formen waltend, ihrem Willen und ihrer Leitung zu unterwerfen. Karl ſtützte ſich hierbei auf die alten Anſprüche der deutſchen Kaiſer auf einen großen Theil Europas, und Franz hatte von ſeinen Vorfahren ein Reich geerbt, das aus von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich immer mehr mindernden und endlich verſchwindenden kleinen Staaten zu einem großen Ganzen zuſammengewachſen war. Die Geſinnungen dieſer beiden mächtigſten Fürſten der Chriſtenheit waren im Ganzen demnach die nämlichen, und hätten ſie ſich feſt und dauernd vereinigen können, ſo würden ſie ſich in die Herrſchaft über Europa getheilt, die Reformation im Entſtehen erſtickt und die Unabhängigkeit der Staaten zweiten Ranges vernichtet haben. Aber

ihre getheilten und einander ſo oft entgegengeſetzten Intereſſen, über welche ſich zur Ausführung eines allgemeinen Zieles zu erheben, ihrer Natur und ihrer Stellung nicht gegeben war, wandte dieſes drohende Unglück ab. Der größte Theil Europas verdankt ſeine religiöſe Freiheit und politiſche Unabhängigkeit der unvertilgbaren, immer wieder erwachenden Eiferſucht dieſer beiden Fürſten, die zum Theil in ihrem ſo verſchiedenen Charakter, noch mehr aber in der Unvereinbarkeit ihrer gegenſeitigen Anſprüche lag.

Nachdem beide Souveraine in Aigues-Mortes, wo ſich einſt Ludwig der Heilige zu ſeinem letzten Kreuzzuge eingeſchifft, eine Zuſammenkunft gehalten und ſich in der Verfolgung ihrer auf die Vernichtung der Reformation und die Unterdrückung der kleinern Staaten gerichteten Abſichten gegenſeitige Hülfe und Unterſtützung zugeſagt, nachdem Gent, das ſich gegen Karl empört und an Franz um Hülfe gewandt, von dieſem verrathen worden, Karl unter ſteten Feſten ganz Frankreich drei Monate lang durchzogen und ein Vermählungsentwurf beide Kronen lange beſchäftigt, vermöge deſſen der Herzog von Orleans, der zweite Sohn des Königs, die Tochter des Kaiſers heirathen und dieſe die geſammten burgundiſchen Staaten zur Mitgift erhalten ſollte, brach der wandelbare Sinn des Königs, ſeine unbezwingliche Eiferſucht auf die Größe und das Glück ſeines Nebenbuhlers und ein tief gewurzeltes Mißtrauen in deſſen Redlichkeit dieſe freundlichen Verhältniſſe und führte von Neuem zu einem blutigen Kriege. Franz näherte ſich Heinrich VIII., gegen den er ſich früher mit dem Kaiſer verbunden, und trat mit den Türken in eine ſo enge Verbindung, daß eine türkiſche Flotte zum Erſtaunen aller chriſtlichen Völker im Hafen von Toulon überwinterte und franzöſiſches und türkiſches Kriegsvolk vereinigt, ein nie geſehener Fall, die Stadt Nizza belagerte und in Aſche legte. Der Herzog von Orleans eroberte das Herzogthum Luxemburg, verlor es aber durch ſeine Unklugheit ſogleich wieder. Karl wußte Heinrich VIII. zu ſich hinüberzuziehen, und Dänemark, das mit Franz einen Vertrag geſchloſſen, trat von demſelben wieder zurück. Die Franzoſen gewannen endlich unter dem jungen und tapfern Grafen von Enghien, aus dem Hauſe Bourbon, die Schlacht von Ceriſola, die, wie einſt der Sieg von Ravenna unter dem Herzoge von Nemours, ihre Waffen verherrlichte, aber den Krieg nicht entſchied. Franz rief, anſtatt nach dieſer Schlacht ſich Mailand zu unterwerfen, ſein Heer zurück und verlor die Früchte des Sieges. Karl fiel mit einem Heere in Lothringen ein, während Heinrich VIII. im Norden des Königreiches erſchien. Der Kaiſer war nur noch einige Tagemärſche

von Paris entfernt und Boulogne war von den Engländern eingenommen worden, aber die tapfere Vertheidigung der franzöſiſchen Grenzfeſtungen und die Ueberzeugung des Kaiſers von der Nothwendigkeit eines Vergleiches mit Frankreich, um die deutſchen Proteſtanten zu unterwerfen und die Fortſchritte der Türken im Oſten aufzuhalten, bringen endlich zu Crepy, in der Grafſchaft Valois, einen Frieden zu Stande, der dem Kaiſer die Räumung Frankreichs, dem Könige die Italiens auflegt, deſſen weſentliche Bedingung aber die Erneuerung des ſchon früher beſchloſſenen Heirathsentwurfes zwiſchen den beiden Häuſern iſt, demzufolge der Herzog von Orleans eine Tochter des Kaiſers mit der burgundiſchen Erbſchaft, oder eine Nichte deſſelben mit der Belehnung des Herzogthums Mailand erhalten ſollte.

Karl, in faſt jeder Beziehung ſeinem Gegner an Kraft und Einſicht überlegen, unterſchied ſich beſonders dadurch von ihm, daß er beharrlicher, weitausſehender Entwürfe fähig war und auf das Schickſal der Welt einen dauernden, nicht blos auf die Gegenwart begrenzten Einfluß zu erwerben dachte. Er hatte ſich durch ſeine lange Erfahrung überzeugt, wie wenig ſeine weit zerſtreuten Staaten ſich gegenſeitig unterſtützten und ein Ganzes bildeten, wie hinderlich ihre verſchiedenen Intereſſen, Stellungen und Bevölkerungen dem Herrſcher in der Ausführung ſeiner Plane waren. In dieſem Sinne hatte er ſchon im Anfange ſeiner Regierung ſeinem Bruder Ferdinand die öſterreichiſchen Beſitzungen im Oſten Deutſchlands abgetreten. Es war jetzt ſeine Abſicht, aus den burgundiſchen Landen ein eigenes Reich zu bilden und daſſelbe mit ſeiner Tochter dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich zu verleihen. Es ſollte, wie das alte Burgund, Deutſchland und Frankreich auseinander halten und bei der Zerſtückelung des erſteren und der immer kompakter werdenden Einheit des letzteren zwiſchen ihnen das Gleichgewicht bilden. Er ſchien hierbei die Verwandtſchaft dieſer neuen burgundiſchen Dynaſtie mit dem franzöſiſchen Königshauſe nicht zu fürchten, denn die alten burgundiſchen Fürſten hatten ebenfalls zu den Valois gehört und ſich gleichwohl ſo oft als deren entſchiedenſte Gegner gezeigt. Karl wollte ſeinen Sohn Philipp auf den noch immer ſo großen Beſitz der ſpaniſchen und italieniſchen Staaten beſchränken und auf dieſe Art, im Süden und Norden, unabhängige von Völkern gleicher Abkunft und von ähnlichen, wenigſtens nicht unausgleichbar verſchiedenen Intereſſen bewegte Staaten an die Stelle der unförmlichen und ungleichartigen Maſſe errichten, über die er ſelbſt herrſchte. Wie jedem Fürſten von Geiſt

und Charakter lag ihm daran, ſeinen Schöpfungen das Siegel der Kraft und Dauer aufzudrücken und die Keime des Verfalles von ihnen ſo viel als möglich abzuwenden. Er hoffte auf dieſe Art durch das Daſein dreier mächtigen Reiche: Oeſterreichs mit Ungarn und Böhmen, im Oſten, der ſpaniſchen Monarchie im Süden, Burgunds im Norden, den größten Theil der Staaten Karls des Kühnen umfaſſend, in Europa ein Gleichgewicht hervorzubringen, dem Ehrgeiz der franzöſiſchen Könige eine ſchwer zu überſteigende Grenze zu ſetzen und, was beſonders ſeine Abſicht war, die religiöſe und bürgerliche Freiheit in Deutſchland und in den Niederlanden in ihrem Keime zu erſticken. Dieſer Plan, der eines Fürſten würdig war, der ſo viel Feſtigkeit und Klugheit beſaß und der den Despotismus als ſein Ideal anſah, deſſen Verwirklichung er jede andere Rückſicht zu opfern bereit war, hätte, zur Ausführung gebracht, der Entwickelung des europäiſchen Geiſtes ſchwere Feſſeln angelegt und ſeinen Fortſchritt wahrſcheinlich für lange Zeit gehemmt. Aber die Eiferſucht und das Mißtrauen Franz' I. und endlich der Tod des Herzogs von Orleans, der bei ſeinen glänzenden Fähigkeiten und der Abneigung, die zwiſchen ihm und ſeinem Bruder, dem Dauphin, beſtand, die einzig taugliche Perſon zur Herſtellung des wichtigſten Theiles dieſes Entwurfes, der Stiftung eines neuburgundiſchen Staates ſchien, ließen dieſen weit ausſehenden, langſam gereiften Plan ſcheitern. Um dieſe Zeit begann Franz I. ſich wiederum von ſeinem Nebenbuhler zu entfernen und deſſen Vortheile über die deutſchen Proteſtanten mit Unruhe, als eine Drohung für ſich ſelbſt zu betrachten, und ohne den Krieg, in den er noch mit England verwickelt war, hätte er ſich vielleicht ſchon thätig gegen ihn erklärt. Er ſuchte, ſobald er ſich mit Heinrich VIII. wieder ausgeſöhnt, dem Kaiſer wenigſtens mittelbar zu ſchaden, dem Concil von Trident, an deſſen Gelingen Karl ſo viel lag, Hinderniſſe zu bereiten, und trat mit den Proteſtanten in Deutſchland, während er ihre Glaubensgenoſſen in ſeinem Reiche auf das Grauſamſte verfolgte, in heimliche Unterhandlungen. In der letzten Zeit ſeines Lebens knüpfte er ſeine alten Verbindungen mit den Türken wieder an, ſuchte ſie zu einem Einfalle in Ungarn oder Neapel zu reizen, und ging mit Eduard VI., dem Nachfolger Heinrich's VIII., ein Bündniß ein. Die Neigung, den Kaiſer in der Ausführung ſeiner Plane zu hemmen, ihm auf jede Art entgegenzutreten, war ihm wie zur andern Natur geworden und verließ ihn auch dann nicht, als ihm die Abnahme ſeiner Kräfte fühlbar wurde. Er hatte den Verfall ſeiner von Natur ſtarken Conſtitution durch einen ſehr

unregelmäßigen Lebenswandel beſchleunigt und galt für einen der ſittenloſeſten Fürſten ſeiner Zeit. Franz I. ſtarb nach einer überaus merkwürdigen, von hervorragenden Perſönlichkeiten und großen Ereigniſſen jeder Art erfüllten Regierung in wenig vorgerücktem Alter, denn er zählte erſt dreiundfunfzig Jahre, mit einem großen Rufe unter ſeinen Zeitgenoſſen, dem von der Nachwelt oft und in mancher Beziehung mit Recht widerſprochen worden, deſſen Glanz gleichwohl nie ganz hat verdunkelt werden können (1547).

Viertes Kapitel.

Die Regierung Franz' I. gewährt durch die vielen und großen Kriege und ihr wechſelndes Glück, durch die immer enger werdende Verbindung, in welche die verſchiedenen Nationen Europas zu einander treten, durch den vermehrten Aufwand von Verſtand und Kunſt, der bei der Leitung aller öffentlichen Verhältniſſe ſichtbar wird, ein ungemein glänzendes und lehrreiches Schauſpiel, aber der innere oder moraliſche Theil dieſer Epoche, der Zuſtand der franzöſiſchen Nation ſelbſt, der Fortſchritt, den ſie in dieſer Zeit auf der Bahn der Geſittung macht, die ſittliche Stimmung, die ſich in ihr offenbart, treten als noch bei Weitem wichtiger hervor. Die Schlachten von Marignano, Pavia und Ceriſola ſind reich an dramatiſchen Effekten, unter den Feldherren und Räthen Franz' I. fehlt es nicht an kräftigen und geiſtreichen Individualitäten, der Gang der öffentlichen Verhandlungen, die Hebel, die zur Erreichung der gefaßten Plane in Bewegung geſetzt wurden, dies Alles verdient ein großes Intereſſe, iſt aber entweder ſpurlos verſchwunden, oder von andern Epochen überboten und verdunkelt worden. Aber das geiſtige Leben jener Zeit und ſeine vornehmſten Momente: die Erſcheinung des Proteſtantismus und die Wiederbelebung der Wiſſenſchaften und Künſte — haben einen lang nachwirkenden Einfluß ausgeübt und, wenn in der Folge auch mannigfaltig verändert, nie vollkommen ihre urſprünglichen Züge gewechſelt.

Die erſte Bemerkung, die ſich bei der Betrachtung dieſer Re-

gierung aufdrängt, iſt auf die ſteigende Macht des Königthums gerichtet, das die Nation vollkommen als Werkzeug für ſich braucht und, ihrer Kraft bei den ſich immer erneuernden Kriegen beſtändig bedürfend, gleichwohl weder um ihr Urtheil noch ihre Zuſtimmung ſich bekümmert, ſondern ihr Geſchick vollkommen nach eigenem Gutbefinden, ohne irgend eine beſtimmt ausgeſprochene Anerkennung ihrer Rechte ordnet. Franz verſammelt nach ſeiner Befreiung aus der ſpaniſchen Gefangenſchaft, bei den Streitigkeiten über die Erfüllung des madrider Vertrages zweimal eine Anzahl ausgezeichneter Perſonen aus allen Ständen, den der Landleute ausgenommen, Notabeln genannt, aber kein einziges Mal, ſelbſt nicht in den drangvollſten Verhältniſſen, die Reichsſtände, die unter ihm vollkommen in Vergeſſenheit gerathen. Bei der Abſchaffung der pragmatiſchen Sanktion und der Einführung des Concordats ward der Widerſtand des Parlaments gegen letzteres, übrigens aus Eifer für die Rechte des Königs hervorgegangen, von dieſem mit einer bis zur Roheit gehenden Härte gebrochen. Er drohte den Abgeordneten, die an ihn abgeſchickt waren, ſie in die dunkelſten Verließe des Schloſſes, in welchem er ſich gerade befand, werfen zu laſſen. Bei einer Streitigkeit zwiſchen dem Kanzler Dupret und dem pariſer Parlament ſagte Claudius Gaillard, der erſte Präſident, in ſeiner Rede an den König: „Wir wollen, Sire, nicht Eure Macht in Zweifel ziehen, dies wäre eine Art Gottesläſterung, wir wiſſen wohl, daß Ihr über den Geſetzen ſteht, und daß Geſetze und Verordnungen Euch nicht binden können, aber wir wiſſen auch, daß Ihr nicht Alles wollt, was Ihr könnt u. ſ. w.“ — Zu bemerken iſt hierbei, daß dieſer Präſident, der wie ein Sklave zu einem orientaliſchen Despoten ſprach, mit dem Kanzler verglichen, ſogar für freiſinnig galt, denn dieſer hatte ſogar den Grundſatz aufgeſtellt, daß alles Privateigenthum im Lande dem Könige gehöre, ſo daß, wenn dieſer von ſeinen Unterthanen Abgaben erhebe, er eigentlich nur von dem Seinigen nehme. Selbſt die Kriege Franz' I., allerdings wie kein wichtiges Ereigniß rein aus Willkür hervorgehend, beweiſen jedoch im Einzelnen, daß er auf die Stimmung und Meinung ſeines Volkes keine Rückſicht zu nehmen brauchte, oder daß eine ſolche, als ein öffentliches Organ, ihm gegenüber gar nicht vorhanden war. Sein Mangel an Vorausſicht, ſeine Unbeſtändigkeit, der in ihm ſo ſichtbare Hang, ſeine perſönliche Befriedigung dem Glücke ſeines Landes vorzuziehen, würden, wäre nicht aller Geiſt der Freiheit in Frankreich erſtickt geweſen, ihm allgemeinen Tadel zugezogen und dann und wann einen wenigſtens paſſiven Widerſtand gegen ihn erregt haben. Auch tritt

die Alles umfaſſende und zugleich Alles ausſchließende Höhe, auf welche das Königthum in Frankreich zu dieſer Zeit gekommen, beſonders in dem perſönlichen Einfluſſe des Monarchen hervor. Franz iſt der erſte unter den franzöſiſchen Königen, welcher durch ſeine äußere Art zu ſein, ſeinen Geſchmack, ſeine Sitten, ſeine Geſtalt, ſeine Rede, kurz ſeine vorübergehende Perſönlichkeit, allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Obgleich Philipp Auguſt, Ludwig der Heilige, Philipp der Schöne, ihm ohne Zweifel an Kraft und Fähigkeit überlegen und überhaupt mit einer hervorragendern Individualität begabt geweſen, ſo hatten ſie gleichwohl nicht die Art perſönlicher Bewunderung, wie er, auf ſich gezogen. Der Grund hiervon war, daß es früher außer der königlichen Gewalt noch andere herrſchende Kreiſe, ſouveraine Vaſallen, fürſtliche Prälaten, Aebte, die von einem Hofe umgeben waren, gab, in welche ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit theilte. Jetzt aber war der König Alles geworden, und er trug, wenn natürlich auch nicht in der Wirklichkeit, aber doch der Vorſtellung nach, das Schickſal jedes ſeiner Unterthanen in ſeiner Hand. Er überſchattete oder verdunkelte, wenn er von der Natur nicht zu kärglich ausgeſtattet war, Alles um ſich her. Franz I. verdankte indeſſen die Bewunderung, die ihm zu ſeiner Zeit ſo freigebig entgegenkam, zum Theil auch einer wirklichen, von der bloßen Meinung unabhängigen Thatſache, nämlich ſeinem Charakter, der, die Vorzüge und Mängel ſeiner Landsleute, ſowie dieſe im Laufe der Zeit, beſonders ſeit dem Sinken des feudalen und religiöſen Geiſtes des frühern Mittelalters geworden waren, in ſich vereinigend, bei ſeiner hohen in die Augen fallenden Stellung gewiſſermaßen als das verkörperte Bild der Nation ſelbſt erſchien. Was ſeinem Volke beſonders an ihm gefiel, war die glänzende, ungeſtüme, ſo zu ſagen, brauſende und prahlende Tapferkeit, die er, wenigſtens in ſeiner Jugend, bei mehren denkwürdigen Gelegenheiten an den Tag gelegt, und dieſer Eindruck von ihm blieb, auch als er ſpäter ſchlaff und träge geworden, eine heitere und Vertrauen erregende Offenheit im gewöhnlichen Leben, eine kräftige und zugleich anmuthige Weiſe der Rede und Haltung, vor Allem aber ein gewiſſer Schein von Größe und Hoheit, der, obgleich er keineswegs erkünſtelt war, doch mehr an der äußern Perſönlichkeit als dem innern Weſen dieſes Fürſten hing. Auch ſcheint es, daß unter ihm der Hof die letzten Reſte der mittelalterthümlichen, halb religiöſen, halb kriegeriſchen Hülle ablegte und eine neue, im Weſentlichen ſpätern Zeiten durchaus ähnliche Haltung annahm. Die faſt zu einem Attribute des franzöſiſchen König-

thums, zu einer ſtehenden Gewohnheit werdende Sittenloſigkeit des Souverains beginnt ebenfalls mit Franz I. allgemein zu werden, und ebenſo wird bald nach ihm der verderbliche Einfluß ſichtbar, den dieſes Beiſpiel auf die Großen ausübte, von wo es ſich im Laufe der Zeiten über alle Stände verbreiten ſollte. Der geſellige Sinn dieſer Nation, der in ſeiner Anlage natürlich von jeher beſtanden, in ſeiner Entwickelung aber durch das Feudalleben und ſpäter durch den hundertjährigen Krieg mit den Engländern aufgehalten worden, blühte am Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch die nähere Berührung mit Italien, mit der Liebe zu Literatur und Kunſt mächtig empor, während früher nur einzelne, nie vollkommen ans Licht gekommene Keime von ihm ſichtbar geworden waren. Die Franzoſen rechnen die Entſtehung ihrer Geſellſchaft, im engern Sinne des Wortes, und deren beſondern Charakter, der, wenn auch in ſeinen Formen, doch in ſeinem Geiſte ſich nie mehr weſentlich verändert hat, von der Regierung Franz' I. an.

Die Erneuerung des Studiums der alten Literatur und die Liebe für die Hervorbringungen der ſchönen Künſte, ſowie überhaupt die Aufmerkſamkeit und Theilnahme für die idealen Intereſſen des Geiſtes fallen in die Regierung dieſes Königs, ſind von ihm vielfach begünſtigt worden und haben ſeinen Ruhm erhöht. Durch ihn iſt in dieſer Richtung die ſchlummernde Kraft des nationalen Genius geweckt worden. Dieſe Epoche, die von den Franzoſen mit einer ſich früher nur auf die bildenden Künſte beziehenden, jetzt aber auf das geſammte geiſtige Leben ausgedehnten Benennung „la renaissance“ genannt wird, hatte allerdings ſchon vor dieſem Könige angefangen und dauerte unter ſeinem Sohne und ſeinen Enkelſöhnen, die ſich bei ihren übrigen Mängeln ſämmtlich durch ihre Liebe für Poeſie und Kunſt auszeichneten, fort, indeſſen iſt es die Regierung Franz' I., in der dieſer Geſchmack in Frankreich mächtige Wurzeln geſchlagen und als ein urſprünglich fremdes Gewächs in dem nationalen Boden einheimiſch geworden iſt. Das italieniſche Genie, das im funfzehnten Jahrhundert ſich mit ſo großer Energie entwickelt hatte, begann im ſechszehnten, zumal nach dem Verluſt der florentiniſchen Freiheit, den Boden der Heimath zu enge und deſſen Luft zu ſchwül zu finden und ſich vor dem ſpaniſchen Despotismus nach dem Auslande, beſonders nach Frankreich, zu retten. Das Verdienſt Franz' I. beſteht nicht nur darin, einzelne dieſer großen Talente an ſeinem Hofe, zu ſeiner eigenen Belehrung und Unterhaltung gaſtfrei aufgenommen, ſondern Kunſt, Literatur und Gelehrſamkeit überhaupt durch ſein Beiſpiel geehrt, befördert und

in ſeinem Reiche, wo ſie bisher nur im Schatten einzelner Beſchützer kümmerlich gepflegt worden, ans Licht gezogen und in den Kreis der öffentlichen Intereſſen eingeführt zu haben. Das wichtigſte Reſultat dieſer Begünſtigung des geiſtigen Lebens in Frankreich war jedoch weniger die Sammlung und Hervorbringung einzelner Kunſtwerke, obgleich auch dies nicht ohne bedeutende Folgen blieb, als vielmehr der Einfluß, den die Kenntniß der alten Literatur auf die Belebung der franzöſiſchen Sprache ſelbſt gewann, die ſich in dem Studium der lateiniſchen, als in dem Quell, in dem ſie entſtanden, von Neuem verjüngte und im ſiebenzehnten Jahrhundert in friſcher, und zugleich vollendeter Geſtalt hervorging. Das Dunkel, welches der Aberglaube des Mönchweſens und die Roheit des Feudallebens über das Mittelalter verbreitet und die Generationen in einen ſchweren und dumpfen Schlummer gewiegt, hatte die größte und wichtigſte aller Arbeiten, die Bildung der nationalen Sprache, die, da ſie vom Innern durch die Gewalt der ſich im Geiſte erzeugenden Ideen, und nicht durch irgend einen von Außen entlehnten mechaniſchen Prozeß ihre Form empfängt, ſo lang aufgehalten. Ohne die Pflege, die Franz I. jeder geiſtigen Kultur ſeiner Zeit angedeihen ließ, hätte ſich nicht der Schatz von neuen Gedanken und Vorſtellungen und der Drang nach Vervollkommnung der vorhandenen bilden können, ohne welche keine große nationale Literatur entſtehen kann. Der franzöſiſche Genius des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde im ſechszehnten empfangen, brauchte aber, da er ſchon groß und ſtark zur Welt kommen ſollte, zu ſeiner Bildung in den Eingeweiden ſeiner Mutter, eines vollen Jahrhunderts.

Das Verhältniß Franz' I. zum Proteſtantismus, der in Frankreich während des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts nicht ſowohl auf das Innere der Individuen und das ſittliche Daſein der Nation überhaupt, als auf deren politiſche Geſchichte von großem Einfluß geweſen, iſt darum wichtig, weil ihn die Verfolgungen, die er unter dieſem Fürſten erfuhr, in ſeinem Beginn und Keime angriffen, ſeine Verbreitung verhinderten und ſein ſpäteres Erliegen in Frankreich vorbereiteten. Wäre er jedoch in dieſem Lande als ein ſo unabweisliches Bedürfniß des Geiſtes, wie in Deutſchland, aufgetreten und mit ſolcher Begeiſterung empfangen und verbreitet worden, ſo würden ihn die Verfolgungen, die er erfuhr, nicht zu ſchwächen vermocht haben. Die Idee der Reformation ergriff in Frankreich die Seele vieler Einzelnen mit einer wenigſtens ebenſo großen Kraft wie anderswo, was die im Vergleiche zur Zahl ihrer Anhänger große Menge der Märtyrer unter Franz I. und Hein-

rich II. beweiſt, aber ſie vermochte es nicht, die Maſſe des ſinnlichen und leicht beweglichen Volkes zu durchdringen, das von der Innerlichkeit und Unmittelbarkeit des Verhältniſſes, in welches dieſe Lehre das Individuum zur Gottheit ſtellt, zurückgeſtoßen wurde. — Ueberhaupt waren die Völker lateiniſchen Urſprunges durch ihre Sprachen, ihre Sitten, ihre geſammte Richtung für den Glauben und die Formen der römiſchen Kirche in viel höherm Grade, als die germaniſcher Abkunft geeignet und dieſer Unterſchied mußte in einem Moment der Wahl zwiſchen den beiden großen Syſtemen des Katholicismus und Proteſtantismus charakteriſtiſch hervortreten. Für erſtere bildete die römiſche Kirche das ſie mit der alten Welt verbindende Glied, in der ihr Daſein wurzelte. Sie wurden durch ſie gewiſſermaßen immer auf ihren Urſprung zurückgeführt. Die Kirche hatte ſich in den letzten Jahrhunderten des römiſchen Reiches des ganzen Lebens der Nationen bemächtigt und zur Zeit der germaniſchen Eroberung und der Herrſchaft des Feudalweſens ſie beſchützt, und man kann vielleicht ſagen, erhalten, denn ohne den Geiſt und die Formen der römiſchen Hierarchie und ihrer Bewahrung der Ueberreſte der römiſchen Geſittung wären jene Völker im Zuſtande ihrer Auflöſung und Unterjochung wahrſcheinlich völlig zu Germanen geworden. Hierin hatte ſich im Laufe der Zeiten nichts Weſentliches geändert, denn obgleich die geiſtliche Macht geſunken und die weltliche faſt unumſchränkt geworden, ſo war das religiöſe Gefühl, wo und ſo weit es ſich äußerte, mit der Hierarchie in Uebereinſtimmung geblieben, und die Völker lateiniſchen Urſprunges ſahen, vorübergehender Mißverhältniſſe und Spaltungen ungeachtet, die römiſche Kirche, durch die ſie mit ihrer fernſten Vergangenheit und ihren eigenen Uranfängen, wie mit einem geheimen Bande verknüpft wurden, von der ſie den geſammten Inhalt ihres ſittlichen Daſeins empfangen hatten, als ihre Mutter und Pflegerin an. Das im Herzen der Franzoſen, Italiener und Spanier herrſchend gebliebene lateiniſche Element bewirkte, daß die römiſche Kirche von ihnen als eine nationale Inſtitution, als ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit, der Proteſtantismus dagegen, der von dem Lande ausging, von dem einſt ihre Väter beſiegt worden, wo das Feudalweſen die tiefſten Wurzeln geſchlagen, von ihnen als ein fremdes Joch betrachtet wurde. Das Eindringen des Proteſtantismus und die Grundſätze der Reformation überhaupt erregten deshalb nicht die Sympathie der Maſſe der romaniſchen Nationen, ſondern erſchien ihnen als eine neue Eroberung, die römiſche Kirche aber war für ſie eine Fortſetzung der römiſchen Herrſchaft unter chriſtlichen Formen und

ihren Ueberlieferungen, ihren Gefühlen und Sitten, ihrem innerſten Weſen gemäß. — — Unter den Völkern germaniſchen Urſprunges hatte eine ſolche das ganze innere und äußere Leben umfaſſende Herrſchaft der theokratiſchen Ideen niemals ſtattgefunden. Sie hatten den myſteriöſen Inhalt des chriſtlichen Glaubens, der der Stimmung ihres eigenen Innern entſprach, mit einem mehr thätigen als leidenden Eifer aufgenommen, ihn mehr mit dem Schwerte als dem Worte vertheidigt und verbreitet, ſich aber der äußern Herrſchaft der Kirche und ihrer Disciplin, als einer Fortſetzung des römiſchen Despotismus, nie ſo willens- und widerſtandslos wie die Völker lateiniſcher Abkunft unterworfen. Im Mittelalter ſtanden die deutſchen Kaiſer faſt immer an der Spitze der Oppoſition gegen das Papſtthum, während die Könige von Frankreich ſich mit demſelben entweder wohl vertrugen oder ſich vor ihm beugen mußten. Erſt als die Theokratie überhaupt und großentheils in Folge des langen Kampfes gegen Deutſchland geſunken, und die Monarchie am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſich über alle andern Mächte erhoben, konnte ſich Philipp der Schöne einen Angriff, wie den gegen Bonifacius VIII. erlauben. Alle einzelnen Ausnahmen und Widerſprüche, die dieſer Weiſe der Betrachtung entgegengeſetzt werden mögen, können jedoch den weſentlichen Unterſchied, der ſich in dem Verhältniſſe der Völker deutſchen und römiſchen Stammes zu der Kirche und ihren Einrichtungen zeigt, nicht aufheben. Für erſtere war ſie, in vieler Beziehung immer eine fremde Macht geblieben, mit letztern hatte ſie ſich auf das Innigſte vereinigt. Dieſer Unterſchied in der Lage und Stimmung beider ward in dem Augenblicke ſichtbar, als die allgemeine Bewegung und der große Fortſchritt des Geiſtes im ſechszehnten Jahrhundert ſich auch auf dem religiöſen Gebiete geltend zu machen ſtrebte. Die einen blieben den mit ihrem Urſprunge, ihrem Charakter und ihren Sitten eng verbundenen Inſtitutionen der römiſchen Kirche treu, während die andern ſich von ihnen losſagten. In Deutſchland und zwar beſonders in dem Theile deſſelben, der von den Römern nie erobert worden, hatte die Reformation außer ihrer religiöſen auch eine politiſche Bedeutung, und Luther war in den Augen der Nation ein Arminius unter geiſtlicher Hülle, ein Befreier von der verhaßten Herrſchaft, die Rom zum zweiten Male der germaniſchen Welt aufgelegt hatte. Dieſer Unterſchiede der beiden großen Racen, in die das geſittete Europa damals getheilt war, ungeachtet, erregte die in jener Zeit auf das Höchſte geſtiegene Verweltlichung der Kirche, der Kontraſt zwiſchen dem, was ſie war und ſein ſollte, zwiſchen dem, was ſie forderte

und was ſie leiſtete, auch unter den Völkern lateiniſchen Urſprunges, und beſonders unter den Franzoſen, die durch die Lage ihres Landes, wie durch die urſprüngliche Miſchung der Elemente, aus denen ſich ihre Nationalität gebildet, den Uebergang von dem romaniſchen zu dem teutoniſchen Stamme machen, einen lebhaften Widerſpruch gegen die Hierarchie und eine Hinneigung zu den religiöſen Neuerungen, die ſich von Deutſchland aus verbreitet hatten. Nur wenige Jahre nach Luther's Auftreten in Wittenberg regte in Meaux ein Mann aus der niedern Volksklaſſe die, welche wie er dachten, zur Abſchaffung des Bilderdienſtes und der Zerſtörung dieſer Gegenſtände der Verehrung auf. Es war vorzugsweiſe in den unterſten und in den höchſten Klaſſen, wo dieſe religiöſe Bewegung raſch um ſich griff, während ſie in den mittlern, wie die Geſchichte des Proteſtantismus in dieſem Lande beweiſt, auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtieß. — Im Anfange ſchien Franz I. die neuen religiöſen Ideen, für die ſich, wenn auch nicht thätig und öffentlich, aber im Geheimen und mit ſtillſchweigender Billigung, viele ausgezeichnete Geiſter in Frankreich erklärten, und ihren Konflikt mit dem Beſtehenden für einen Meinungsſtreit, einen Kampf auf dem Gebiete des Geiſtes und der Gelehrſamkeit geführt, zu halten. Erſt als er die ſelbſtſtändige Kraft zu beobachten Gelegenheit bekommen, welche dieſe neuen Ueberzeugungen, beſonders in den niedern Klaſſen, erregten, als er begriffen, daß dieſe Auflehnung gegen die geiſtliche Autorität auch zu einer ſolchen gegen die weltliche führen könne, erwachte in ihm der Inſtinkt des Despoten, dem jede freie Regung, die, wenn auch auf einem der Welt und ihren Intereſſen fremden Boden entſtanden, allmälig zu einem Gefühle der Unabhängigkeit und demnach zu einer Beſchränkung ſeiner Macht führen kann, verhaßt war und verhaßt ſein mußte. Von dieſer Beſorgniß erfüllt, begann er die Anhänger der neuen Lehre mit einer Grauſamkeit zu verfolgen, die ſelbſt von der Inquiſition auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſpäter nicht übertroffen worden iſt. Obgleich von Natur eher beweglich und wandelbar als hart und finſter, ſah er in der Verbreitung des Proteſtantismus in ſeinem Lande, ſobald er ſich einmal gegen ihn erklärt, eine Auflehnung gegen ſeine unumſchränkte Gewalt, deren Verletzung ihm als der größte aller Frevel erſchien und für deſſen Beſtrafung ihm keine Rache blutig genug erſchien. Man hat bei ihm und ſeinem Gegner Karl V. oft danach gefragt, wie ſie als Menſchen und von ihrer äußern Stellung getrennt, über die Grundſätze der Reformation gedacht und geurtheilt haben mögen. — So weit die wenigen vorhandenen Nachrichten hierüber eine Vorſtellung geben

können, ſo ſcheint es, daß beide auf eine ausſchließend äußere Thätigkeit gewieſen und, von ihrer Lage und ihren Intereſſen als Fürſten beherrſcht, in dieſer wichtigen Angelegenheit nie zu einer feſten perſönlichen Ueberzeugung gekommen ſind und den Proteſtantismus einzig von ſeiner politiſchen Seite auffaßten und demgemäß bekämpften. Franz beſonders, der geiſtreicher und zugleich oberflächlicher als Karl war, mochte ſich nie die Mühe gegeben haben, die innere Natur dieſes Streites in ſeiner Tiefe zu ergründen, es genügte ihm, in der Reformation einen Widerſtand gegen eine überlieferte und mit ihm im Bunde ſtehende Autorität zu erkennen, um ſie zu verwerfen. In Karl V., der noch weit mehr und weit ausſchließender Regent und Staatsmann war und nichts von der innern Beweglichkeit des franzöſiſchen Königs beſaß, trat ein noch ſyſtematiſcherer Haß gegen jeden Anſpruch auf Unabhängigkeit, jedes Erwachen der Freiheit hervor. Bei ſeiner entſchiedenen, kalten und methodiſchen Sinnesweiſe, von den Grundſätzen unbegrenzter Herrſchaft und unbedingten Gehorſames erfüllt, zwei Richtungen, die ſich überhaupt nahe verwandt ſind und im Leben dieſes Fürſten vereinigt erſcheinen — denn nachdem er lange die halbe Welt beherrſcht, unterwarf er ſich als Mönch dem Zwange des Kloſters —, mußte er ſich dem Proteſtantismus, ſo weit er ihn begreifen konnte, aus Charakter und Intereſſe entgegenſetzen. Man hätte von ihm ebenſo gut wie von ſeinem Sohne ſagen können, daß er die Welt lieber der Verweſung als der Freiheit überliefert hätte. So lange er die proteſtantiſchen Fürſten zu ſchonen hatte, konnten ſein Haß und ſeine Furcht vor der Reformation ſich nicht in ihrer ganzen Stärke äußern, als er aber mächtig genug geworden, um die Maske der Mäßigung fallen zu laſſen, verfolgte er die Proteſtanten in den Niederlanden mit einer Grauſamkeit, die, da ſie keine Empörung gegen ihn hervorbrachte, nicht ſo bekannt, wie die ſeines Sohnes geworden, gleichwohl aber nicht geringern Abſcheu verdient. — Franz, der bei ſeiner beweglichen und unzuſammenhängenden Natur meiſt von den Umſtänden geleitet wurde, verfolgte die Reformation in ſeinem Lande bald mehr bald weniger, je nach dem Verhältniſſe, in welchem er zu dem Papſte und den deutſchen Proteſtanten ſtand. Mit Heinrich VIII. zu einer Zeit im Bunde, wo dieſer mit dem römiſchen Stuhle ſchon gebrochen, ſchien er von dem Beiſpiele deſſelben, der ſich der Güter der Geiſtlichkeit bemächtigt und ſich zum kirchlichen Oberhaupte ſeines Landes erklärt, zur Nachahmung verſucht zu werden. Ein ſolcher Gedanke kann ihn einen Augenblick lang gereizt, aber die herrſchende Stimmung in der Maſſe der Na=

tion muß ihn ſehr bald von der Unmöglichkeit ſeiner Ausführung überzeugt haben. Wir glauben bei einer lebhaften Vergegenwärtigung der Lage und Geſinnung des franzöſiſchen Volkes in jener Zeit, daß die Geſchichtſchreiber im Irrthum geweſen, welche das Beſtehen des Katholicismus in Frankreich von dem Willen und der Ueberzeugung Franz' I. abhängig geglaubt haben. So unumſchränkt er in den weltlichen Verhältniſſen waltete, ſo würde er, bei einem totalen Bruche mit der Kirche, wahrſcheinlich von der Mehrheit ſeiner Unterthanen verlaſſen und aus einem Könige ein Parteihaupt geworden ſein. Sechszig Jahre nach ihm ward Heinrich IV., ein größerer Fürſt und Krieger, und zu einer Zeit, als der Proteſtantismus in Frankreich viel mehr Anhänger zählte, demſelben zu entſagen gezwungen, um zum Beſitze der Herrſchaft zu gelangen. Eine offenbare Trennung von dem römiſchen Stuhle würde Franz I. ganz andern Gefahren als Heinrich VIII. ausgeſetzt haben, der in ſeinem Beginnen von der Meinung ſeines Volkes und der inſulariſchen Lage ſeines Reiches unterſtützt wurde. Auch wurden Franz wie Karl, außer ihren politiſchen Intereſſen, noch von den Eindrücken ihrer Jugend, den ihnen durch ihre Erziehung eingepflanzten Grundſätzen, der Stimmung, die ſie um ſich her verbreitet ſahen, ungeachtet momentanen Zweifelns und Schwankens, an dem alten Glauben feſtgehalten, während in England der Katholicismus ſchon ſeit langer Zeit die Gemüther nicht ſo tief wie im ſüdlichen Europa beherrſchte. Von dem Fanatismus, den das Auftreten der Reformation in Frankreich ſchon unter Franz I. in den franzöſiſchen Katholiken erregte, können die Mordſcenen in der Provence, zu Merindol, Cabrieres u. ſ. w. (1545) verübt, eine Vorſtellung geben, wo faſt eine ganze, ſonſt ruhige und harmloſe Bevölkerung ausgerottet wurde, deren ganzes Verbrechen darin beſtand, ſich der Herrſchaft der römiſchen Hierarchie entzogen zu haben.

Fünftes Kapitel.

Die Regierung Heinrich's I., des Sohnes und Nachfolgers Franz I., iſt im Grunde nichts weiter, als eine Fortſetzung der vorhergehenden, denn kein neues Princip, keine neue bedeutende Erſcheinung treten in ihr auf, ſondern ſie bewegt ſich mit geringen Abweichungen auf der einmal gebrochenen Bahn fort. Der Kampf gegen die drohende Macht des Hauſes Oeſterreich, das ohne Frankreichs Widerſtand ſich ganz Europa unterworfen haben würde, die Verfolgung des Proteſtantismus im Innern des Reiches, als mit dem Streben des Königthums, ſich aller Kräfte des nationalen Lebens zu bemächtigen und keinem Theile deſſelben eine unabhängige Richtung zu verſtatten, unvereinbar, derſelbe Eifer, der ſpaniſch-öſterreichiſchen Macht, ohne Rückſicht auf irgend ein allgemeines politiſches oder religiöſes Princip, überall Feinde zu erwecken, der Bund mit den Türken und Proteſtanten des Auslandes — treten unter dem Sohne wie unter dem Vater hervor. In der innern Entwickelung der Nation, die im Ganzen dem einmal gegebenen Impulſe folgt, wird jedoch der ſeit dem Verfalle der religiöſen und feudalen Inſtitutionen des Mittelalters ſichtbar gewordene Bruch zwiſchen dem ſittlichen und intellektuellen Leben immer bedeutender. Denſelben zu heilen war die eigentliche Aufgabe der Reformation und iſt ihr glücklichſtes Reſultat, da wo ſie herrſchend geworden, geweſen. Dieſe Trennung, die bis zur franzöſiſchen Revolution in ſtetem Zunehmen begriffen war und durch die von derſelben verliehene Verbeſſerung der öffentlichen Einrichtungen nicht aufgehoben werden konnte, iſt noch heute der am Tiefſten begründete Mangel im franzöſiſchen Leben. Das immer lebendiger werdende Bewußtſein der Nation über ihre eigenen Angelegenheiten geht aus der von Jahr zu Jahr ſich mehrenden Menge der Krieger und Staatsdiener hervor, die theils die Geſchichte ihrer Zeit überhaupt, theils den Antheil, den ſie perſönlich an den Verhältniſſen ihres Vaterlandes genommen, der Nachwelt überliefern, und die, bei geringerer Vollendung der Form und Sprache als ſpäter, ſich meiſt durch eine größere Originalität der Auffaſſung auszeichnen und in ſich ſchon ſehr entwickelte und von Andern deshalb klar aufzufaſſende Zuſtände ſchildern. Die

Kunſt, beſonders die Architektur, in der ſich die Franzoſen von jeher hervorgethan, bringt einige ihrer bedeutendſten Werke unter dieſer Regierung hervor, und das Leben des Hofes, wie das der Großen überhaupt, tritt in eine immer ſichtbarer werdende Verbindung mit den geiſtigen Intereſſen der Nation ſelbſt. Mit dieſem bedeutenden intellektuellen Fortſchritt kontraſtirt der ſittliche Verfall, wie ein Abgrund neben einer Höhe. Die Religion wird unter Heinrich II. und ſeinen Söhnen, noch mehr als unter Franz I., ein äußerer Hebel für die Politik, ein Werkzeug in den Händen des Ehrgeizes und der Heuchelei. Mit dem Sinken der Inſtitutionen und Ueberzeugungen des kirchlichen und feudalen Mittelalters nimmt eine zügelloſe Freiheit im Privatleben, eine rückſichtsloſe Selbſtſucht in den öffentlichen Verhältniſſen und eine eigenthümliche, gewiſſermaßen erkünſtelte und unnatürliche Verdorbenheit, die im Leben Heinrich's III. ihren Gipfel erreicht, überhand.

Der Proteſtantiſmus war dazu beſtimmt, die Lücke im Daſein der Völker zwiſchen der Auflöſung der mittelalterthümlichen Inſtitutionen und der Organiſation der neueſten Zeit auszufüllen, und ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf den praktiſchen Theil der Religion, die öffentliche und individuelle Moral richtend, die europäiſche Menſchheit durch den Beſitz der religiöſen und innern Freiheit auf den Gebrauch der politiſchen und äußern vorzubereiten. In der That hat er für die Völker, in deren Leben er herrſchend geworden, wenn auch, je nach der Lage und den Bedürfniſſen derſelben, auf verſchiedene Art, dieſe Beſtimmung erreicht und ſie, nach der Aufhebung des hierarchiſchen und feudalen Joches, der Freiheit der neuern Zeit, ohne Gefahr für ihren ſittlichen Zuſtand, entgegengeführt. Im Daſein der Völker aber, die nach dem Verſchwinden der politiſchen Verhältniſſe des Mittelalters den religiöſen derſelben Epoche treu geblieben, iſt deshalb ein tiefer Widerſpruch und ſittlicher Bruch entſtanden und ſie haben, der innern und geiſtigen Freiheit ermangelnd, ſich der äußern und weltlichen, mit Verletzung der unwandelbaren Geſetze der öffentlichen und beſondern Moral, zu bemächtigen geſucht. Unter den Franzoſen, dem lebensvollſten und mächtigſten der katholiſchen Völker, iſt dieſe Trennung und dieſer Widerſpruch zwiſchen der Religion des Mittelalters und dem modernen Staate, dem Glauben und der Moral, am gewaltigſten und zerſtörendſten hervorgetreten und hat zuletzt eine Umwälzung, wie die Revolution von 1789, hervorgebracht, in welcher die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, den Katholicismus oder die Religion der Autorität, mit den Grundſätzen der bürgerlichen Freiheit, wenigſtens

unter dieſem großen Volke, das eben der Kraft wegen, die es in ſich fühlt, nach einer vollkommenen Uebereinſtimmung aller einzelnen Theile ſeines Organismus ſtrebt, zu vereinigen, beſonders fühlbar geworden iſt. In der Tiefe des Völkerlebens wird die Geſtalt der Zukunft auf eine für die Gegenwart oft verhüllte und unergründliche Weiſe vorausgebildet, und das Schickſal der Nationen iſt, ſeinem innerſten Weſen nach, ſchon beſtimmt, ehe die Bewegungen, in denen es ſich ausſpricht, auf der Oberfläche ihres Daſeins ſichtbar werden. Im eigentlichen Mittelalter hatten die religiöſen und politiſchen Einrichtungen, aller einzelnen Reibungen und Störungen ungeachtet, ſich einander das Gleichgewicht gehalten, waren in Uebereinſtimmung zu einander geſtanden. Die Inſtitutionen der Kirche und der Lehnswelt, einander ihrem Urſprunge und Geiſte nach ſo entgegengeſetzt, hatten ſich dennoch gegenſeitig ergänzt und getragen. Ein gemeinſames Princip ward von ihnen beiden anerkannt und derſelbe Zweck, obwohl mit verſchiedenen Mitteln, verfolgt: die Unterwerfung der Individualität, bei aller Willkür im Einzelnen, in der Entſcheidung aller wichtigen Verhältniſſe, in der Geſammtführung des Lebens, unter die Herrſchaft von Grundſätzen und Einrichtungen, die keine Wahl und Prüfung erlaubten, ſondern ſich für unabhängige und unwandelbare Mächte hielten. Die Autorität war in der religiöſen und politiſchen Verfaſſung das inſtinktive Geſetz des Mittelalters, ſeine innerſte Natur, geweſen, und hieraus ein ſo großer Mangel an innerer und äußerer Freiheit und eine ſo langſame Entwickelung der europäiſchen Geſellſchaft entſtanden. Beide aber, die Kirche und die Feudalwelt, hatten eine ihnen urſprünglich fremde Macht, das Königthum, nicht von ſich abweiſen können, ja daſſelbe nach Bewandtniſs der Umſtände getragen, vertheidigt und bei vorkommenden Streitigkeiten unter ihnen ſelbſt zum Schiedsrichter genommen. Die Monarchie ſiegte, als ſie, von den Verhältniſſen begünſtigt, ſich zu einem Ausdrucke der Nationalität, zu einer Perſonifikation des Staates, erheben konnte, über die theokratiſche und feudale Ariſtokratie, und letztere verſchwand der wahren Bedeutung nach, die ſie früher gehabt. Die Kirche, ihres rechten Armes, der Feudalwelt, beraubt, konnte der vom vierzehnten Jahrhundert an ſo concentrirten Gewalt des Königthums allein nicht widerſtehen und ſank in eine dem frühern Mittelalter unbekannte Abhängigkeit von demſelben hinab. Das nationale Leben, die öffentliche Geſittung, von dem Zwange der geiſtlichen und weltlichen Territorialſouverainetät befreit, machten unter der Monarchie, die als eine allgemeine und ſelbſt durch lange Kämpfe erſt

frei und groß gewordene Macht der Freiheit günſtiger, als die Theokratie und das Lehnsſyſtem war, bis zu dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſo große Fortſchritte, daß man mit Recht den Anfang der neuen Zeit von dieſer Epoche an gerechnet hat. Eine große geiſtige Bewegung, die Reſtauration der Wiſſenſchaften und Künſte genannt, unter der Herrſchaft der geiſtlichen und feudalen Ariſtokratie unmöglich, war von dem Königthume durch die verhältnißmäßig größere Freiheit und Ordnung, die es geſchaffen, vorbereitet und auf das Lebhafteſte begünſtigt worden. Dieſe, ihrem Urſprunge nach, rein ideale Bewegung griff jedoch, da ſie aus einem allgemeinen Bedürfniſſe hervorgegangen war und wie jede große Erſcheinung nicht blos auf dem Gebiete des innern Lebens ſtehen bleiben konnte, in die allgemeine Stimmung der damaligen Welt, in die mit dieſer ſo tief verwebten Verhältniſſe der Kirche ein und bedrohte dieſe mit der Fackel, die ſie in das Dunkel ihrer Myſterien warf, in ihrer Exiſtenz zuletzt ſelbſt. Denn die Reformation war im Grunde nichts Anderes als eine Aeußerung deſſelben Geiſtes der Prüfung und Wahl, des Fortſchrittes und der Freiheit, der ſich in faſt allen andern Verhältniſſen jener Zeit zu erkennen gab, in dem Angriffe auf die römiſche Hierarchie aber ſich auf die großartigſte und folgenreichſte Weiſe offenbarte. Er wählte ſich dieſe nur deshalb zu ſeinem Gegner, weil ſie unter allen tyranniſchen Mächten jener Zeit der Befreiung der Menſchheit und ihrer geiſtigen Wiederbelebung, aus Inſtinkt und Nothwendigkeit, am meiſten zu widerſtehen geneigt war. — Die Kirche, die längſt aufgehört hatte über die Monarchie zu herrſchen, war dieſer vielmehr zu einer Stütze geworden und bot ſich ihr zu einem Werkzeuge ihrer Herrſchaft dar. Das franzöſiſche Königthum, das die Idee der Freiheit, ſo lange es derſelben im Kampfe gegen die kirchliche und feudale Ariſtokratie bedurft, begünſtigt hatte, fürchtete jetzt, daß die geiſtige Unabhängigkeit des Proteſtantismus ihr Princip in die Wirklichkeit, den weltlichen Staat, einführen werde und verband ſich deshalb mit der Kirche zu ſeiner Unterdrückung. Hieraus entſtand der lange Kampf, in welchem die Hierarchie, ihre innere Unzulänglichkeit bekundend und im Dienſte einer rein weltlichen Idee ſtehend, ihre innere Kraft und Sicherheit und den Glauben an ihre Heiligkeit verlor und der Monarchie, die einer höhern Weihe und idealen Stütze bedurfte, dieſe nicht mehr gewähren konnte. Das Königthum war, nachdem die Kirche und die Lehnswelt aufgehört hatten, auf ſich ſelbſt zu beruhen, dem Volke unmittelbar unter die Augen getreten. Es gab hier zwiſchen beiden keine vermittelnde Macht

mehr. Die Maſſe der Nation war einſt nur durch den Schutz und die Begünſtigung der Könige frei geworden. Aber von der Unterdrückung des Proteſtantismus an erklärte ſich das Königthum gegen die Freiheiten des Volkes. So wie einſt die kirchliche und feudale Ariſtokratie das Königthum, als es noch, ſo zu ſagen, in ſeiner Wiege lag, genährt, beſchützt und erhoben hatten, von dieſem aber, als es ihrer nicht mehr bedurfte und ihnen über den Kopf gewachſen war, geſtürzt wurden, ebenſo wandte ſich im achtzehnten Jahrhundert das franzöſiſche Volk gegen die Monarchie, da es ihrer Leitung entbehren zu können und in ihr ein Hinderniß ſeiner weitern Entwickelung zu erkennen glaubte. Die Geiſtlichkeit und der Adel, von dem Königthume längſt auf einen Schatten von Macht herabgebracht, konnten ihm in einem Kampfe, wo es die Maſſe der Nation gegen ſich hatte, von keiner weſentlichen Hülfe ſein. Der Widerſtand, den das Königthum der Verbreitung des Proteſtantismus in Frankreich entgegengeſetzt, die Art, wie es in ihm die geiſtige Freiheit, von der religiöſen, die überhaupt nur ſein höchſter Ausdruck iſt, unzertrennbar, verfolgt, ſein Streben, die Religion des Mittelalters, von allen übrigen Verhältniſſen jener Epoche getrennt, aufrecht zu erhalten, hat jene von uns eben berührte tiefe Trennung zwiſchen dem Glauben und der Sittenlehre, der öffentlichen und beſondern Moral hervorgebracht, die dem Leben des franzöſiſchen Volkes eine ſo tiefe Wunde geſchlagen hat. Die Freiheit, in ihrer innern Heimath unterdrückt, warf ſich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewaltſam und ausſchließend in das Gewühl der Außenwelt. Das Volk, von einer Religion gefeſſelt, an die es nicht mehr glaubte, von einer Monarchie geleitet, die, nach Unterdrückung der religiöſen Freiheit, den Drang der Nation einzig auf den Beſitz der politiſchen gewieſen, zerſtörte Kirche und Königthum, warf ſich wie ein wilder Strom auf ſeine Nachbarn, ward in deren Unterdrückung ſeinen eigenen Grundſätzen und Ueberzeugungen untreu und ſah ſich zuletzt zu einer mühſamen und unvollſtändigen Wiederherſtellung des Zerſtörten gezwungen. Dies Alles, die geſammte Geſchichte der franzöſiſchen Nation wäre eine andere geworden, hätte die Idee der religiöſen Freiheit in Frankreich im ſechszehnten Jahrhundert feſten Fuß faſſen können. Ihre Unterdrückung war von unermeßlichen Folgen und reicht mit ihren Wirkungen bis in die Gegenwart hinein, denn die elektriſche Kette, welche die verſchiedenen Epochen derſelben Nation verbindet, kann für das Auge verſchwinden, bleibt aber für den Geiſt immer fühlbar und durchzuckt von Zeit zu Zeit die entfernteſten Generationen. — Der Proteſtantismus, der in Frankreich

nie herrſchend geworden, der die Nation mehr in Bewegung geſetzt als erfüllt hat, iſt auf dieſelbe von einem allerdings nur negativen, aber dennoch ſehr großen Einfluſſe geweſen. Die formelle Herrſchaft des Katholicismus, ſeine äußere Erhaltung, nachdem ſein Geiſt längſt verſchwunden war, ſeine Verweltlichung, indem er ein politiſches Werkzeug des Königthums wurde, hat die Idee des wahren Chriſtenthums und den Einfluß der von ihm untrennbaren Sittenlehre in dieſer Nation mehr als irgendwo anders geſchwächt. Es hätte von den franzöſiſchen Königen des ſechszehnten Jahrhunderts, wenigſtens von Franz I. und Heinrich II. abgehangen, den Proteſtantismus in ihrem Reiche zu erhalten, ohne die alte Religion zu vernichten, und aus dem Wetteifer und der Ergänzung beider wäre in dem nationalen Leben eine größere innere Freiheit und tiefere Sittlichkeit als aus dem ausſchließenden Beharren an den Grundſätzen der römiſchen Hierarchie hervorgegangen. Das franzöſiſche Königthum bereitete in der Verfolgung des Proteſtantismus im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert ſeinen eigenen ſpätern Fall vor, denn nie iſt und nie wird in einem proteſtantiſchen Volke eine Umwälzung, wie die der Jahre 1792 und 1793 entſtehen, die nur unter einem von den größten innern Widerſprüchen gährenden, an einer unheilvollen Trennung des ſittlichen und intellektuellen Lebens leidenden Volke hervorbrechen konnte. Dieſe Trennung aber aufzuheben und die Lehren und Forderungen des Chriſtenthums mit der fortſchreitenden Entwickelung des menſchlichen Geiſtes in Uebereinſtimmung zu bringen, die Idee der Freiheit der Völker mit der Sittlichkeit der Individuen zu verbinden, war, wie ſchon oben bemerkt worden, die eigentliche Aufgabe des Proteſtantismus und nicht ſowohl die Hervorbringung eines beſondern Kultus, obgleich er ohne einen ſolchen der römiſchen Kirche allerdings nicht hätte widerſtehen können. Unter den Regierungen Franz' I. und Heinrich's II. beſchränkten die Anhänger der Reformation in Frankreich ihre Wünſche darauf, nicht verfolgt zu werden, ſie würden ſich mit einer gewiſſermaßen privaten Anerkennung ihrer Rechte begnügt haben. Unter Karl IX. kämpften ſie für bürgerliche und religiöſe Gleichſtellung, bis ſie in der Bartholomäusnacht eine Wunde erhielten, an der ſie ſich langſam, bis zur Eroberung von la Rochelle durch Richelieu, verbluteten. Unter Ludwig XIV. würden die franzöſiſchen Proteſtanten, wie einſt im Anfange unter Franz I., mit einer Duldung ihres Glaubens ohne ausdrückliche Anerkennung zufrieden geweſen ſein, die ihnen gleichwohl nicht nur von der Regierung, ſondern ſelbſt von ihren katholiſchen Landsleuten verſagt wurde. Durch die Revo-

lution haben zwar die Proteſtanten, als Bürger, eine vollkommene Meinungs- und Gewiſſensfreiheit, der Proteſtantismus aber als Religion in Frankreich weniger, als man glauben ſollte, gewonnen, da die Nation durch jene Umwälzung eine rein weltliche Richtung erhielt und gegen alle über die äußern Bedürfniſſe des Staates und der Geſellſchaft hinausgehenden Intereſſen gleichgültig gemacht wurde. Gleichwohl wäre ein größerer Einfluß der Grundſätze des Proteſtantismus, der innern Freiheit und Gemüthskraft wegen, die ihm einwohnt, für Frankreich das größte Glück. Auch iſt er es allein, der, im Gegenſatze zur römiſchen Kirche, die öffentliche Freiheit mit der individuellen Moral, eine hier ſchwerer als anderswo zu löſende Aufgabe, in Uebereinſtimmung zu bringen im Stande ſein würde.

Sechstes Kapitel.

Franz I. war ein oberflächlicher aber thätiger, leichtſinniger aber entſchloſſener Charakter geweſen, dem es nur an einem tiefern Urtheile und einem ausdauerndern Willen gefehlt hatte, um ein großer Mann zu ſein, der aber dennoch durch einen lebendigen und unternehmenden Geiſt und durch eine große Beweglichkeit des Verſtandes und Gefühles geglänzt hatte. Obgleich ohne umfaſſende oder hervorragende Fähigkeiten für die Regierung, hatte ihn bei deren Führung im Ganzen ein glücklicher Inſtinkt geleitet. Durch ſein auf das Große und Rühmliche gerichtetes Streben war er, ungeachtet vieler Mängel, ſeiner hohen Stellung nicht unwürdig erſchienen. Er hatte, obgleich häufig in ſeinen Planen und Entſchlüſſen wechſelnd und ſie oft ebenſo leicht aufgebend als raſch ergreifend, ſich immer eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit des Urtheiles und Willens bewahrt und war in ſeinen weſentlichen Angelegenheiten von ſeinen Umgebungen nie durchaus abhängig geworden. Heinrich II., ſein Sohn und Nachfolger, beſaß nicht nur nichts von dem glänzenden und beweglichen Geiſte des Vaters, ſondern litt an einer ungewöhnlichen Schwäche des Charakters, war von allem ſelbſtſtändigen Urtheil, von jeder eigenen und freien Bewegung des Innern entblößt. Dieſer Mangel

machte ihn während ſeiner ganzen Regierung zu einem Werkzeuge Anderer und ließ ihm von der Stellung eines Herrſchers nur den Namen und äußern Schein. Der Zufall hatte ihn an die Spitze eines großen und ſtrebenden Volkes geſtellt und ihm über daſſelbe eine unumſchränkte Gewalt verliehen, die Schwäche ſeines Charakters und die Beſchränktheit ſeines Geiſtes nöthigten ihn aber, deren Ausübung Anderen zu überlaſſen. Frankreich wurde unter ſeiner Regierung von zwei Parteien beherrſcht, die, obgleich zuweilen unter ſich uneinig und auf einander eiferſüchtig, ſich dennoch zur Verfolgung gemeinſamer Zwecke zu verbinden wußten. An der Spitze der einen ſtand der Connetable Anne de Montmorency, der ſchon unter Franz I. eine bedeutende Rolle geſpielt hatte, ſpäter in Ungnade gefallen war und die letzten Jahre der vorigen Regierung in der Zurückgezogenheit zugebracht hatte. Dieſer war ein herrſch- und habſüchtiger Charakter, der ſich, ſeiner großen Anſprüche ungeachtet, weder im Felde noch im Rathe, durch überlegene Fähigkeiten auszeichnete. Er war indeſſen ſehr thätig und entſchloſſen, Eigenſchaften, die Heinrich II. vor Allem mangelten, und wußte im Innern und Aeußern einen Plan, ein Syſtem, zu deſſen Auffaſſung und Durchführung der König ſelbſt unfähig geweſen wäre, geltend zu machen. Sein Streben war auf die Erhaltung der Abhängigkeit aller Stände der Nation von der königlichen Autorität, die Unterdrückung des Proteſtantismus in Frankreich und die Bekämpfung des Hauſes Oeſterreich gerichtet. Das Haus Montmorency, das faſt bis zur Gründung der kapetingiſchen Monarchie heraufreichte, war im ſechszehnten Jahrhundert eines der wenigen Geſchlechter, die ſich aus jener fernen Zeit her erhalten hatten. Alle Phaſen der Monarchie waren an ihm vorübergezogen. Merkwürdig iſt es zu beobachten, wie daſſelbe, durch gewiſſe äußere Umſtände, ſeinen Namen, ſeine Beſitzungen und die Gunſt der Könige getragen, in ſo vielen Jahrhunderten einige bekannte, aber keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat. Der andere hervorragende Einfluß am Hofe und in der Regierung Heinrich's II. war der der Guiſen, eines jüngern Zweiges des Hauſes Lothringen, der ſich unter Franz I. in Frankreich niedergelaſſen und ſehr bald eine große Bedeutung erworben hatte. Die Politik dieſer Familie arbeitete darauf hin, in und außer Frankreich für die Verfechter des Katholicismus zu gelten und, auf dieſen Ruf geſtützt, bei günſtigen Umſtänden ſich eines der alten Throne zu bemächtigen oder auch eine neue Herrſchaft zu gründen. Sie ſtammten durch die Frauen von einer der erloſchenen Linien des franzöſiſchen Königshauſes, den Angevingern, ab und behaupteten An-

ſprüche auf die Provence, Anjou, Maine und ſelbſt die Krone Neapel zu haben. Auch hatten ſie die Meinung verbreitet, daß das Haus Lothringen, zu dem ſie gehörten, von dem Oheime Ludwig des Ueberſeeiſchen, dem Herzoge Karl, den Hugo Kapet entthront und gefangen gehalten hatte, abſtamme und daß ihre Vorfahren demnach einſt über das Land geherrſcht hätten, in das ſie unter Franz I., als Diener und Hofleute der Valois, zurückgekommen waren, eine Behauptung, die ein Menſchenalter ſpäter von den Anhängern der Guiſen dazu benutzt wurde, dieſelben auf den Thron von Frankreich, als ein ihnen zugehöriges Erbe, ſetzen zu wollen. Wie unbegründet nun auch die Anſprüche des modernen Hauſes Lothringen auf eine direkte Abſtammung von den Karolingern ſein mochten, ſo iſt es doch keine Frage, daß die Guiſen das kräftigſte und, was Geiſt und Charakter betrifft, königlichſte Geſchlecht jener Zeit waren und durch außer ihrer Macht liegende Umſtände gehindert worden ſind, ihre kühnen Entwürfe zu vollführen. Beide Parteien, die Montmorency und die Guiſen, obgleich durch Neid und Mißtrauen häufig getrennt, waren jedoch darüber einig, ihren Einfluß durch alle Mittel zu vermehren, ſich in den Beſitz der großen Aemter zu theilen und die königliche Gewalt, ſo wie die Hülfsquellen des Landes möglichſt zu ihren beſondern Zwecken anzuwenden. Die Montmorency hatten dabei den Vortheil, daß ſie, als ein altes einheimiſches Geſchlecht, nicht die Eiferſucht der übrigen Großen erregten, während die Guiſen von dieſen häufig als Fremde und Eindringlinge angeſehen wurden. Dieſe waren dagegen, als zu einem ſouverainen Hauſe gehörig und auf zweifelhafte, aber große Traditionen ſich ſtützend, von einem viel umfaſſendern Streben als die Nachkommen Burkhard des Bärtigen, des Ahnherrn der Montmorency, erfüllt, und ihre Anſprüche beſchränkten ſich nicht auf den Beſitz der großen Staatswürden, ſondern dieſe ſollten ihnen nur als Mittel zur Erreichung eines höhern Zieles dienen. Die Montmorency übten unter der Regierung Heinrich's II. einen größern Einfluß als ihre Nebenbuhler aus, die erſt unter den folgenden Regierungen einen hinreichenden Spielraum zur Darlegung ihrer weit ausſehenden Plane fanden. Die Montmorency blieben außerdem, ihren Ehrgeiz auf die erſten Stellen im Dienſte ihrer Könige beſchränkend, dem nationalen Intereſſe treu, während die Guiſen, ſich an die Spitze der ultrakatholiſchen Partei in Frankreich ſtellend, dadurch in eine nahe Verbindung mit Rom, Spanien und dem Hauſe Oeſterreich kamen und ihre Größe überhaupt nicht ſowohl auf die Gunſt der Valois, als auf ihre Theilnahme am Kampfe für die

Vertheidigung eines allgemeinen Princips, wie der Katholicismus war, zu gründen hofften.

Heinrich II., von ſeinem Vater ſonſt ſo verſchieden, war ihm jedoch in Einer Beziehung ſehr ähnlich, nämlich in ſeinen Vorurtheilen gegen den Proteſtantismus, die in ihm, als einer viel beſchränktern Natur, noch tiefere Wurzeln geſchlagen hatten. Was ſeine Stellung zum Hauſe Oeſterreich betrifft, ſo ward er bei ſeinem Kampfe gegen daſſelbe weniger als Franz I. von Eiferſucht und Neid, als von politiſchen Motiven geleitet, die von der ganzen Nation getheilt wurden. Oeſterreich galt jetzt, wie im vorigen Jahrhundert England, für den natürlichen Feind Frankreichs, deſſen Sicherheit und Unabhängigkeit mit der Größe jener die halbe Welt beherrſchenden Dynaſtie für unvereinbar gehalten wurde.

Das Glück Karl's V., dem die Uneinigkeit der proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland ihre Beſiegung bei Mühlberg, wenige Wochen nach Franz' I. Tode, möglich gemacht, hinderte den Nachfolger dieſes Königs, ſich ſogleich beim Antritte ſeiner Regierung gegen den Kaiſer zu erklären. Heinrich, ohnedies mit dem Genuſſe ſeiner neuen Größe und der Vertheilung von Aemtern und Würden an ſeine Günſtlinge beſchäftigt, unternahm in dieſer erſten Zeit nichts öffentlich gegen den, welchen er als den Erbfeind ſeines Hauſes anſah. Indeſſen ermahnte er im Geheimen die deutſchen Proteſtanten zur Ausdauer und ließ auf ſeinen Beiſtand hoffen, ſuchte die Türken zum Bruche des mit Ferdinand, dem Bruder Karl's V., geſchloſſenen Waffenſtillſtandes zu bewegen, und rieth ihnen das Haus Oeſterreich in Ungarn anzugreifen. Sowohl auf der belgiſchen als italieniſchen Grenze, wo die Franzoſen noch immer einen Theil Piemonts beſetzt hielten, blieb für den Augenblick Alles ruhig. Der König ſuchte dem Kaiſer jedoch in Italien Verlegenheiten zu bereiten, indem er die Unzufriedenheit der Genueſer mit dem ſpaniſchen Einfluſſe nährte und, als die gegen dieſen gerichtete Verſchwörung der Fieschi verunglückt war, die flüchtigen Glieder dieſer Partei in Frankreich aufnahm und zum Theile in ſeine Dienſte zog. In ähnlicher Abſicht fachte er die Unzufriedenheit der Neapolitaner gegen den ſpaniſchen Vicekönig Peter von Toledo an, der in dieſem Lande die ſpaniſche Inquiſition einführen wollte. Einer der flüchtigen Brüder des Grafen Fieschi ſollte den Neapolitanern mit einer franzöſiſchen Flotte zu Hülfe kommen. Dieſe Plane mißlangen, aber ſie belebten eine Zeit lang die Hoffnungen der Ueberreſte der alten guelfiſchen Partei in Italien, die damals noch nicht, wie ſpäter im ſiebenzehnten Jahrhundert, an der Möglichkeit einer Wiederher-

ſtellung der italieniſchen Unabhängigkeit verzweifelte und von Frankreich gegen das ſpaniſch-öſterreichiſche Joch Hülfe und Rettung erwartete. Heinrich näherte ſich außerdem dem Papſte und den Venetianern und ſuchte ſie zu einem Bündniſſe gegen den Kaiſer zu vereinigen. Er ſtellte ihnen vor, daß ohne eine engere Verbindung der noch unabhängigen italieniſchen Staaten Karl V. bald ganz Italien in eine öſterreichiſche Provinz verwandeln würde. Venedig, das ſchon damals zu ſinken anfing und in ſeiner unbeweglichen Organiſation den größern Monarchien Europas an Kraft und Entwickelung nachſtand, war ſeit der Ligue von Cambrai zum Gefühle dieſer Schwäche gekommen und lehnte jede Einmiſchung in die allgemeinen Angelegenheiten Europas ab. Der Papſt, der die Macht Karl's V. in Italien, obgleich er ſie zum Theil im Intereſſe der Kirche brauchte, noch mehr als das Umſichgreifen der proteſtantiſchen Grundſätze fürchtete, weil jene Gefahr ihm näher lag, hatte, um den Einfluß des Kaiſers auf das Concil, das ſich in Trident, einer vom deutſchen Reiche abhängigen Stadt verſammelt, zu vermindern, daſſelbe nach Bologna zu verlegen befohlen, wobei ihm von den ſpaniſchen, neapolitaniſchen und deutſchen Biſchöfen, die faſt ſämmtlich in Trident blieben, nicht gehorcht wurde. Paul III. lag Heinrich II. an, die franzöſiſchen Prälaten nach Bologna zu ſenden, was von dieſem, der den Zwieſpalt zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer vermehren wollte, gern bewilligt wurde. Die Guiſen, die in den letzten Jahren der Regierung Franz' I., die Gunſt dieſes Königs verloren hatten, wurden von ſeinem Nachfolger mit beſonderm Vertrauen aufgenommen, und wandten dieſes ſogleich zur Vergrößerung ihres perſönlichen Einfluſſes und beſonders zur Darlegung ihres Eifers für das katholiſche Princip an, von deſſen Siege ſie ihre eigene Erhebung hofften. — Die Reformation hatte im ſchottiſchen Volke große Fortſchritte gemacht, obgleich der Katholicismus noch immer die Religion des Staates geblieben war. Jakob V., König von Schottland, hatte eine Schweſter der Guiſen geheirathet und war mit Hinterlaſſung einer Tochter, die wenige Tage vor ſeinem Tode geboren war, geſtorben (1542). Dieſe, als Erbin der Krone anerkannt, ſollte, nach einem früher entworfenen Plane, mit Eduard VI. von England verſprochen werden. Aber eine große Partei in Schottland, welche in einer ſolchen Verbindung eine Gefahr für die Unabhängigkeit ihres Landes erkennen wollte, drang auf Krieg gegen England, der aber mit einer gänzlichen Niederlage der Schotten endigte (bei Muſſelburg 1547). Maria von Lothringen, die Schweſter der Guiſen und Mutter der jungen Königin von Schottland,

die einſt unter dem Namen Maria Stuart ſo bekannt und unglücklich werden ſollte, erlangte bei der Unfähigkeit des Grafen Arran, der an der Spitze der Regentſchaft ſeit dem Tode Jakob's V. ſtand, im Lande einen vorherrſchenden Einfluß und dachte von jetzt an, um Schottland vor England ſicher zu ſtellen und zugleich die Macht ihrer Brüder, der Guiſen, in Frankreich zu vermehren, auf eine Verbindung ihrer Tochter mit dem älteſten Sohne und Erben Heinrich's II., dem Dauphin Franz, die auch wirklich ſpäter zu Stande kam. Für den Augenblick begnügte ſich Heinrich damit, einen der florentiniſchen Flüchtlinge, welche ſich vor der Tyrannei der Medici nach Frankreich gerettet, Leo Strozzi, mit einigem Kriegsvolke der katholiſchen Partei in Schottland zu Hülfe zu ſchicken. Die Guiſen fingen in Frankreich und Schottland an als die eifrigſten Verfechter des alten Glaubens genannt zu werden.

Die Eiferſucht Heinrich's II. auf die Macht Karl's V. war, wie oben bemerkt worden, durch die großen Erfolge des letztern bisher an einem offenen Ausbruche gehindert worden. Karl hatte nach ſeinem Siege bei Mühlberg Deutſchland beinahe wie eines ſeiner Erbländer zu regieren angefangen und den Fürſten und Städten kaum einen Schatten ihrer alten Freiheit gelaſſen. Er hatte die ältere Linie des ſächſiſchen Hauſes der Kurwürde entſetzt und dieſelbe auf die jüngere übertragen. Er führte den gefangenen Kurfürſten und den Landgrafen von Heſſen wie lebendige Trophäen ſeines Sieges mit ſich herum, hielt die übrigen Fürſten, wie Brandenburg, Pfalz, Würtemberg u. ſ. w. in Furcht und trieb von den Reichsſtädten unter allerlei Vorwänden große Geldſummen ein. Auf dem Reichstage in Augsburg hatte er die proteſtantiſchen Stände zur Annahme einer Art von Compromiß, das Interim genannt, gezwungen, in welchem ihnen einige unbedeutende Conceſſionen gemacht wurden, der Katholicismus im Weſentlichen aber als das herrſchende Princip anerkannt war. Dieſer Vergleich war deshalb „Interim" genannt worden, weil der in ihm angeordnete Zuſtand nur bis zur Entſcheidung des Concils von Trident beſtehen ſollte. Heinrich II., der die Proteſtanten in ſeinem Lande mit noch mehr Eifer als ſein Vater verfolgte, war jedoch entſchloſſen, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands von dem Kaiſer nicht ganz erdrücken zu laſſen, denn wäre Karl V. dort durchaus unumſchränkt geworden, wie hätte ihm das Ausland widerſtehen wollen, das ſo ſchon Mühe genug hatte, ſich ſeiner zu erwehren? Er näherte ſich ihnen zu dem Ende, beſtrafte, ohne die Geſetze gegen die Proteſtanten in Frankreich zu mildern, gleichwohl einige ſeiner Beamten, welche in der

Provence im letzten Jahre der Regierung Franz' I. die proteſtantiſche Bevölkerung eines ganzen Diſtrikts ausgerottet hatten, ſchloß mit England Friede und erneuerte mit den Schweizern, der Pflanzſchule des beſten damaligen Fußvolkes, das Bündniß ſeines Vaters. Außerdem unterhandelte er mit Solyman gegen Karl V., ſuchte dieſem Feinde in Italien zu erwecken und ſchloß endlich, zu einem entſchiedenen Bruche und zum Kriege bereit, mit Moritz von Sachſen, der den Kaiſer ſo lange getäuſcht und ihn mit den dieſem ſonſt vertrauten Waffen des Truges und der Ueberliſtung bekämpft, und den vornehmſten proteſtantiſchen Fürſten einen Vergleich ab, vermöge deſſen er ihnen zur Erreichung des gemeinſamen Zweckes, der Beſchränkung der kaiſerlichen Macht, bedeutende Subſidien zuſicherte und von ihnen die Abtretung der „welſchen Bisthümer" — Metz, Toul und Verdun, mit dem Titel eines Vikarius des Reiches und mit Vorbehalt der Rechte deſſelben, erhielt (1552). Sobald Moritz von Sachſen die Maske abgeworfen und Karl V. zur Flucht und ſeinen Bruder Ferdinand zu Unterhandlungen, aus denen der Vertrag von Paſſau hervorging, gezwungen hatte, ſetzte ſich Heinrich, nachdem er im Parlament von Paris die Gründe dieſes Krieges auseinandergeſetzt und ſeine Frau, Katharina von Medicis, während ſeiner Abweſenheit zur Regentin eingeſetzt, mit einem Heere nach Lothringen zu in Bewegung. Zu derſelben Zeit bedrohte eine türkiſche Flotte Sicilien und Malta und in Piemont griffen die Franzoſen die kaiſerlichen Statthalter ohne vorangegangene Kriegserklärung an. Während Heinrich II. den Kaiſer, das weltliche Haupt des Katholicismus in Europa, zu bekämpfen ſich anſchickte und die Proteſtanten in Deutſchland unterſtützte, hatte er dem Parlament von Paris die Verfolgung derſelben in Frankreich während ſeiner Abweſenheit an das Herz gelegt, ein Befehl, dem dieſes mit großem Eifer nachkam, denn im Norden und im Süden wurden in einer Menge von Städten eine große Anzahl Proteſtanten verbrannt. Metz, eine deutſche Reichsſtadt, obwohl franzöſiſcher Zunge, wurde durch Verrath eingenommen, die verwitwete Herzogin von Lothringen, Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes und Baſe Karl's V., vertrieben und Toul und Verdun ebenfalls, letzteres jedoch erſt auf dem Rückzuge, eingenommen. Ein Verſuch, ſich Strasburgs ebenfalls durch Verrath zu bemächtigen, wurde von den Einwohnern entdeckt und vereitelt. Heinrich, nachdem er dieſen durch die Einverleibung der drei welſchen Bisthümer mit Frankreich wichtigen Feldzug, der aber, bei der Entfernung des Feindes und dem Bunde mit einem großen Theile der deutſchen Stände, ziemlich

gefahrlos geweſen, beendigt hatte, trat, da ein weiteres Vorrücken das Mißtrauen der proteſtantiſchen Fürſten und der Schweizerkantone erregt haben würde, den Rückweg an, nachdem er vorher die Pferde ſeiner Reiterei, als ein Zeichen des Triumphes, zur Tränke an das Ufer des Rheines hatte führen laſſen (1552).

Dieſer Kriegszug Heinrich's II., der damals bei dem großen kriegeriſchen Rufe der Deutſchen für gewagt und abenteuerlich galt, und der Verluſt der welſchen Biſthümer mit Bewilligung eines Theiles der deutſchen Stände ſelbſt iſt eines der vielen für Deutſchland ſchmähligen Ereigniſſe, die durch die Selbſtſucht ſeiner Fürſten und die politiſche Zerriſſenheit der Nation herbeigeführt wurden und, mit jeder Generation ſich mehrend, den tiefſten Verfall des älteſten, zahlreichſten, edelſten und von der Natur begabteſten Volkes Europas verurſachen ſollten. Den Deutſchen des ſechszehnten Jahrhunderts, die noch nicht entartet waren, die der alten Größe und Kraft ihres Stammes noch nicht vergeſſen hatten, hätte dieſer Triumph Heinrich's II. und die Gefahr, in der Strasburg einen Augenblick lang geſchwebt, über die Mängel ihrer politiſchen Zuſtände vielleicht die Augen geöffnet, aber ihre unheilsvollen religiöſen Streitigkeiten machten ſie für jedes andere Intereſſe blind.

Mit dieſem erſten glücklichen Eroberungszuge eines Königs von Frankreich gegen Deutſchland wird die Schwäche der innern Organiſation des deutſchen Reiches offenbar, deſſen Sinken zwar ſchon längſt angefangen hatte, aber bisher vor den Augen der Welt verhüllt geblieben war. Dieſer entſcheidende Moment bietet eine natürliche Veranlaſſung dar, einen Augenblick lang bei den Urſachen und Folgen des Verfalles der früher größten und mächtigſten aller modernen Nationalitäten zu verweilen, die ohne Zweifel dazu beſtimmt iſt, nach einer innern Regeneration, die verzögert, aber nicht verhindert werden kann, ihre alte Stelle an der Spitze Europas wiedereinzunehmen.

Die Verfaſſung Deutſchlands war, wie die aller andern germaniſchen und romaniſchen Völker, unter dem Einfluſſe des Lehnsſyſtems entſtanden, hatte ſich aber nicht, wie dies faſt überall ſonſt geſchah, als der Feudalgeiſt verſchwand, in eine wahrhafte Monarchie verwandelt, ſondern war bei den mittelalterthümlichen Grundſätzen der Territorialſouverainetät zu einer Zeit ſtehen geblieben, als das Mittelalter ſelbſt ſchon untergegangen war. Der weſentlichſte Mangel des Feudalſtaates, aus dem alle ſeine übrigen Unvollkommenheiten hervorgegangen ſind, beſtand aber darin, daß er nicht auf eine nationale Grundlage, auf die Herrſchaft über von der Natur

durch Abkunft, Sprache und Sitte zu einer gewiſſen Einheit berufene Völker, ſondern auf den Beſitz des Bodens gegründet war und die fremdeſten und einander widerſtrebendſten Bevölkerungen, die derſelbe trug, auf eine rein äußere Art, durch gewiſſe allgemeine Einrichtungen zu umfaſſen ſuchte, zugleich aber unfähig, jene tiefer liegenden nationalen Unterſchiede aufzuheben, ihnen eine willkürliche unbeſtimmte Freiheit geſtattete, ſie in ihrer Trennung und Beſonderheit beſtehen ließ, woraus ein verworrener, in ſich ungewiſſer, bewegter, aber nicht fortſchreitender Zuſtand hervorging, der weder der Macht des Ganzen noch dem Glücke des Einzelnen förderlich war. Aus dieſem Princip des Feudallebens, das die politiſche Macht an den Beſitz des ſtarren Bodens und nicht an die Leitung der freien Perſönlichkeit des Menſchen, hierin von dem altgermaniſchen Staate ſo verſchieden, knüpfte, ging die Territorialſouverainetät auch da, wo ſie, wie im größten Theile Deutſchlands, keineswegs aus einer Eroberung entſtanden, hervor. Der Boden galt für das Weſentliche und die Bevölkerung gewiſſermaßen für einen natürlichen Ertrag deſſelben, an ihn durchaus gebunden, ſelbſt für etwas, in mancher Beziehung ihm Untergeordnetes. Die öffentliche Macht war nicht auf die Anerkennung, Zuſtimmung, den Willen der Menſchen überhaupt, ſondern auf den zufälligen Beſitz des Bodens gegründet und deshalb wie dieſer unwandelbar geworden. Als im Laufe der Zeit faſt überall, beſonders aber in Frankreich, aus dem in dem Lehnsſyſtem, wo der Mächtigſte für den Beſten galt und die innere geiſtige Perſönlichkeit von der äußern natürlichen ſo beherrſcht wurde, daß erſtere ſich faſt nur in der Kirche, und auch hier nur auf ſehr beſchränkte Weiſe entwickeln konnte, zum Princip erhobenen Zuſtande der Ungleichheit die oberſte Herrſchaft des erſten dieſer Territorialherren über ſeine Gleichen hervorgegangen war, fand in Deutſchland eine ihrem Weſen nach ähnliche, in ihrer Form aber ſehr verſchiedene Bewegung ſtatt. In Deutſchland ordneten die mächtigern Feudalherren die kleinern auf ihrem Boden lebenden, ungefähr in derſelben Weiſe, wie in Frankreich der König ſeine Barone, ſich unter, erhielten aber in Bezug auf den Beſitz der oberſten Stelle unter ihnen, die Kaiſerwürde, das Princip der Wahl aufrecht. Auf dieſe Art entſtand allmälig eine Verfaſſung, die während der Geiſt des Feudallebens erloſch, alle Gebrechen deſſelben mit denen der unbeſchränkten Fürſtenſchaft vereinigte, denn die Conſtitution des deutſchen Reiches bildete ſich erſt im vierzehnten Jahrhundert aus, als der wahre Charakter des Mittelalters ſchon in ſichtbarem Sinken begriffen war. Ein Oberhaupt, durch Wahl beſtimmt und in ſeinen

Rechten äußerſt beſchränkt, und ein Wahlkörper aus im Innern ihrer Gebiete zu unabhängigen Souverainen gewordenen Territorialherren war die Grundlage dieſes politiſchen Zuſtandes, der in vieler Beziehung für die verkehrteſte aller politiſchen Combinationen gelten muß und unter der es weder Einheit und Freiheit im Innern, noch Sicherheit und Kraft nach Außen geben konnte. Die meiſten der von einem Wahlreiche unzertrennlichen Uebel fanden ſich hier mit einer grenzenloſen Zerſplitterung und einer faſt ebenſo großen Willkür der Mächtigern gegen die Schwächern vereinigt, woraus zuerſt eine Abweſenheit aller öffentlichen Freiheit und zuletzt, als nothwendige Folge, eine äußerſte Schwächung alles nationalen Geiſtes entſtand. Die Maſſe der Bevölkerung, obgleich im Innern unter einem drückenden Joche gehalten, genoß dennoch nach Außen zu nicht der Sicherheit, die ſonſt der Despotismus gewährt, denn kein großes Land iſt ſo oft, wie Deutſchland, von an Macht faſt immer ſchwächern Feinden angegriffen und verheert worden. Die ſchlimmſte Folge dieſer Verfaſſung war aber nicht ſowohl ihre politiſche Schwäche, als vielmehr, daß der Widerſpruch, die Willkür und Unbeſtimmtheit, die in den öffentlichen Verhältniſſen herrſchten, ſich auf das ganze Leben der Nation übertrugen und ihm eine ſo unſichere Haltung, ein ſo unklares, unentſchiedenes Gepräge aufdrückten. Die politiſche Idee des Mittelalters, die Abhängigkeit der Regierungsgewalt von dem Beſitze des Bodens, war der herrſchende Grundſatz in dieſem Zuſtande geblieben, in deſſen übrigen Verhältniſſen gleichwohl der Geiſt des Mittelalters wie anderswo verſchwunden war. Die Nation lebte demnach gewiſſermaßen in zwei von einander ganz verſchiedenen Epochen und gehörte keiner derſelben ausſchließend an, lag in einer Art von Helldunkel, in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen, und der wie mit Träumen rang. — — Die einzelnen Theile der Bevölkerung blieben nicht unter der Leitung, ſondern, wie im Mittelalter, im Beſitze gewiſſer Geſchlechter, von denen ſie, mit einer ſehr lockern Verpflichtung gegen das Ganze, meiſt ausſchließend in einem dynaſtiſchen Intereſſe ausgebeutet wurden. Man wende hier nicht ein, daß den Grundſätzen nach das alte deutſche Reich immer als ein Ganzes betrachtet wurde; in der Wirklichkeit galt, bei einem ſo verworrenen und bunten Zuſtande, im Grunde immer nur das Recht der Stärke, wie in der Feudalwelt, weshalb auch die ſchwächern Glieder dieſer aus Souverainen und nicht aus Völkern zuſammengeſetzten Konföderation von den ſtärkern in immer größere Abhängigkeit geriethen. Dieſe Verfaſſung, ihren Grundzügen nach auf das Lehnsſyſtem gebaut,

wurde, als der Geiſt des Mittelalters verſchwand, eine hohle Form und die einzelnen größern Territorialherren machten ſich zu unumſchränkten Gebietern ihrer Vaſallen und Unterthanen. Die alten ſtändiſchen Elemente wurden entweder bei Seite geſchoben oder traten da, wo ſie ſich, dem Schein nach, erhalten hatten, der Einheit und Freiheit der Nation, dem Ziele alles Völkerlebens, noch hinderlicher als die unumſchränkte Fürſtenmacht auf.

So lange das Mittelalter in ſeiner Kraft beſtand, bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein, befand ſich der deutſche Kaiſer, wie die Geſchichte beweiſt, den Territorialfürſten gegenüber, in einer den großen Erbkönigen ähnlichen Stellung und war mächtig genug, wenigſtens in großen Momenten, das Geſchick der geſammten Nation, ohne Rückſicht auf die einzelnen dynaſtiſchen Intereſſen zu leiten und zu entſcheiden. Als er aber, mit dem Verfalle des Feudalgeiſtes und der Schwächung des Lehnsverbandes, von ſeinen Ständen, wie es in der Natur eines Wahlreiches liegt, immer abhängiger wurde, ſank er aus der Stellung eines nationalen Oberhauptes zu der des Chefs einer Konföderation größerer und kleinerer Territorialherren herab, welche die Erhebung ihrer Häuſer, die Vermehrung ihrer Macht einzig im Auge habend, ihm kaum einen Schatten ſeiner frühern Gewalt ließen. Das politiſche Princip des Mittelalters wurde von dieſer ſouverainen Ariſtokratie bewahrt, da wo es ihr günſtig war, nämlich in Bezug auf ihre Rechte und Freiheiten gegen den höher Geſtellten, und von ihr zerſtört, da wo es ſie beſchränkte, nämlich im Verhältniſſe zu ihren eigenen Unterthanen. Vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts an ſinkt Deutſchland, nach dem verfehlten Verſuche Karl's V., der kaiſerlichen Macht mehr Nachdruck zu geben, ungeachtet aller natürlichen Elemente der Größe, durch den Mangel an Einheit in einen ſolchen Zuſtand der Schwäche herab, daß es der Tummelplatz faſt aller fremden Völker wird, die ſonſt ſo tief unter ihm geſtanden, dann an ſeinen Grenzen durch Liſt und Gewalt beengt wird, und zuletzt beſiegt, zertreten, in eine Abhängigkeit geräth, von der es ſich nur mit größter Anſtrengung, zum Theil durch fremde Hülfe und von unerwarteten Umſtänden begünſtigt, befreien kann.

Aus dieſer politiſchen Zerſtückelung entſtand aber nicht nur die Minderung der äußern Macht, der Verfall der alten Suprematie des deutſchen Volkes, ſondern auch eine Schwächung ſeines Weſens als Individualität, wenigſtens in allen öffentlichen Aeußerungen, die Erſtarrung ſeiner früher ſo großen und lebendigen Regſamkeit, die Verengung und Verdüſterung ſeines ganzen Weſens. Jener in ſeiner

Verfaſſung liegende Widerſpruch zwiſchen den Formen, die dem Feudalweſen, und dem Geiſt, der der abſoluten Monarchie entlehnt war, angehörten, begann ſich in ſeinem geſammten innern Zuſtande, ja ſelbſt in den Sphären des Daſeins zu zeigen, die ſonſt mit dem politiſchen Leben einer Nation in nur lockerm und entferntem Zuſammenhange ſtehen. Die Freiheit, der ſchöpferiſche Lebenshauch, den die Natur in die Bruſt des Menſchen gepflanzt, verſchwand allmälig, wie aus den öffentlichen, ſo auch aus den beſondern Zuſtänden Deutſchlands. Sie flüchtete ſich, nachdem mit dem Aufhören der Religionskriege der Geiſt der Unabhängigkeit in der Nation vollkommen erloſchen war, in eine ideelle Welt und hörte auf, ein Bedürfniß der Wirklichkeit zu ſein. Das Unfreie, Trennende, Widerſprechende der öffentlichen Verhältniſſe trug ſich auf das Privatleben über, in welchem von jener Zeit an Sitten, Formen, Gewohnheiten entſtanden, die etwas Verkehrtes, Ungleichartiges, Kränkelndes zeigten und das Individuum zu keiner feſten Ausbildung ſeiner Perſönlichkeit, zu keinem Vollgenuß des Daſeins kommen ließen. Aber als der größte Mangel des deutſchen Lebens trat jedoch weniger die Abweſenheit der Freiheit, als die der Einheit hervor. Ein Beweis hierfür iſt, daß die Individualität unter manchen andern Völkern, die geiſtig weniger begabt und in ihrem öffentlichen Leben ebenſo unfrei als die Deutſchen waren, ſich gleichwohl feſter und klarer entwickelte, und daß die Einzelnen, vermöge der nationalen Einheit, auf die ſich ihr Daſein ſtützte, auch in ihrem beſondern Weſen, ſo zu ſagen, in vollendeterer Geſtalt auftraten. Die ideale und reale Welt erſchien nirgends in ſolchem Widerſpruche zu einander, wie unter den Deutſchen, wurde nirgends ſonſt von einer ſo tiefen Trennung aus einander gehalten. — Eine Nation bewahrt, ſo ſehr ſie auch von ihrer Regierung unterdrückt werden mag, ſo lange ſie ſich nicht zerſtückeln läßt, die Möglichkeit und Hoffnung eines beſſern Zuſtandes; befindet ſie ſich aber, wie die Hörigen des Mittelalters, unter eine Konföderation größerer und kleinerer Herren vertheilt, ſo verliert ſie allmälig mit dem Gefühle ihrer Einheit nicht nur das Bewußtſein ihrer Rechte und Freiheiten, ſondern ſelbſt das ihrer Nationalität und erkennt ſich nur in denen wieder, die ſie beſitzen. Gehört indeſſen ein ſolches Volk zu denen, für welche dieſer Zuſtand der Erniedrigung nur eine Zeit der Prüfung iſt, in welche die Natur einen unerſchöpflichen Gehalt verſenkt und die das Schickſal zur Ausführung großer Dinge beſtimmt hat, leuchtet beſonders in ſeine getrübte Gegenwart der Glanz einer ruhmvollen Vergangenheit herein, ſo kann ſeine ſchlummernde Kraft ſich an deren Reflex wie-

der entzünden, dieſer Regeneration geht aber nothwendig der Gedanke an die Wiederherſtellung ſeiner verlornen Einheit voran. — Die Geſchichte Deutſchlands vom ſechszehnten Jahrhundert an bis zum Sturze Napoleon's iſt ein Beweis für die Wahrheit dieſer angeſtellten Betrachtungen.

In dieſer Epoche der franzöſiſchen Geſchichte, die uns hier beſchäftigt, bricht zum erſten Male der Grundmangel der deutſchen Verfaſſung: das Daſein eines in ſeinen Rechten ſehr beſchränkten Wahlhauptes an der Spitze eines erblichen, im Innern ſeiner Gebiete unbeſchränkt gewordenen Standes großer Vaſallen vollkommen und allgemein fühlbar durch. Deshalb hat dieſer Eroberungszug Heinrich's **II.** eine ſo große Bedeutung gehabt. Wie hätte das an Bevölkerung und Ausdehnung geringere Frankreich gegen Deutſchland, das damals noch für den Kern und Mittelpunkt Europas galt, erobernd auftreten können, wenn es nicht, ungeachtet aller Bewegungen und Stürme auf ſeiner Oberfläche, durch ſeine politiſche Einheit auf einer feſtern und kräftigern Grundlage geſtanden wäre? Bei immer zunehmender Zerſplitterung Deutſchlands ging, wie im ſechszehnten Jahrhundert Metz, im ſiebenzehnten Straſsburg verloren, und im Anfange des neunzehnten ſtürzte endlich der hohle Bau des deutſchen Reiches, mehr in ſich als von Außen her, zuſammen. Der Verluſt eines Theiles von Lothringen war das Signal zu allem ſpätern Unglück, das von dieſer Seite her über Deutſchland kommen ſollte. Das Glück Karl's V., des letzten Kaiſers im alten Sinne des Wortes, in welchem noch etwas von dem Gefühle der Macht und Hoheit der frühern Häupter des Reiches wohnte, und der, wenn auch mit der Sorge für die Erhebung ſeines Hauſes beſchäftigt, ſelbſt bei dem tiefen Bruche, den die religiöſen Streitigkeiten in das Leben der Nation gebracht, dennoch den Gedanken der Einheit des Reiches nicht verlor, ſchien von dieſem erſten franzöſiſchen Eroberungszuge gegen Deutſchland an zu ſinken. Kaum hatte er durch den Vertrag von Paſſau freie Hand bekommen, als er ſich, obgleich von Krankheit und Alter gebeugt, an die Spitze eines großen Heeres ſtellte, um Metz, das wichtigſte der verlornen Reichslehne, wieder zu gewinnen. Aber der Herzog von Guiſe, der kühnſte und glänzendſte Kriegsmann jener Zeit, vertheidigte die Stadt mit ſolchem Erfolge, daß Karl nach langer und vergeblicher Anſtrengung und dem Verluſte eines großen Theiles ſeines Heeres umkehren mußte und Metz, das für Deutſchland bisher eine Vormauer geweſen, wie Straſsburg es heute für Frankreich iſt, für immer verloren ging. Der Kaiſer, der dieſe Belagerung gegen den

Winter zu unternommen hatte, ſcheiterte, wie bei Tunis, ebenſo ſehr an dem Widerſtande der Natur als dem der Menſchen. Sein Unternehmen war aber deshalb nicht weniger rühmlich, denn er hatte dabei keinen perſönlichen Vortheil, ſondern das Intereſſe des Reiches vor Augen gehabt, deſſen Verluſt ſeinem ſtolzen Geiſte mit Recht als eine Minderung ſeiner eigenen Ehre erſchien. Die ſpäter von den Franzoſen ſo häufig angewandte Politik, die deutſchen Stände unter ſich zu theilen, war unter Heinrich II. zum erſten Male mit Erfolg verſucht worden. Er hatte den Vertrag von Paſſau, der das Reich nach ſo langer Zerriſſenheit wieder in etwas zu beruhigen verſprach, nicht hindern können, wußte aber den Kurfürſten Albrecht von Brandenburg für ſich zu gewinnen, verſprach ihm Geld für ſeine Soldaten und ſuchte die Beruhigung Deutſchlands, ſo viel an ihm lag, zu hindern.

Der Krieg dauerte unterdeſſen in Italien mit wechſelndem Erfolge, ohne eine große Entſcheidung, fort. Der ſehr fähige und beharrliche franzöſiſche Feldherr Briſſac ward in Piemont, wahrſcheinlich aus Eiferſucht des Connetable Montmorency, dem Heinrich alle wichtigen Staatsgeſchäfte überließ, wenig unterſtützt und konnte ſich nur mit großer Mühe in ſeinen Stellungen behaupten. Die Spanier, den Italienern um ihrer Grauſamkeit und Habſucht willen auf das Aeußerſte verhaßt, verloren Siena, Corſika ward von den Franzoſen angegriffen und die Neapolitaner, die um jeden Preis das ſpaniſche Joch brechen wollten, hatten ſich an Frankreich um Hülfe gewandt. Das ſchon von Franz I. zum Schrecken und Erſtaunen der chriſtlichen Völker mit den Türken eingegangene Bündniß war unter Heinrich II. noch enger geworden. Eine franzöſiſche und eine türkiſche Flotte ward den Neapolitanern zu Hülfe geſandt, traf aber nicht zu derſelben Zeit vor dieſer Stadt ein und war außer Stande den vorgeſetzten Plan auszuführen, verheerte aber einige Zeit nachher die unter der Herrſchaft des Kaiſers ſtehenden Küſten des Mittelmeeres. Im Norden, an der niederländiſchen Grenze, ward der Krieg ohne Entſcheidung und von beiden Theilen mit noch mehr Verheerung und Grauſamkeit gegen die friedliche Bevölkerung, als Tapferkeit und Kunſt geführt. Im Ganzen aber erſchien Karl, ungeachtet der Vortheile, die ihm die Vermählung ſeines Sohnes Philipp mit Maria von England gewährte (1554), im Nachtheil. Die Kämpfe, die er in Deutſchland gegen die Proteſtanten, in Spanien und Belgien gegen die Ueberreſte der alten Freiheiten, in Italien gegen Fürſten und Völker, in Ungarn gegen die Türken geführt, verbunden mit dem vieljährigen

faſt ununterbrochenen Kriege gegen Frankreich, hatten allmälig ſeine Hülfsquellen erſchöpft und ihm eine große entſcheidende Anſtrengung unmöglich gemacht. Die zerſtreute Lage ſeiner ausgedehnten Beſitzungen, die Nothwendigkeit, ſie durch meiſt harte und habgierige Statthalter regieren zu laſſen, der religiöſe und politiſche Widerſtand, den der Proteſtantismus und die letzten Regungen des ſtändiſchen Geiſtes des Mittelalters ſeinem Streben nach einer unbeſchränkten Autokratie entgegenſetzten, hatten ihn geſchwächt und ermüdet, und Heinrich II., der über ein geſchloſſenes Volk und ein in ſich abgerundetes Reich herrſchte, eine Ueberlegenheit verliehen, die am Ende ſeiner Regierung unverkennbar hervortritt. — Fünf Feldzüge in Italien und im Norden hatten den großen Streit zwiſchen dem ſpaniſch-öſterreichiſchen und dem franzöſiſchen Intereſſe der Entſcheidung nicht näher gebracht. Die Feldherren des Kaiſers waren im Jahre 1555 gegen Briſſac unglücklich. Im Norden ward die holländiſche Flotte des Kaiſers bei Dieppe von den Franzoſen verbrannt und Ungarn von den Türken erobert. Außerdem gerieth Karl zu ſeinem Bruder Ferdinand in ein geſpanntes Verhältniß, der ſich ihm ſonſt immer blind ergeben bewieſen, jetzt ſich aber weigerte, der Nachfolge im Reiche zu Gunſten ſeines Neffen Philipp, Karl's V. Sohne, zu entſagen. Ferdinand ſuchte, da bei ſeines Bruders wankender Geſundheit die Erledigung des deutſchen Thrones nicht fern ſein konnte, die proteſtantiſchen Stände, deren Religion er in ſeinen Erbſtaaten verfolgt, zu gewinnen, und ſetzte in ſeiner Eigenſchaft als römiſcher König auf einem Reichstage in Augsburg (1555) die Gleichſtellung der beiden Religionen, auf die Baſis ihres gegenwärtigen Zuſtandes und Beſitzes geſtellt, feſt. Karl, ſchon ſeit langer Zeit von körperlichen Leiden gebeugt und der Erreichung ſeines mit ſo vielen Anſtrengungen und Opfern verfolgten Planes, ſich zum Schiedsrichter und Herrn von Europa zu machen, ferner als je, legte endlich am Ende des Jahres 1555 und im Laufe des folgenden die vielen Kronen nieder, die er lange mit Glück und immer mit Kraft und Ruhm getragen hatte.

Karl V. iſt, wenn auch keineswegs der größte Mann, doch ohne allen Vergleich der größte Fürſt ſeiner Zeit geweſen. Seit länger als dreißig Jahren war Europa gewöhnt worden, Alles von ihm entſchieden oder wenigſtens in Bewegung geſetzt zu ſehen, und es kann in dieſer Beziehung auffallen, daß ſein Verſchwinden von der Bühne der Welt keinen tiefern Eindruck hervorgebracht hat, von keinen größern Folgen begleitet geweſen iſt. — Aber Karl iſt mehr durch das, was er gewollt, und durch die Umſtände, unter denen

er gewaltet, als durch das, was er vollbracht und an und für ſich geweſen, ſo bedeutend hervorgetreten. Abgeſehen von den großen Schwierigkeiten, die ihm die zerſtreute Lage, die verſchiedenen Verfaſſungen und Bevölkerungen der ihm unterworfenen Staaten, und andere außer ſeiner Macht liegende Umſtände bereiteten, ſo lag in ſeiner eigenen Natur, ſeinem eigenen Geiſte, das vornehmſte Hinderniß, das ihn nicht an das Ziel, das er ſich vorgeſetzt, gelangen ließ. Es fehlte ihm an dem, was allein dem Menſchen einen tiefen Einfluß auf Andere verleiht, an einer mit den Bedürfniſſen und Geſinnungen ſeiner Zeit übereinſtimmenden großen Idee. Er war der Reformation, dem eigenthümlichen Produkt und Reſultat jener Epoche, entgegen, und zwar nicht aus beſonderer Anhänglichkeit an den alten Glauben, ſondern weil er in dem Princip der religiöſen Freiheit, ſobald es ſich vollkommen feſtgeſetzt, eine Gefahr für die politiſche Macht fürchtete, ein Gedanke, der in einer Zeit, wo Kirche und Staat ſo innig verbunden waren, ſich von ſelbſt aufdrängen mußte. Indem er ſich aber in einen Kampf gegen das innerſte Weſen ſeiner Zeit und deren charakteriſtiſche Richtung einließ, war ſein eigenes Geſchick entſchieden. Das Glücklichſte, was ihm in demſelben begegnen konnte, war, wie dies auch geſchah, nicht durchaus zu erliegen, an einen vollſtändigen Sieg für ihn war nicht zu denken. Bei ſeinem Plane der Errichtung einer großen allgemeinen, den ganzen Weſten und Süden Europas umfaſſenden Monarchie, wenn auch nicht durchaus in ſeinem Beſitz, aber doch unter ſeiner Leitung, war es ebenfalls der Mangel einer großen Idee, als deren Stellvertreter er ſich hätte anſehen laſſen und um die ſich die Völker wie um ein Panier hätten verſammeln können, was ihm deſſen Ausführung unmöglich machte. Die Idee der bürgerlichen Freiheit ſchlummerte damals noch im Abgrunde des menſchlichen Bewußtſeins, die der religiöſen allein war ſchon erwacht und zum Vorſchein gekommen; indem ſich Karl gegen ſie erklärte, beraubte er ſich des einzigen Mittels, ſeine politiſchen Entwürfe zu verwirklichen. Mit ihr verbunden hätte er vielleicht alle Hinderniſſe überwältigt, die Stellung Karl des Großen erreicht und der europäiſchen Geſellſchaft eine neue Geſtalt verliehen. Die Erhebung ſeines Hauſes aber, die er faſt einzig vor Augen hatte, war kein Hebel, ſtark genug, um die Welt in Bewegung zu ſetzen. Außerdem lag in dem Gemüthe dieſes Fürſten nichts Begeiſterndes, Erhebendes, mit ſich Fortreißendes. Er erregte mehr Furcht als Bewunderung, mehr Mißtrauen als Neigung, beſaß keine Freunde, keine uneigennützigen Diener. Es lag in ſeinem Weſen etwas Kaltes, Gemeſſenes, Zögerndes, das ſich

Allem, was ihn umgab, mittheilte. Es war weniger ſeine Natur als ſeine Stellung, das ſeit mehren Generationen ſo außerordentlich zunehmende Glück ſeines Hauſes, die ihn zu großen Planen fortgeriſſen hatten. Er beſaß mehr Tiefe des Charakters als des Geiſtes, einen mehr ſcharfen als umfaſſenden Blick, mehr Ausdauer als Thatkraft. Zur Vollendung eines Werkes aber, wie er ſich vorgeſetzt, der Gründung einer unbedingten politiſchen Suprematie, der Herſtellung einer religiöſen und politiſchen Einheit, der Beſiegung aller ihm feindlichen Intereſſen, hätte es eines Heros, wie Alexander oder Karl der Große geweſen, bedurft, und ſelbſt eine ſolche Kraft würde nur dann ihren Zweck erreicht haben, wenn ſie die große Idee jener Zeit, die der religiöſen Freiheit, an ſich zu feſſeln verſtanden hätte. Wenn man endlich das Reſultat eines von dem Glücke mit ſo großer Macht ausgeſtatteten Daſeins, wie das Karl's V. war, in Erwägung zieht, ſo wird man in ihm nicht eine jener Erſcheinungen erkennen, die, wie Geſtirne, die nicht untergehen, das Auge der Menſchheit für immer feſſeln. Was in ihm als wirklich groß hervortritt, iſt die lange und beharrliche Verfolgung eines über ſeine Kräfte gehenden Zieles und die Selbſtſtändigkeit, die er ſich und ſeinem Walten in einer überaus gährenden und ſchwierigen Zeit zu bewahren wußte. Wie viele der frühern deutſchen Kaiſer ausſchließlich Helden, manche andere, wie ſelbſt noch Maximilian I., im Grunde nicht viel mehr als abenteuernde Ritter geweſen, ſo iſt Karl V. als der erſte eigentliche Staatsmann und Politiker, im modernen Sinne des Wortes, wie vor ihm Ludwig XI. in Frankreich, auf dem deutſchen Throne zu betrachten. Er iſt wie der Stifter, ſo auch das Muſter der Fürſten aus dem öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſe geweſen, die ihm alle, obgleich bei mit jeder Generation ſich vermindernder Kraft, geähnelt und durch den Bund der Kirche mit der abſoluten Monarchie einen, wenn auch nicht glücklichen, aber tief eingreifenden und lange nachwirkenden Einfluß auf das Schickſal eines großen Theiles von Europa ausgeübt haben.

Karl V. hatte ſich gegen das Ende ſeiner Regierung von der Unmöglichkeit der Verwirklichung ſeiner Entwürfe überzeugt, und war der tiefen Erſchöpfung des größten Theiles ſeiner Staaten, der Unzufriedenheit, die ſich faſt überall gegen ihn regte, inne geworden, was ihn wahrſcheinlich noch mehr als ſeine körperlichen Leiden zur Niederlegung der Krone bewog. Er hatte deshalb, und um den Regierungsantritt ſeines Sohnes zu erleichtern, in der letzten Zeit mit Heinrich II. Verhandlungen zu einem Frieden oder wenigſtens

zu einem mehrjährigen Waffenſtillſtand eingeleitet, die, von ſeinem Nachfolger Philipp II. wieder aufgenommen, zu dem Vertrage von Vaucelles (einer Abtei bei Cambrai) führten (1556), durch den eine Waffenruhe von fünf Jahren, mit Freiheit des Handels und Verkehrs, Austauſch der Gefangenen und Beibehaltung des gegenwärtigen Zuſtandes der kriegführenden Mächte feſtgeſetzt wurde. Letztere Bedingung war Frankreich beſonders vortheilhaft, das außer den welſchen Bisthümern und andern Eroberungen auch in dem Beſitze des größten Theiles der ſavoyiſchen Staaten blieb. Dieſer Vertrag unterbrach jedoch kaum für ein Jahr lang den ſo lang genährten Krieg der beiden großen Mächte des ſechszehnten Jahrhunderts. Die Urſache der Erneuerung des Kampfes kam diesmal aus der Ferne und von einer Macht her, die, ihren allgemeinen Grundſätzen nach, für die Erhalterin des Friedens in der Chriſtenheit gehalten ſein wollte. Paul IV., aus dem Hauſe Caraffa, wie die meiſten ſeiner Vorgänger ſeit langer Zeit, vor Allem auf die Vergrößerung ſeiner Verwandten bedacht, hatte, von Haß gegen Deutſchland erfüllt, die Colonna, die erſte Familie des Kirchenſtaates und von jeher der kaiſerlichen Partei, und ſeitdem dieſe durch das Haus Oeſterreich repräſentirt wurde, dieſem zugethan, mit der größten Tyrannei verfolgt und ihre Beſitzungen an ſeine Neffen vergeben. Dieſe ſtanden mit den Guiſen in Verbindung, die Frankreich um jeden Preis in Kriege zu verwickeln ſuchten, durch die ſie ihre ehrgeizigen Plane und namentlich ihre Anſprüche auf Neapel verfolgen zu können hofften. Die Guiſen wußten Heinrich II. zu einer Verletzung des Waffenſtillſtandes zu bewegen. Paul IV. gab die Veranlaſſung dazu her. Dieſer Papſt hatte den ſpaniſchen Vicekönig von Neapel, Alba, verrätheriſcher Verbindungen mit den unzufriedenen Großen des Kirchenſtaates beſchuldigt und Philipp II. ſeiner Rechte auf beide Sicilien, die Lehne der Kirche ſeien, verluſtig erklärt. Alba ſchlug das päpſtliche Kriegsvolk und rückte ohne Mühe bis in die Nähe von Rom vor. Heinrich ſandte ſofort den Herzog von Guiſe mit einem Heere nach Italien, ſuchte aber gleichwohl dieſes Unternehmen nicht als eine Kriegserklärung gegen Philipp, ſondern als eine ihm gegen den Papſt obliegende Verpflichtung darzuſtellen, eine Entſchuldigung, die wie natürlich von dem Könige von Spanien nicht angenommen wurde. Der Papſt und ſeine Neffen waren jedoch außer Stande, die Verbindlichkeiten, die ſie gegen Guiſe eingegangen waren, zu erfüllen, und dieſer vollbrachte, von Mannſchaft und Geld entblößt, nichts, was ſeines großen Rufes würdig geweſen wäre. Dieſer Krieg, den der Haß des Papſtes gegen Oeſterreich und deſſen An-

hänger, ſeiner Neffen Habſucht und der Ehrgeiz der Guiſen entzündet, brach einige Monate ſpäter auf der niederländiſchen Grenze aus. Philipp II., der Gemahl der Königin Maria von England, bewog dieſe dem Könige von Frankreich, der den eben erſt geſchloſſenen Vertrag von Vaucelles mit ſo großem Leichtſinne gebrochen und den Kampf ohne hinreichende Urſache, ſelbſt ohne ihn vorher anzukündigen, begonnen, den Krieg zu erklären. Philipp hatte an die Spitze ſeines Heeres den Herzog Philibert von Savoyen geſtellt. Guiſe, der erſte franzöſiſche Feldherr, war damals noch in Italien abweſend. Die Unklugheit des Connetable Montmorency, dem Heinrich den Oberbefehl übertragen, und der Ungeſtüm der niedern Befehlshaber zog den Franzoſen bei St. Quentin eine entſchiedene Niederlage zu, in der eine Anzahl der größten Herren mit viertauſend Soldaten getödtet wurden und der Connetable mit den meiſten Generalen, faſt ſämmtlich aus den erſten Häuſern, in Gefangenſchaft gerieth. Nur der Herzog von Nevers rettete ſich mit einem Theile des Heeres. Guiſe erhielt den Befehl, Italien zu verlaſſen, um zur Vertheidigung von Frankreich ſelbſt beizutragen. Paul IV., ohne Hülfe gelaſſen und außer Stande, ſich des Herzogs von Alba zu erwehren, ward zu einem Vergleiche mit Spanien gezwungen. Der Sieg bei St. Quentin, der, beſonders nachdem dieſe Stadt mit Sturm genommen, dem Feinde den Weg nach Paris öffnete, ward von Philipp II., der ſich wahrſcheinlich der vergeblichen Einfälle ſeines Vaters in die Provence und Champagne erinnerte, nicht ſo, wie man es erwartet hatte, benutzt. Der Herzog von Guiſe, deſſen Gegenwart dieſe Niederlage vielleicht verhindert haben würde, ſchlug, um ſeinen durch die Erfolgloſigkeit des italieniſchen Feldzuges etwas geminderten Ruhm wiederherzuſtellen und den Muth der Franzoſen zu beleben, dem Könige einen Angriff auf Calais vor, das von den Engländern, obgleich ſie im Kriege mit Frankreich waren, nur nachläſſig beſetzt gehalten wurde, und führte dieſe Unternehmung mit ebenſo viel Glück als Kühnheit aus. Die Wiedereroberung dieſer Stadt, des Schlüſſels von Frankreich auf dieſer Seite, den Engländern zum Angriff, den Franzoſen zur Vertheidigung ſo wichtig, die zweihundertzehn Jahre lang im Beſitze des Erbfeindes Frankreichs geweſen, erregte unter allen Klaſſen der Nation, die noch nicht das Unglück vergeſſen, das von dieſem Punkte aus ſo oft über ihr Land gekommen, die größte Freude und erhöhte die Bewunderung für den großen Namen der Guiſen, die, ohnedies ſchon mächtig, bald durch die Vermählung ihrer Nichte, der jungen Königin Maria Stuart von Schottland, mit dem franzöſiſchen Thronerben, dem

Dauphin Franz, auf die königliche Familie und damit auf das Schickſal des Landes einen großen Einfluß auszuüben beſtimmt waren. Dieſes Haus, deſſen Gründer, ein Sohn René's **II.**, Herzogs von Lothringen, nach ſeiner Niederlaſſung in Frankreich den Titel eines Herzogs von Guiſe erhalten und ſich durch große kriegeriſche Fähigkeiten hervorgethan hatte, war ſchon durch deſſen Verbindung mit Antoinette von Bourbon der regierenden Dynaſtie näher getreten. Der Vertheidiger von Metz und Eroberer von Calais, Franz von Lothringen, war der älteſte Sohn und Erbe dieſes erſten Guiſe, deſſen Titel auf ihn gekommen war. Zwei ſeiner Brüder waren Cardinäle, mit einer Menge der erſten Bisthümer und Abteien ausgeſtattet, ein anderer Großprior von Frankreich, d. h. Chef der franzöſiſchen Zunge des Maltheſerordens und General der Galeeren. Der fünfte dieſer Guiſen, Herzog von Aumale genannt, hatte Louiſe de Brezé, eine Tochter der Herzogin von Valentinois, der Geliebten Heinrich's **II.**, die ſie aus ihrer Ehe mit dem Sire de Brezé, dem Senechal der Normandie, gehabt, geheirathet und war dadurch dem Könige werth geworden. Der jüngſte von ihnen führte den Titel eines Marquis d'Elbeuf. Durch das Haupt ihres Hauſes, das ſich durch ſo glänzenden Kriegsruhm ausgezeichnet, ſtanden die Guiſen an der Spitze des franzöſiſchen Adels, durch die beiden Cardinäle übten ſie einen bedeutenden Einfluß in Rom aus, das, wie früher der Mittelpunkt der geiſtlichen Macht, jetzt der Herd aller weltlichen Intriguen geworden war, durch die Verbindung eines der Ihrigen mit der Tochter der Freundin des Königs, die über dieſen Alles vermochte, ward ihnen am Hofe ein geheimer und unbegrenzter Einfluß eröffnet, die Zukunft ſchien ihnen durch die Vermählung ihrer Nichte mit dem Thronerben geſichert zu ſein. — Mit dieſer glänzenden Stellung nicht zufrieden, ſtrebten die Guiſen nach einer noch höhern und allgemeinern Bedeutung. Sie ſuchten ſich eine von der königlichen Gunſt und deren Wechſel unabhängige Stellung zu erwerben und an die Spitze der Anhänger des alten Glaubens in Frankreich und der an dieſen geknüpften Intereſſen zu treten, daher der brennende Eifer, den ſie in den bald ausbrechenden Religionsſtreitigkeiten für die Vertheidigung des Katholicismus an den Tag legten. Hierdurch gewannen ſie die Maſſe des Volkes für ſich, eine Stütze, die ihnen zur Erhaltung und Vermehrung ihrer Macht um ſo nothwendiger war, da ſie, ungeachtet der Gunſt des Königs, von einem Theile des hohen Adels als Fremde und Eindringlinge betrachtet wurden. Beſonders fiel ihnen, um ihrer bei jeder Gelegenheit bewieſenen Abneigung gegen den Proteſtantismus willen, ein

großer Theil des franzöſiſchen Klerus, namentlich des Mönchsſtandes, der auf die niedern Klaſſen den meiſten Einfluß ausübte, leidenſchaftlich zu. Dieſe Stellung der Guiſen in Frankreich brachte ſie bald mit dem Könige in Verbindung, der für das weltliche Haupt der katholiſchen Partei in ganz Europa betrachtet zu werden anfing. Karl V. hatte den Proteſtantismus zwar lange mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln bekämpft, aber ſein feindſeliges Verhältniß zu mehren Päpſten, ſein Streben nach einer allgemeinen politiſchen Suprematie hatten nur zu deutlich bewieſen, daß er den Katholicismus als ein Inſtrument für ſich betrachtete und die religiöſe Einheit ihm nur für die Grundlage einer politiſchen galt, an deren Spitze er ſich zu ſtellen dachte, nicht aber, daß die Vertheidigung des katholiſchen Princips ihm der höchſte Zweck ſelbſt war. In dieſe Stellung aber trat ſein Sohn Philipp II., der ſehr bald kundthat, daß er die religiöſe Freiheit, ohne Rückſicht auf ſeinen eignen Vortheil, auf das Glück ſeiner Völker, ohne allgemeine politiſche Kombinationen, überall wo ſie ſich aufthun würde, zu bekämpfen entſchloſſen wäre. Seine beſchränktere und darum härtere Natur, die in der Manifeſtation der menſchlichen Verhältniſſe nur Eine Seite zu erkennen und zu beurtheilen vermochte, ſchlug ſich mit Leidenſchaft zu der Partei des alten Glaubens und wurde von ihr, indem er ſie nicht ſowohl, wie ſein Vater, beherrſchen, ſondern ihr dienen wollte, als ihr wahrer Verfechter, an ihre Spitze geſtellt. Die äußere Lage, die je höher eine Perſönlichkeit geſtellt iſt, um ſo mehr auf dieſe einwirkt, machte Philipp die Durchführung dieſer Rolle leichter, als bei Karl V. der Fall geweſen wäre. Dieſem war als deutſchem Kaiſer, als Oberhaupte der Nation, die die Mitte von Europa bewohnte, die Alles berührte und von Allem berührt wurde, eine politiſch allgemeinere und umfaſſendere Stellung als ſeinem Sohne angewieſen geweſen. Er hatte, in den Staaten ſeiner großen Vaſallen eine nur ſehr beſchränkte Gewalt ausübend, die Fortſchritte des Proteſtantismus, den dieſe begünſtigten, nicht zu hindern vermocht. Er bekämpfte ihn, ſo lange er es vermochte, ward aber zuletzt gezwungen, ihn anzuerkennen, ſich mit ihm zu vergleichen. So lange er glücklich geweſen, hatte die Stellung eines Vertheidigers des alten Glaubens ſeinem Ehrgeize, der nach einer Alles umfaſſenden Herrſchaft ſtrebte, nicht genügt; als ſein Glück und ſeine Kraft zu ſinken begannen, ward er zu dieſer Stellung nicht für ſtark genug gehalten. Philipp II. dagegen über, einen Theil der Niederlande ausgenommen, rein katholiſche Völker herrſchend, über ſie mit einer unumſchränkten Gewalt ausgerüſtet, ſtand dem Proteſtantismus

zugleich feindlicher und ferner. Er hatte denſelben, die Niederlande abgerechnet, nicht bei ſich zu bekämpfen und konnte alle ſeine Kräfte gegen ihn vereinigen. Wäre der Plan Karl's V., ſeinem Sohne die Nachfolge auf dem deutſchen Throne zu verſchaffen, zu Stande gekommen, ſo wäre Philipp ebenfalls zu einer Anerkennung der Reformation, zu einem mehr oder weniger friedlichen Verhältniſſe zu derſelben gezwungen worden, denn es würde ihm nicht mehr als ſeinem Vater gelungen ſein, die deutſchen Stände in unbedingte Unterthanen zu verwandeln, und ohne eine abſolute politiſche Autorität, wie er ſie in ſeinen Erbſtaaten ausübte, würde auch ihm die Unterdrückung der religiöſen Freiheit in Deutſchland, ihrer Heimath und ihrem Aſyl zugleich, unmöglich geworden ſein. Philipp mochte eben ſo, wie ſein Vater, den Proteſtantismus, als aus dem Princip der Prüfung und Freiheit entſtanden, mit dem politiſchen Despotismus, der Beiden für die vollkommenſte Form der Monarchie galt, für unvereinbar halten, und ſeine Stellung als Vertheidiger des alten Glaubens verlieh ihm in demſelben natürlich eine höhere Bedeutung, als die Fürſten des Mittelalters beſeſſen; indeſſen trat er, wenn auch allerdings mit der Selbſtſtändigkeit eines großen Fürſten, doch als ein Werkzeug des Katholicismus auf, bereit demſelben alle ſeine Intereſſen und Verhältniſſe unterzuordnen. Dieſem Könige, der für das Schwert der Kirche galt und deſſen beharrlichem und thätigem Fanatismus ſie vielleicht ihre Erhaltung verdankt, neigten ſich die Guiſen im Geheimen zu, entſchloſſen in Frankreich die Rolle zu ſpielen, die er für ganz Europa übernommen hatte. Sie hatten in der erſten Zeit nach der Abdankung Karl's V. aus Ehrgeiz und Thatenluſt Heinrich II. zum Bruche des Vertrages von Vaucelles veranlaßt; ſobald ſie aber die Stellung und Richtung Philipp's II., zum Theil ſchon von ſeinem Vater vorbereitet, vornehmlich aber aus ſeinem Charakter hervorgehend, und die ſich ſehr bald erkennen ließ, begriffen hatten, ſo bezeigten ſie bei dem gegen ihn unternommenen Kampfe nur geringen Eifer und ſuchten ihm näher zu treten. Der Cardinal von Lothringen kam in Peronne mit Granvella, Biſchofe von Arras, dem Sohne des berühmten Kanzlers und vornehmſten Rathes Karl's V., deſſelben Namens, zuſammen. Beide überzeugten ſich, daß der Kampf ihrer Könige, die ſich zu gleich an Macht waren, um Einer den Andern unterwerfen zu können, ſie nur ſchwäche, und daß nichts wünſchenswerther als ihre Vereinigung ſei, die es ihnen möglich machen würde, ihre geſammte Kraft gegen den gemeinſchaftlichen Feind, die im Proteſtantismus ſich aufthuende Glaubens- und Denkfreiheit, zu wenden. Die Guiſen fanden in einer

möglichen Verbindung mit Spanien um ſo mehr ihren Vortheil, da in dieſer Zeit die Neigung eines Theiles der franzöſiſchen Großen, ihrer natürlichen Nebenbuhler und Gegner, zu den Grundſätzen der Reformation ruchbar zu werden anfing. In dieſer Politik der Guiſen iſt der Urſprung des zur Zeit der Ligue und Heinrich's III. ſo engen Bundes der katholiſchen Partei in Frankreich mit Philipp II. zu ſuchen.

Ungeachtet der Neigung der Guiſen und der bei St. Quentin in Gefangenſchaft gerathenen franzöſiſchen Großen für den Frieden, war das einmal entzündete Kriegsfeuer nicht leicht zu löſchen. Das politiſche Gewebe war in jener Zeit ſchon zu verwickelt, als daß es möglich geweſen wäre, die zerriſſenen Fäden ſogleich wieder anzuknüpfen. Die plötzlichen Uebergänge von einem Extrem zum andern, wie im Mittelalter, waren bei der berechnenden, ſubtilen und künſtlichen Stimmung der Gemüther nicht mehr gewöhnlich. Die lange Rivalität zwiſchen Karl V. und Franz I., die vielen Unfälle, welche die Franzoſen in dieſen Kämpfen erfahren, hatten ſie an den Gedanken, das Haus Oeſterreich als den natürlichen Feind ihres Landes anzuſehen, gewöhnt. Ungeachtet der Annäherung einiger der erſten Günſtlinge beider Monarchen wurde der Krieg dennoch fortgeſetzt, und der Herzog von Guiſe, der im Felde das, was ſein Bruder, der Cardinal von Lothringen, im Rathe war, und der begriff, daß er, ohne eine ſouveraine Stellung, nur durch perſönlichen Ruhm ſeinen Einfluß erhalten, ſeinen Freunden unentbehrlich, ſeinen Gegnern furchtbar werden konnte, ſtellte ſich an die Spitze eines Heeres und eroberte die feſte, Philipp II. zugehörige Stadt Thionville. An der Nordgrenze nahmen die Franzoſen, außer einigen andern Plätzen, die in jener Zeit bedeutende Handelsſtadt Dünkirchen ein. Aber der Graf von Egmont, einer von Philipp's Feldherren, ſchlug ſie bei Gravelingen (1558), wobei, wie in der Schlacht von St. Quentin, ein Theil der franzöſiſchen Heerführer gefangen wurde. In demſelben Monate landeten die Engländer in der Bretagne und verwüſteten einen Theil der Küſte, und in Piemont eroberten die Spanier mehre der von den Franzoſen beſetzten Feſtungen. Dieſe Unfälle ſtimmten Heinrich II., der ſonſt faſt ebenſo kriegsluſtig wie ſein Vater war, dem in ſeinem und ſeines Gegners Rathe gefühlten Bedürfniſſe des Friedens nachzugeben. Ein Waffenſtillſtand auf drei Monate ward verabredet, und die Abgeordneten von Frankreich, England, Spanien und Savoyen verſammelten ſich in der Abtei von Sercamp, in der Diöceſe von Cambrai, wo Frankreich auf ſeine italieniſchen Eroberungen Verzicht zu leiſten ſich für geneigt erklärte,

und um dieſer Entſagung eine möglichſt ehrenvolle Form zu geben, Iſabella, die älteſte Tochter Heinrich's II., dem Infanten Don Carlos, Philipp's Erben, und Margarethe, die Schweſter des Königs, dem Herzog Philibert von Savoyen bewilligt, und erſterer die Rechte auf Mailand und Neapel, letzterer die auf Piemont zur Mitgift verſprochen wurden. Ein endlicher Friedensſchluß ward jedoch durch die Anſprüche Englands auf die Rückgabe von Calais, die Spanien unterſtützte, und Heinrich's II. Beharren auf dem Beſitze der welſchen Bisthümer verzögert. Um dieſe Zeit ſtarb die Königin Maria von England, die Gemahlin Philipp's II. Dieſer hatte einen Augenblick lang gehofft, daß Eliſabeth den ihr bald nach dem Tode ihrer Schweſter gemachten Vorſchlag zu einer Vermählung mit ihm annehmen würde, und ihre Rechte bei den Verhandlungen, wie die ihrer Vorgängerin auf dem Throne, wahrgenommen. Sobald er ſich indeſſen, beſonders durch Eliſabeth's Eifer für den Proteſtantismus von ſeinem Irrthume überzeugt hatte, begann er ſeine Intereſſen von den ihrigen zu trennen. Unterdeſſen war der Congreß von Sercamp nach Cateau-Cambreſis verlegt worden. Hier kam im April 1559 zuerſt nur ein Friede zwiſchen England und Frankreich zu Stande, vermöge deſſen Heinrich II. Calais innerhalb acht Jahren zurückgeben oder eine große Geldſumme bezahlen ſollte. Eliſabeth hatte auf die Aufnahme dieſes Artikels in den Vertrag nur darum beſtanden, um den Verluſt von Calais vor ihrem Volke nicht als eine vollendete Thatſache einzugeſtehen, obwohl ſie wußte, daß Frankreich weder dieſe Stadt an England zurückgeben, noch die verſprochene Summe bezahlen würde. Die junge Königin von Schottland, Gemahlin des Dauphin, die als Enkeltochter der älteſten Schweſter Heinrich's VIII., auf den Rath ihrer Oheime, der Guiſen, den Titel und das Wappen von England angenommen hatte, wurde in den Vertrag zwiſchen England und Frankreich, indem ſie Eliſabeth als Königin anerkannte, eingeſchloſſen. Der Abſchluß der Unterhandlungen zwiſchen Heinrich II. und Philipp II. ward durch die Anſprüche Ferdinand's I., des Oheims Philipp's, auf die Zurückgabe der welſchen Bisthümer verzögert, die Frankreich verweigerte und die Philipp unterſtützen zu müſſen glaubte. Zum Glücke für Heinrich waren die Türken von Neuem in Ungarn eingefallen, und Ferdinand, dem mehr an der Erhaltung ſeiner Erbſtaaten als an der Größe des deutſchen Reiches lag, gab ſeine Forderungen endlich auf. Der Papſt Paul IV., Philipp's Feind, hatte von Heinrich das Verſprechen empfangen, ſeinen Neffen, den Caraffa, zu unabhängigen Beſitzungen in Italien, auf Koſten Spaniens und ſeiner Verbün-

deten, zu verhelfen. Mit dieſen ſich aber unterdeſſen entzweiend und ſie jetzt ebenſo verfolgend, wie er ſie vorher mit Gunſt überhäuft hatte, ward Heinrich demnach der Erfüllung dieſer eingegangenen Verpflichtungen von ſelbſt los. Corſika und Siena, die Frankreich zu unterſtützen verſprochen und die ihm in dem vorangegangenen Kriege wichtige Dienſte geleiſtet, wurden von ihm aufgegeben. In Bezug auf die zu Sercamp beſchloſſene Verbindung der Tochter des Königs mit dem ſpaniſchen Thronerben Don Carlos ging eine durch ihre ſpätern Folgen wichtige Veränderung vor. Philipp verlangte die Prinzeſſin Iſabella von Frankreich für ſich ſelbſt. Nach allen dieſen eingeleiteten Zugeſtändniſſen wurde der Frieden endlich von den beiden Souverainen ratificirt. Im Ganzen waren ſeine Bedingungen für Frankreich vortheilhaft, denn Calais und die welſchen Bisthümer blieben ihm. Das Aufgeben aller italieniſchen Eroberungen, mit Ausnahme des Rechts, in Turin und einigen andern piemonteſiſchen Plätzen Beſatzungen zu halten, war für Frankreich kein eigentlicher Verluſt, obgleich es von der Nation, die ſeit Karl **VIII.** in Italien ſo viel Blut und Geld verſchwendet hatte, als ein ſolcher betrachtet wurde.

Bald nach dieſem Frieden von Cateau-Cambreſis feierte Heinrich **II.** die Vermählung ſeiner zweiten Tochter mit dem regierenden Herzoge von Lothringen, was als ein neuer Sieg der Guiſen betrachtet wurde. Ebenſo wurden die Verlöbniſſe der Schweſter und älteſten Tochter des Königs mit dem Herzoge von Savoyen und dem Könige von Spanien auf das Prachtvollſte, mit allen in jener Zeit üblichen Feierlichkeiten und Vergnügungen begangen. Heinrich, der, wie mehre Könige aus dem Hauſe Valois, von einer beſondern Luſt an einer im Ganzen theatraliſchen Erneuerung der Sitten und Gebräuche der ihrem Weſen nach längſt verſchwundenen Feudalwelt belebt war, zeichnete ſich durch eine glänzende Gewandtheit in allen ritterlichen Spielen aus. Die Turniere, die vor der Erfindung des Schießpulvers eine nothwendige Uebung und ein natürlicher Zeitvertreib des Adels geweſen, waren jetzt ſelten geworden und wurden nur von den größten Herren gehalten, aber eben deshalb mit außerordentlicher Pracht ausgeführt. Heinrich, der bei einem dieſer Spiele (29. Juni 1559) in voller Rüſtung, unter den Augen des Volkes, wie ſchon mehre Tage vorher, gekämpft hatte, befahl, nachdem er in dieſem Schaugefechte mehre der Großen ſeines Hofes überwunden, dem Hauptmanne ſeiner Leibwache, Montgommery, ſich mit ihm zu meſſen. Beim Anrennen brach Montgommery's

Lanze und ein Splitter von ihr drang in das Auge des Königs, der ſogleich das Bewußtſein verlor, aber erſt zwölf Tage nachher im einundvierzigſten Lebensjahre ſtarb (10. Juli 1559).

Siebentes Kapitel.

Nächſt den Kriegen und Verträgen, durch welche die äußere Stellung Frankreichs, ſeine Macht und ſein Einfluß auf die übrigen Völker bedingt wurden, verdient in den innern Verhältniſſen, unter der Regierung Heinrich's II., das Schickſal des Proteſtantismus, ſeine Verbreitung und Verfolgung, beachtet zu werden, denn er tritt unter dieſem Könige noch bedeutender als unter ſeinem Vater hervor und bereitet die nächſtfolgende Epoche vor, wo er, zu einer mächtigen politiſchen und religiöſen Partei geworden, zur Behauptung ſeiner Rechte einen offenen Kampf unternimmt. Unter Franz I. hatte die neue Lehre in Frankreich, außer unter den Gelehrten und Denkern überhaupt, nur in einem kleinen Theile der ſtädtiſchen Bevölkerung, denn der Landmann war zu ſehr in den Händen der Prieſter und Mönche und noch zu wenig an den Gebrauch ſeiner Intelligenz gewöhnt, Fortſchritte gemacht. Die franzöſiſchen Proteſtanten dieſer erſten Zeit waren, je nach ihrer Lage und ihrem Charakter, von den Grundſätzen der Reformation verſchiedenartig berührt worden. Hatten ſie dieſelbe, von den zahlloſen Widerſprüchen, in die der alte Glaube verfallen, von dem Joche, das er ſeinen Bekennern auferlegt, von dem weltlichen Sinne der kirchlichen Macht getroffen, mit dem Verſtande begriffen und angenommen, ſo ſuchten ſie ſich der Herrſchaft der Kirche und der Befolgung ihrer Gebräuche möglichſt zu entziehen, traten aber gegen dieſelbe nicht handelnd und herausfordernd auf. War das Licht der neuen Lehre aber in Gemüther gefallen, welche dieſelbe mit dem Gefühl ergriffen, das von dem damals mehr als je, früher oder ſpäter, zu einem reinen Ceremoniendienſt gewordenen Katholicismus nicht befriedigt und von dem unter der Geiſtlichkeit herrſchenden Verderben verletzt wurde, ſo brachte der Kontraſt zwiſchen den urſprünglichen Wahrheiten des

Evangeliums und ſeiner Ausartung unter dem Einfluſſe der Hierarchie, gegen dieſe einen flammenden Haß und eine offene Empörung gegen ihre Herrſchaft hervor. Dieſe Klaſſe der Proteſtanten ſuchte nicht nur nicht der Aufmerkſamkeit der kirchlichen Behörden zu entgehen, ſondern forderte dieſelbe vielmehr heraus. Die, welche die Reformation einzig mit dem Verſtande als eine beſſere und reinere mit den moraliſchen Pflichten des Lebens und dem ſittlichen Zwecke der Geſellſchaft übereinſtimmendere Lehre aufgefaßt, fanden ſelten in ſich den Beruf, für deren Bekenntniß ihr äußeres Daſein zu wagen, und hielten ihre Grundſätze als ein theures aber gefährliches Geheimniß in ihrem Innern verſchloſſen. Unter denen aber, deren Seele ſie ſich wie eine plötzliche Offenbarung, wie eine die geſammte innere Natur umwandelnde Kraft bemächtigt, war der Drang, ſie laut zu bekennen, für ſie Alles zu wagen und zu dulden, zu einem Bedürfniß geworden. Dieſe waren, ungeachtet aller Verſchiedenheit der Zeit, den Chriſten der erſten Jahrhunderte ähnlich und ſchienen, wie dieſe, von allen andern Rückſichten befreit und einer einzigen Idee ausſchließend hingegeben, von ihr in den peinlichſten und grauſamſten Lagen, wie mit einer überirdiſchen Macht ausgerüſtet zu werden. Dieſe Klaſſe der Proteſtanten war es, gegen die unter Franz I. mit der ſeit den Zeiten der Albigenſer in der Kirche gewöhnlich gewordenen Grauſamkeit gewüthet wurde. Unter Heinrich II. gingen die franzöſiſchen Proteſtanten zwar immer noch meiſtens aus dem Theile der niedern Klaſſen hervor, bei denen die Gewohnheit der Entſagung, die Ueberwindung von Hinderniſſen, die Entfernung von der die Kraft des Gemüthes entnervenden Eitelkeit der Welt, unter gewiſſen Umſtänden und bei entſchiedenen Charakteren, eine beſondere Empfänglichkeit für die Macht ſittlicher und religiöſer Wahrheiten hervorbringt, und unter denen das Chriſtenthum ſelbſt in ſeinem Entſtehen, ſeine erſten und größten Bekenner und Vertreter gefunden hatte; indeſſen fingen unter dieſer Regierung die Grundſätze der Reformation an unter den höhern Ständen, dem Adel, ja ſelbſt unter den Großen, einen bedeutenden Anhang zu finden. Dieſe Klaſſe, bei den Genüſſen und Zerſtreuungen des Lebens, dem Einfluſſe der Ideen, den Eingebungen des Geiſtes weniger offen und ſie nur langſam und mit Zögern aufnehmend, verlieh ihnen aber, als ſie endlich von ihnen durchdrungen war, eine um ſo größere Wirkſamkeit. Auch wird unter Heinrich II. von Seiten der weltlichen Macht ein noch größeres Mißtrauen, eine noch entſchiedenere Bekämpfung der neuen Lehre als unter Franz I. ſichtbar. Heinrich und Philipp ſind ſich hierin ähnlich, daß ſie, weniger als

ihre Väter, die religiöſen Verhältniſſe den politiſchen unterordneten, ſondern ſich vielmehr unmittelbar von erſteren beſtimmen ließen. Heinrich war ſeiner beſchränkten Einſicht und ſeines ſchwachen Willens wegen durchaus von ſeinen Umgebungen abhängig. Dieſe beſtanden aber aus den entſchiedenſten Gegnern der Reformation. Die Guiſen, dann die Geliebte des Königs, die Herzogin von Valentinois, der Connetable und alle Andern trieben ihn unaufhörlich zur Verfolgung der Proteſtanten, mit denen gewöhnlich die Einziehung des Vermögens der Verurtheilten verbunden war, das dann unter die vornehmſten Hofleute und Günſtlinge vertheilt wurde. Ein Theil des pariſer Parlaments, beſonders die mit den Unterſuchungen gegen die Proteſtanten beauftragte Kammer, „chambre ardente“ genannt, weil ſie meiſt auf Feuertod erkannte, ging dem Hofe dabei zur Hand und wurde nach Maßgabe der geleiſteten Dienſte belohnt. Johann Morin, deſſen Tochter ſpäter der berühmte Kanzler l'Hopital heirathete, und der an der Spitze der Polizei ſtand, und Peter Liſet, der erſte Präſident des pariſer Parlaments, waren die berüchtigtſten Werkzeuge, deren ſich die fanatiſchen und habgierigen Umgebungen des Königs gegen die Proteſtanten bedienten. Sie ließen ſich, ſobald eine Verfolgung befohlen war, von Heinrich zuweilen die Güter der Verdächtigen oder Angeſchuldigten einer Stadt, eines Diſtrikts, ja zuweilen einer ganzen Provinz, wie dies mit Guienne (1549) der Fall war, zuerkennen, und da die Unterſuchungen in den Händen furchtſamer oder feiler Magiſtrate waren und mit Hülfe der Folter geführt wurden, ſo war es leicht, ihnen eine beliebige Ausdehnung zu geben. Mehre Prälaten hatten an dieſem Raube ebenfalls großen Theil gehabt, und dieſer Skandal machte einen ſo tiefen Eindruck, daß Heinrich (1549) die Macht der geiſtlichen Richter in ſo weit beſchränkte, daß ſie nach wie vor auf Tod und Martern, aber nicht mehr auf Geldbußen erkennen konnten. In demſelben Jahre ward allen Gerichten ausdrücklich eingeſchärft, in der Verfolgung „der Ketzer“ nicht zu erkalten. Ehe ſich der König zu dem Feldzuge in Bewegung ſetzte, in welchem er ſich der welſchen Bisthümer bemächtigte, und während er, mit dem Papſt Julius III. geſpannt, mit den deutſchen Proteſtanten im Bunde ſtand, befahl er in einer öffentlichen Sitzung des Parlaments die ſtrengſte Verfolgung der Reformirten in ſeinen Staaten, die in allen Theilen Frankreichs, in Paris, Lyon, Nimes, Toulouſe, Saumur verbrannt wurden. In einer Verordnung, zu Chateaubriand in der Bretagne erlaſſen, ſind ſechsundvierzig Artikel der Procedur bei dem Verfahren gegen die Anhänger des neuen Glaubens gewid-

met. Als eine Erſchwerung der Verfolgung erſcheint dabei, daß in Sachen der Religion nicht allein von den Erkenntniſſen der Parlamente (cours souveraines), ſondern auch von denen der Untergerichte (juges présidiaux) keine Appellation ſtattfand. Die Cenſur der Bücher, ſchon unter Franz I. angefangen, der ſogar einmal den Druck überhaupt unter Todesſtrafe verbot, eine Verordnung, die nicht zur Ausführung gebracht wurde, ward unter Heinrich II. mit äußerſter Strenge verwaltet, ſo daß ſpäteren Zeiten in dieſer Beziehung wenig mehr zu erfinden übrig blieb. Der geiſtliche und politiſche Despotismus, in frühern Zeiten getrennt, reichten ſich zu dem gemeinſamen Zwecke die Hand, die Freiheit, die ſich jetzt unter der Form der Religion ausſprach, zu vernichten. Nicht nur der Druck der Manuſcripte wurde unter die erſchwerendſte Aufſicht geſtellt, ſondern auch über die ſchon früher gedruckten Werke eine Cenſurbehörde niedergeſetzt, die über deren Verkauf oder deren Unterdrückung zu entſcheiden hatte. Auf die Einführung fremder, dem Katholicismus feindlicher Bücher ward die Todesſtrafe geſetzt. In dem Jahre darauf (1553) begann eine die frühern noch überbietende Verfolgung, und die Grauſamkeit in der Schärfung der Strafen ſchien immer mehr ſowohl den Fortſchritt aller Mittel des Despotismus, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, als die zunehmende Entäußerung alles ſittlichen Gefühles zu beweiſen. Der Fanatismus war es aber nicht allein, der die Scheiterhaufen anzündete, die Habſucht war dabei nicht minder thätig. Diesmal erhielten die Herzogin von Valentinois und ihre beiden Eidame, d'Aumale und Bouillon, die von den Spaniern gefangen genommen worden, zu ihrer Auslöſung einen bedeutenden Theil der proteſtantiſchen Confiskationen.

Das Beiſpiel dieſer Verfolgung von Seite der Regierung, die Oeffentlichkeit und Grauſamkeit der Strafen, die zu einem gewöhnlichen Schauſpiele wurden, mußten in einer Zeit, in welcher in den höhern und mittlern Klaſſen der Geſellſchaft ein großer Fortſchritt des Verſtandes und der Erkenntniß ſichtbar wurde, in der aber in der Maſſe des Volkes, bei größerer Verdorbenheit der Sitten als früher, die alte Roheit geblieben, auf dieſes vom verderblichſten Einfluß ſein. Der in jener Epoche, wo die Bevölkerung ſehr zugenommen, die Bande der Hörigkeit gelöſt waren, Handel und Gewerbe aber noch in der Kindheit lagen, zahlreiche Pöbel wurde allmälig von fanatiſchem Haſſe gegen die Proteſtanten erfüllt, von dem er bei dem erſten Erſcheinen der neuen Lehre in Frankreich keine Zeichen gegeben hatte. Die in den niedrigſten Kreiſen einer Nation,

ſelbſt in viel erleuchtetern Zeiten immer vorhandene, aber unter gewöhnlichen Umſtänden ſchlummernde Wildheit erwachte damals bei dem Anblicke der Scheiterhaufen, wie, zweihundert Jahre ſpäter in demſelben Lande, bei dem der Guillotine. Die abſurdeſten Verläumdungen und Anklagen, zum Theil denen der Heiden gegen die erſten Chriſten ähnlich, wurden unter dem Pöbel gegen die Anhänger der Reformation verbreitet, der theils aus Unwiſſenheit, theils um ſein Bedürfniß des Haſſes und der Wuth vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, denſelben begierig Glauben ſchenkte. Die Prieſter und Mönche, durch den Cultus mit dem Volke in täglicher Berührung, impften demſelben ihren Fanatismus ein, wie dies in ſpätern Zeiten von Volksrednern und Klubbiſten zu andern Zwecken, unter andern Formen, aber immer mit demſelben Erfolge geſchehen iſt. Der Pöbel trat beſonders in den großen Städten, ohne es zu wiſſen, in den Dienſt der Verfolger. Er wurde die Polizei der kirchlichen und weltlichen Autorität, beobachtete die, welche Verdacht erregten, klagte ſie an und überlieferte ſie den Behörden. In den Niederlanden, in Spanien und Italien hatte eine allgemeine Verfolgung der Reformirten ſchon früher angefangen, jetzt, nach Eduard's VI. Tode, geſchah dies auch in England, und der Proteſtantismus ſchien in Frankreich, von Deutſchland, wo er ſich der Macht des Hauſes Oeſterreich und der katholiſch gebliebenen Fürſten zu erwehren hatte, ohne Hülfe gelaſſen, rings von Feinden umgeben, ohne Rettung verloren zu ſein, wenn die Kraft der Wahrheit ſich nicht gerade in dieſen Verfolgungen bewährt und der neuen Lehre unter den Großen und Mächtigen der Nation, die den äußern Angriffen einen äußern Widerſtand entgegenzuſetzen vermochten, allmälig eine Stütze bereitet hätte.

Die Inquiſition, die in den Grundſätzen und dem Geiſte der römiſchen Hierarchie von jeher beſtanden, aber erſt ſeit dem Kriege gegen die Albigenſer eine wirkſame Inſtitution geworden, hatte ſeit dem Anfange der religiöſen Unruhen eine neue und vollendetere Geſtalt bekommen und wurde von der katholiſchen Partei als der ſtärkſte Damm gegen die Verbreitung des Proteſtantismus angeſehen. Die Päpſte, beſonders Paul IV. und ſeine Nachfolger, verſäumten nichts, um ihre Einführung überall, wo die neue Lehre nicht ſchon zur Herrſchaft gekommen, durchzuſetzen. Die geſammte katholiſche Welt ſtimmte über die Zweckmäßigkeit dieſer Anſtalt überein, aber die Uneinigkeit und Eiferſucht zwiſchen den einflußreichſten Ständen der einzelnen katholiſchen Länder ſtellte ihrer Einführung große Hinderniſſe entgegen. In Spanien, wo ſie anfangs nur gegen

die Mauren gerichtet geweſen, war ſie populair geworden und gewiſſermaßen aus den Verhältniſſen von ſelbſt entſtanden. Sie ſollte dort die Suprematie des chriſtlichen Princips, das zugleich das der Nation war, gegen die muhamedaniſchen Eroberer erhalten. In Italien und den Niederlanden hatte ſie aber den heftigſten Widerſtand gefunden. In Frankreich ſchien der Charakter der Nation ihre Zulaſſung faſt unmöglich zu machen. Paul IV. hatte ihre Einführung Heinrich II. als das einzige Mittel, die Verbreitung der Reformation zu hindern, dringend empfohlen, und dieſer, obwohl nicht ebenſo harter, aber ebenſo fanatiſcher Natur als Philipp II., ſich zur Erfüllung dieſes Wunſches bereit erklärt. Aber der König von Frankreich, obgleich in Beziehung auf Steuerauflegung, Geſetzgebung u. ſ. w. ſchon damals ein vollkommen unumſchränkter Herr, war jedoch noch immer genöthigt, auf die Geſinnungen ſeines Adels, ſeiner Prälaten und beſonders ſeines Parlaments, zumal in verwickelten und unruhigen Zuſtänden, einige Rückſicht zu nehmen, die Intereſſen und Gefühle dieſer herrſchenden Klaſſen nicht zu offenbar zu verletzen. Er konnte ſich nicht auf die Maſſe der Nation ſtützen, in der kein ſelbſtſtändiges Leben wohnte, er war, ſelbſt im ſechszehnten Jahrhundert, immer noch weniger ein König des Volkes, als der des Adels, der Geiſtlichkeit, der Magiſtratur, die allein zu ihm in einem unmittelbaren Verhältniſſe ſtanden. Das franzöſiſche Volk, deſſen Nationalgefühl ſich in dem hundertjährigen Kriege mit den Engländern von Philipp VI. bis Karl VII. entwickelt hatte, ſchien nach dieſem Kampfe, an dem es handelnd und entſcheidend Theil genommen, wieder in ſeinen frühern paſſiven Zuſtand, ſeine politiſche Nullität zurückgefallen zu ſein. Es ſchlummerte jetzt im Schatten des Königthums, wie einſt im Mittelalter in dem der Burgen und Abteien, nur dann und wann vom Kriegsgetümmel geweckt. Die Maſſe dieſer Nation war in Frankreich noch immer, mit Ausnahme der Bevölkerung einiger großen Städte, ein Körper ohne Seele, eine Seele ohne Willen, und verſchwand in den Augen der Könige hinter ihrem Hofe, dem größern und kleinern Adel, der Geiſtlichkeit und den Parlamenten, die allein, wenn auch die Krone auf keine beſtimmte und geſetzmäßige Weiſe beſchränkend, ihre überlieferten oder neuerworbenen Rechte zu begreifen und zu vertheidigen im Stande waren. Die Religions- und die mit ihnen zuſammenhängenden Bürgerkriege des ſechszehnten Jahrhunderts haben, ungeachtet des Unglücks, das ſie über das Land gebracht, die große Bedeutung gehabt, daß ſie die Maſſe dieſes Volkes, unter welcher Fahne es auch focht, zu einer Theilnahme an den öffentlichen Ver-

hältniſſen zwangen, ihm irgend eine Richtung auf etwas Allgemeines gaben, ihm einen Willen, eine Seele einflößten, es darauf aufmerkſam machten, daß die Parteihäupter ſeiner benöthigt waren, daß alle Entſcheidung zuletzt von ihm ausgehe. Die Früchte dieſes höhern Selbſtgefühls gingen übrigens erſt viel ſpäter auf, unter Heinrich II. war das Volk immer noch nicht viel mehr als der Boden, der die privilegirten Klaſſen trug, die Scene, auf der dieſe ihre Aktionen ſpielten. Es ſtand zwiſchen ihm und dem Königthume eine Ariſtokratie da, allerdings von der des Mittelalters ſehr verſchieden, aber doch immer eine ſolche, indem ſie die Nation repräſentirte, oder, da dieſe politiſch noch nicht vorhanden war, erſetzte. Der feudale Theil dieſer Ariſtokratie war den Königen durch ihren Urſprung verwandt, der parlamentariſche aus dem Volke hervorgegangen. Die Geiſtlichkeit, die im Mittelalter die Monarchie geleitet hatte, war, von Philipp dem Schönen an, durch die Parlamente, Legiſten, Beamten, überhaupt den Stand der gelehrten Laien, aus dieſer Stellung verdrängt worden und ſollte erſt wieder durch die Religionskriege zu einer vorherrſchenden Bedeutung kommen. Vom vierzehnten Jahrhundert an war der Staat vorzugsweiſe nach der von der Magiſtratur ausgehenden Geſetzgebung, unter deren Führung, oder wenigſtens nach deren Grundſätzen verwaltet worden. Dieſe parlamentariſche Ariſtokratie hatte für ihre Macht und ihren Einfluß nichts von dem Königthume zu fürchten, dem es nur dann und wann in ſeinem eigenen Intereſſe widerſtand, mit dem es ſich nur vorübergehend und um untergeordneter Intereſſen willen überwarf, auch nicht von dem Adel, der, nachdem er ſeine frühere Souverainetät verloren, ſeinem Berufe zum Kriegsdienſte treu bleibend, jetzt im Dienſte des Königs that, was er ſonſt für ſich ſelbſt vollbracht hatte, wohl aber von der Geiſtlichkeit, die für die Maſſe des Volkes, ſeit dem Anfange der kirchlichen Unruhen wiederum eine Alles überwiegende Bedeutung erhalten hatte, und die bemüht war, mit deren Hülfe ihre verlorne oder wenigſtens ſehr geſchmälerte politiſche Stellung wieder einzunehmen. Die jetzt wiederum in den Vordergrund des öffentlichen Lebens tretenden religiöſen Ideen gaben dem römiſchen Hofe Gelegenheit, unter dem Vorwande der Abwendung einer für die Throne, die Völker, die geſammte katholiſche Welt beſtehenden Gefahr ſeinen ſeit langer Zeit verminderten Einfluß auf die weltlichen Verhältniſſe wieder geltend zu machen. Das Parlament ſah mit Mißtrauen, daß Prieſter, wie die Cardinäle von Lothringen, Tournon u. ſ. w. auf den Gang der Regierung einen vorherrſchenden Einfluß gewannen, daß überhaupt die religiöſen Ideen über die

politiſchen den Sieg davonzutragen ſchienen. Aus allen dieſen Gründen war das Parlament der Einführung der Inquiſition in Frankreich entgegen, die von Neuem den Triumph der theokratiſchen Ideen und ihrer Repräſentanten, der hohen Geiſtlichkeit, herbeigeführt haben würde. Das Parlament fürchtete aus einer oberſten Reichsbehörde, aus einer zwar in vieler Beziehung mit ungewiſſen Attributen, über deren ſchwer zu beſtimmende Grenzen von Zeit zu Zeit ſich Streit erhob, im Ganzen aber die Staatsmaſchine leitenden Macht, in ein Werkzeug für die Plane der Hierarchie verwandelt zu werden. Heinrich II. hatte, wie oben bemerkt worden, den Wünſchen Paul's IV. nachgegeben und war zur Einführung der Inquiſition bereit, aber der Widerſtand, den dieſe Maßregel bei dem Parlament fand, flößte ihm Bedenken ein. Er ſchrieb unter anderm an ſeinen Geſandten in Rom: „in Betracht der Unruhen, Spaltungen und andern Uebelſtände, welche ſie (die Inquiſition) herbeiführen könnte, beſonders in einer Zeit des Krieges, ſcheint es mir, daß man auf einem andern Wege zu demſelben Ziele gelangen könne.“ Die Form und Ausdehnung der ſpaniſchen Inquiſition ward für Frankreich als unmöglich betrachtet. Das Mittel, das er dem Papſte zur Erreichung deſſelben Zweckes vorſchlug, war eine vom römiſchen Hofe ausgehende Ernennung dreier Kommiſſarien, die als Glaubensrichter über alle religiöſen Anklagen entſcheiden ſollten. An der Spitze derſelben ſollte der Cardinal von Lothringen ſtehen. Aber auch dieſe gemäßigtere Form ſtand dem Parlament nicht an, das ſich weigerte, das ſie betreffende Edikt des Königs bekannt zu machen. Dieſer Widerſtand der Magiſtratur gegen die Anſprüche der Hierarchie ging aber keineswegs aus einer Abneigung gegen das Joch, das dieſe dem Innern des Menſchen auferlegt hatte, noch aus einem Abſcheu gegen die Grauſamkeit hervor, mit der die Inquiſition die Freiheit des Gedankens verfolgte. Das Parlament war, dem daſſelbe beſeelenden Geiſte und den Ueberzeugungen der Mehrheit ſeiner Glieder nach, ein ebenſo entſchiedener Feind des Proteſtantismus wie die Inquiſition ſelbſt, und iſt dies bis in die letzten Zeiten ſeines Daſeins geblieben. Es ſtand auch in dieſer Beziehung, wie in ſo vielen andern, an der Spitze des Mittelſtandes in Frankreich, der in dieſem Lande bis zu der großen Umwälzung von 1789 der Träger des Katholicismus geweſen iſt. Das Parlament widerſetzte ſich der Einführung der Inquiſition aus einem rein politiſchen und korporativen Intereſſe. Es wollte die oberſte Leitung der innern Verhältniſſe, und unter dieſen ſtanden die religiöſen Spaltungen jetzt obenan, nicht an eine ihm fremde

Macht kommen laſſen. Weder das Gefühl für Menſchlichkeit, noch der Sinn für Gerechtigkeit hatten an dieſem Widerſtande den geringſten Antheil. — Aber der Frieden von Cateau-Cambreſis war weniger aus der Ueberzeugung, den Verheerungen des Krieges und der Erſchöpfung der Völker ein Ziel ſetzen zu müſſen, als aus dem Verlangen, alle Kräfte zur Bekämpfung des Proteſtantismus vereinigen zu können, hervorgegangen. Karl V. und Franz I. waren ebenfalls Gegner des Proteſtantismus geweſen, indeſſen hatten die politiſchen Ideen bei ihnen vorgewaltet. Noch in der letzten Zeit ſeines Lebens war Franz mit dem Plane, die Macht ſeines Gegners zu beſchränken, beſchäftigt und, die Proteſtanten im Innern Frankreichs verfolgend, jeden Augenblick ſich mit ihnen in Deutſchland zu verbinden bereit geweſen. Heinrich II. beobachtete eine Zeit lang dieſelbe Politik, aber im Fortſchritte ſeiner Regierung wird der Einfluß des rein religiöſen Princips immer ſichtbarer, und in der letzten Zeit, von dem Frieden mit Philipp an, ſcheint er vollkommen in deſſen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer unbedingten und raſtloſen Bekämpfung der religiöſen Freiheit eingegangen geweſen zu ſein. Seine letzte Regierungshandlung beweiſt, wie perſönlich und leidenſchaftlich ſein Intereſſe an der Unterdrückung des Proteſtantismus geworden war. Seine Umgebungen hatten ihn zu überzeugen gewußt, daß der Widerſtand des Parlaments gegen die Einführung der Inquiſition und der Maßregeln, die ſie erſetzen ſollten, von einigen einflußreichen, durch ihren Charakter und ihr Talent ausgezeichneten Gliedern deſſelben herrühre, die heimlich den Grundſätzen der Reformation anhingen. Dieſer Verdacht ward noch durch die in der letzten Zeit häufig hervortretende Verſchiedenheit der Erkenntniſſe bei der Verurtheilung der Proteſtanten vermehrt, übrigens durch die heimlichen Angebereien des fanatiſchen Theiles des Parlaments vermehrt. Eine der parlamentariſchen Abtheilungen, die „grand'chambre“, überlieferte die Angeklagten ohne Ausnahme dem Feuertode und wies die Appellationen der von den Untergerichten Verurtheilten faſt immer zurück, während eine andere Abtheilung, „la tournelle“ genannt, häufig mildere Strafen eintreten ließ. Wenige Wochen vor dem Turniere, an deſſen Folgen Heinrich ſterben ſollte, begab er ſich in eine der feierlichen Sitzungen des Parlaments, in welcher alle Kammern verſammelt waren, und befahl die Verhandlungen in ſeiner Gegenwart fortzuſetzen. Einige den neuen Grundſätzen anhängende Räthe klagten bei dieſer Gelegenheit das Verderbniß der Kirche und des römiſchen Hofes, ohne Rückſicht auf die wohlbekannte perſönliche Geſinnung des Königs, an und erklärten

ſich laut gegen die Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten bei der Verfolgung der Proteſtanten. Heinrich befahl auf der Stelle die Verhaftung zweier dieſer Sprecher und einige Stunden nachher mehrer Andern, von denen ſich einige durch die Flucht retteten. Der ausgezeichnetſte unter den Verhafteten war Anne Dubourg, deſſen Prozeß ſogleich vor ſeinen Kollegen eingeleitet wurde und der im Anfange der folgenden Regierung für ſeine religiöſen Ueberzeugungen den Tod erlitt.

Die innere Verwaltung Frankreichs wurde unter Heinrich II. zwar nach denſelben Grundſätzen wie unter ſeinem Vater, aber im Ganzen mit viel weniger Feſtigkeit von Seiten der Regierung und mit viel unheilbringendern Folgen für das Volk geführt. Die königliche Macht war, ihrem Weſen und der Meinung nach, die ſich die Menge von ihr machte, einige Rückſicht auf die Geſinnungen der geiſtlichen und weltlichen Großen und die Vorſtellungen des Parlaments abgerechnet, durchaus unumſchränkt geworden. Das Land galt für ein großes Lehen, deſſen Beſitzer, der König, für die Verpflichtung, daſſelbe zu vertheidigen und wo möglich zu vergrößern, mit einem unbeſchränkten Genuſſe ſeiner Hülfsquellen und Kräfte begabt gedacht wurde, ein Grundſatz, der, aus den Rechten und Gewohnheiten der Feudalwelt ſtammend, bis zur Revolution von 1789, alles Fortſchrittes der Geſittung, alles Wechſels der Verhältniſſe ungeachtet, das Fundament der alt-franzöſiſchen Monarchie blieb. Der König war für das Reich geworden, was im zehnten und elften Jahrhundert jeder in ſeinem Lehn geweſen, der oberſte Beſitzer des Bodens und alles deſſen, was er trug, mit dem allerdings großen Unterſchiede, daß er in ſeinem Lehen der einzige wirkliche Herr geworden und alles Uebrige zu ſeinen Füßen lag. Dieſer Zuſtand war in ſeiner Ausübung allerdings noch nicht das, was man ſpäter eine militairiſche und adminiſtrative Monarchie genannt hat, denn es fehlte eine vollkommen geregelte, auf allen Punkten des Landes vertheilte Verwaltung, die die Befehle des Souverains aus ſeinem Palaſt bis in die niedrigſten Hütten trug und eine überall gegenwärtige, in jedem Augenblicke bereite Heeresmacht, dieſen Befehlen Nachdruck zu geben und jede Auflehnung in ihrem erſten Keime zu erſticken. Der Adel hatte noch einige ſeiner alten Rechte, wenn auch ſehr verkümmert, erhalten und war, dem Volke gegenüber, immer ein Herrenſtand geblieben; die Kirche war, wenn auch ſehr geſunken, in der politiſchen Organiſation noch nicht ganz aufgegangen, ihr nicht durchaus untergeordnet worden. Indeſſen ward der Wille des Souverains, wenn er ſich kundgeben und ſich geltend

machen wollte, für unumſchränkt geachtet, kein Zweifel in ſein unbegrenztes Recht geſetzt und kein rechtmäßiger Widerſtand gegen daſſelbe für möglich gehalten. Dieſe unumſchränkte Gewalt that ſich aber eben dadurch, daß ihr Geiſt vorhanden, ihre Formen aber noch nicht vollkommen entwickelt waren, nur dann und wann, ſo zu ſagen, ſtoßweiſe und auf unregelmäßige und darum unvollſtändige Weiſe kund. In einem ſolchen Zuſtande, wie der Frankreichs ſeit dem Aufhören des eigentlichen Mittelalters, ſeitdem die Suprematie der königlichen Macht entſchieden worden, das Lehnsweſen aber in vielen einzelnen ſeiner Theile noch fortbeſtand, traten die Mängel dieſer beiden politiſchen Organiſationen hervor, ohne daß ſie durch die Vortheile gemildert wurden, mit denen jede von ihnen, da wo ſie rein erſcheint, dieſe Uebelſtände, wenn auch nicht aufzuheben, doch zu mildern vermag. Die Perſönlichkeit des Königs war jetzt für das Geſchick der Nation das geworden, was zur Zeit der Territorialſouverainetät die jedes Edeln für ſeine Hörigen war, eine Alles entſcheidende Macht. Da er dieſe aber in einem großen Lande und unter ſchon ſehr verwickelten Verhältniſſen nicht mehr ſo unmittelbar, wie einſt zur Zeit Ludwig des Dicken und ſelbſt noch Philipp des Schönen, geltend machen konnte, ſo vertraute er ſie, je nach Maßgabe ſeiner Einſicht und Kraft, ſeinen Günſtlingen an, die von ihm abhängiger und unabhängiger zugleich, als ſpäter die Miniſter der abſoluten Monarchie, dieſelbe weit willkürlicher anwenden konnten und in der Ausübung dieſer Parcelle der Souverainetät gewöhnlich denſelben perſönlichen Willen, wie der König in Bezug auf die Leitung des Ganzen geltend machten. Unter Franz I. waren, wie ſich von ſelbſt verſteht, alle Mängel eines ſolchen Syſtems, obgleich ungleich weniger als unter ſeinem Sohne hervorgetreten. Franz I. war ein geiſtreicher, lebendiger und ſelbſtthätiger Fürſt geweſen, der, ſeiner Fähigkeiten ſich bewußt, bei ſeinem Hange zu Zerſtreuungen und Vergnügungen allerdings einen Theil ſeiner Gewalt an ſeine Vertrauten abtrat, aber dennoch ſich ihnen nie unbedingt hingab, ſie immer bewachte, die Leitung des Ganzen nie aus den Augen verlor. Unter Heinrich II. fand aber das entſchiedenſte Gegentheil ſtatt. Ebenſo prachtliebend und wollüſtig als ſein Vater, aber zugleich beſchränkt und träge, überließ er die Regierung ſeinen Günſtlingen mit faſt unbeſchränkter Macht, ſo daß dieſe in die Ausübung ihrer Gewalt faſt dieſelbe Willkür legten, auf die von der Nation dem Könige allein ein Recht zugeſtanden wurde. Die Herrſchaft eines ſo ſchwachen, mit einer unbeſchränkten Autorität verſehenen Fürſten, wie Heinrich II., mußte für das Volk verderblich werden

und für daſſelbe ein, wenn auch erſt ſpäter aufgehendes Unheil vorbereiten. Unter Heinrich II. ward der Same zu der Anarchie geſtreut, die unter ſeinen drei Söhnen zur Reife kommen ſollte, in der ſein Stamm ſelbſt erloſch und die der letzte deſſelben durch einen gewaltſamen Tod büßte. Seine Regierung ſteht in dieſer Beziehung, ungeachtet aller Ungleichheit der Umſtände, zu der ſeiner unmittelbaren Nachfolger in demſelben Verhältniſſe, wie die Ludwig's XV. zu der ſeines Enkels.

Die allgemeine Richtung des politiſchen Lebens in Frankreich ſtrebte, ſelbſt unter dieſem ſchwachen Fürſten, nach der Hervorbringung einer durchgängigen Autokratie hin, wie ſie, hundert Jahre nach ihm, von Ludwig XIV. vollſtändig beſeſſen wurde, dieſelbe mochte nun von dem Souverain ſelbſt oder nur in ſeinem Namen ausgeübt werden. Unter Franz I. waren die Reichsſtände nie verſammelt worden, unter ſeinem Nachfolger wurden ſie es ein einziges Mal (1558), aber auf ſo kurze Zeit und auf ſo bedeutungsloſe Weiſe, daß ihre Verhandlungen faſt unbekannt geblieben, ja daß es ſcheint, daß ſie nur auf einige Tage lang zuſammengeblieben ſind. Ihre Berufung hatte nur die Bewilligung gewiſſer Subſidien zum Zweck, die der Hof ſich auf andere Weiſe gerade damals nicht zu verſchaffen wußte. Der höhere Adel war ausſchließend mit Intriguen zur Erlangung der großen Aemter und Statthalterſchaften, in denen er unter einem ſo unfähigen Fürſten wie ein Souverain waltete, beſchäftigt, der niedere Adel ſtand in dem Dienſte der Großen und befriedigte ſeinen Ehrgeiz und ſeine Thatenluſt in den unaufhörlichen und immer mehr Kräfte in Anſpruch nehmenden Kriegen. Die Magiſtratur fing von Franz I. an ſich ſichtbar zu einem eigenen Stande abzuſchließen, denn obgleich ſie fortfuhr ſich aus den fähigſten und begüterſtſten Individuen der mittlern Klaſſen zu rekrutiren, ſo blieb ein gewiſſer Kern in derſelben permanent und bereitete das vor, was man vom ſiebenzehnten Jahrhundert an die Nobleſſe de Robe nannte. Die parlamentariſchen und übrigen richterlichen Stellen wurden unter dieſer Regierung allerdings unter gewiſſen Beſchränkungen in Bezug auf den Ruf, die Kenntniſſe und die Erziehung der ſie in Anſpruch nehmenden Perſonen käuflich und dadurch im Ganzen erblich gemacht. Das Perſonal dieſer Behörden, wie ihrer Annexe, Notarien, Prokuratoren, Huiſſiers u. ſ. w. vermehrte ſich außerordentlich. Im Jahre 1552 wurden in verſchiedenen Theilen des Königreiches ſechszig Untergerichte mit ungefähr ſechshundert Richtern eingeſetzt und dieſe Stellen ſämmtlich verkauft. Ebenſo wurden eine große Menge neuer Finanzämter errichtet und

alle käuflich gemacht. Die Tribunale waren zuletzt ſo überfüllt, daß keine hinreichende Beſchäftigung für die einzelnen Richter gefunden und 1554 in den Parlamenten von Paris und Bretagne die Einrichtung getroffen wurde, daß die Richter abwechſelnd ſechs Monate ihre Stellen verſahen und ſechs Monate Ferien hatten. Dieſe übermäßige Vermehrung des Perſonals verletzte alle Intereſſen. Sie machte die Verwaltung der Juſtiz durch die Schwierigkeit der Beaufſichtigung willkürlicher, ſie vermehrte die Streitluſt der Parteien und ſchmälerte die Einnahmen der Richter, denn die Gebühren, von denen dieſe lebten, vertheilten ſich auf eine zu große Anzahl von Köpfen. Viele Familien, die ihr Vermögen in dem Ankaufe dieſer Stellen niedergelegt hatten, wurden zu Grunde gerichtet und die Juſtiz begann vom Volke als ein Gegenſtand des Handels angeſehen zu werden. Aber der Hof fuhr fort neue Aemter zu creiren, deren Verkauf für ihn eine ſichere und früher unbekannte Quelle der Einnahme wurde. In den Städten war jede Spur der ſtändiſchen Freiheit des Mittelalters verſchwunden und ſie wurden von den Civil- und Militairbeamten des Königs in allen wichtigen und allgemeinen Verhältniſſen vollkommen willkürlich regiert. Wie tief die Städte als politiſche Korporationen geſunken waren und wie ſchonungslos die königliche Macht, von ihren Günſtlingen ausgeübt, ſich gegen dieſelben geltend machen konnte, davon giebt die Geſchichte von Bordeaux, ſchon damals einer ſehr bedeutenden Stadt, ein auffallendes Beiſpiel. Die Einführung der Salzſteuer in den am Ocean gelegenen Provinzen hatte unter Franz I. in Rochelle Unruhen erregt, die von dieſem Könige großmüthig verziehen worden. Ihre rückſichtsloſe Erhebung unter Heinrich II. erregte in einigen kleinern Städten von Guienne und endlich in Bordeaux ſelbſt einen Aufſtand, bei dem der königliche Statthalter, ein Verwandter des Connetable Montmorency, umkam. Dieſer Tumult hatte ſich jedoch nur auf die niedrigſte Klaſſe der Bevölkerung beſchränkt und war von dem Parlament und der Municipalität, ſobald dies möglich geworden, unterdrückt und einige der Rädelsführer ſogleich beſtraft worden. Dies hinderte jedoch den Connetable nicht, die Stadt mit einem großentheils aus deutſchen Söldnern beſtehenden Kriegsvolke zu überziehen, einen Theil der Mauern niederzureißen und durch die Breſche, obgleich er nicht den geringſten Widerſtand fand, wie ein Triumphator einzuziehen. Die Stadt wurde des Aufruhrs und Hochverrathes für ſchuldig erklärt, verlor alle municipalen Freiheiten und die Bürger ſollten den Körper des getödteten königlichen Beamten, und zwar ohne Hülfe irgend eines Inſtruments, mit ihren

Händen aus der Erde graben und dann feierlich beſtatten. So lautete das Urtheil und es wird behauptet, daß es wörtlich vollzogen wurde. Brantome, der Froiſſard des ſechszehnten Jahrhunderts, erzählt von dieſem Montmorency, und zwar mit Wohlgefallen, als Beweiſen von Kraft und Einſicht, daß er die Feldhauptleute und Räthe Heinrich's II. bei vorkommenden Gelegenheiten mit der empörendſten Roheit behandelte, ſie z. B. Tröpfe, Eſel und Kälber nannte, was von deren Seite nicht den mindeſten Widerſtand erregte. Dieſe und andere Züge geben ein Bild jener Vereinigung des Uebermuthes eines alten Feudalherrn und Günſtlings eines unumſchränkten Fürſten, die in manchen andern Ländern noch viel greller hervorgetreten und noch viel länger als in Frankreich gedauert hat. Dieſer Hochmuth der Einen und dieſe Erniedrigung der Andern entſteht übrigens in einem unter feudalen Formen und nach den Grundſätzen des politiſchen Abſolutismus regierten Staate faſt von ſelbſt und iſt in ihm ſchwer zu vermeiden oder auszurotten.

In der Geſetzgebung, die faſt ausſchließend der Magiſtratur und ihrem Haupte, dem Kanzler von Frankreich, ſeitdem der Adel mit dem Sinken ſeiner politiſchen Größe die Ausübung dieſes wichtigen Rechtes erſt vernachläſſigt und dann verloren hatte, überlaſſen war, machte ſich der in jener ganzen Zeit ſichtbare Zwieſpalt zwiſchen den Fortſchritten der Intelligenz und denkenden Kraft im Menſchen und deren Anwendung und Herrſchaft in den wirklichen Verhältniſſen des Lebens geltend. Eine wachſende Aufklärung des Geiſtes war mit einem ſichtbaren Verfalle der Sitten verbunden. Der Fortſchritt der Theorie blieb auf die Praxis ohne Anwendung und im öffentlichen wie im beſondern Daſein war man in der Ausübung faſt überall der erkannten Wahrheit untreu. Die Juſtiz und Adminiſtration wurden, ihren Principien nach, im Ganzen unendlich beſſer als früher geregelt, bei der Anwendung dieſer Geſetze aber herrſchte die größte Willkür und Ungerechtigkeit vor. In derſelben Zeit, in der die geſammte geiſtige Entwickelung in einem großen Theile Europas mit Rieſenſchritten vorwärts ging, ſchien die individuelle moraliſche Natur des Menſchen zu ſinken. In den höhern Ständen und namentlich unter den Machthabern nahmen Selbſtſucht, Treuloſigkeit, Verrath auf eine Weiſe überhand, die ſelbſt von den verdorbenſten Epochen der Geſchichte nicht überboten wird, und dauerte, obwohl mit ſich vermindernder Stärke, bis in die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, bis zum Anfange der Regierung Ludwig's XIV. hinein, wo ſelbſt in das Verderbniß eine gewiſſe Regel gebracht und deren übergroße Auswüchſe beſchnitten wurden.

In den niedern Klaſſen zeigte ſich vor Allem ein unbändiger Hang zu großen Verbrechen, der im Mittelalter nie ſo allgemein hervorgetreten war. Gegen dieſe Angriffe auf Perſonen und Eigenthum, um ſo gefährlicher, da die Menſchen jetzt näher zuſammen lebten, in verwickeltern Verhältniſſen zu einander ſtanden und der Einzelne ſich weniger als früher ſelbſt zu ſchützen vermochte, waffneten ſich die Geſetze mit den grauſamſten Mitteln des Widerſtandes. Die ſittliche Erziehung des Volkes ſchien, der regelmäßigern Formen des modernen Regierungsſyſtems ungeachtet, verwahrloſter als unter der Herrſchaft der geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratie des Mittelalters zu ſein, wo alle Ausbrüche einer oft wild überſtrömenden Kraft von der einmüthigern und feſtern Richtung, die das ganze Daſein genommen hatte, auf die Bahn des Glaubens und Gehorſams immer wieder zurückgeführt wurden und das Böſe ſich überhaupt weniger raſch mittheilte. — Die Entartung des Volkes rief die Grauſamkeit ſeiner Machthaber hervor und die abſchreckendſten und ſchaudervollſten Strafen wurden ein ſo häufiges Schauſpiel, daß die Maſſe durch dieſelben mehr abgeſtumpft als abgeſchreckt wurde. Ein Hang zu despotiſcher Strenge, aus der Verachtung gegen die menſchliche Natur überhaupt hervorgegangen, und wo die Strafen zu den Vergehungen in keinem Verhältniſſe ſtehen, ward damals in den Geſetzgebungen faſt aller Länder ſichtbar. Unter Franz I. ward die Strafe des langſamen Räderns auf den Straßenraub geſetzt, der Feuertod wurde gegen die Proteſtanten mit allen möglichen, die Qual verlängernden und verſchärfenden Mitteln angewandt. Karl V. befahl in der letzten Zeit ſeiner Regierung in den Niederlanden die der Annahme der Reformation überführten Frauen lebendig zu begraben. Unter Heinrich II. wurden die Falſchmünzer in ſiedendem Waſſer zu Tode gebracht. In rohern Zeiten würde eine ſolche Geſetzgebung nicht befremden, in der Epoche der Reſtauration der Künſte und Wiſſenſchaften zur Anwendung gebracht, kann ſie als einer der vielen Beweiſe, welche die Geſchichte liefert, dienen, wie wenig ein rein geiſtiger Fortſchritt die geſellſchaftlichen Zuſtände zu verbeſſern hinreicht, wie wenig derſelbe, wenn er iſolirt hervortritt, die geſammte menſchliche Natur zu veredeln im Stande iſt. — Die Verbrechen häuften ſich dermaßen und wurden ſo gefährlich, daß ihre ſchnelle Beſtrafung die erſte Pflicht der Regierungen ſchien, ſollte die Gerechtigkeit dabei auch noch ſo ſehr verletzt werden. Ein Polizeigericht, die Prevots der Connetables und Marſchälle von Frankreich und ihre Beiſitzer oder Stellvertreter, die früher nur über geringe Vergehungen zu entſcheiden gehabt, erhielten 1550 unter dem

Kanzler Olivier das Recht, die eines Verbrechens Verdächtigen zu foltern, zu verurtheilen und hinrichten zu laſſen, ohne daß dieſe an eine höhere Inſtanz appelliren konnten, unter der einzigen Beſchränkung, bei ihrem Verfahren ſieben notable Perſonen ihres Bezirkes hinzuzuziehen. Mit welcher an Wahnſinn grenzenden Härte die Juſtiz damals in vielen Fällen verfuhr, kann aus einer in den erſten Wochen der Regierung Heinrich's II. von demſelben Kanzler erlaſſenen Verordnung gegen die Garköche in Paris erſehen werden. Dieſe hatten bisher die Gewohnheit gehabt, den Landleuten, die aus der Umgegend ihr Geflügel in die Stadt zum Verkaufe bringen wollten, auf ihrem Wege entgegenzugehen, um es für einen wohlfeilen Preis zu erhandeln. Es ward ihnen dies verboten und ſie im erſten Betretungsfalle mit Auspeitſchung an den Straßenecken, im Wiederholungsfalle mit dem Tode bedroht. Auf das heimliche Tragen von Waffen, verhehlte Schwangerſchaft unverheiratheter Frauen, unnatürliche Wolluſt, Gotteslästerung u. ſ. w. wurden die grauſamſten Strafen geſetzt, wärend dieſe Vergehungen, wie die Annalen jener Zeit melden, in fortwährendem Steigen begriffen waren. Die feudalen und theokratiſchen Inſtitutionen des Mittelalters waren zum Theil verſchwunden, ohne daß die vorhandenen Lücken durch eine rationellere Organiſation der Geſellſchaft ausgefüllt worden wären. Der moraliſche Einfluß der Geiſtlichkeit auf das Volk war durch ihre eigene Schuld geſunken, und der Staat that nichts für die Erziehung der Maſſen, die ſeit der Auflöſung des Lehnsſyſtems freier geworden und, in größern Mittelpunkten zuſammengedrängt, in eine immer größere Sitten- und Zügelloſigkeit verfielen, bei der ihnen das Beiſpiel der höhern Klaſſen voranleuchtete. Zwei charakteriſtiſche Kennzeichen der ſittlichen Entartung treten im ſechszehnten Jahrhundert hervor: die Kriege werden mit größerer Wildheit als je geführt und die Anwendung der grauſamen Todesſtrafen wird immer häufiger.

Ungeachtet der moraliſchen Entartung, die ſich in allen Ständen zeigte, ſchritt die intellektuelle Entwickelung, allerdings nur in den höhern Klaſſen thätig, auf dem im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts betretenen Wege fort. Der Geſchmack an den Künſten, an der Anmuth der Form, an einem das Leben verſchönernden Scheine ward außer Italien in keinem andern Lande mehr als in Frankreich gepflegt. Das Bewußtſein der Nation über das, was ſie berührte und in ihr vorging, war ebenfalls im Steigen und machte ſich in der Art geltend, wie die Begebenheiten jener Zeit auf lebhafte und empfängliche Geiſter gewirkt haben und von ge-

ſchickten Händen für die Nachwelt erhalten worden ſind. Es hatte ſich unter den Franzoſen, wie unter allen Völkern lateiniſchen Urſprunges, und zuerſt unter ihnen, da ſie früh zu einer größern Einheit und damit zu einem lebhaftern Gefühle ihrer Nationalität gelangten, ein von den Römern her ererbter, in Blut und Sprache übergegangener Trieb nach Darſtellung und Beurtheilung der öffentlichen, die Welt bewegenden Begebenheiten geregt, der aber, bei der langſamen Entwickelung der Sprache und der Abweſenheit einer umfaſſenden und allgemeinen Civiliſation, die das Individuum von ſelbſt auf einen höhern und freiern Standpunkt ſtellt, ſich nicht zur Hervorbringung eigentlich hiſtoriſcher Werke erheben konnte, ſondern aus dem weiten Gebiete der Geſchichte einen Theil der Gegenwart, oft nur das unmittelbar ſelbſt Gethane oder Erlebte heraushob und dieſer Darſtellung einen perſönlichen, beſchränkten, aber oft um ſo eigenthümlichern und lebendigern Charakter aufdrückte. Auf dieſe Art entſtand eine Literatur, die der ſogenannten Memoiren oder Denkwürdigkeiten, die allmälig mit ihrer Menge zugleich an Gehalt verloren hat, deren frühere Hervorbringungen aber für einen koſtbaren Schatz der franzöſiſchen Schriftwelt zu halten ſind. Im dreizehnten Jahrhundert waren es Villehardouin und Joinville geweſen, welche die Eroberung Konſtantinopels und den Kreuzzug Ludwig des Heiligen beſchrieben hatten. Im vierzehnten Jahrhundert ſchilderte Froiſſart das Leben der engliſchen und franzöſiſchen Höfe und Burgen; im funfzehnten Jahrhundert gab Commines in ſeinen politiſchen Denkwürdigkeiten einen Spiegel ſeiner Zeit. Im ſechszehnten Jahrhundert ſind es Brantome und Montaigne geweſen, welche theils die Ereigniſſe, theils die Gefühle ihrer Zeit- und Landesgenoſſen auf eine naive und originelle Weiſe ausgeſprochen haben. Letzterer hat einen viel höhern und freiern Standpunkt als ſeine Vorgänger eingenommen, dieſen ſchließen ſich aber die Darſteller des Feldzuges Heinrich's **II.** an dem Rhein, Vincent Carloix und Franz Rabutin, und für die Thaten der Franzoſen in Italien Blaiſe de Montluc und Villars an, die ſelbſt handelnd und ſchauend ihren Werken einen überaus warmen und lebendigen Hauch einzuflößen gewußt haben. Ungeachtet der despotiſchen Autorität, mit der das Königthum ſchon damals in Frankreich bewaffnet war und die ſo weit ging, daß Heinrich **II.**, ſich als den oberſten Eigenthümer alles in ſeinem Lande vorhandenen Reichthumes betrachtend, 1553 eine Verordnung bekannt machte, durch welche den Notarien verboten wurde, eine Schuldverſchreibung zu vollziehen, bevor das zu leihende Kapital ihm nicht vorher ſelbſt für einen Zinsfuß, den er beſtimmte,

angeboten ſei, ſchrieb Stephan de la Boétie ſeinen einen republikaniſchen Geiſt athmenden Traktat: „le Contr'un ou de la servitude volontaire“, der für die Einleitung des Contrat social zu halten iſt, und in Rabelais und Montaigne trat zum erſten Male in der modernen Literatur ein Scepticismus auf, der von Voltaire populairer und vielſeitiger, aber nicht ſcharfſinniger und geiſtreicher, fortgeſetzt worden iſt.

Dieſe Bewegung in den Geiſtern, die das ſechszehnte Jahrhundert zu einer ſo außerordentlichen Epoche macht, die Fortſchritte in Literatur und Kunſt hatten aber weder den Verfall der Moral aufgehalten, noch die immer fühlbarer werdende Laſt des Despotismus gemildert. Es hatte ſich ſeit dem Untergange der Feudalwelt zwiſchen dem innern und äußern Leben eine vorher nie in ſolchem Maße beſtandene Trennung gebildet, denn das allgemeine Band früherer Zeiten, ein lebendiger, das ganze Weſen der Individuen gleichmäßig umfaſſender Glaube, war zerriſſen und der Einfluß einer neuen, nicht von einer überſinnlichen Autorität verliehenen, ſondern aus der Vernunft und Freiheit ſich langſam und mühevoll entwickelnden Geſittung war noch im Entſtehen begriffen und den niedern Klaſſen großentheils unzugänglich geblieben, gleichwohl iſt es der Zuſtand der Maſſen, der zuletzt den ſittlichen Standpunkt einer Nation bezeichnet. Aber nicht nur im Volke, ſondern auch in den höhern Regionen des Lebens, den Bewegungen der Civiliſation zugänglich und mit ihnen zum Theil eng verbunden, war dieſe Trennung des Daſeins, der Fortſchritt der Intelligenz und der Verfall der Moral ſichtbar und mußte, da dieſer Widerſpruch gefühlt und ſelbſt begriffen wurde, da mit Wahl und Freiheit das Böſe dem Guten vorgezogen wurde, eine viel größere Entartung als im Volke hervorbringen. Im Mittelalter war, neben dem mönchiſchen Geiſte der Entſagung und Peinigung, eine gährende auflodernde Sinnlichkeit erſchienen, die um ſo heftiger entbrannte, je ſchwerer es ihr ward, die ihr von dem chriſtlichen Ascetismus geſtellten Schranken zu durchbrechen. Die ascetiſchen Grundſätze ſiegten aber immer wieder, den Vergehungen aller Art folgten Reue und Buße, und der überſchwellende Strom trat wieder in ſein Bette zurück, denn der Glaube, der dieſes gegraben, verbarg in ſeiner Tiefe einen Magnet, dem auf die Länge nichts widerſtand. Die allgemeine Ordnung der Geſellſchaft war einfacher Natur und darum leicht zu erhalten geweſen. Eine Kirche, die über das innere, ein Adel, der über das äußere Leben herrſchte, ein Volk, das ein leidendes, nicht aus ſich ſelbſt beſtimmtes unfreies Daſein führte; in einem ſolchen Zu=

ſtande konnten große Verbrechen und Unthaten ſich für einen Augenblick ſtraflos geltend machen, aber keine allgemeine Entartung ſich verbreiten, denn die theokratiſchen und feudalen Inſtitutionen, ſo viel Bewegung ſie auch innerhalb gewiſſer Schranken zuließen, erlaubten doch nicht, dieſe ſelbſt zu überſpringen. Als aber, dem natürlichen Inſtinkte eines rohen aber kräftigen, unwiſſenden aber empfänglichen Geſchlechts gemäß, in dieſem ſtarren Leben der Trieb nach Freiheit erwachte, ward ein großer Theil jener Schranken niedergeriſſen. Die von der Kirche errichteten ſanken zuerſt, und die Feudalwelt, die mit dieſer ſo eng verbunden geweſen, konnte die von ihr geſetzten allein nicht erhalten. Ein Kampf erhob ſich zwiſchen Allem, was bisher beſtanden, und dem, was ſich neu entwickeln wollte, und jene großartige, vom Mittelalter aus den theokratiſchen Grundſätzen und den Gefühlen des germaniſchen Charakters gebildete Welt brach, ohne daß eine andere, ſie erſetzend, an ihre Stelle getreten wäre und die Leitung der Menſchheit übernommen hätte. Die Trümmer dieſes ſchwindenden Lebens blieben, mit ihnen durchaus fremden Umgebungen vermiſcht, ſtehen, und hatten weder die Kraft, dem Andrange einer ihnen feindlichen Zeit zu widerſtehen, noch in ſich ſelbſt ein Mittel, ſich mit dieſer in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Die Kirche und das Feudalweſen, die beiden charakteriſtiſchen Mächte des wahren Mittelalters, ſanken, weil ſie, die Freiheit, die für das moraliſche Leben das, was eine reine Luft für das phyſiſche iſt, aus ihrer Mitte vertreibend, ſich ihres ſchöpferiſchen Hauches beraubend, früh altern mußten. Unfähig ſie zu tödten, da ſie unſterblicher Natur iſt, verbannten ſie dieſelbe, die, als die Zeit ihrer Rückkehr gekommen, die Schwäche ihrer Gegner gewahrend, ihren Sturz beſchleunigen half. Dieſe Freiheit, immer jung und mit allen Vorzügen und Mängeln der Jugend behaftet, entſchloſſen und verwegen, aber wandelbar und leichtſinnig, trieb, von der ſich auflöſenden Zucht des Mittelalters befreit, im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert ein wildes Spiel mit Allem, was bisher für recht und heilig gegolten, und drohte, wie ſie es einſt in den Tagen Griechenlands und Roms gethan, ihren Einfluß durch ihr eigenes Uebermaß zu zerſtören. Der Proteſtantismus und die abſolute Monarchie erhoben ſich als die beiden Schranken, welche dieſem unbändigen Triebe, alles Vorhandene zu zerſtören, ohne dem Werdenden die Zeit zur Reife zu laſſen, entgegentraten und den Kern des Glaubens und Staates, von der Schale der monaſtiſchen und feudalen Inſtitutionen befreiend, unter ihren Schutz nahmen, damit er in einem beſſern Boden neue Wurzeln ſchlagen könne. Die Kirche des Mittelalters hatte ihr Recht

zur Geſetzgebung an ihre Verbindung mit einer überſinnlichen Welt geknüpft, das Feudalſyſtem das ſeinige aus der moraliſchen Ueberlegenheit hergeleitet, die ihm eine Territorialeroberung verliehen. Als zuerſt der Bund, den dieſe beiden Mächte geſchloſſen, ſich zu löſen und endlich jede in ſich zu verfallen anfing, brach die ſittliche Ordnung, die ſie geſchaffen hatten, weder die göttliche noch die menſchliche Autorität übten mehr ihren frühern Einfluß aus. Das Individuum, auf ſich ſelbſt geſtellt oder mit jenen ſinkenden Gewalten nur noch locker verbunden, war ſehr bald geneigt, kein anderes Geſetz als das, was ihm von ſeinem perſönlichen Intereſſe empfohlen wurde, anzuerkennen. Das ſechszehnte Jahrhundert, ſchon großentheils der Aufſicht der geiſtlichen und weltlichen Mächte des Mittelalters entwachſen, iſt darum, und beſonders ſeine zweite Hälfte, eine Zeit der größten Sittenloſigkeit und des tiefſten moraliſchen Verfalles. Die Fortſchritte, die der menſchliche Geiſt rein aus ſich ſelbſt, aus dem, was er in der Gegenwart that oder was ihm von der Vergangenheit überliefert worden, in dem Erwachen der Kunſt, in der Erneuerung der alten Literatur, in der Verbeſſerung der öffentlichen Einrichtungen machte, waren, da dieſen Allem ein höheres Princip mangelte, nicht hinreichend, den Verfall ſeiner ſittlichen Perſönlichkeit aufzuhalten. Wie man ſich auch die Erſcheinung des Proteſtantismus erklären mag, ob aus dem Bedürfniß einer Wiederherſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums, ob aus dem der Freiheit des Geiſtes entſtanden, ſo viel iſt gewiß, daß er es war, der die Vernunft mit der Religion wieder ausſöhnte, und daß er, ohne das Weſen des Chriſtenthums zu verwandeln, daſſelbe von der ſtarren Hülle befreite, in welche es von einer Theokratie gezwängt worden, in welcher der Geiſt des Orients und der Charakter des alten Roms ſich vereinigt hatten. Wenn die Reformation auf der einen Seite das Innere des Menſchen freier machte und ihm ein höheres Bewußtſein ſeiner ſelbſt gab, ſo ſtellte ſie auf der andern Seite die Macht des Chriſtenthums über die Gemüther wieder her, die unter den Formen des alten Glaubens zu verſchwinden drohte. Der größte Dienſt, den ſie einem Theile der europäiſchen Menſchheit erwieſen und mit dem nichts Anderes verglichen werden kann, iſt aber, daß ſie den Bruch zwiſchen der Intelligenz und Sittlichkeit aufhob, der vom Erlöſchen des Mittelalters an eine ſo große moraliſche Entartung hervorgebracht hatte. In den Ländern, in denen der alte Glaube herrſchend blieb, dauerte jene Trennung fort und das moraliſche Verderbniß und die politiſche Anarchie in den franzöſiſchen Zuſtänden der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts iſt großentheils

aus der Verfolgung des Proteſtantismus in dieſem Reiche zu erklären, da es ihm allein in jener Zeit gegeben war, den religiöſen Geiſt des Mittelalters unter angemeſſenen Formen zu erneuern, das endliche Daſein wiederum an ein höheres Princip anzuknüpfen und den Widerſpruch zwiſchen dem Glauben und dem Gedanken, der ſittlichen und intellecktuellen Natur des Menſchen, zu vermitteln.

Achtes Kapitel.

Heinrich II. hinterließ eine Witwe, Katharina von Medicis, eine Nichte Papſt Clemens' VII., die während ſeiner Regierung ohne Einfluß auf dieſelbe geblieben war, und vier Söhne, von denen die drei älteſten ihm auf dem Throne folgen ſollten. Mit ſeinem Tode beginnt für Frankreich eine der wildeſten und zerriſſenſten Epochen, in der alle damals vorhandenen Elemente des öffentlichen Lebens ſich unter einander mit ſtets wachſender Leidenſchaft bekämpfen und, die beſten Kräfte des Staates in einer furchtbaren Gährung erſchöpfend, denſelben der Auflöſung entgegenführen. Was dieſe Zeit des Unglücks und der Verwirrung unter den drei letzten Valois von andern ihr ähnlichen Epochen, z. B. den Bürgerkriegen während Johann's Gefangenſchaft, unter Karl VI. und deſſen Sohne, unterſcheidet, iſt, daß jetzt die Religion, obgleich wie immer, wenn dieſe mit weltlichen Waffen bekämpft und vertheidigt wird, nicht rein und einzig um ihrer ſelbſt willen, doch der Anfangs- und Ausgangspunkt des ganzen Streites iſt. In den innern Unruhen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts handelte es ſich nicht um einen innern Beſitz, Ueberzeugungen und Ideen, ſondern um äußere Rechte, um ein materielles Eigenthum, um eine Beſchränkung oder Erweiterung der Macht der Krone oder deren Uebertragung auf einen fremden Fürſten. Das Reſultat jenes Kampfes war die Befeſtigung der alten Dynaſtie und ihres erblichen Rechtes und ihr durch jenen Widerſtand beſchleunigter Sieg über die Reſte der feudalen Organiſation, die in den Prinzen von Geblüt und andern

Großen danach geſtrebt hatte, der eine unumſchränkte Gewalt in Anſpruch nehmenden Suprematie des Königthums Grenzen zu ſetzen. Aus dieſem Kampfe ging ein König wie Ludwig XI. hervor, der, obwohl nicht der Form und dem Beiwerk, aber dem Geiſte und Weſen nach, die Verfaſſung des Feudalſtaates vollkommen über den Haufen warf, ohne Hülfe des Adels, der Geiſtlichkeit, der Parlamente, der Städte, der alten Stände überhaupt, nach eigenem Ermeſſen das Schickſal ſeines Volkes leitete, und ſo wenig nach deſſen Zuſtimmung fragte, daß er die Größten wie die Kleinſten unterdrückte und einige der Mächtigſten, die ihm verwandt und früher nahe verbunden geweſen, öffentlich mit dem Tode beſtrafte. In den innern Kriegen, in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, tritt aber, obwohl die Formen, unter denen ſie geführt werden, zuweilen an die Zeiten Stephan Marcel's, der Bourgignons und Armagnacs erinnern können, ein von jener Epoche vollkommen verſchiedener Geiſt hervor. Es handelt ſich in ihnen vornehmlich um die Erkämpfung eines innern Gutes und deſſen äußern Beſitz in der Welt, die Unabhängigkeit der religiöſen Ueberzeugung von nur traditionellen Autoritäten und den Anſpruch des Individuums, ſich in dieſen Verhältniſſen nach ſeiner eigenen Ueberzeugung entſcheiden zu dürfen. Dieſe Oppoſition tritt aber nicht wie die des Mittelalters, z. B. die Albigenſer u. a. m. als eine Fortſetzung einiger ſchon von der erſten Kirche bekämpften Sekten, die immer beſiegt, ſich immer wieder erneuerten, in denen einige Lehren und Gebräuche des Chriſtenthums von dem pantheiſtiſchen Geiſte des Orients durchdrungen, in einer unförmlichen Miſchung, wie eine Ader edeln Metalls in einer Maſſe roher Schlacken ſich verloren und die, wie zu keiner innern Uebereinſtimmung, ſo auch äußerlich zu keiner feſten Organiſation gelangten, ſondern mit dem Anſpruche auf, ſich nicht ſowohl der Kirche zu entziehen, als ſie zu verbeſſern, ſie von dem, was ſie aus dem Judenthume und der römiſchen Welt in ſich aufgenommen, zu befreien, das Chriſtenthum in ſeiner Reinheit wiederherzuſtellen, deſſen Geiſt und Sinn zu erneuern. Dieſe feſte Stellung, die ſich der Proteſtantismus von Haus aus gab, ſein Grundſatz, ſich rein auf das Evangelium zu beſchränken, nicht mehr und nicht weniger als dieſes zu wollen, daſſelbe als den einzigen Probierſtein der Wahrheit anzuerkennen, dieſes poſitive Streben unterſchied ihn von den alten Sekten und ihren ſpätern Verzweigungen, gab ihm die große Kraft, die er in ſeinem Entſtehen bewieſen, und die geiſtige Ueberlegenheit, die er überall, da wo er zur Herrſchaft gekommen iſt, bewährt hat. Für Frankreich aber

war der Ausgang dieſer religiöſen Kämpfe des ſechszehnten Jahrhunderts dem der Bürgerkriege des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ähnlich. Wie damals die politiſche Oppoſition des Lehnsweſens und der alten Städtegemeinden gegen die um ſich greifende Macht der Krone von dieſer beſiegt wurde und ſogar eine Gelegenheit zu ſchnellerer Vermehrung ihrer Größe wurde, ebenſo ward die religiöſe Oppoſition des Proteſtantismus unter den Söhnen Heinrich's II., da ſie das Königthum, die Parlamente und die Maſſe des franzöſiſchen Volkes gegen ſich hatte, erdrückt und der Katholicismus ging aus dieſem langen Kampfe für den Augenblick ſo mächtig hervor, daß für Heinrich IV. ſein Erbrecht und ſein Heldenmuth zur Behauptung der Krone nicht hinreichend waren, ſondern daß er dem alten Glauben ſich perſönlich anzuſchließen gezwungen wurde. Das Reſultat dieſer Kriege, die Erhaltung des Katholicismus in Frankreich und ſein Sieg über die beſondere Ueberzeugung und Stimmung eines Königs, der ſo lange an der Spitze der Reformirten in ſeinem Lande geſtanden, beweiſt hinlänglich, daß ihr vorherrſchender Charakter, ſo viele andere Elemente auch zu ihnen hinzutraten, dennoch religiöſer Natur war. — In dieſen Religionskriegen hatte ſich ein ſehr großer Theil des höhern und niedern Adels mit ſeinen Vaſallen der neuen Lehre zugewandt, deren Beſiegung in Frankreich für den Stand, der ſie verfochten, ein neuer Grund des Verfalles wurde. Die Macht der Krone mit der Kirche im Bunde ward, nach Beendigung der religiöſen Kämpfe, noch unumſchränkter als früher und die Ueberreſte des Feudalweſens geriethen in noch tiefere Abhängigkeit. Das Königthum, das unter den Söhnen Heinrich's II., indem es den Katholicismus vertheidigte und ihm diente, und unter Heinrich IV., der ſeinen beſondern Ueberzeugungen zu entſagen gezwungen wurde, von der geiſtlichen Macht in Abhängigkeit gerathen war, ſetzte ſich jedoch ihr ſehr bald wieder zur Seite, überflügelte ſie ſogar, ward ihr zu ihrer Erhaltung nöthiger, als es ſelbſt ihrer Stütze bedurfte. Denn der religiöſe Fanatismus und die Gährung, die er hervorgerufen, war nur eine Epiſode im franzöſiſchen Leben und nicht deſſen Grundton, nach deren Beendigung eine von allen höhern und überſinnlichen Principien ſich immer mehr losſagende Richtung von Neuem herrſchend wurde. Die Maſſe der Nation hatte den Proteſtantismus, weil er mit ihrem Charakter, ihrer Stimmung im Widerſpruche ſtand, von ſich abgewieſen. Außerdem mochte zu ſeiner Bekämpfung noch der im franzöſiſchen Volke ſchon ſo früh hervorgetretene Drang nach Einheit und die dunkel begriffene, aber dennoch vorhandene Ueber-

zeugung beitragen, daß eine religiöſe Spaltung in Frankreich nothwendig eine politiſche hervorbringen müſſe. Sobald dieſe Gefahr aber vorüber war, nahm der ſinnliche und weltliche Charakter der Nation wiederum überhand und ließ den Katholicismus nur als ein Mittel und eine Form der innern Einheit und äußern Ordnung zu. Von Heinrich's II. bis zu Heinrich's IV. Tode ſchien die Kirche den Staat zu beherrſchen, ſchienen die politiſchen Intereſſen im Dienſte der theokratiſchen Ideen zu ſtehen, aber von Ludwig XIII. an tritt die Krone als eine die Hierarchie beſchützende, von derſelben im Grunde aber unabhängige, ſich allein ſelbſt beſtimmende Macht auf. Die Kirche nannte den Staat ihren Sohn, der Staat die Kirche ſeine Mutter. Er erwies ihr viele Ehre, gehorchte ihr aber nur, wenn es ihm gefiel. Es wurde bald vollkommen klar, daß dieſe Mutter mehr des Armes ihres Sohnes, als dieſer Sohn des Rathes ſeiner Mutter bedurfte. — Die franzöſiſche Monarchie nahm bei ihrer im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert fortſchreitenden Tendenz zum Despotismus aus dem Katholicismus das ihr Gemäße auf, und dieſer unvermögend, wie einſt im Mittelalter, auf ſich ſelbſt zu beruhen, die Abnahme ſeiner Kräfte fühlend, begriff, daß, da die öffentliche Meinung in den vorgeſchrittenſten und ſtrebendſten Völkern ihm fremd oder feindlich geworden, die Nothwendigkeit, ſich auf den weltlichen Despotismus zu ſtützen und mit deſſen Hülfe das, was ihm von ſeiner alten Größe und ſeinem früher allmächtigen Einfluſſe übrig geblieben, zu erhalten. — — Die innern Kriege in Frankreich unter den Söhnen Heinrich's II. unterſchieden ſich, wie oben bemerkt worden, von denen früherer Zeiten vorzüglich dadurch, daß es ſich bei ihnen im Weſentlichen nicht um die Behauptung oder Erwerbung eines äußern Gutes, wie ſehr Herrſchſucht und Ehrgeiz ſich auch unter den Häuptern der beiden Parteien geltend machen mochten, ſondern, wenigſtens in den Maſſen, um die Vertheidigung oder Bekämpfung einer Idee und deren Darlegung handelte, daß ſie kein Kampf von Dynaſtien, Ständen oder Racen, wie ſo oft früher und ſpäter, ſondern ein Kampf zwiſchen zwei abſoluten Principien waren, deren jedes ſein Daſein mit dem des andern für unverträglich hielt. Deshalb ſteht die Epoche dieſer Religionskriege, ſo ſehr die äußern Formen der damaligen Geſellſchaft auch an die Feudalwelt erinnern mögen, ihrem innerſten Weſen nach, unſerer Gegenwart näher als dem Mittelalter. Die großen Kämpfe des Mittelalters, die der geiſtlichen und weltlichen Macht vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert, waren mit einem von den Religionskriegen des ſechszehnten Jahrhunderts ganz

verſchiedenen Charakter bezeichnet. In erſtern wagte die weltliche Macht nie die Suprematie der geiſtlichen zu leugnen, ſich völlig von ihr loszureißen, ihre oberſte Hoheit zu verkennen, ſondern ſuchte nur einen Theil ihres äußern Beſitzes von derſelben frei zu erhalten und griff nie ihr Weſen, ſondern nur die Weiſe ſeiner Aeußerungen an. Es fand damals mit einem Worte kein Kampf zweier einander durchaus entgegengeſetzten Principien ſtatt. In den Kriegen aber, die der Proteſtantismus erregte, bekämpften ſich zwei einander ausſchließende Ideen, deren eine die andere abſolut verwarf und zwiſchen denen keine Uebereinkunft möglich war. Denn die ſpätere Waffenruhe zwiſchen ihnen ward von den Umſtänden, von dem Mangel an Materie, das Feuer dieſer ſtreitenden Ideen zu nähren, geboten. Dieſe beiden feindlichen Flammen erloſchen äußerlich in der Welt, brannten aber im Innern des Geiſtes unverſöhnt fort. Dieſer Kampf zweier abſolut entgegengeſetzten Principien, auf dem religiöſen Gebiete des ſechszehnten Jahrhunderts entbrannt, erneuerte ſich auf dem politiſchen Boden des letzten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts, und beide Erſcheinungen, obgleich in ſo mancher Beziehung weſentlich verſchieden, haben dennoch ein gemeinſames Ziel, die Befreiung des menſchlichen Geſchlechts von natürlichen und geiſtigen Feſſeln, verfolgt, und ſind ohne beſtimmten äußern Zuſammenhang, durch ein geheimes, das allgemeine Geſchick der Menſchheit verflechtendes Band eng mit einander verbunden. — Die Verwerfung des Proteſtantismus von Seiten des franzöſiſchen Volkes am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts hat auf ſein ganzes Weſen, ſein inneres und äußeres Daſein, einen unermeßlichen und, wenn es erlaubt iſt über das Schickſal einer Nation zu urtheilen, die noch nicht am Ende ihrer Laufbahn ſteht, ungünſtigen Einfluß ausgeübt. Die Vereinigung des geiſtlichen und weltlichen Despotismus mußte in einem ſo kräftigen und beweglichen Volke, das von dieſem Joche beängſtigt, aber nicht gebrochen werden konnte, eine fortwährende Gährung unterhalten, die, da ſie auf dem äußern und politiſchen Boden keine Nahrung fand, ſich auf ein unbegrenztes, allgemeines rein geiſtiges Gebiet warf und hier nicht nur den Formen jenes Despotismus, ſondern allem Beſtehenden überhaupt, Allem, was mit ihm im Zuſammenhange ſtand, der geſammten Realität, wie ſie geworden war, den Krieg erklärte. Da die innere Freiheit, von der religiöſen unzertrennbar, mit den Principien des alten Glaubens unverträglich war, ſo wandte ſich der geſammte denkende Theil der Nation, wenn nicht gegen dieſen, ſo doch von ihm ab, und es bildete ſich eine Weiſe zu denken, zu empfinden, eine Welt der Wiſſen=

ſchaft, Literatur und Kunſt, die, wenn ſie dem Chriſtenthume nicht geradezu feindlich war, doch mit demſelben in keinem Zuſammenhange ſtand, und die deshalb jener höhern Weihe entbehrte, die aus dem Einfluſſe der religiöſen Ideen auf alle mit ihnen auch nicht unmittelbar verbundenen Gegenſtände übergeht. Dieſe Richtung, ſich unaufhörlich ſteigernd, trieb die meiſten hervorragenden Geiſter der Nation, die das Chriſtenthum nur unter den Formen der römiſchen Hierarchie kannten, und die begriffen hatten, wie ſehr dieſe aller Bewegung und allem Fortſchritte des Geiſtes hinderlich iſt, zu immer heftigern Angriffen auf daſſelbe, die, bei der günſtigen Aufnahme, die ſie fanden, das ganze innere Leben der Nation zu entſeelen und zu entheiligen drohten und nicht nur eine tiefe Immoralität der Individuen, ſondern eine noch größere Verwirrung der öffentlichen Verhältniſſe hervorbrachten. Als dieſer Widerſpruch zwiſchen der Geſinnung und Verfaſſung der Nation in der franzöſiſchen Revolution endlich zu einem Angriff auf die äußern Formen der beſtehenden Geſellſchaft ſelbſt führte, fehlte es einem Volke, das mit allen religiöſen Ideen gebrochen, an jener ſittlichen Haltung, die von dieſen unzertrennlich iſt. Nicht daran gewöhnt, die Freiheit des Gedankens und Geiſtes, wie die proteſtantiſchen Völker, als ein Recht und einen Beſitz, ſondern als eine Beute und einen Raub zu betrachten, verlor es ſich bei deren Verwirklichung in der Welt in jenes wilde Uebermaß, das alles Vorhandene als feindlich betrachtend, ſich erſt nach deſſen Zerſtörung beruhigen konnte. — Derſelbe Widerſpruch zwiſchen den hierarchiſchen Formen des Katholicismus, die durch Napoleon's Einfluß wiederhergeſtellt wurden, und dem Charakter, den Geſinnungen und Tendenzen des denkenden Theiles der Nation findet im Grunde noch heute, nur, da jetzt die Politik ſo viele Kräfte für ſich in Anſpruch nimmt, in vermindertem Grade ſtatt. Der gebildete Franzoſe glaubt nicht mehr an die Religion, in der er erzogen iſt. Sie gilt ihm meiſt nur für ein Mittel der Erziehung und wird in reifern Jahren für ihn nichts als eine Erinnerung der Kindheit. Da er aber das Chriſtenthum nur unter dieſen Formen zu begreifen gewöhnt iſt, ſo geht für ihn, ſobald er an dieſelben nicht mehr glaubt, der geſammte ſittliche Einfluß verloren, den es ſonſt auf ihn ausüben würde. Die Abweſenheit aller tiefern religiöſen Ueberzeugung in den aufgeklärteren Klaſſen dieſes Volkes, und damit des mächtigſten moraliſchen Zügels und Hebels, trägt weſentlich dazu bei, die Gährung in den Gemüthern, den Zweifel an allem Beſtehenden, den Drang zu neuen Umwälzungen zu erhalten, und erklärt die bei einer ſolchen Zerriſſen-

heit des Daſeins immer ſteigende Macht der materiellen und den Verfall der ſittlichen Intereſſen des Lebens. Die Fürſten, die in frühern Jahrhunderten den Katholicismus als eine Stütze des weltlichen Despotismus begünſtigten und den Proteſtantismus als eine Aeußerung der menſchlichen Unabhängigkeit überhaupt verfolgten, ahnten nicht, daß das gewaltſamſte Erwachen der politiſchen Freiheit unter einem Volke ſtattfinden würde, das die religiöſe Freiheit nach langen und blutigen Kämpfen von ſich ausgeſtoßen hatte. — Der Proteſtantismus muß allerdings zuletzt, wenn er ſeine Beſtimmung vollkommen erfüllen will, die Freiheit aus dem Gebiete des Glaubens und des Innern auch in die äußern Verhältniſſe des Staates einführen. Es wird dies dann aber immer mit Bewahrung der allgemeinen ſittlichen Ordnung der Welt und nie, wie in der franzöſiſchen Revolution geſchah, mit Vernichtung derſelben verbunden ſein. Die erſten Urſachen dieſer Umwälzung liegen in den Widerſprüchen und Trennungen zwiſchen dem religiöſen, intellektuellen und politiſchen Leben dieſer Nation, die allerdings nicht von der römiſchen Hierarchie allein hervorgebracht worden ſind, zu denen ſie aber nicht wenig beigetragen hat. Der Beſitz der religiöſen Freiheit erklärt übrigens, warum die großen politiſchen Erſchütterungen der letzten funfzig Jahre faſt einzig in katholiſchen Ländern ausgebrochen ſind. Die religiöſe Freiheit erhält und verbeſſert den moraliſchen Sinn der Völker und gewährt ihrem Geiſte durch die Unabhängigkeit, deren er auf dem idealen Gebiete des Gedankens, des Empfindens, des Forſchens genießt, einen Erſatz für die Mängel ſeiner äußern Zuſtände. Tritt dieſes Princip der Freiheit endlich auch in den äußern Formen des Daſeins, in dem Staate und der Wirklichkeit herrſchend auf, ſo wird es an die Ausübung ſeines innern Rechts gewöhnt, von der Anwendung deſſelben in der Welt weder verführt noch berauſcht.

Die kurze Regierung Franz' **II.**, der beim Tode ſeines Vaters noch nicht ſechszehn Jahre alt war, iſt an ſich unbedeutend und thatenlos, und verdient nur erwähnt zu werden, weil die Begebenheiten, welche die nachfolgende Zeit ausfüllen, ſich in ihr vorbereiten und faſt alle Perſonen, die unter Karl **IX.** und Heinrich **III.** bedeutend auftreten, ſich ſchon jetzt ankündigen. Franz wurde, nach der von Karl V. eingeführten legalen Fiktion, für volljährig erachtet, gleichwohl ließ ſich mit Beſtimmtheit vorausſehen, daß die Führung der Regierung einer von den Parteien zufallen würde, die den Hof theilten. Den natürlichſten Anſpruch hierauf hätte offenbar die Mutter des jungen Königs, Katharina von Medicis, gehabt,

weil ihr am meiſten an der Erhaltung der Perſon und der Rechte ihres Sohnes liegen mußte, aber ſie war unter der vorigen Regierung ſo ſehr im Dunkel geblieben, hatte ſo wenig Gelegenheit gehabt, ihren Geiſt und Charakter zu zeigen, daß ſie, an der Spitze keiner Partei ſtehend, ſich nothwendig zu einer derſelben halten mußte, wenn ſie irgend einen Einfluß auszuüben geſonnen war. Die Guiſen und die Montmorency hatten ſich unter Heinrich II. in die Gunſt dieſes Königs und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten getheilt und durch die verſchiedenen Vortheile ihrer feindlichen Stellung und ihren einander entgegenarbeitenden Ehrgeiz den Staat im Gleichgewicht erhalten. Montmorency war jedoch, als einheimiſcher Großer ſich auf den größten Theil des franzöſiſchen Adels ſtützend und im Vertrauen Heinrich's II. beſonders hochgeſtellt, im Ganzen der mächtigere geweſen. Jetzt aber ließ ſich bei dem Einfluſſe, den ſich die Guiſen in der letzten Zeit als die Führer der katholiſchen Partei in Frankreich erworben, bei ihrer Verbindung mit Spanien und Rom, beſonders aber durch ihre doppelte Verwandtſchaft mit dem jungen Könige, denn ihre Nichte, Maria Stuart, war deſſen Gemahlin, und das Haupt ihres Hauſes, der Herzog von Lothringen, hatte eine Schweſter Franz' II. geheirathet, vorausſehen, daß ſie ſich über ihre Nebenbuhler erheben und ſich der Perſon des Königs und damit der Leitung der Regierung bemächtigen würden. Den mächtigſten Beiſtand für ihre Plane fanden die Guiſen in ihrer Nichte, Maria Stuart, die etwas älter als ihr Gemahl und von ihm zärtlich geliebt, den Eingebungen ihrer Oheime folgte und nur nach deren Rathe handelte. Von einem ſechszehnjährigen Knaben, der eher unter als über der gewöhnlichen Entwickelung ſeines Alters ſtand, ließ ſich allerdings keine entſcheidende Richtung des Willens erwarten und es kann wundern, daß die am Hofe kämpfenden Parteien ihre Stütze in ihm, und nicht in den großen nationalen oder religiöſen Inſtitutionen, dem Herrenſtande oder den Prälaten, den Katholiken oder Reformirten, ſuchten; aber dieſer Knabe galt dem Geſetze nach für volljährig und ſtand in der öffentlichen Meinung als ein unumſchränkter Herrſcher da, dem Alles, wenigſtens dem Schein nach, unbedingt zu gehorchen ſich für verpflichtet hielt. Sein Wille, wenn auch von Andern geleitet, galt dennoch für den Ausdruck ſeines eigenen Rechts und mußte der Partei, die ihn beſtimmte, die Führung des Staates überliefern. Katharina, der Liebe und des Gehorſams ihres Sohnes nicht gewiß und außer Stande, ihn dem Einfluſſe ſeiner ſchönen Gemahlin und ihrer kühnen Oheime zu entziehen, ſchlug ſich zu der Partei der

letztern und die Montmorency wurden von den Guiſen verdrängt. Der Connetable, der ſchon ſechsundſechszig Jahre alt, aber noch ſehr kräftig war, ſtand jedoch nicht allein da, er beſaß drei Söhne, mit bedeutenden Würden bekleidet, von denen einer, der Marſchall d'Amville, ſpäter eine große Rolle ſpielen ſollte, und drei Neffen von ſeiner Schweſter Louiſe von Montmorency, die das Haupt des alten und großen Hauſes Chatillon geheirathet hatte. Dieſe waren Coligny, Admiral von Frankreich, einer der erſten Kriegsmänner ſeiner Zeit, der durch große Thaten und ein tragiſches Ende berühmt werden ſollte, Dandelot, General der Infanterie, ein ebenſo talentvoller als entſchloſſener Mann, und weniger bedeutend als dieſe, der Cardinal von Chatillon. Alle drei hatten ſich, obgleich damals noch nicht öffentlich, den Grundſätzen der Reformation zugeneigt. Der Connetable wurde von der Perſon des Königs unter dem Vorwande, die Leichenfeierlichkeiten ſeines Vaters, in ſeiner Eigenſchaft als Großmeiſter des königlichen Hauſes, zu beſorgen, entfernt und bei ſeiner Rückkehr an den Hof ohne Weiteres ſeiner Aemter entlaſſen. Eine ähnliche Ungnade war ihm ſchon unter Franz I. widerfahren. Er überlebte dieſe, wie jene frühere, und trat unter der folgenden Regierung wiederum bedeutend auf. Seine Neffen, obgleich durch den Sturz ihres Oheims an Einfluß verlierend und durch ihre ſchon ruchbare Neigung für den Proteſtantismus verdächtig, blieben jedoch im Beſitze ihrer äußern Stellungen.

Die Prinzen von Geblüt, ihrer Geburt nach an der Spitze der Großen zu ſtehen berufen, waren unter Franz I. und Heinrich II. weniger bedeutend als in früheren Zeiten hervorgetreten. Denn in gleichem Maße, als die Verfaſſung des Königreiches ſich den Grundſätzen der abſoluten Monarchie genähert und alle Entſcheidung in die Hände des Einen und derer, die er mit ſeinem Vertrauen beehrte, gekommen, war die Macht der nachgebornen Glieder des königlichen Hauſes geſunken. Nach den Grundſätzen des Feudalſtaates hatte der König als Haupt ſeines Hauſes regiert und war nicht mehr an die Zuſtimmung ſeiner Verwandten als an die anderer Großen gebunden geweſen. Das Land war aber immer als im Beſitze der geſammten herrſchenden Familie gedacht worden, daher früher die Theilungen des Territoriums und, als dieſe aufgehört, die mehr oder weniger anerkannte Theilnahme der Prinzen an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Seit Ludwig XI. waren jedoch die Grundſätze der modernen Monarchie, die ihre Einheit einzig in der Perſon des Regenten ausgeſprochen findet und ſeiner Familie keinen unmittelbaren Einfluß auf die Regierung zugeſteht,

in Aufnahme gekommen. Die Bedeutung der jungern Linien des königlichen Hauſes hatte beſonders durch den Untergang Karl des Kühnen und die Auflöſung des burgundiſchen Staates einen großen Stoß bekommen. Auch war der Umſtand nicht ohne Einfluß geblieben, daß Karl VIII., Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. bei ihrer Thronbeſteigung keine Brüder hatten, deren Anſprüche bei der Nähe, in der ſie zu dem Souverain ſtehen, ſchwerer zurückzuweiſen waren und die von den der Krone feindlichen Parteien beſonders gern an ihre Spitze geſtellt wurden. Der ſchwache und unfähige Herzog von Guienne, Ludwig's XI. Bruder, hatte dieſem, nur auf dieſe Eigenſchaft geſtützt, ſo viele Hinderniſſe in den Weg zu legen vermocht, daß der König ſich ſeiner heimlich entledigt zu haben angeklagt wurde, während er einen entferntern Verwandten, der ſich ihm ſo feindlich gezeigt hätte, wahrſcheinlich dem Arme des Henkers überliefert haben würde. — Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. hatten angefangen die großen Aemter des öffentlichen Dienſtes, ohne beſondere Rückſicht auf ihre Verwandten, nach eigenem Belieben zu übertragen, und die Montmorency, Guiſen u. a. m. unter den beiden letztern Königen mehr als die jüngern Zweige ihrer Dynaſtie vermocht. Da aber die Traditionen der Feudalmonarchie im ſechszehnten Jahrhundert noch nicht vollkommen verſchwunden waren und der politiſche Abſolutismus noch keine vollendete Geſtalt angenommen hatte, da beide Zuſtände in ſo vielen ihrer Formen noch nahe an einander grenzten, ſo erwachten die Anſprüche der Prinzen von Geblüt immer wieder von Zeit zu Zeit und fanden in den Erinnerungen des Lehnsgeiſtes und in den Ueberreſten ſeiner Organiſation einen Anhaltspunkt, von dem aus ſie ihre verlorne Stellung wieder zu gewinnen trachteten.

Die Seitenlinien des regierenden Hauſes, einſt unter den erſten Valois ſo zahlreich, hatten ſich allmälig ſehr vermindert, als hätte die Natur ſelbſt die königliche Macht, die Zweige des Stammes abreißend, um den Wipfel in die Höhe zu treiben, von ihrem feudalen Urſprunge befreien und die Vermittlung, welche die jüngern Linien zwiſchen dem Souverain und dem Adel bildeten, aufheben wollen, um die Lehnsariſtokratie in der Monarchie vollkommen aufgehen zu laſſen. In der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war von allen andern Zweigen des kapetingiſchen Stammes nur noch der letzte, der des Hauſes Bourbon, vom jüngſten Sohne Ludwig des Heiligen gegründet, übrig geblieben. Dieſe Familie theilte ſich in zwei Linien. An der Spitze der ältern befand ſich Anton von Bourbon, durch ſeine Heirath mit Johanna d'Albret, der Erbin

von Navarra, Titularkönig dieſes kleinen Landes, das aber unter ſpaniſcher Oberherrſchaft ſtand, und wirklicher Beſitzer des Fürſtenthums Bearn. Seine beiden Brüder waren Karl, Cardinal von Bourbon, und Ludwig, Prinz von Condé. Die jüngere Linie beſtand aus dem Herzoge von Montpenſier und dem Prinzen La Roche-ſur-Yon. Dieſe Bourbons neigten ſich damals, mit Ausnahme des Cardinals, ſämmtlich zum Proteſtantismus hin, obgleich ſpäter nur der Prinz von Condé ſich durch ſeine Anhänglichkeit an ihn hervorthun, der König von Navarra von ihm, wenigſtens äußerlich, abfallen, der Herzog von Montpenſier ſich ſogar zu ſeinen entſchiedenen Verfolgern geſellen ſollte. Johanna d'Albret, die Gemahlin Anton's von Bourbon und Mutter Heinrich's IV., die Prinzeſſin von Condé, eine Verwandte Coligny's, und die Herzogin von Montpenſier waren dagegen dem neuen Glauben mit großem Eifer zugethan. Die bourboniſchen Prinzen waren unter Heinrich II. im Dunkel geblieben und weder durch einen Heeresbefehl, noch eine große Statthalterſchaft ausgezeichnet worden. Gleich nach dem Tode Heinrich's hatte der Connetable von Montmorency, der, von jeher ein Gegner und Nebenbuhler der Guiſen, jetzt ihren Einfluß bei ihrer Verwandtſchaft mit der jungen Königin um ſo mehr fürchtete, den König von Navarra an den Hof eingeladen, um an der Bildung einer neuen Verwaltung und der Austheilung der großen Aemter Theil zu nehmen und den lothringiſchen Prinzen entgegenzuarbeiten. Anton von Bourbon, obgleich keineswegs ohne Ehrgeiz, war jedoch eine ſo unentſchiedene und wandelbare Natur, daß er ſelbſt bei dieſer wichtigen Veranlaſſung keine Entſchloſſenheit zeigte, zu ſpät erſchien, alle Stellungen von ſeinen Gegnern ſchon eingenommen fand und ſich von jeder direkten Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen ſah.

Die Proteſtanten, die ſchon in den letzten Jahren unter Heinrich II. durch die Hinneigung eines Theiles der Großen und des Adels zu ihren Grundſätzen aus einer religiöſen Sekte eine Partei im Staate geworden waren, hatten, wie dies immer bei Regierungswechſeln der Fall iſt, auf eine Verbeſſerung ihrer Stellung gehofft. Aber bald ſahen ſie mit Schrecken, daß alle öffentliche Macht in die Hände ihrer entſchiedenſten Gegner, der Guiſen, übergegangen war, und daß dieſe ſich außerdem durch den Beitritt der Königin Mutter, durch die Aufnahme des unbeſcholtenen, aber intoleranten Cardinals Tournon, des rechtlich geſinnten, aber ihnen blind ergebenen Kanzlers Olivier, des kriegskundigen Marſchalls Briſſac, der ſich in Italien großen Ruhm erworben, ein Uebergewicht erworben hatten,

das die Anhänger der Reformation mit den größten Gefahren bedrohte. Die franzöſiſchen Proteſtanten hatten gehofft, daß die Prinzen von Geblüt in der neuen Verwaltung eine ihrer Geburt würdige Stellung einnehmen würden und daß dieſe und ihr Anhang, zu dem das Haus Chatillon gehörte, ſtark genug ſein würden, um der katholiſchen Partei und den Guiſen zu widerſtehen und den Bekennern der neuen Lehre wenigſtens einige Duldung zu verſchaffen. Der Connetable Montmorency würde ihnen, obgleich er bisher immer zu ihren Verfolgern gehört hatte, erwünſchter als die Guiſen an der Spitze der Verwaltung geweſen ſein, die weit entſchiedener wie er als Verfechter des Katholicismus aufgetreten waren, denn ſeine Eiferſucht auf dieſe würde ihn, wie auch ſeine perſönlichen Ueberzeugungen waren, zur Partei der Prinzen von Geblüt hinübergezogen und damit für die Proteſtanten milder geſtimmt haben. Auch würden in einem ſolchen Falle die wohlbekannten Ueberzeugungen ſeiner Neffen, der Chatillon, auf ihn und ſeine Söhne, von denen ohnedies der älteſte den Grundſätzen des neuen Glaubens nicht fremd war, von großem Einfluß geweſen ſein. Die Proteſtanten hatten ſich demnach, ohne auf einen vollkommenen Sieg ihrer Partei zu hoffen, der Hoffnung auf eine Verbeſſerung ihrer Lage hingeben können, die durch die Schlaffheit und Unentſchloſſenheit des Königs von Navarra, der ihren Feinden das Feld ohne Widerſtand räumte, vereitelt worden. In Zeiten innerer Unruhen und bei der Abweſenheit eines regelmäßigen Ganges der öffentlichen Verhältniſſe in einem Lande hängt alles davon ab, daß die ſtreitenden Parteien den entſcheidenden Augenblick benutzen, um ihre Anſprüche geltend zu machen. Die ihrer Zahl oder Stellung nach ſchwächere Partei iſt, ſobald ſie ihren Gegnern Zeit läßt, ſich zum Angriff zu rüſten, und ſie nicht an Kühnheit und Raſchheit überflügelt, verloren. Hätte der König von Navarra bei der durch den Tod Heinrich's II. und den Regierungsantritt ſeines unmündigen Nachfolgers entſtehenden momentanen Erſchütterung der beſtehenden Verhältniſſe mit Entſchiedenheit einen Antheil an der Verwaltung verlangt und außer den Prinzen von Geblüt auch die Montmorency und Chatillon mit ſich vereinigt, ſo würde er die Königin Mutter, Katharina von Medicis, welche ſich zu den lothringiſchen Prinzen nur aus Nothwendigkeit, und weil keine andere kräftige Partei ſich gebildet, geſchlagen, zu ſich hinübergezogen und den Guiſen das Gleichgewicht gehalten haben. Er hätte dann durch die Vereinigung aller dieſen letztern feindlichen Kräfte den Ausbruch eines Kampfes verhindern können, der der katholiſchen Partei in Frankreich Ge-

legenheit gab, ihre materielle Ueberlegenheit zu fühlen, und der mit einer ſolchen Schwächung des Proteſtantismus endigte, daß deſſen endlicher Untergang, wie dies hundert Jahre nachher unter Ludwig XIV. geſchah, unausbleiblich wurde. Jener günſtige Moment aber war für immer verloren.

Die Guiſen benutzten die von ihnen eingenommene Stellung ſogleich, um, ihrem Plane gemäß, Franz II. zu einer Verfolgung gegen die Anhänger der neuen Lehre zu veranlaſſen. Sie ließen den jungen König, wenige Wochen nach ſeiner Thronbeſteigung, an den Cardinal von Tournon, Erzbiſchof von Lyon und in dieſer Eigenſchaft Primas von Gallien, ein Schreiben richten, worin er die Verfolgung der Proteſtanten für eine ihm von ſeinem Vater hinterlaſſene Verpflichtung erklärte und dabei des Prälaten thätigen Beiſtand in Anſpruch nahm. Mehre königliche Edikte wurden in den folgenden Monaten von dem Parlament ſanktionirt, in denen unter Anderm beſtimmt wurde, daß die Häuſer, die den Proteſtanten zu ihren religiöſen Zuſammenkünften dienten, niedergeriſſen werden ſollten, ohne daß die Bauſtellen jemals wieder benutzt werden dürften, und daß Alle, die denſelben beigewohnt, ohne Unterſchied mit dem Tode zu beſtrafen ſeien. Der Papſt Paul IV., der um dieſe Zeit in Rom mit Tode abging und ſich durch ſeinen Glaubenseifer und die Beſchützung der Inquiſition ausgezeichnet, hatte Pius IV. zu ſeinem Nachfolger, der von demſelben Fanatismus beſeelt war, und Philipp II., der im Auguſt deſſelben Jahres die Niederlande für immer verließ, wohnte im Oktober dem erſten großen Auto-da-fe unter ſeiner Regierung bei, auf dem in Valladolid vierzig Proteſtanten verbrannt wurden. Im December wurde in Paris der proteſtantiſche Parlamentsrath Anne Dubourg ſeiner Religion wegen erdroſſelt und ſein Leichnam verbrannt. In faſt allen Theilen des Königreiches verſchlangen die Scheiterhaufen die, welche weder fliehen konnten, noch ihren Glauben verläugnen wollten. Eine Regierung, die, ſich auf das Beiſpiel Roms und Spaniens ſtützend, mit einer ſo entſchiedenen Verfolgung der neuen Lehre begann, mußte den ohnedies wilden und an blutige Ereigniſſe aller Art, an Meuchelmord unter den Einzelnen und qualvolle Hinrichtungen von Seiten der Juſtiz gewöhnten Pöbel von Paris und anderer großen Städte mit immer ſteigender Wuth erfüllen. Zugleich wurden die Anklagen auf heimliche und unnatürliche Gräuel, von den Proteſtanten angeblich bei ihren nächtlichen Verſammlungen verübt, von den Mönchen und Prieſtern immer ſorgfältiger verbreitet und vom Volke immer begieriger geglaubt. Da es dem natürlichen Gefühle,

wenn es nicht durchaus verkehrt und verfinſtert iſt, ſchwer fällt, Andere wegen abweichender Meinungen über abſtrakte, mit der Wirklichkeit in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehende und dem Verſtande unzugängliche Lehren zu verfolgen, ſo hat man von jeher ihre Bekenner der Verletzung der als allgemein verbindlich und nothwendig anerkannten Vorſchriften der Moral angeklagt, wohl fühlend, daß dieſe wie das Wichtigere, ſo auch das Heiligere ſind.

Die Maſſe der franzöſiſchen Proteſtanten wäre, von den Mächtigſten unter ihren Gegnern und dem niedern Volke zugleich gedrängt, von ihren Glaubensgenoſſen in andern Ländern verlaſſen, ſchon damals verloren geweſen, wenn nicht um dieſe Zeit ſich in dem franzöſiſchen Adel, und zwar auch in einem großen Theile des dem alten Glauben treu gebliebenen, ein Geiſt des Widerſtandes und der Unzufriedenheit, gegen die Guiſen und ihren Einfluß gerichtet, geregt hätte. Die Mehrzahl der Abkömmlinge des alten Herrenſtandes war durch ſeine Verſchwendung, durch die langen und verheerenden Kriege des funfzehnten Jahrhunderts, durch die Theilung der Lehne, durch den Verluſt eines großen Theiles ſeiner Rechte in ſeinen äußern Glücksumſtänden ſehr herabgekommen. Die Meiſten darunter waren nicht mehr im Stande, von dem Ertrage ihrer Beſitzungen zu leben, ſondern dienten dem Könige und den Großen, an ihren Höfen, im Heere und in den Schlöſſern und feſten Plätzen. Die beſonders begünſtigten Mitglieder dieſer Klaſſe hatten unter den beiden vorigen Regierungen, wie einſt im Anfange des Feudalſyſtems, nur unter andern Umſtänden und Bedingungen, Schenkungen an Land und Gütern, die der Krone nach dem Ausſterben vieler Familien anheimgefallen, oder durch die ſehr zahlreichen Confiscationen, beſonders ſeit der Zeit der religiöſen Verfolgungen, von ihr in Beſitz genommen waren, empfangen. Die Guiſen, die, wie immer Parteihäupter, vor allen Dingen ihre eigenen Anhänger zu belohnen hatten, die bei ihrer kühnen und herausfordernden Weiſe Alles, was ſich nicht zu ihnen ſchlug, als Feind behandelten, und bei ihren überall angeknüpften Verbindungen und weitausſehenden Entwürfen viel Geld für ſich ſelbſt brauchten, ließen den jungen König alle von ſeinem Vater ertheilte Gnaden und Austheilungen von Land und Einkünften widerrufen und zurücknehmen und, hiermit noch nicht zufrieden, jede Bezahlung der unter der vorigen Regierung von der Krone gemachten Schulden verweigern. Wie immer bei Regierungswechſeln in jener Zeit, waren auch diesmal aus allen Theilen des Landes viele Edle an den Hof gekommen, um ſich dem neuen Könige zu empfehlen, ſeine Gunſt zu gewinnen, früher verſprochene Be-

lohnungen zu empfangen, oder für im Dienſte der Krone aufgewandte Summen oder erlittene Einbuße Entſchädigung zu ſuchen. Da dieſe, mit jener Erklärung nicht zufrieden, ihr Mißvergnügen bezeigten und die Zahl der Fordernden ſich noch zu vermehren drohte, ſo ließ der Cardinal von Lothringen, der unter der neuen Regierung mit der Verwaltung der Finanzen beauftragt worden, befehlen, daß Jeder, der an den Hof mit einem Geſuch um Ertheilung von Aemtern und Gütern oder um Auszahlung ſchuldiger Gelder gekommen, denſelben innerhalb vierundzwanzig Stunden, und dies bei Strafe des Stranges, zu verlaſſen habe. Dieſe tyranniſche Drohung, jener Zeit nicht ſo fremd, als es ſcheinen mag, wo der Mächtigere und Höhere, ohne Rückſicht auf den Rang und die Würde ſeines Gegners, ſich zu jeder Gewaltthätigkeit gegen denſelben für berechtigt hielt, erregte, da ſie gegen den Adel, aus dem faſt einzig jene Klaſſe von Bittſtellern beſtand, gerichtet war, eine allgemeine Unzufriedenheit, und veranlaßte einen großen Theil desſelben, den Proteſtanten ſonſt fremd, mit ihnen nicht als einer religiöſen Sekte, ſondern einer politiſchen Partei gemeinſchaftliche Sache zu machen. Der alte, ſchon der erſten Generation der Guiſen unter Franz I. gemachte Vorwurf, daß ſie als Fremde und Eindringlinge, und ohne im Lande gewurzelt zu ſein, ſich des Vertrauens der Könige bemächtigt, ward jetzt mit noch größerer Stärke erneuert. Die drei erſten Generationen der Guiſen beſaßen mehr die Eigenſchaften, welche Bewunderung und Furcht, als die, welche Anhänglichkeit und Liebe einflößen. Sie betrugen ſich, beſonders die dritte Generation unter Heinrich III., mehr als unabhängige Fürſten, denn als Diener eines unumſchränkten Königs, und wenn ſie in jener letzten Zeit, um das Volk zu beherrſchen, ihm zuweilen ſchmeichelten, ſo flößten ſie demſelben dennoch faſt ebenſo viel Schrecken als Begeiſterung ein. Der ſtolze und entſchiedene Sinn dieſes Geſchlechts war, obgleich Liſt und Verſtellung als Mittel brauchend, im Ganzen mehr zu Trotz und Gewalt geneigt. Hätten die Guiſen etwas von dem nachgiebigen und biegſamen Geiſte, der berechnenden Heuchelei der Katharina von Medicis beſeſſen, ſo würde es ihnen bei der unter Heinrich III. ſtattfindenden Anarchie vielleicht gelungen ſein, ſich an die Stelle der kapetingiſchen Dynaſtie zu ſetzen. Sie hatten bei ihren Planen zu viel auf ihre Kraft und ihr Glück, und deren Einwirkung auf die Maſſe des Volkes, und zu wenig auf die Gunſt der Großen und des Adels gerechnet, in deren Hände gleichwohl in jenen Bürgerkriegen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, bei

dem vorübergehenden Sinken der ſouverainen Gewalt, die Nation gefallen war.

Die mit der Regierung und beſonders den Guiſen, ihrem Organ, Unzufriedenen, großentheils den höhern Klaſſen angehörig, verbanden ſich demnach mit den Proteſtanten, denen man jetzt den Namen „Hugenotten," der franzöſiſchen Verſtümmelung des deutſchen Wortes „Eidgenoſſen" zu geben anfing, ein Name, der die Kalviniſten in Frankreich bis zur Revolution bezeichnet hat. Ehe noch die Grundſätze der Reformation nach der Schweiz kamen, war dieſe Benennung in Genf von der Partei derer angenommen worden, die ſich mit den Schweizern, den Eidgenoſſen, verbunden hatten. Nachdem Genf die Metropole des franzöſiſchen Proteſtantismus geworden und von da aus Prediger und Miſſionarien in allen Theilen Frankreichs die Grundſätze Kalvin's verbreiteten, ward jener Name, der urſprünglich eine politiſche Partei bezeichnete, auf eine religiöſe Sekte übertragen. — Die Unzufriedenen, zu welcher Religion ſie auch gehören mochten, behaupteten, die Unumſchränktheit der königlichen Gewalt an und für ſich anerkennend, daß dieſelbe in ihrer Ausübung unter einem Fürſten, der zwar dem Geſetze *nach* volljährig ſei, bei ſeiner Jugend und Unerfahrenheit aber ſich durchaus unter fremdem Einfluſſe befinde, von den Prinzen von Geblüt und den Reichsſtänden geleitet werden müſſe. Der Vorſchlag, die Reichsſtände zu verſammeln, ward von den lothringiſchen Prinzen, als eine die königliche Machtvollkommenheit bedrohende und beſchränkende Maßregel, mit großem Nachdruck zurückgewieſen. Katharina von Medicis, obgleich damals von den Guiſen noch im Dunkel gehalten, verſuchte jedoch ſchon ihre ſpäter ſo berühmt gewordene Kunſt, es, ſo lange die Angelegenheiten noch keine entſcheidende Wendung genommen, mit beiden ſtreitenden Parteien zu halten, und wußte, während ſie gegen ihren Schwiegerſohn Philipp II., ſich über die ſich aufthuende religiöſe und politiſche Oppoſition beklagte, dieſelbe durch Aeußerungen ihrer Theilnahme und Winke auf einen möglichen Beiſtand zu täuſchen. Dieſe Partei der Unzufriedenen ſetzte alle ihre Hoffnungen auf eine Zuſammenkunft der Reichsſtände, und drang, eines Führers oder wenigſtens eines großen Namens bedürfend, bei der Unfähigkeit und Unentſchloſſenheit des Königs von Navarra, in ſeinen Bruder, den Prinzen von Condé, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Dieſer konnte ſeiner Partei allerdings nicht das Gewicht des königlichen Titels, wie ſein älterer Bruder, und eines bedeutenden unabhängigen Beſitzes zubringen. Auch hatte ſeine Theilnahme, da er ein jüngerer Sohn ſeines Hauſes war, ſo-

bald der älteſte ruhig blieb, noch mehr den Charakter einer perſönlichen Auflehnung und Rebellion gegen die königliche Autorität, während der erſte Prinz von Geblüt und nächſte Thronerbe, im Falle des Ausſterbens der ältern Linie, für den natürlichen Beſchützer der Krone, ſobald dieſelbe auf einem zu jungen oder zu ſchwachen Haupte ſaß, gelten konnte. Auf der andern Seite war Condé bei ſeiner Armuth, denn er hatte nur einen geringen Theil von dem Erbe ſeiner Familie überkommen und war bei der Austheilung der Statthalterſchaften und großen Aemter übergangen worden, geneigt, ſich aus dieſem Dunkel hervorzuarbeiten, und nahm, kühn und ehrbegierig, wie er war, das Anerbieten der Unzufriedenen an, ſobald ſie durch eine entſchloſſene That der Welt ihre Abſichten offen erklären und ihm, der durch ſeine Geburt dem Throne ſo nahe ſtand, die Pein und Gefahr eines erſten Bruches mit der königlichen Macht erſparen wollten.

Wie gewöhnlich in anarchiſchen Zuſtänden, wenn eine Partei, die den Druck, der auf ihr laſtet, nicht ertragen will, gleichwohl aber zu offnem Kriege ſich zu ſchwach fühlt, oder wenigſtens mit deſſen Eröffnung zögert, Verſchwörungen und einzelne Angriffsverſuche einer allgemeinen Schilderhebung vorangehen, ſo wurden ſolche auch diesmal von der Partei der Unzufriedenen in Frankreich unternommen. Dieſe wollten ſich nämlich Franz' II. und ſeiner Mutter bemächtigen und ſich der Guiſen durch Gewalt oder einen von ihnen diktirten Urtheilsſpruch entledigen. La Renaudie, ein Edelmann aus Perigord, der alle Eigenſchaften, ein Complot zu entwerfen und auszuführen, beſaß, hatte ſich an die Spitze der Verſchwörung geſtellt, war mit den Proteſtanten der franzöſiſchen Schweiz und den franzöſiſchen Flüchtlingen, die daſelbſt ſich zahlreich aufhielten, in Verbindung getreten und hatte dem Unternehmen unter dem proteſtantiſchen Adel der Provence und der weſtlichen Provinzen einen bedeutenden Anhang gewonnen. Der Hof hielt ſich damals in Blois auf und der Plan war, ihn daſelbſt zu überfallen. Wenn Verſchwörungen ebenſo leicht auszuführen als zu entwerfen wären, ſo würden die meiſten ſtreitigen Verhältniſſe durch ſie entſchieden werden, da bei der in zerriſſenen und bewegten Zuſtänden geſchwächten Macht der ſittlichen Grundſätze überhaupt zu dieſem Mittel von den Parteien leicht gegriffen wird. Die Schwierigkeit aber, ein auf geheime und unregelmäßige Weiſe begonnenes Unternehmen bis zu ſeinem Ausbruche zu bewahren und ihm dann eine feſte Richtung zu geben, macht, daß es gewöhnlich, ehe es noch zur Reife gekommen, entdeckt, oder bei der Ausführung, durch den Mangel an Ueber-

einſtimmung und Leitung unter den Betheiligten, vereitelt wird. So auch jetzt. La Renaudie ward von einem ſeiner Anhänger an die Guiſen verrathen und der Herzog dieſes Namens führte den jungen König von Blois, wo er leicht hätte überraſcht werden können, nach Amboiſe, das durch ein feſtes Schloß und eine Beſatzung vertheidigt wurde. Dieſe Verſchwörung, deren Daſein auf dieſe Art entdeckt worden, deren Stärke und Verzweigung aber unbekannt geblieben, ſetzte den Hof in große Beſorgniß und bewog die Königin Mutter die drei Brüder Chatillon zu ſich einzuladen und ſich mit ihnen zu berathen. Sie ſtanden, obwohl nicht öffentlich, aber wohl der Meinung und Kenntniß ihrer Umgebungen nach, an der Spitze der proteſtantiſchen Partei, die Verſchwornen hatten es jedoch nicht gewagt, ſie zur Theilnahme an dem Complot einzuladen. Der ausgezeichnetſte unter ihnen, der Admiral von Coligny, erklärte, daß der Friede im Königreiche nur erhalten werden könne, wenn der Verfolgung gegen die Proteſtanten Einhalt gethan und ihnen bis zur Entſcheidung eines allgemeinen Concils eine vollkommene Gewiſſensfreiheit zugeſtanden würde. Der Kanzler Olivier, von Natur gemäßigt, aber ſchwachen Willens, und der in ſeinem Gewiſſen die Anwendung der Todesſtrafe gegen die Anhänger der neuen Lehre mißbilligte, unterſtützte dieſen Rath, und es wurde in dieſem Sinne ein Edikt bekannt gemacht (1560), das jene Forderung unter gewiſſen Einſchränkungen zugeſtand. Das Parlament ſanktionirte daſſelbe dem Scheine nach, proteſtirte aber im Geheimen und zwar auf Einladung des Hofes ſelbſt dagegen, indem es daſſelbe ſeinen Grundſätzen nach für irrig, ſeinen rechtlichen Folgen nach für unkräftig erklärte und deſſen Beſtimmungen nur ſo lange, bis die Umſtände ſeine Zurücknahme erlauben würden, anerkannte. Coligny und ſein Bruder Dandelot erklärten dem Könige, den die Nachricht von einer vorhandenen Verſchwörung in große Beſorgniß verſetzte, zu wiederholten Malen, daß die religiöſe Toleranz das einzige Mittel ſei, der Gefahr innerer Unruhen vorzubeugen. Seine Oheime, die Guiſen, ſchlugen ihm dagegen die Einführung der ſpaniſchen Inquiſition vor, ohne welche, wie ſie behaupteten, weder die Kirche noch der Thron beſtehen könne. Nach Olivier's Tode erließ ſein berühmter Nachfolger, der Kanzler L'Hopital, von der Furcht, die der König vor den Proteſtanten hegte, dem Verfolgungsgeiſte der Guiſen, der Intoleranz des Parlaments und dem Fanatismus des Pöbels, beſonders des ſtädtiſchen, gedrängt, ein Edikt, das von Romorantin genannt, in welchem, um die Einführung der Inquiſition zu hindern und der Stimmung der Mehrheit des Volkes gegen die Proteſtanten

ein Opfer zu bringen, die Unterſuchungen gegen dieſe den Biſchöfen ausſchließend übertragen, die Freiheit des Gewiſſens anerkannt, d. h. Niemand gezwungen werden ſollte, dem katholiſchen Gottesdienſte beizuwohnen und die Gebräuche der Kirche zu befolgen, die öffentlichen Verſammlungen der Anhänger der neuen Lehre aber verboten und ihre Geiſtlichen mit dem Tode bedroht wurden. L'Hopital, unvermögend dem ſich immer mehr erhebenden Strome des religiöſen Fanatismus zu widerſtehen, hatte durch dieſes Edikt, das übrigens erſt im Anfange der folgenden Regierung zur Ausführung gebracht wurde, unter zwei Uebeln das geringſte gewählt. — Unter den Verſchwornen hatte ſich ebenfalls das Gerücht verbreitet, daß ihr Plan entdeckt ſei. Die Führer fühlten aber, daß ſie zu weit gegangen waren, um umkehren zu können, und rechneten auf die Hülfe der Prinzen. La Renaudie ſetzte ſich mit einer Anzahl der Entſchloſſenſten in Bewegung. Der Herzog von Guiſe, der unter ſolchen Umſtänden zum Generallieutenant des Königreiches ernannt worden, hatte überall in der Nähe von Amboiſe und in den umliegenden Orten Reiterei in Verſteck gelegt, ſo daß die Verſchwornen, die ohne Verbindung unter einander in einzelnen Schaaren ankamen, an vielen Stellen zugleich angegriffen, niedergemacht oder gefangen wurden. La Renaudie war im Kampfe gefallen. Die Gefangenen wurden ſogleich ohne weitere Unterſuchung an den Zinnen des Schloſſes aufgehängt oder im Innern enthauptet. Einige von ihnen wurden aufgeſpart, um ihnen durch die Folter die nöthigen Geſtändniſſe auszupreſſen. Dieſe klagten, woran der Hof ohnedies nicht zweifelte, den Prinzen von Condé als das geheime Haupt des Complots an, der, ſobald es gelungen, hervorgetreten wäre und ſich an die Spitze der Unzufriedenen geſtellt hätte. Condé hatte, ſobald er von der Entdeckung der Verſchwörung Nachricht bekommen, ſich nicht allein nach Amboiſe zum Könige begeben, ſondern ſogar an der Vertheidigung des Schloſſes Theil genommen und den Hinrichtungen beigewohnt, konnte gleichwohl aber den Verdacht, in das Unternehmen verwickelt geweſen zu ſein, was durch die Ausſagen der Gefangenen und die Beſchlagnahme ihrer Papiere beſtätigt wurde, nicht von ſich abwälzen. Der Cardinal von Lothringen rieth, den Prinzen anzuklagen, und da hinlängliche Beweiſe ſeiner Schuld vorhanden waren, ihn verurtheilen und hinrichten zu laſſen. Der Herzog von Guiſe hielt aber ſeinen Tod für gefährlich, ſobald ſein Bruder, der König von Navarra, der abweſend war, nicht mit in das Verderben hineingezogen werden könne. Man beſchloß demnach eine Gelegenheit zur Habhaftwerdung beider Prinzen zu erwarten,

und entließ Condé, der ſich ungehindert auf ſeine Beſitzungen zurückzog. Dieſer Vorfall wird in der franzöſiſchen Geſchichte das Complot von Amboiſe genannt, und wir beſinnen uns, einen Kupferſtich nach einem Bilde jener Zeit geſehen zu haben, wo die gefangenen Verſchwornen, die alle Edelleute waren, in ihren Küraſſen, Stiefeln und Sporen, in langen Reihen an den Gittern der Fenſter, wie Vögel in Netzen aufgehängt, einen beſonders unheimlichen und ungewöhnlichen Eindruck gewähren, der durch den Kontraſt ihres Standes und ihrer Kleidung mit ihrer Todesart noch vermehrt wird. Dieſe Abbildung erinnerte uns lebhaft an eine der hervortretendſten Eigenthümlichkeiten der Bürgerkriege, wo die Großen und Edeln mehr als die Kleinen und Niedrigen ausgeſetzt ſind, weshalb aus ihnen gewöhnlich eine größere Nivellirung der Klaſſen und Ordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft, obgleich keineswegs immer im Intereſſe der Freiheit hervorgeht. — Die Mißvergnügten, obwohl durch die Fehlſchlagung ihres Verſuches erſchreckt, ließen jedoch, da die Urſachen ihrer Unzufriedenheit zu tief lagen, um von ihnen ſo leicht vergeſſen werden zu können, in Verfolgung ihrer, den Guiſen feindlichen Plane nicht nach, und erneuerten ihre Forderung der Zuſammenberufung der Reichsſtände, als des einzigen Mittels, weitern Unruhen und Bewegungen vorzubeugen. Die Guiſen ſelbſt bemerkten, wie ſchnell die Menge ihrer Gegner zunahm und wie allgemein die Meinung von der Unrechtmäßigkeit ihrer Gewalt wurde. Sie überzeugten ſich, daß es ihnen unmöglich ſein würde, auf die Länge der Erfüllung dieſes ſich immer lauter geltend machenden Wunſches, von deſſen Gewährung Alle Abhülfe der immer mehr um ſich greifenden Verwirrung hofften oder zu hoffen vorgaben, widerſtehen zu können. Sie ſannen deshalb auf Mittel, dieſe Reichsſtände zu Werkzeugen für ihre Plane zu machen, und dachten darauf, in ihnen eine Mehrheit eifriger Katholiken und Feinde der Prinzen von Geblüt zu bilden, welche ihrem Streben nach Vernichtung ihrer Gegner und Erhebung ihres eigenen Anſehens die Sanktion der höchſten nationalen Autorität ſelbſt aufdrücken könne. Zu dem Ende beſchloſſen ſie, als vorbereitende Maßregel und um die öffentliche Stimmung zu erforſchen, eine Zuſammenberufung der Notabeln, in der Art, wie ſie ſchon öfters in der franzöſiſchen Geſchichte, nachdem die Könige die Reichsſtände zu ſcheuen oder für überflüſſig zu halten angefangen, ſtattgefunden hatte. Aus den widerſtreitenden Meinungen, die ſich in dieſer Verſammlung, die im Auguſt in Fontainebleau gehalten wurde, kund thaten, aus den wechſelſeitigen Beſchuldigungen und Angriffen ging als einziger Ausweg die Zu-

ſammenberufung der Abgeordneten der Nation hervor, der auch die Guiſen und ihr Anhang ſich nicht mehr entgegenzuſetzen vermochten. Ihre Verſammlung wurde auf den December (1560) in Orleans feſtgeſetzt und die königlichen Beamten mit der Abhaltung der Wahlen der drei Stände in ihren Jurisdiktionen beauftragt.

Die Guiſen, einmal zu dieſer Maßregel, der ſie ſo lange entgegengeſtrebt, gezwungen, ſetzten alle Mittel der Ueberredung und Macht in Bewegung, um in dem Reichstage eine ihnen geneigte Maſchine zu gewinnen. Ihr Plan war, ſobald ſie der Mehrheit gewiß geworden, den Mitgliedern ein Bekenntniß des Katholicismus zur Annahme vorzulegen, das jeder Abgeordnete zu unterſchreiben gezwungen ſein ſollte. Franz II. ſollte dieſen Akt beginnen und Jeden, der ſich ihm zu folgen weigere, ſogleich ſeiner Aemter und Würden entſetzen, ausſtoßen und dem Parlament zur Beſtrafung übergeben. Aber ehe dieſe Maßregel in Anwendung gebracht werden konnte, war es nothwendig, ſich der beiden erſten Prinzen von Geblüt, des Königs von Navarra und ſeines Bruders Condé, zu bemächtigen. Man hatte entſchieden, ſie nicht zur Verſammlung zuzulaſſen, denn ihre Oppoſition hätte wahrſcheinlich die vieler Andern nach ſich gezogen und ihre Vereinigung mit den Coligny und Montmorency das Gelingen dieſes Plans vielleicht unmöglich gemacht. Gegen den König von Navarra gab es keine Beweiſe, die ſelbſt das den Guiſen fügſamſte Tribunal zu einer Verurtheilung deſſelben hätten autoriſiren können. Seine Verhaftung erſchien indeſſen unumgänglich nothwendig; über deren Ausgang konnte man ſich nach den Umſtänden entſcheiden. Der Untergang des Prinzen Condé war aber, ſobald eine gerichtliche Unterſuchung gegen ihn eingeleitet werden konnte, gewiß. Nach der Entdeckung und Beſtrafung des Complots von Amboiſe hatte er ſich in neue, gegen die Regierung des Königs gerichtete Plane eingelaſſen, an denen die Montmorency Theil genommen hatten. In mehren Südprovinzen, in Lyonnais, der Dauphiné und Provence war es zwiſchen Katholiken und Proteſtanten bereits zu Kämpfen gekommen, in denen letztere unterlegen waren.

Sobald die Verhaftung des Königs von Navarra und ſeines Bruders beſchloſſen worden, ließ der König beiden den Befehl zukommen, auf dem bevorſtehenden Reichstage zu erſcheinen. Sie wurden durch dieſe Einladung in eine große Verlegenheit geſetzt. Einmal kannten ſie die Entwürfe ihrer Feinde gegen ſie und wurden von allen Seiten gewarnt, dann aber waren ſie es vorzüglich geweſen, welche die Berufung der Reichsſtände betrieben hatten, von

denen entfernt zu bleiben, jetzt ihre perſönliche Sicherheit zu verlangen ſchien. Der König von Navarra, obgleich in ſeinem Herzen ein ebenſo großer Feind der Guiſen als ſein Bruder, war jedoch, da er ſich keiner beſtimmten Schuld bewußt war, von keinem ſo großen Mißtrauen gegen ſie erfüllt. Er fürchtete außerdem, daß ſein Ausbleiben von dem Reichstage den Hof gegen ihn noch feindlicher als bisher ſtimmen könne. Er beſchloß demnach zu gehorchen. Der Prinz von Condé ahnte, welcher Gefahr er ſich ausſetzte. Aber es ſchien ihm ſchimpflich, dem Beiſpiele ſeines ältern Bruders nicht zu folgen und ſich von einem Gefühle der Sorge für ſeine Perſon beherrſchen zu laſſen. Auch glaubte er wahrſcheinlich, daß ſeine Gegner es nicht wagen würden, gegen einen dem Throne ſo nahe geſtellten Prinzen, und der eine bedeutende Partei für ſich hatte, etwas Aeußerſtes zu unternehmen. Kaum aber waren die beiden Brüder in Orleans, wo und in der Nähe die Guiſen viele Soldaten verſammelt hatten, angekommen, als ſie gefangen genommen, der König von Navarra in weitere, der Prinz Condé aber in engere Haft geſetzt wurden. Eine Commiſſion, den Prozeß des letztern zu inſtruiren, wurde ſogleich verſammelt und der Ausgang konnte nicht zweifelhaft ſein, denn einmal waren hinlängliche Beweiſe ſeiner Schuld vorhanden, dann aber konnten die Guiſen einen Angriff auf einen Prinzen von ſolchem Range nicht anders als durch ſeinen Untergang endigen. Schon war der Tag ſeiner Verurtheilung, der auch zugleich der ſeiner Hinrichtung ſein ſollte (26. November 1560) beſtimmt, die Vorbereitungen zur Errichtung des Schaffotes getroffen, die Henker der benachbarten Städte zuſammenberufen und alle Anſtalten zur Vermeidung eines Aufſtandes unter den Einwohnern getroffen. Die Weigerung des Prinzen, der nur von den Pairs und der Verſammlung aller Kammern des Parlaments gerichtet werden zu können behauptete, die Commiſſion anzuerkennen, und die Unentſchiedenheit über das Schickſal des Königs von Navarra, den zu verurtheilen unmöglich war, der aber ebenſowenig ſeinen Bruder überleben ſollte, hatte allein einige Verzögerung herbeigeführt. In dieſem Augenblicke wurde Franz II., der nie einer feſten Geſundheit genoſſen, plötzlich und gefährlich krank und die Aerzte erklärten alsbald ſein Leben in Gefahr. Die Guiſen, zum Aeußerſten entſchloſſen, wollten die beiden Prinzen, während der König noch lebte, aus der Welt ſchaffen laſſen, aber Katharina von Medicis, die ohnedies die zu große, dann von keinem Gegengewicht mehr beſchränkte Macht der beiden lothringiſchen Prinzen fürchtete, weigerte ſich zu einer ſolchen Gewaltthat die Hand zu bieten. Die

Mitglieder des Staatsrathes fürchteten die Verantwortlichkeit eines ſo großen Frevels und die Unruhen, die er bei dem bevorſtehenden Regierungswechſel erregen könne. Dies rettete die beiden Brüder. Die Herzogin von Montpenſier, den Prinzen geneigt, beſtärkte die Königin Mutter in dem gefaßten und von dem Kanzler L'Hopital gebilligten Entſchluſſe. Katharina hatte mit dem Könige von Navarra, der zu ihr geführt wurde, eine lange Unterredung, nach welcher das Verfahren gegen Condé, das ſchon zum Spruche reif war, niedergeſchlagen wurde. Franz II. ſtarb den 5. December 1560, im achtzehnten Lebensjahre, nach einer Regierung von achtzehn Monaten, die nur als eine Einleitung zu der ſeiner beiden Brüder betrachtet werden kann. Dieſer junge König, der geiſtig und körperlich kraftlos, nichts als ein Werkzeug in den Händen der Guiſen war, würde in der Geſchichte kaum genannt werden, wenn nicht zwei ihm nahe angehende Frauen, ſeine Mutter, Katharina von Medicis, und ſeine Witwe, Maria Stuart, durch das, was ſie gethan oder gelitten, berühmt, die bleiche Erinnerung an dieſen farbloſen Schatten etwas belebt hätten.

Neuntes Kapitel.

Der Bruder Franz' II., der nach ihm auf den Thron ſtieg, Karl, dieſes Namens der Neunte, war in dieſem Augenblicke erſt zehn Jahre alt, und es war von dem verſtorbenen noch ſo jungen Könige, der überhaupt nie Zeichen eines ſelbſtſtändigen Willens gegeben, nicht nur nichts über die Regierung während der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers feſtgeſetzt worden, ſondern weder Geſetz noch Sitte entſchieden, wem jetzt die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zufallen ſollte. Die Regentſchaft war zu verſchiedenen Zeiten bald von der Mutter des minderjährigen Souverains, bald von einem der Prinzen von Geblüt geführt worden, und die Beiſpiele der Vergangenheit konnten in dieſer Beziehung jeden Anſpruch zugleich rechtfertigen und zurückweiſen. Die Königin Mutter, Katharina von Medicis, die während des Lebens ihres Gemahls faſt

unbemerkt geblieben, unter der Regierung ihres älteſten Sohnes ebenfalls wenig hervorgetreten und den vorherrſchenden Einfluß den Guiſen hatte überlaſſen müſſen, hielt jetzt den Augenblick für geeignet, ſich an die Spitze der Regierung zu ſtellen, auf die ſie eine lange Reihe von Jahren hindurch einen entſcheidenden Einfluß auszuüben beſtimmt war. Sie beſaß hierzu, wie geſagt, kein von der Verfaſſung des Landes entlehntes Recht, ſondern bemächtigte ſich derſelben, indem gerade keine der beiden großen Parteien, die ihr dieſelbe hätten ſtreitig machen können, ſie für ſich in Anſpruch zu nehmen im Stande war. Von den beiden erſten Prinzen von Geblüt war der König von Navarra eben erſt des Gefängniſſes entlaſſen worden, und der Prinz von Condé befand ſich noch in demſelben, und die Guiſen, einem großen Theile des einheimiſchen Adels ohnedies verhaßt, hatten den verſtorbenen König durch ihre Nichte, Maria Stuart, zu feſſeln gewußt, konnten aber unter der neuen Herrſchaft kein ähnliches Mittel des Einfluſſes in Ausübung bringen. Noch hatten ſie nicht die entſchiedene Gunſt der Mehrheit des Volkes, wie nach dem Ausbruche der Religionskriege, für ſich gewonnen. Katharina, von dieſen Nebenbuhlern an der Theilnahme der öffentlichen Gewalt durch die obwaltenden Umſtände befreit und auf den Kanzler L'Hopital ſich ſtützend, ließ ſich von dem jungen Könige in einer Verſammlung des Staatsrathes die Führung der Regentſchaft, ohne den Titel derſelben anzunehmen, zuerkennen und wußte ſich, als ſpäter der Kampf der Parteien ausbrach und dieſelben ſie ihr ſtreitig machen wollten, durch den Einfluß, den ſie auf ihren Sohn ausübte, durch ihre Kunſt, ihre Gegner auseinander zu halten, ſie ihre Kräfte in gegenſeitigen Kämpfen verſchwenden zu laſſen, in deren Beſitze zu behaupten. In einem Lande, in welchem die Nation, den allgemeinen Verfaſſungsformen nach, zu einer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheit berufen war, hätte während der Minorennität des Fürſten die Entſcheidung dieſer ſtreitigen Anſprüche, wie überhaupt die Kontrole über die Regierung, den Abgeordneten des Volkes gebührt, aber die Meinung über die Befugniſſe der Reichsſtände, die Zeit und Form ihrer Berufung und Zuſammenſetzung war ſo ſchwankend und unentſchieden, daß ein kräftiger König dieſelben entweder ganz übergehen oder in ihrem Wirkungskreiſe vollkommen hemmen konnte, unter einem ſchwachen oder minderjährigen Fürſten dieſelben aber nur ein Werkzeug für die Partei wurden, welche die einflußreichſten Mitglieder derſelben zu gewinnen oder zu ſich hinüberzuziehen verſtand. Die Unvollkommenheit und mangelhafte Ausbildung, in der in Frankreich dieſes

große nationale Inſtitut geblieben, hatte es dem Königthume möglich gemacht, ſeinen Willen nicht nur zum vorherrſchenden, ſondern allmälig zum allein geltenden zu erheben und das Schickſal des Landes von der zufälligen Geſinnung und Individualität ſeiner Fürſten abhängig zu machen. In dieſem ungewiſſen aus dem Feudalweſen zur abſoluten Monarchie übergehenden Zuſtande war die königliche Autorität, während die Stände des Mittelalters theils in ſich verfielen, theils von ihr zerſtört wurden, aus allen innern und äußern Kämpfen, wie dies beſonders die Beiſpiele Karl's VII. und Ludwig's XI. beweiſen, mit immer ſich mehrender Gewalt hervorgegangen. In der Meinung und in gewiſſen Formen hatte ſich zwar die Idee einer Nation im politiſchen Sinne des Wortes, von Rechten, die ſie in ihren Repräſentanten auszuüben befugt war, und damit die einer beſchränkten Monarchie erhalten, in der Wirklichkeit aber hatte ſich das franzöſiſche Königthum über jede Kontrole und Beſchränkung ſo ſehr erhoben, daß der Wille eines zehnjährigen Knaben, wie Karl IX. bei ſeinem Regierungsantritte war, einer Partei den Vorwand, aus demſelben ihr Recht herzuleiten, verleihen konnte. Die Organiſation der öffentlichen Macht war, um den Reichsſtänden keinen Einfluß auf dieſelbe zu geſtatten, vor dem Zuſammentreten derſelben entſchieden worden. Die Königin Mutter war an die Spitze der Regierung getreten, der Kanzler L'Hopital dem Staatsrathe vorgeſetzt und dem Könige von Navarra eine ſcheinbar bedeutende Stellung verliehen worden, indem alle Statthalter und Befehlshaber von ihm ihre Inſtruktionen empfangen ſollten, er ſelbſt aber hierüber an die Königin berichten mußte. Die übrigen höhern Beamten wurden ſämmtlich in ihren Aemtern und Würden beſtätigt. Die Reichsſtände von 1560 bewieſen, wie faſt alle frühern, daß ſie durch die Ungleichartigkeit ihrer Zuſammenſetzung, den Mangel an Kenntniß und Gefühl ihrer Kraft, die Ungewißheit über die Grenzen ihrer Befugniſſe verhindert wurden, ihre Beſtimmung als eine wahrhaft nationale Repräſentation zu erfüllen. Sie waren ausreichend, um hier und da einzelne Mängel der Verfaſſung zu entdecken und vorzulegen, Vorſtellungen zu deren Abſtellung zu machen, es lag aber außer ihrer Macht und ſelbſt außer ihrem Willen, die Regierung zu deren Abſtellung zu zwingen, geſchweige ihr denn ein beſtimmtes Syſtem aufzulegen, da ſie ſelbſt in ihrem eigenen Verfahren, ein ſolches zu entwickeln und zu befolgen, außer Stande waren. Zu den beiden erſten Ständen, der Geiſtlichkeit und dem Adel, der alten Feudalariſtokratie, waren die Abgeordneten der Städte und allmälig die

der freien Landeigenthümer hinzugetreten. Dieſer dritte Stand hatte ſeine Grundſätze und Sitten im Laufe mehrer Jahrhunderte wenig gewechſelt, er war, ungeachtet der großen Veränderungen im Leben des Staates, den beiden erſten Ständen nicht näher getreten. Es fand zwiſchen den Traditionen dieſer Klaſſen, ihren Intereſſen und den ſie beſeelenden Geſinnungen im ſechszehnten Jahrhundert im Ganzen derſelbe Unterſchied wie im dreizehnten ſtatt. Der Klerus repräſentirte, außer dem äußern Beſitze, in dem er ſich befand und der ihn zu einem politiſchen Körper machte, noch die beſondern Anſprüche ſeiner geiſtlichen Stellung und ſtützte ſeine weltlichen Rechte auf den überſinnlichen Urſprung ſeiner religiöſen Macht. Zwar ſollte, dem Princip nach, die franzöſiſche Geiſtlichkeit in den Reichsſtänden nur als eine politiſche Körperſchaft, mit den nationalen Intereſſen ihres Landes beſchäftigt, auftreten, und ſie hatte mehrmals unter ſie bedrohenden Umſtänden die Erhaltung ihrer weltlichen Rechte der Ausübung ihrer geiſtlichen Pflichten vorgezogen, indeſſen konnte ſie nie den Charakter einer Theokratie, was ſie ihrem Urſprunge und ihrer Natur nach war, verläugnen. Die Stellung dieſes Standes im alten Frankreich hatte in die politiſche Verfaſſung ein dem endlichen Staate und ſeiner Organiſation vollkommen fremdes Element eingeführt und viel dazu beigetragen, in der Nation des ſechszehnten Jahrhunderts die Trennungen des frühen Mittelalters, den Streit der geiſtlichen und weltlichen Intereſſen und zugleich deren beſtändige Vermiſchung zu erhalten, ſo daß weder die Kirche, als eine ideale und überſinnliche Macht, von den Verirrungen und Irrthümern der weltlichen Zuſtände ſich unabhängig bewahren, noch letztere auf eine ihrer Natur und Beſtimmung angemeſſene Weiſe, und von ihnen fremden Einflüſſen frei, ſich ausbilden konnten. — In dem Adel fand ebenfalls eine tiefe Trennung zwiſchen der Stellung, in die er durch den Verfall des Feudallebens, aus dem er hervorgegangen und für das er beſtimmt war, gekommen und zwiſchen den Erinnerungen ſeines Urſprunges, den Rechten, die er, obwohl vergeblich, in Anſpruch nahm, ſtatt. Indem er dem Königthume gegenüber ſeine frühere Unabhängigkeit verloren, war ihm, im Verhältniß zum Volke, ſein alter Hang zu Uebermuth und Willkür eigen geblieben. Der franzöſiſche Adel des ſechszehnten Jahrhunderts laſtete, ſeitdem er in den Dienſt der Krone getreten, mit dieſem vergrößerten Gewicht auf der Maſſe der Nation und ſetzte ihrer Entwickelung jedes von ihm abhängige Hinderniß entgegen. Es hatten ſich in ihm die weſentlichen Mängel der Feudalariſtokratie ohne deren charakteriſtiſche Größe erhalten. Der

dritte Stand war in ſich noch tiefer als die Geiſtlichkeit und der Adel geſpalten, litt in ſeiner Organiſation an noch größern Widerſprüchen, war beſonders in ſeinen einzelnen Theilen viel disharmoniſcher geordnet. Nicht nur die eigentliche Magiſtratur, ſondern faſt alle Beamten des Königs, obgleich den Geſetzen nach meiſt zu dem Tiers-etat gehörend, hatten ſich ſchon in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts zu einem zwar noch nicht durchaus erblichen, aber von der Maſſe der Nation dennoch geſonderten Stande ausgeſchieden. Dieſe Klaſſe war dem Feudaladel abgeneigt und wurde von ihm gehaßt, ſah aber faſt von derſelben Höhe wie dieſer auf das Volk herab, das in den Städten ausſchließend von ihr geleitet, gerichtet und regiert wurde. In der Mitte dieſes Volkes ſelbſt hatten die verſchiedenen und oft entgegengeſetzten Intereſſen der Gemeinden, Korporationen, Innungen u. ſ. w. Spaltungen und Unterſchiede aller Art hervorgebracht, die nicht, wie einſt zur Zeit der freien Gemeinden des Mittelalters, von der Liebe zu dem gemeinſamen ſtädtiſchen Herde und der Sorge für ſeine Unabhängigkeit und Vertheidigung aufgewogen wurden, ſondern die, von keinem allgemeinen Geiſt getragen, ſich ausſchließend um äußern Vortheil und Beſitz bewegten, den Charakter jeder höhern Idee zu entfremden und ihn herabzuziehen drohten. Zu dieſen Trennungen der Stände in ſich und gegen einander, dieſen innern und äußern Widerſprüchen in Bezug auf den Urſprung und die gegenwärtige Stellung, die Form und das Weſen dieſer Klaſſen war jetzt der Kampf zweier einander entgegengeſetzten religiöſen Principe hinzugetreten und drang noch tiefer als alle andern Unterſchiede in das Herz der Nation ſelbſt ein.

Der Reichstag, acht Tage nach dem Tode Franz' II. zuſammengetreten, litt an allen den Mängeln, die in dem Zuſtande des Volkes, das er repräſentirte, vorhanden waren. Die Reichsſtände, aus der Feudalwelt hervorgegangen, wo der beſondere Wille, die individuelle Geſinnung des Einzelnen ſich rückſichtslos geltend zu machen und die Herrſchaft allgemeiner Begriffe nur mit Widerſtreben anzuerkennen geneigt war, hielten ſich nicht ſowohl für eine unabhängige Autorität, eine geſetzgebende Verſammlung, als für die Mandatarien ihrer Kommittenten, und nicht ſowohl für die Organe der Nation, oder auch nur der Stände, aus denen ſie hervorgegangen, ſondern für die Repräſentanten der einzelnen Provinzen, Landſchaften, Korporationen, die ihre Abgeordneten meiſt mit ganz ſpeciellen, ſich nur auf ſie beziehenden Aufträgen verſehen hatten, deren Erledigung dieſe für ihre vornehmſte Pflicht hielten. Die

Mitglieder des Reichstages waren im Grunde nur die Bevollmächtigten ihrer Wähler und die Berichterſtatter der Wünſche, Forderungen und Klagen derer, die ſie deleguirt hatten. Aus dieſem Mangel an Unabhängigkeit und ſelbſtſtändiger Stellung ging für die Regierung die Leichtigkeit hervor, die Arbeiten des Reichstages nach ihrer Abſicht zu leiten und ſich in allen ſtreitigen Fällen die oberſte Entſcheidung vorzubehalten. Dann aber wurde durch dieſes Zerfallen der Stände, die in ihrer Trennung eher verſchiedene Nationalitäten als verſchiedene Klaſſen ein und deſſelben Volkes repräſentirten, in eine Menge lokaler Fraktionen ein feſter Gang der Berathung ebenſo wie die Sichtung des ſo getheilten, iſolirten, ſich widerſtrebenden ‚und darum unermeßlichen Materials der von ihnen behandelten Gegenſtände unmöglich gemacht. Die Reichsſtände von 1560, die übrigens allen frühern und ſpätern in vielen weſentlichen Zügen glichen, wandten eine große Zeit dazu an, die Klagen und Forderungen ihrer Kommittenten zu ordnen und ihnen eine gemeinſame Faſſung, „cahier“ genannt, zu geben, um ſie der Regierung vorlegen zu können. Der Geiſtlichkeit und dem Tiers-etat gelang dies, die Abgeordneten des Adels waren aber mit ſo verſchiedenen Aufträgen abgeſandt worden, daß ſie, unvermögend dieſe unter Einen Geſichtspunkt zu bringen, vier Cahiers zu gleicher Zeit vorlegten. Die Beſchwerden und Wünſche der einzelnen Stände waren, wie dies aus der Natur ihrer Stellung hervorging, einander oft entgegengeſetzt. Nur in einzelnen Punkten, wo ihre ſonſt getrennten Intereſſen ſich nicht abſtießen, verfolgten ſie daſſelbe Ziel. Alle verlangten Vereinfachung der gerichtlichen Proceduren, Herabſetzung der Sporteln, Verbeſſerungen in der Verwaltung, Sparſamkeit in der Führung des Staatshaushaltes u. ſ. w. Sonſt aber beſtand die Geiſtlichkeit auf der Verfolgung der Proteſtanten, der Tiers-etat ſprach ſich für religiöſe Duldung aus, der Adel wollte die Grenzlinie zwiſchen ihm und dem dritten Stande noch beſtimmter ausgeſprochen wiſſen, während letzterer ſich über die Willkür und Anmaßung des erſtern beſchwerte u. ſ. w. Den einzigen Widerſtand, den die Regierung gewöhnlich bei dieſen Verſammlungen fand, den ſie aber dennoch meiſt überwand, war gegen die Erhöhung der vorhandenen oder die Erfindung neuer Steuern gerichtet. Dies war auch diesmal der Fall. Die Stände, ihrem Charakter, bloßer Mandatarien ihrer Kommittenten, treu, erklärten dem Kanzler, daß ſie mit keiner Vollmacht zur Annahme neuer Finanzvorſchläge verſehen ſeien, und verlangten in ihre Provinzen zurückgeſandt zu werden, um die Forderungen der Regierung den Wählern vorlegen zu kön-

nen. Nachdem der Reichstag ungefähr einen Monat verſammelt geweſen und nichts erledigt oder beſchloſſen, angenommen oder verworfen hatte, wurden ſeine Sitzungen aufgehoben. Der Kanzler ſchlug den Ständen vor, ſich für den nächſten Mai (1561), aber nicht vollzählig wieder zu verſammeln, ſondern aus jeder Provinz oder Statthalterſchaft, deren es damals dreizehn gab, Einen Abgeordneten für jeden Stand zu wählen, um die abgebrochenen Berathungen fortzuſetzen. Dieſe Maßregel wurde in einem Lande, welches ſchon zwanzig Millionen Einwohner zählte und für die Zeit ſehr reich war, aus Sparſamkeit angenommen, denn die Abgeordneten wurden für ihre Mühewaltung von ihren Wählern entſchädigt. Der letzte Reichstag hatte aus dreihundertachtunddreißig Mitgliedern beſtanden, der nächſte ſollte deren nur neununddreißig zählen. Bald nachher ward der junge König von Orleans nach Fontainebleau geführt und hier der Prinz von Condé, der bis dahin noch immer in einem ehrenvollen Gefängniſſe gehalten, aller Schuld frei geſprochen und in ſeine frühern Rechte eingeſetzt.

Während des Reichstages hatte ein großer Theil des Adels ſich dem Könige von Navarra, als erſtem Prinzen von Geblüt, aus Eiferſucht auf die Guiſen günſtig gezeigt und deſſen größere Theilnahme an der Regierung als einen Gegenſtand ſeiner Wünſche bezeichnet. Die Provinzialſtände von Isle de France oder der Provinz Paris waren kurze Zeit nach Auflöſung des Reichstages ſogar ſo weit gegangen, die Steuern, die von dieſem bewilligt, unter dem Vorwande zu verweigern, daß jener Prinz nicht mit der Regentſchaft, die ihm ſeinem Range und der Verfaſſung nach gebühre, bekleidet ſei. Die Königin Mutter ſah ſich demnach genöthigt, Anton von Bourbon zum Generallieutenant des Königreiches zu ernennen und ihre Gewalt ſcheinbar mit ihm zu theilen, wohl wiſſend, daß er bei der Schwäche und Unſicherheit ſeines Charakters und dem Widerſtande, den die lothringiſchen Prinzen gegen ihn erheben würden, zu keinem freien Gebrauche der ihm übertragenen Macht kommen würde. Das Beiſpiel der Stände von Isle de France für die übrigen Provinzen fürchtend, verwies ſie ihnen ihre Einmiſchung in die allgemeinen Anordnungen der Regierung und erklärte ihnen, daß ſie ſich nur mit der Erhebung und Vertheilung der Abgaben und den Wahlen für die neu zuſammenzutretenden Reichsſtände zu beſchäftigen hätten.

Unter den letzten Regierungen, beſonders unter der Heinrich's II., waren die Günſtlinge der Könige auf Koſten des Landes dermaßen mit Gehalten, Penſionen und Schenkungen aller Art überhäuft,

es waren bei dieſen Verleihungen ſo große Ungerechtigkeiten begangen worden, daß, wie gewöhnlich beim Anfange einer neuen Regierung, ſich Klagen hierüber erhoben und Mittel in Vorſchlag gebracht wurden, jene unrechtmäßigen Erwerbungen ihren Beſitzern zu entreißen. Die Provinzialſtände von Isle de France hatten dies in ihrer Verſammlung ausdrücklich erklärt und den König von Navarra zur Vollziehung dieſes Akts der Gerechtigkeit aufgefordert. Zwei unter den Großen, der Connetable von Montmorency und der Marſchall St. André, waren es vorzüglich, die ſchon unter Franz I., mehr aber noch unter ſeinem Sohne, zum Theil aus dem Staatsſchatze und den Domainen ſelbſt, noch öfters aber durch Konfiskationen von Verurtheilten, deren Beſitzungen ihren Erben hätten zufallen ſollen, bereichert, die Partei fürchteten, welche dieſe Ungerechtigkeiten zur Sprache brachte, und ſich deren Aufhebung zur Aufgabe machten. Während der Regierung Franz' II. hatte der ausſchließende Einfluß der Guiſen den Connetable und die meiſten übrigen Großen mit den unzufriedenen Prinzen verbunden. Jetzt aber, wo der König von Navarra eine überwiegende Bedeutung für ſich in Anſpruch zu nehmen ſchien und die Guiſen nicht zu fürchten waren, trat die zwiſchen den Prinzen von Geblüt und einem Theile der Großen immer ſtattgefundene Spaltung ſogleich wieder hervor. Montmorency und St. André ſchloſſen ſich den lothringiſchen Prinzen an und dieſer Bund wurde „das Triumvirat" genannt. Dieſe Ausſöhnung wurde von der Herzogin von Valentinois, der Geliebten Heinrich's II., die einſt die vertraute Freundin des Connetable geweſen, und deren Schwiegerſohne, dem Herzoge von Aumale, einem der Guiſen, der zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtand, bewirkt. Der König von Navarra war, obgleich er nicht völlig, wie ſein Bruder Condé, mit dem Katholicismus gebrochen, doch dafür bekannt, im Herzen den proteſtantiſchen Grundſätzen zugethan zu ſein. Die Chatillon, die an Geburt, Reichthum und Ruf zu den Erſten des Landes gehörten, galten für eifrige Anhänger der neuen Lehre. Der letzte Reichstag hatte, ungeachtet die Guiſen die Wahlen ausſchließend im katholiſchen Intereſſe zu leiten geſucht, ſich den Hugenotten und der Partei, die ſie repräſentirten, nicht abgeneigt gezeigt. Katharina von Medicis, ohne beſondere Vorliebe für irgend eine Partei, war geneigt, es mit der ſtärkſten und glücklichſten zu halten. Montmorency und St. André fürchteten demnach, wenn ſie die Prinzen und ihren Anhang im Kampfe gegen die Guiſen zu unterſtützen fortführen, daß dieſe unterliegen und der König von Navarra und die Proteſtanten an die Leitung der öffentlichen An-

gelegenheiten kommen könnten. Eine Beleuchtung der Vergangenheit und eine Unterſuchung über die Quelle eines großen Theiles ihrer Güter und Reichthümer ſchien ihnen in dieſem Falle unausbleiblich zu ſein. Außerdem war Montmorency, obgleich ſeine politiſche Stellung ſeiner religiöſen Ueberzeugung vorziehend, der neuen Lehre und ihren Anhängern, ihrer Sittenſtrenge wegen und weil er ſie als eine Auflehnung gegen die königliche Gewalt betrachtete, abgeneigt. Seine zweite Gemahlin beſtärkte ihn in dieſen Geſinnungen und die Herzogin von Valentinois, mit der er immer verbunden geblieben, hatte die Hugenotten von jeher angefeindet. Er brach alſo, für ſeine Reichthümer fürchtend, die ihm immer beſonders am Herzen gelegen und in der Partei der Prinzen in zweiter Linie, hinter Navarra und Condé und ſelbſt hinter ſeinen Neffen, den Chatillon, gelaſſen, mit ſeinen frühern Freunden und ſchloß ſich den Guiſen an.

Die Reichsſtände, d. h. diesmal drei Mitglieder aus den drei Ständen in jeder der dreizehn Provinzen, traten im Auguſt (1561) wirklich zuſammen. Aber der Kanzler, im Voraus unterrichtet, von wie feindlichem Geiſte der Adel und der dritte Stand gegen die Geiſtlichkeit beſeelt waren, theilte diesmal den Reichstag und wies dem geiſtlichen Stande Poiſſy, den beiden andern Pontoiſe zum Verſammlungsorte an. Der König, die Königin-Mutter und der Hof befanden ſich in St. Germain, das von beiden Orten ungefähr gleich weit entfernt liegt. Der Adel und der Tiers-etat ſtimmten diesmal, ein ſeltener Fall, in ihren Forderungen und Vorſchlägen vollkommen überein. Ihre Verhandlungen betrafen die drei weſentlichſten Fragen, die damals das Land theilten und zerrütteten: die Zuſammenſetzung der Regierung, die Schlichtung der religiöſen Streitigkeiten, die Tilgung der im Verhältniſſe zu den Hülfsquellen jener Zeit bedeutenden Staatsſchulden. In Bezug auf den erſten Gegenſtand erklärten ſie ſich über das zwiſchen der Königin Mutter und dem Könige von Navarra beſtehende friedliche Vernehmen und ihre gemeinſame Theilnahme an der Regierung zufrieden, hielten aber dennoch die Zuziehung der übrigen Prinzen von Geblüt und der Reichsſtände für nothwendig. Sie verlangten aber die Entfernung der Cardinäle und der Prinzen fremden Stammes aus dem Staatsrathe, indem erſtere durch ihren Eid zu dem Papſt in einem beſondern Verhältniſſe ſtänden und den Intereſſen des Landes deshalb zuweilen gefährlich werden könnten, letztere aber, nicht zur Nation gehörend, nicht über ihre Angelegenheiten entſcheiden könnten. Sie wollten außerdem, daß bei jedem Regierungswechſel, wenn der

neue König noch minderjährig wäre, die Reichsſtände in Paris verſammelt würden, oder, in Ermangelung einer Zuſammenberufung, ſich im vierten Monate nach dem Tode des letzten Souverains aus eigener Macht verſammeln könnten und daß ſie überhaupt fortan alle zwei Jahre zuſammentreten ſollten. Dies ſollte ein beſtändiges und unwiderrufliches Geſetz ſein. In Bezug auf die Religionshändel ſchlugen ſie die Abſchaffung aller der Gewiſſensfreiheit feindlichen Geſetze vor, geſtanden den Hugenotten in jeder Stadt eine leer ſtehende Kirche oder einen Platz zum Bau einer ſolchen zu und wünſchten die Zuſammenberufung eines Nationalconcils, um die ſtreitigen Punkte der beiden Parteien zu entſcheiden. Der dritte und wichtigſte Vorſchlag der Reichsſtände war aber die Einziehung ſämmtlicher Güter des Klerus, die Bezahlung der Staatsſchulden aus dieſem Fond und die Erleichterung des dritten Standes aus dem Erlöſe dieſer Confiscationen. Die Magiſtratur ward im Ganzen nicht weniger als die Geiſtlichkeit bedroht. Die beiden Stände ſchlugen die Abſchaffung aller Gerichts- und Finanzſtellen und deren Wiederbeſetzung durch amovible, alle drei Jahre neu zu erſetzende Beamte vor.

Dieſe Wünſche und Forderungen des Adels und des Tiers-etat müſſen in Erſtaunen ſetzen und ſcheinen mit dem übrigen damals in Frankreich geltenden Zuſtande ſchwer in Uebereinſtimmung gebracht werden zu können. Es ſind keine Nachrichten darüber vorhanden, inwieweit die ſechsundzwanzig Abgeordneten dieſer beiden Stände in Pontoiſe ſich dabei wirklich an die Mandate ihrer Committenten gehalten haben und auf welche Art und durch welchen Einfluß die Wahlen zu Stande gekommen waren. Die Cahiers dieſer Verſammlung befinden ſich nicht in der allgemeinen Collection der Verhandlungen der franzöſiſchen Zuſtände. Jedoch iſt ihre Wahrheit keinem Zweifel unterworfen, denn der Vortrag des Redners oder Präſidenten des dritten Standes iſt vollſtändig aufbehalten worden, und dieſe Verhandlungen müſſen, ſo ſpurlos ſie auch verſchwunden ſind, dennoch als eine beachtenswerthe Erſcheinung jener Zeit angeſehen werden. Anomalien ſolcher Art laſſen ſich nur aus den allgemeinen Bedingungen alles Beſtehenden erklären. Dieſes trägt, ſo ausſchließend auch ein gewiſſes Princip in ihm walten mag, dennoch in ſeiner Tiefe demſelben fremde Elemente, in denen die Erinnerungen der Vergangenheit und die Ahnungen der Zukunft zugleich ſich regen. In den Demokratien kündigen ſich lange, ehe die Monarchie ihnen zum Bedürfniß wird, Beſtrebungen und Geſinnungen an, an welche dieſe einſt ihre Entſtehung anknüpfen wird.

Unter der Herrſchaft des unumſchränkten Königthums erhalten ſich Keime einer ihm fremden Richtung, durch deren Wachsthum es einſt begrenzt oder geſtürzt werden wird. Der Grund dieſes Widerſpruches liegt in der Unvollkommenheit aller einzelnen Erſcheinungen, dem Mangelhaften aller beſondern Formen des endlichen Daſeins überhaupt, von deren Totalität erſt die Geſchichte und das Leben der Menſchheit gebildet wird. Das wechſelnde Spiel dieſes ſich immer erzeugenden und immer wieder vernichtenden Ringens der menſchlichen Intelligenz nach einer vollkommenen äußern Darſtellung ihres innern Weſens, in ſeiner tiefſten Grundlage, ſeiner Entſtehung und ſeinem Ziele zu begreifen, liegt außerhalb der Grenzen unſeres Faſſungsvermögens und muß als ein Geheimniß der Gottheit, von der es geleitet wird, angeſehen werden. So viel aber lehrt die Geſchichte, daß eine Meinung, ſo wahr ſie an und für ſich ſein, mit ſo großem Nachdruck ſie auftreten mag, dennoch erfolglos bleibt, ſobald ſie von der beſondern Lage und dem Geiſte der Gegenwart abſtrahirt. Es iſt unmöglich einen Schatten zu beleben und für einen ſolchen iſt Alles zu halten, was im Leben der Völker nicht mit ihren reellen und präſenten Intereſſen zuſammenhängt und was einer Zeit angehört, die ſchon abgeblüht iſt, oder einer ſolchen, deren Keime noch nicht ſichtbar ſind. — Die Reichsſtände in Pontoiſe äußerten Ueberzeugungen und machten Forderungen, die erſt zweihundert Jahre ſpäter zur Reife kommen ſollten. Deshalb aber ſind ſie ein auffallendes und ſonderbares Meteor geblieben, das ſpurlos verſchwand. Bei der Neigung aller damals deliberirenden Körperſchaften, ihre Berathſchlagungen möglichſt geheim zu halten, bei der geringen Anzahl der von den beiden Ständen zu den Conferenzen mit der Regierung abgeordneten Commiſſarien, ſind ihre Verhandlungen auf das damalige Publikum ohne Einfluß geblieben. So viel geht indeſſen aus ihnen immer klar hervor, daß es ſchon in der damaligen politiſchen Welt in Frankreich eine Partei gab, in der eine, wenn auch nur momentane Zuneigung zu einem der Toleranz und Freiheit neuerer Zeiten ähnlichen Syſtem ſichtbar wurde. Aus dem Einfluſſe ſolcher Geſinnungen allein läßt ſich die öffentliche Disputation der Theologen beider Confeſſionen, das Colloquium von Poiſſy genannt, wo an der Spitze der einen Partei der Cardinal von Lothringen, an der der andern Theodor de Bèze ſtand, erklären. Die katholiſchen Prälaten hätten ohne die Nothwendigkeit, den Hof, der zu ſchwanken ſchien, auf ihrer Seite zu erhalten und einen öffentlichen Beweis von der Unvereinbarkeit der alten und neuen Grundſätze zu geben, ſich ſchwerlich einer ſolchen Gefahr blos-

geſtellt, denn auch angenommen, daß ſie ſelbſt von der Wahrheit ihrer Sache überzeugt waren, was bei mehren von ihnen zweifelhaft iſt, ſo wußten ſie ſehr wohl, daß der Bruch mit ihren Gegnern zu tief geworden, um durch ſolche Schulgefechte entſchieden werden zu können. Auch die Hugenotten hatten von dieſer Disputation keine Wirkung auf ihre Gegner gehofft und waren nur auf ſie eingegangen, um ihren Grundſätzen die möglichſte Oeffentlichkeit zu verſchaffen und den Wünſchen des Hofes entgegenzukommen. Bei dieſer theologiſchen Disputation, die nur durch die Verhältniſſe des Augenblickes eine Wichtigkeit erhielt, aber wie alle ähnlichen Wortſtreite kein Reſultat hervorbrachte, denn das Wort, von unberechenbarer Wirkung auf eine freie und unparteiiſche Stimmung des Geiſtes, bleibt auf die ihm feindlichen Intereſſen ohne Einfluß, die nur durch ſinnliche Gewalt bezwungen werden können, war der dunkelſte Punkt der chriſtlichen Glaubenslehre, die Lehre von der realen Gegenwart Chriſti im Abendmahle, von den Katholiken zum Angelpunkte des Streites gemacht worden. Sie wußten, daß die beiden großen Fraktionen des Proteſtantismus über dieſe Idee von einander abwichen und hofften, die Hugenotten, indem ſie dieſelben zu einer entſcheidenden Verneinung der lutheriſchen Anſicht zwangen, mit ihren Glaubensgenoſſen in Deutſchland in offnen Widerſpruch zu ſetzen. Der Cardinal von Lothringen hatte ſogar, um die deutſchen Proteſtanten zu gewinnen, mehrmals laut ſeine Zuſtimmung zu den von ihnen über dieſes Dogma aufgeſtellten Grundſätzen zu erkennen gegeben und die Anweſenheit mehrer ihrer Theologen in Poiſſy gewünſcht, eine Einladung, der jedoch von dieſen, ihren Zweck durchſchauend, nicht Folge geleiſtet wurde. Es kann auf den erſten Blick befremden, daß gerade der Theil des chriſtlichen Dogmas, der am wenigſten eine äußere, beſtimmte, den Verſtand vollkommen befriedigende und zugleich mit dem Wortſinn in unzweifelhafter Uebereinſtimmung ſtehende Erklärung erlaubt, der Gegenſtand der tiefſten Trennung der einzelnen chriſtlichen Confeſſionen geworden iſt. Es liegt aber in der Natur einer auf Myſterien und überſinnlichen Fakten beruhenden Religion, wie das Chriſtenthum, daß gerade das geheimſte, einer poſitiven und reellen Wahrnehmung unzugänglichſte Element derſelben für das weſentlichſte gehalten und ihm um ſo eher eine große Bedeutung gegeben wird, je mehr ſeine Unergründlichkeit eine vollkommene Auflöſung des Räthſels unmöglich macht, demnach aber auch auf der andern Seite keine Weiſe, daſſelbe zu begreifen, durchaus ausſchließt. Als aber das Chriſtenhum in den letzten Zeiten der alten Welt, aus einer in wenigen großen Fundamentalbegriffen

enthaltenen Glaubens- und Sittenlehre, ein durch das Hinzutreten ſehr verſchiedener Beſtandtheile, des myſteriöſen Geiſtes des Orients, der philoſophiſchen Anſchauungen Griechenlands und des politiſchen Verſtandes Roms zuſammengeſetztes und zwar herrſchendes Syſtem geworden, wurde das darin Unbegreifliche, einzig für den Glauben Annehmbare, auch dem Verſtande und der Betrachtung näher gebracht, wo die eine Methode, ein überſinnliches Faktum zu begreifen, nothwendiger Weiſe auch viele andere hervorrufen mußte, die ſich alle für gleich wahr und gleich berechtigt ausgaben. In dieſer Fülle von Gegenſätzen und Widerſprüchen, welche in den ſogenannten Häreſien der erſten Jahrhunderte auftraten, wäre das Weſen des Chriſtenthums vielleicht ſelbſt verſchwunden, wenn die Vorſtellung von einer religiös-kirchlichen Einheit, von einigen großen Geiſtern ausgegangen und bei ihrer wahrhaften Nothwendigkeit von der Mehrheit der Gläubigen unterſtützt, nicht dieſer zerſetzenden und vernichtenden Arbeit des grübelnden Verſtandes entgegengetreten wäre, zuletzt aber allmälig, als das Papſtthum ſich der Kirche bemächtigt, alle geiſtige und moraliſche Freiheit zu vernichten gedroht hätte. Dieſe zu retten, erſchien der Proteſtantismus, obgleich er dieſer Beſtimmung allerdings nicht vollkommen entſprach, ſie, wenigſtens in ſeinem Entſtehen, vielleicht nicht einmal völlig begriff, ſondern ſich ebenfalls als ein herrſchendes Syſtem ankündigte. Dieſer Anſpruch war aus dem Katholicismus auf ihn übergegangen und war ihm, beſonders im Anfange, als ein Mittel der Vertheidigung nothwendig. Die Lehre vom Abendmahl, als dem Kern des dogmatiſchen Chriſtenthums, mußte auch in ihm der Eckſtein des neuen Gebäudes, zugleich aber Urſache des tiefen Riſſes werden, der ſich gleich in deſſen Errichtung einſchlich. Der Lutheranismus hat an der katholiſchen Anſicht von der immerwährenden ſinnlichen Erneuerung der geiſtigen Perſönlichkeit Chriſti oder der Transſubſtantiation im Grunde nur das geändert, was mit der theokratiſchen Idee des Prieſterthums und Opfers zuſammenhing, der Kalvinismus dagegen jene Geheimlehre für das verſtändige Bewußtſein allerdings am Befriedigendſten gelöſt, durch ſeine direkte Abweiſung derſelben aber eines der myſteriöſen Bande zerriſſen, welche, der Natur und Abſicht des Chriſtenthums gemäß, die ſinnliche mit der überſinnlichen Welt verbinden.

Obgleich die Vorſchläge der Reichsſtände in Pontoiſe allerdings kein Ausdruck der Geſinnungen der Mehrheit der Nation, ſondern nur eines Theiles der höhern Klaſſen derſelben ſein konnten, ſo hatte die Kühnheit der vorgeſchlagenen Maßregeln und die dabei

ſtattgefundene Uebereinſtimmung des Adels und des Tiers-etat die Geiſtlichkeit in große Beſorgniſſe verſetzt und ſie von der Nothwendigkeit, den Sturm durch ein bedeutendes Opfer zu beſchwören, überzeugt. Sie machte ſich demnach zur Auslöſung der verpfändeten königlichen Domainen, indem ſie neun Jahre lang jährlich eine Summe von einer Million ſechshunderttauſend Franken, ein Beweis ihres Reichthums zu dieſer Zeit, zu zahlen verſprach, anheiſchig. Der Herzog von Guiſe und der Connetable von Montmorency, die mit dem Klerus über dieſe Angelegenheit unterhandelt hatten, verſprachen ihm dagegen, daß die alte Religion im Königreiche aufrecht erhalten werden ſollte. Durch ein Opfer derſelben Art hatte der franzöſiſche Klerus unter der Regierung Franz' I., in einem Augenblicke, wo dieſer König das Beiſpiel Heinrich's VIII., mit dem er gerade in engem Bunde ſtand, nachzuahmen nicht abgeneigt ſchien, eine ähnliche Gefahr abzuwenden gewußt. An die beiden weltlichen Stände zu Pontoiſe wurde Dandelot, Coligny's Bruder, deſſen Kalvinismus kein Geheimniß mehr war, abgeſandt, der ihnen die Duldung des neuen Glaubens verſprach, wogegen ſie ſich zu den ihnen gemachten Steuerforderungen bereitwillig finden ließen.

Ungeachtet es, wie die Verhandlungen der Stände von Pontoiſe beweiſen, im Königreiche eine Partei der Aufklärung und Duldung gab, ſo trat die Unzufriedenheit der Katholiken mit der Schonung und Begünſtigung, die der Hof den Bekennern der neuen Lehre zugewandt, ſo lebhaft hervor, daß Katharina von Medicis große Mühe fand, eine den letzten Reichstagsbeſchlüſſen gemäße Verordnung über das Verhältniß der beiden Religionen anerkannt zu ſehen. Es war von dem Kanzler L'Hopital zu dem Ende eine Deputation der acht Parlamente des Königreiches nach St. Germain berufen worden, und er hatte, die Mitglieder derſelben ſelbſt bezeichnend, nur ſolche gewählt, die ihm durch ihre Mäßigung bekannt waren. Das königliche Edikt, das endlich im Jahre 1562 aus dieſen Berathungen hervorging, erregte, obgleich weit entfernt eine Gleichſtellung oder nur allgemeine Duldung den Proteſtanten zuzugeſtehen, bei dem Parlament von Paris, als es ihm zur Einregiſtrirung vorgelegt wurde, den lebhafteſten Widerſtand. Die Proteſtanten wurden darin verpflichtet, alle den Katholiken entriſſenen Kirchen zurückzugeben und den herrſchenden Klerus in dem Genuſſe ſeiner Rechte und Einkünfte auf keine Art zu ſtören. Für den Fall der Uebertretung ward die Todesſtrafe ausgeſprochen. Der proteſtantiſche Gottesdienſt ward aus faſt allen Städten verwieſen und ſollte fortan nur auf dem Lande abgehalten werden dürfen,

ward hier aber unter den Schutz der Geſetze geſtellt. Das pariſer Parlament, mit dieſer Conceſſion unzufrieden, weigerte ſich zu wiederholten Malen dieſe Verordnung anzuerkennen und trug ſie erſt nach vier Kabinetsbefehlen, „lettres de jussions“ im alten Frankreich genannt, unter dem Vorbehalte, daß dies blos aus dringender Nothwendigkeit, ohne Billigung der neuen Lehre, proviſoriſch und bis anderweitig beſchloſſen ſein würde, geſchehen, in das Regiſter ſeiner Verhandlungen ein.

Das große Axiom, auf das ſich damals und noch lange nachher der Widerſtand des Parlaments gegen die Anerkennung der Rechte der Proteſtanten ſtützte, war, daß es unmöglich ſei, in einem Staate zwei gleich berechtigte Religionen anzuerkennen, und daß die bloße Duldung der einen dieſe nothwendig zu einer Ausdehnung ihrer Befugniſſe auffordern, eine ſtete Spannung mit dem herrſchenden Glauben unterhalten und endlich zu einem innern Kriege führen müſſe. Die Falſchheit dieſes Raiſonnements geht aus der Geſchichte jener Zeit von ſelbſt hervor, wo die Verweigerung jener Duldung fünf Religionskriege erregte und das Land in das äußerſte Verderben zu ſtürzen drohte, von dem nur zufällige Umſtände, wie das Ausſterben der Valois und die Erſcheinung eines ſo großen Fürſten, wie Heinrich IV. war, es retten konnten. Die Kirche konnte, bei ihrem Anſpruche auf Unfehlbarkeit, keine andern religiöſen Ueberzeugungen und Formen als die ihrigen anerkennen. Sie ſtrebte, wie der altrömiſche Staat, auf deſſen Trümmern ſie ſich feſtgeſetzt, der Welt dieſelbe religiöſe, wie jener dieſelbe politiſche Organiſation aufzulegen. Die Ausſchließung und Vernichtung aller Unterſchiede dieſer Art, die Aufhebung der geiſtigen Freiheit überhaupt, welche letztere in der Duldung ſolcher Differenzen beſteht, lag in ihrem Weſen. Die Intoleranz des Parlaments dagegen war rein politiſcher Natur und ging aus einer irrigen Anſicht über das Verhältniß des Staates zur Religion überhaupt, über die Grenzen dogmatiſcher und moraliſcher Principien hervor, die in jener Zeit allgemein war, noch lange beſtanden hat und ſelbſt heute nicht verſchwunden iſt. Denn faſt überall iſt die religiöſe Duldung mehr aus dem Unvermögen, ſie zu verweigern, oder aus äußern Fakten, als aus einer wahrhaften Erkenntniß der Rechte der Kirche und des Staates, deren verſchiedenen Urſprunges, deren getrennte Natur und die Unmöglichkeit, beide zu identificiren, ohne die moraliſche Freiheit des Menſchen zu vernichten, hervorgegangen. Der damals vom Parlament behauptete Grundſatz, daß es unmöglich ſei, in demſelben Lande verſchiedene religiöſe Syſteme anzuerkennen, und die noch

heute herrſchende Idee von der Nothwendigkeit einer religiöſen Einheit als Grundlage der politiſchen iſt inſoweit wahr, daß in allen großen, ſich aus ſich ſelbſt entwickelnden Nationen, und die nicht, wie z. B. Kolonien, durch zufällige Veranlaſſung und unter der Herrſchaft verſchiedenartiger Einflüſſe ſich gebildet haben, Eine Form des religiöſen Bewußtſeins die überwiegende und von der Mehrheit eines Volkes befolgte wird. Dieſe relative Ueberlegenheit eines Kultus über andere, als Ergebniß des nationalen Charakters, des innern und äußern Geſchickes eines Volkes, iſt aber ſehr verſchieden von der Ausſchließung anderer oder deren geringerer politiſchen Berechtigung, die im Gegentheil immer aus einem Mangel an Sicherheit und Kraft in der Religion der Majorität hervorgeht und, ſtatt ein Beweis für die politiſche Einheit des Staates zu ſein, die geringe Entwickelung deſſelben beweiſt. Eine feſte, in ſich ſelbſt übereinſtimmende politiſche Organiſation kann die religiöſen Differenzen ihrer Angehörigen ohne Gefahr für ſich ertragen, und ſie müſſen ihrer geſammten Ausbildung durch den geiſtigen Kampf und die moraliſchen Widerſprüche, deren Schlichtung und Löſung ſie nothwendig machen, ſogar vortheilhaft werden. Je mehr ein Staat nach rationellen und allgemein anwendbaren Principien eingerichtet iſt, je mehr alle Individuen im Verhältniß zu ihm ſich auf einer einmal beſtimmten Bahn fortbewegen, um ſo mehr muß er das Innere derſelben frei walten laſſen und ſich enthalten, dieſem eine ebenſo einmüthige Richtung, wie dem politiſchen Leben aufzulegen. Denn aus einer ſolchen totalen Uebereinſtimmung würde ein Sieg der Form über den Geiſt, der äußern Intereſſen über die innern und über kurz oder lang ein Stillſtand und Verfall des nationalen Lebens ſelbſt hervorgehen. Es wird, wenigſtens in einem großen Theile Europas, ohne Zweifel die Zeit kommen, wo die politiſche Organiſation der Staaten überall auf aus der ſittlichen Natur und Beſtimmung der Menſchheit entlehnte allgemeine Grundſätze, und nicht auf beſondere, äußerlich bedingte Principien, die denſelben zu gewiſſen Zeiten auferlegt wurden und ſich in ihnen innerlich ſchon entfernte Zuſtände noch lange hinübertragen, gebaut ſein wird. Bei einem dann ſo befriedigten und einigen äußern Daſein werden die Staaten der geiſtigen und beſonders der religiöſen Freiheit im höchſten Maße bedürftig ſein, um in einem ſo harmoniſchen Daſein, durch Mangel an Kampf und Widerſpruch, nicht zu erſchlaffen. Dann wird die aus dem Mittelalter herübergekommene Vorſtellung von der Nothwendigkeit der Herrſchaft einer Glaubensform über die andere, von der Untheilbarkeit des religiöſen

und politiſchen Princips im Staate den Meinungen an Werth gleichgeſtellt werden, die jetzt noch z. B. die Nützlichkeit der Inquiſition, die Vernunftmäßigkeit der Leibeigenſchaft u. ſ. w. vertheidigen. Das allgemeine religiöſe Bewußtſein wird dann die beſondern Kultusformen, die es ſo lange, ſich frei zu entwickeln und die ſittliche Natur des Menſchen zu durchdringen, verhindert, ebenſo ohne Gefahr für ſich anerkennen, wie eine vollendete politiſche Organiſation es mit den einzelnen divergirenden Richtungen und Meinungen thut. Dann wird die Zeit kommen, die bis jetzt noch nicht erſchienen iſt, von der es heißt, daß es nur Einen Hirten und Eine Heerde, d. h. eine auf Sittlichkeit gegründete freie Wahl des Innern geben wird.

Die Hugenotten, die, wie jede werdende, beſonders religiöſe Partei, voller Hoffnung waren, daß ihre Grundſätze allmälig von der Mehrheit der Nation angenommen werden würden, verließen ſich beſonders darauf, daß ein bedeutender Theil des höhern und niedern Adels ſich auf ihre Seite geſchlagen hatte. Sie überſahen jedoch, daß zwei ſo zahlreiche und mächtige Körperſchaften, wie der Klerus und die Magiſtratur, die ſonſt immer getrennt geweſen, ſich jetzt gegen ſie vereinigt hatten, daß ein Theil der Großen, die Guiſen an der Spitze, ihnen ebenfalls feindlich war, und daß der ſtädtiſche Pöbel und das Landvolk, von der Geiſtlichkeit geleitet, und bei der Meinungsverſchiedenheit, die unter der Ariſtokratie herrſchte, deren Einfluſſe weniger als ſonſt ausgeſetzt, auf ein zu gebendes Zeichen und unter gewiſſen Umſtänden zu einem Angriff auf ſie bereit waren. Ihre Stärke beſtand vornehmlich, außer einigen Prinzen und Großen, in einem zahlreichen, beſonders im Süden und Weſten anſäſſigen kriegeriſchen Landadel, der mit ſeinen Vaſallen auf ihre Seite getreten war, in einem Theile der mittlern begüterten Klaſſen und in dem Landvolke einiger Gebirgsgegenden, am Fuße der Pyrenäen und Alpen. Es war aber dennoch nichtsdeſtoweniger wahr, daß ſie die Mehrheit der ſtädtiſchen Bevölkerung, beſonders in den größern Orten, und drei Viertheile des Bauernſtandes in den Ebenen des Nordens und Oſtens gegen ſich hatten. Der Einfluß der Prinzen, der Chatillon, des Kanzlers L'Hopital, der zwiſchen den beiden Parteien in der Mitte ſtand, und einiger andern bedeutenden Perſonen in der Umgebung der Königin Mutter, hatte dieſer ohne Zweifel eine übertriebene Meinung von der Stärke der Hugenotten gegeben und dieſelbe ihnen in der letzten Zeit günſtig geſtimmt. Man hat oft behauptet, daß Katharina von Medicis gegen jede religiöſe Ueberzeugung vollkommen gleichgültig geweſen und vielleicht ſelbſt

den Untergang des Katholicismus in Frankreich nicht ungern geſehen haben würde. Dies muß jedoch, wenn man ihr Verhalten während ihrer ganzen Regierung verfolgt, als eine ſehr gewagte Meinung angeſehen werden. Allerdings lag ihr mehr die Erhaltung ihrer Macht als der Triumph ihrer Religion am Herzen, gleichwohl erklärte ſie ſich, ſobald ſie begriffen, daß ſie ſich in Bezug auf die politiſche Stärke der franzöſiſchen Proteſtanten geirrt, ſo entſchieden gegen ſie, verfolgte dieſelben mit ſolcher Leidenſchaft, erzog ihre Söhne in ſolcher Abneigung gegen die neuen Grundſätze, daß ihre religiöſe Ueberzeugung, obwohl ohne Einfluß auf ihr einzelnes Thun, im Ganzen nicht als zweifelhaft angeſehen werden kann. Der Proteſtantismus, der im Anfange in Frankreich, vielleicht mehr als irgendwo anders, eine ſittliche Reform des Lebens vor Augen hatte und dieſen urſprünglichen Zweck erſt ſpäter, als er von den Katholiken angegriffen wurde, über den Nothwendigkeiten und Drangſalen des Krieges oft aus den Augen verlieren mußte, konnte einer Frau, wie Katharina von Medicis war, nicht anders als beſchwerlich und anklagend erſcheinen. Außerdem war ſie als Fürſtin, wie die meiſten damaligen katholiſchen Souveraine, von Hauſe aus, ohne weitere Prüfung und Unterſuchung gegen ihn eingenommen, da ſie in ihm vor Allem einen Hauch der Freiheit, eine Auflehnung gegen die hergebrachte Ordnung der Geſellſchaft erkannte und von ſeinem Einfluß eine Beſchränkung der gewohnten Macht derer, die ſie beſaßen, fürchtete. So lange ſie die Hugenotten zum Widerſtande gerüſtet ſah, gab ſie ihnen beſonders dann nach, wenn ſie ihre Beſiegung mit zu großen Gefahren und Opfern, einer zu großen Erſchütterung des öffentlichen Weſens verbunden ſah, oder wenn ſie mit ihrer Hülfe den Häuptern der katholiſchen Partei das Gleichgewicht halten zu können hoffte. Die Unſicherheit ihrer eigenen Lage, die Anſprüche der Guiſen, der Einfluß Philipp's II. auf die ganze katholiſche Welt und ſomit auch auf Frankreich machten es ihr lange wünſchenswerth, den Proteſtantismus als eine politiſche Oppoſition, auf die ſie ſich zuweilen ſtützen konnte, nicht ganz ſinken zu laſſen, als er ihr aber hierzu überflüſſig oder untauglich erſchien, trug ſie keinen Augenblick Bedenken, alles Mögliche zu ſeinem Untergange beizutragen.

Wie drohend das Feuer des religiöſen Fanatismus in den Bekennern des alten Glaubens ſich regte, wie es durch ſpaniſchen und italieniſchen Einfluß von Außen, durch den Klerus und die Parlamente im Innern des Landes angefacht wurde, geht aus den Unruhen hervor, welche die Befolgung des letzten Toleranzedikts in

mehren Provinzen erregte. Katharina wollte, aus Rückſicht auf die Erhaltung des öffentlichen Friedens und einen offenen Kampf mit den Proteſtanten ſcheuend, daſſelbe befolgt wiſſen, fand dabei aber einen Widerſtand, auf den ſie nicht vorbereitet war. Selbſt manche ihrer erſten Diener, wie der Marſchall St. André, Statthalter von Lyon, verweigerten geradezu den Gehorſam. Der Herzog von Aumale, in derſelben Eigenſchaft über Burgund geſetzt, antwortete den Wünſchen der Königin mit einer blutigen Verfolgung der Hugenotten in Dijon. In der Provence verweigerte das Parlament, das Beiſpiel ſeines Seniors in Paris nachahmend, die Sanktion der den religiöſen Frieden betreffenden Verordnung und gab nur mit Widerſtreben nach. Eine Menge Proteſtanten wurden in verſchiedenen Provinzen des Königreiches ermordet. Zu gleicher Zeit war der König von Navarra, der ungeachtet ſeines hohen Ranges, bei ſeinem Leichtſinne und ſeiner Schwäche, auf ſeine Partei keinen großen Einfluß ausübte, von ſeinen bisherigen Gegnern, den Guiſen, und was mit dieſen im In- und Auslande in Verbindung ſtand, gewonnen worden. Philipp II., der ſein Land ihm vorenthielt und ihn nicht als König anerkannte, ließ ihm jedoch die Verleihung von Sardinien und die Guiſen die Hand ihrer Nichte, der Königin von Schottland, der Witwe Franz' II., hoffen, wenn er zu ihnen übergehen wolle. Er gedachte ſich in dieſem Falle von ſeiner Gemahlin Johanna d'Albret, die der neuen Lehre eifrig anhing, zu trennen. Wie oft Fürſten von beſchränkter Einſicht und lebendigem Ehrgeiz, die, aus Mangel an Kenntniß und Berechnung der Perſonen und Umſtände, die Hinderniſſe überſehen, die ſich der Ausführung ihrer Wünſche entgegenſtellen, baute Anton von Bourbon große Plane auf dieſe Verſprechungen, die ſeine neuen Freunde höchſt wahrſcheinlich nie zu erfüllen entſchieden waren. Er träumte von Sardinien aus die Eroberung von Tunis und Nordafrika und hoffte, auf die Rechte ſeiner künftigen Frau, Maria Stuart, ſich ſtützend, den Thron von England zu beſteigen. Der Abfall des Königs von Navarra verſtärkte nicht ſowohl unmittelbar die Partei der Guiſen, als er die der Proteſtanten, denen ſein Name, als nächſter Thronerbe, nach dem Ausſterben der ältern Linie wichtig war, ſchwächte.

Beide Parteien waren mit dem Stande der vorhandenen Verhältniſſe unzufrieden. Die Katholiken betrachteten mit Widerwillen die den Hugenotten gemachten Zugeſtändniſſe und fürchteten von ihnen die Ausbreitung der neuen Lehre und eine immer wachſende Gefahr für ihren Glauben, und die Hugenotten hielten dieſelben für

unzulänglich, mißtrauten der Vollziehung der gemachten Verſprechungen und glaubten ſich nur auf ihre Zahl und Kraft verlaſſen zu können. Bei einer ſolchen Stimmung der Gemüther bedurfte es nur einer Veranlaſſung, um den lang genährten Funken des Haſſes zu einem flammenden Ausbruche kommen zu laſſen. Die Guiſen hatten ſich, ſeitdem die Königin ſich den Proteſtanten genähert, vom Hofe entfernt gehalten. Sie erhielten jetzt, kurze Zeit nach der Publikation des Toleranzedikts von dem Könige von Navarra eine Botſchaft, die ſie nach Paris zur Verfolgung ihrer gemeinſamen Plane zurückrief. Der Herzog Guiſe näherte ſich auf ſeinem Wege der kleinen Stadt Vaſſy in der Champagne an einem Sonntage, in dem Augenblicke, als die dortigen Proteſtanten, von ihren neuen Rechten Gebrauch machend, ſich in einer Scheune zur Abhaltung ihres Gottesdienſtes verſammelt hatten. Ein Theil ſeines zahlreichen und bewaffneten Gefolges drang in das Innere des Gebäudes. Ein Streit entſtand zwiſchen demſelben und der Verſammlung. Sechszig Hugenotten wurden ermordet und über zweihundert verwundet. Dieſe Gewaltthat in der franzöſiſchen Geſchichte: „le massacre de Vassy“ genannt, von den Katholiken als zufällig ausgebrochen, von den Proteſtanten als abſichtlich angeſtiftet betrachtet, war das Signal zum Anfange des Kampfes zwiſchen den beiden Parteien.

Zehntes Kapitel.

Die Kunde von dieſem blutigen Ereigniſſe verbreitete ſich mit reißender Schnelle und überzeugte die Proteſtanten, daß die Garantien des zu ihrem Vortheile erlaſſenen Toleranzedikts von ihren Gegnern bei jeder Gelegenheit verletzt werden würden, daß dieſe zu mächtig und die Regierung zu ſchwach geworden, um die verſprochenen Bedingungen zu halten, und daß es für ſie am Ende weniger gefährlich ſei, ſich den Zufällen eines offenen Krieges als unvorhergeſehenen und immer möglichen Gefahren auszuſetzen. Nach einigen vergeblichen Verſuchen, von der Königin Mutter eine Unterſuchung und Beſtrafung der Gräuel von Vaſſy zu erwirken, rüſtete ſich der

Prinz von Condé, der, nach dem Abfalle ſeines Bruders, von den franzöſiſchen Proteſtanten als ihr Haupt angeſehen wurde, zum Kampfe. Katharina von Medicis hätte den Frieden gern noch bewahrt, war aber nicht mächtig genug, um die Parteien in ihren Grenzen zu halten. Paris war, was es noch lange nachher geblieben, die am meiſten katholiſche Stadt des Königreiches und ſchon damals den Guiſen ergeben. Die Königin hatte, um frei handeln zu können, ſich mit ihrem Sohne nach Fontainebleau begeben, ward aber hier von beiden Parteien bedroht. Condé hatte die Abſicht, ſich daſelbſt ihrer und des jungen Königs zu bemächtigen, aber Navarra kam ihm zuvor und führte Beide nach der Hauptſtadt zurück. Der katholiſchen Bürgerſchaft von Paris, die nach Erlaſſung des letzten Edikts entwaffnet war, wurden ihre Waffen zurückgegeben, und das Parlament befahl dem proteſtantiſchen Kriegsvolke, das Condé daſelbſt gehalten, die Stadt bei Todesſtrafe zu verlaſſen. Der Connetable von Montmorency, der dem Herzoge von Guiſe entgegengegangen war, ſetzte ſich nach ſeiner Rückkehr an die Spitze eines bewaffneten Haufens und verbrannte die beiden Gotteshäuſer vor der Stadt, in denen ſich die Proteſtanten in der letzten Zeit verſammelt hatten. Der Hof und die Hauptſtadt waren jetzt demnach in den Händen der katholiſchen Partei.

Der Prinz von Condé, kein großer Feldherr, aber ein Mann von unternehmender und muthiger Geſinnung, glaubte ſich durch ſeinen hohen Rang zu einem entſchiedenen Auftreten verpflichtet. Wie alle entſchloſſenen Charaktere, zog er eine mögliche Rettung durch Uebernahme von Gefahren einem gewiſſen Untergange bei längerer Ruhe vor. Auch mochte er ſich, wie alle Häupter ſeiner Partei, über die wahre Stärke derſelben täuſchen und nicht begreifen, wie tief der Katholicismus und die mit ihm verwandten Intereſſen in der Maſſe des franzöſiſchen Volkes Wurzel geſchlagen hatten, was übrigens erſt im Verlaufe und im Grunde erſt am Ende dieſer Kämpfe ſichtbar wurde. Die, welche durch Geſinnung und Stellung ſich zum Handeln berufen fühlen, ſind, ſo fähig ſie ſonſt ſein mögen, zu allen Zeiten ſolchen Täuſchungen unterworfen geweſen, denn die Bedürfniſſe und Leidenſchaften des Augenblickes geſtatten keine umfaſſende Betrachtung der Gegenwart und keine allſeitige Erwägung der vorhandenen Umſtände. Könnte das endliche Reſultat aller großen Plane und Bewegungen vorausgeſehen werden, ſo würde allerdings faſt gar kein Kampf ſtattfinden, ſondern das Leben der Menſchheit wie eine Maſchine in ungeſtörter Folge ſich nach einem gewiſſen Ziele fortbewegen. Die Kraft des Menſchen

wird aber, außer durch die Einflüſſe und Intereſſen der Gegenwart, vorzüglich durch das Dunkel, das über der Zukunft ruht, in Bewegung geſetzt, und je dichter dies in einer kämpfenden Zeit iſt, umſomehr wird in ihm der Drang nach Entſcheidung und die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg belebt. Die Nachwelt hat, mit der Kenntniß des Ausganges der in ihrem Entſtehen zweifelhaften Begebenheiten verſehen, bei Beurtheilung der ausgezeichneten Perſönlichkeiten, welche dieſelben in Bewegung geſetzt, in der That ein leichtes Spiel. Eine ſogenannte philoſophiſche oder abſolute Beurtheilung ihres Verdienſtes oder Unwerthes, nach dem Reſultat, das aus ihrem Beginnen entſtanden, gebildet, geht meiſt aus einer unvollkommenen Kenntniß der Vergangenheit oder überhaupt aus einem gänzlichen Irrthume über die Natur des geſchichtlichen Lebens hervor, in welchem die hervorragenden Geſtalten einerſeits von einer allgemeinen, in ihrem Verfolge und Ausgange ihnen verborgenen Bewegung fortgeriſſen werden, andererſeits aber ſich nur ihrer individuellen Kraft und der ſie beſtimmenden Verhältniſſe bewußt ſind. Der Proteſtantismus konnte in Frankreich ungeachtet der mächtigen Lebenszeichen, die er von ſich gab, und der großen Erſcheinungen, die er hervorbrachte, nicht ſiegen, weil ihm die in der Mehrheit der Nation, im entſcheidenden Augenblicke, herrſchende Stimmung entgegen war. Vergeblich iſt jedoch ſein Kampf nicht geweſen, denn außer der beſondern Bedeutung, die er in ſeiner Zeit gehabt, hat er die Erinnerung und den Gedanken der religiöſen Freiheit in dieſer Nation nie ſo vollkommen wie in den erſtarrten Völkern Italiens und Spaniens erlöſchen laſſen und weſentlich zu dem großen Princip der religiöſen Gleichheit im Staate geführt, das aus der Revolution hervorgegangen und bis jetzt für ihre koſtbarſte Errungenſchaft angeſehen werden kann. Hätte der franzöſiſche Proteſtantismus im ſechszehnten Jahrhundert nicht zu den Waffen gegriffen, ſo wäre er, wie in Spanien und Italien, in ſeinem Entſtehen erſtickt worden und die franzöſiſche Nation würde, dieſes Elements der innern Freiheit, das über ein Jahrhundert lang in ihren Adern ſich bewegt hat, beraubt, in ihrer Entwickelung auf derſelben Stufe, wie jene beiden Völker, ſtehen geblieben ſein. Als Ludwig XIV. die Reformation in ſeinem Reiche zu vernichten trachtete, hatte ſie ſchon einen großen Theil der ihr gewordenen Aufgabe gelöſt. Es hatte ſich eine Literatur gebildet, in welcher das Princip der Prüfung und Unterſuchung ſo mächtig hervortrat, daß die frei gebliebene Seele der Nation ſich in ihr wie in einem Spiegel erkannte, und daß dieſe Schriftwelt, bis auf einen gewiſſen

Grad, die Abweſenheit der religiöſen Unabhängigkeit erſetzen konnte. Dieſe Erſcheinung aber wäre ohne den Kampf und Widerſtand des Proteſtantismus im ſechszehnten Jahrhundert nicht hervorgetreten, und dies iſt die große und innere Bedeutung jener Bewegung geweſen. Die politiſche Freiheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſelbſt wäre ohne die im Geiſte des franzöſiſchen Volkes lebende Unabhängigkeit der Intelligenz, die der Proteſtantismus allein ſo lange genährt hatte, bis ſie ſich ohne ſeine Hülfe erhalten konnte, nie entſtanden.

Die Mittel, über die Condé im Augenblicke ſeiner Schilderhebung in der Nähe von Paris gebieten konnte, ſtanden mit der Macht ſeiner Gegner allerdings in keinem Verhältniſſe, aber er hoffte auf den Beiſtand der in ganz Frankreich zerſtreuten Hugenotten, die, nach einer wahrſcheinlichen Berechnung, zweitauſendeinhundertfunfzig Kirchen zählten und funfzigtauſend Mann bewaffnen konnten. Er rechnete außerdem auf den Anhang, den Einfluß und das perſönliche Verdienſt der proteſtantiſchen Großen, unter denen Coligny ſich durch den Ruf glänzender Kriegserfahrung und einer, beſonders in jener Zeit, unter ſeines Gleichen ſeltenen ſittlichen Würde auszeichnete. Coligny erſchrak jedoch anfangs vor dem Gedanken, ſein Vaterland den Gräueln eines Bürgerkrieges auszuſetzen. Auch hielt er die Macht ſeiner Glaubensgenoſſen für zu gering, um nicht durch einen offnen Kampf mit ihren Feinden den eigenen Untergang zu beſchleunigen. Er widerſtand einige Tage lang den dringenden Bitten ſeiner Anhänger und gab endlich nur dem Rathe oder Ausſpruche ſeiner Frau nach. Dieſe, aus dem Hauſe Laval, hatte, wie viele ihres Geſchlechts unter dem großen franzöſiſchen Adel, die Grundſätze der Reformation mit Begeiſterung angenommen. Vergebens ſtellte ihr Gemahl ihr die Drangſale und Gefahren eines Religions- und Bürgerkrieges vor. Er ſchilderte ihr in ergreifenden Ausdrücken die Wahrſcheinlichkeit eines unglücklichen Ausganges und deſſen Folgen, Armuth und Verbannung, vielleicht gar einen gewaltſamen und ſchimpflichen Tod. Ihre Antwort war, daß er die Anwendung ſeiner militairiſchen Talente dem Dienſte ſeiner Glaubensgenoſſen ſchuldig ſei. Die Meinung ſchien unter den Proteſtanten allgemein verbreitet zu ſein und die Zukunft hat ſie beſtätigt, daß ihre Feinde auf ihren Untergang ausgingen. Der Katholicismus, von der Inquiſition repräſentirt und dem ſpaniſchen Despotismus getragen, war damals nicht viel mehr als ein Syſtem der Tyrannei und Verfolgung, mit dem verglichen der Islam für eine Religion der Liebe gelten konnte. Condé, der, nachdem der

Hof und Paris in die Hände ſeiner Gegner gefallen, in deſſen Nähe ſich nicht behaupten konnte, wandte ſich nach Orleans und beſchloß dieſe Stadt, wo die Reformation ſich ſchon frühe Anhänger gewonnen und die den weſtlichen Provinzen, wo die Hugenotten beſonders zahlreich waren, nahe lag, zum Hauptquartier und Waffenplatz ſeiner Partei zu machen. Seine Hoffnung auf den Eifer und die Begeiſterung ſeiner Glaubensgenoſſen ſchien in Erfüllung zu gehen. In allen Theilen Frankreichs, beſonders aber im Weſten und Süden, erhob ſich der proteſtantiſche Adel, traf Verabredungen unter einander, kaufte Pferde und Waffen, muſterte ſeine Vaſallen und ſetzte ſich dann in größern und kleinern Scharen nach der Loire hin in Bewegung. Die Häupter der Hugenotten ſchloſſen in Orleans eine Konföderation unter einander ab, an deren Spitze der Prinz von Condé geſtellt wurde und die viele der erſten Namen des franzöſiſchen Adels: die Chatillon, Croy, Rochefoucault, Rohan, Grammont, Vaudray, Genlis u. ſ. w. enthielt. Jeder dieſer großen Herren war von einem Theile des kleinern Adels, der in ſeiner Nähe wohnte, und den muthigſten unter ſeinen Pächtern und Dienern begleitet. Wie immer, wenn das monarchiſche Princip, an und für ſich allgemein anerkannt, in ſeiner Ausübung für den Augenblick aber gelähmt iſt, ſo gab auch jetzt die Partei, die ſich in offenbarem Widerſpruche mit dem Könige oder denen, die ihn vertraten, befand, vor, in ſeinem Intereſſe zu handeln, und erklärte die Befreiung Karl's IX. und ſeiner Mutter aus der Gewalt der Guiſen und die Aufrechthaltung der von dem Könige erlaſſenen Edikte als den einzigen Zweck des Krieges, den ſie begann. Dieſes Vorgeben wurde jedoch ſehr bald bei den Unterhandlungen, die zwiſchen den Häuptern beider Parteien begannen und denen Katharina von Medicis beiwohnte, von ſelbſt widerlegt. Denn dieſe folgte dem Prinzen von Condé nicht nur nicht, als es ihr frei ſtand, ſondern ſchloß ſich ſeinen Feinden nur um ſo feſter an. Die proteſtantiſchen Gemeinden des Königreiches wurden bei der eben erwähnten in Orleans abgeſchloſſenen Konföderation von ihren Geiſtlichen, die in einem Religionskriege natürlich eines großen Einfluſſes genoſſen, repräſentirt. Dieſe waren nicht nur von einem Fanatismus beſeelt, der in nichts dem ihrer Gegner nachſtand, ſondern unter ihnen ſelbſt thaten ſich Spaltungen über mehre ſtreitige Glaubensſätze auf. In einem ſo kritiſchen Augenblicke, wo Einigkeit, beſonders für eine an Zahl und Stellung ſchwächere Partei das erſte Bedürfniß war, verdammte die Synode zu Orleans mehre wirkliche oder vorgebliche Irrthümer, die von einigen ihrer Mitglieder gepredigt worden waren.

Umſonſt hatten der Prinz Condé und die übrigen Häupter der Konföderation, die, obwohl den Grundſätzen des Proteſtantismus zugethan, mit ihrer religiöſen Oppoſition zugleich einen politiſchen Zweck verbanden, nämlich die Beſchränkung der königlichen Gewalt und die Demüthigung der Guiſen, den kirchlichen Eifer ihrer Anhänger und beſonders der Geiſtlichen, von Uebertreibungen abzuhalten geſucht. Ihre Rathſchläge wurden verworfen und ihre Klugheit für Lauigkeit gehalten. Der katholiſche Gottesdienſt ward in Orleans unterdrückt, die Altäre und Bilder zerbrochen und die Reliquien in der Luft zerſtreut. Condé nahm die geiſtlichen Güter in Beſchlag, um deren Erlös zu den Koſten des Krieges anzuwenden.

Die Häupter beider Parteien in Orleans und Paris fuhren noch eine Zeit lang in der Abſicht, die Schuld des zu beginnenden Kampfes von ſich ab auf den Gegner zu wälzen, zu unterhandeln fort, und forderten ſich gegenſeitig zur Niederlegung der Waffen auf, während ſie zugleich mit großem Eifer ihre Streitkräfte zu vermehren ſuchten. Aber in den Provinzen, wo Katholiken und Proteſtanten, ohne in getrennten Lagern verſammelt zu ſein, und der Leitung mächtiger Führer entbehrend, unter einander vermiſcht lebten, brach der lang verhaltene Haß viel früher und gewaltſamer aus und die Proteſtanten ſchienen im Anfange die Stärkern zu ſein. Die Städte in der Normandie und an der Loire ergriffen meiſt freiwillig ihre Partei. Poitiers, damals die größte Stadt im weſtlichen Frankreich, ſchloß ſich ihnen an. In der Champagne nahm der Biſchof von Laon, einer der geiſtlichen Pairs des Königreiches, ihre Lehre an. Im Süden regten ſie ſich ebenfalls mit großer Lebendigkeit und ſchienen ihren Gegnern gewachſen zu ſein. Das Daſein einer Menge bedeutender Handelsſtädte in dieſen Gegenden des Landes, ihre municipalen Verfaſſungen und demokratiſchen Sitten verſchafften den freiſinnigen Grundſätzen der neuen Lehre einen bedeutenden Anhang. In Guienne, Languedoc, in der Dauphiné und Provence kam es zwiſchen den Parteien zu blutigen, obgleich unentſchiedenen Kämpfen, die, dem leidenſchaftlichen Charakter der Einwohner gemäß, von beiden Seiten mit großer Grauſamkeit geführt wurden. Ueberall ſchien, Paris und ſeine Umgebungen ausgenommen, der Streit eine für die Hugenotten günſtige Wendung zu nehmen und ſie zu den kühnſten Hoffnungen zu berechtigen. Das Beiſpiel Deutſchlands und der Schweiz, wo die Reformation ſich eine unabhängige Stellung erzwungen, noch mehr das Englands, wo ſie zur Herrſchaft gekommen, mußte auf die franzöſiſchen Proteſtanten von großem Einfluß ſein. Die Verbindung zwiſchen England und Frankreich

war bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein viel lebendiger als ſpäter, nachdem ſich eine vollkommene religiöſe und politiſche Trennung zwiſchen ihnen gebildet hatte. Ueberhaupt brachte die Bekämpfung oder Vertheidigung der neuen Lehre nicht nur den Mittelpunkt Europas, ſondern auch die entfernteſten Völker deſſelben, Spanier und Schweden, Irländer und Neapolitaner, in eine Berührung, die ſich nie mehr vermindert hat. In drei von einander ſehr entfernten Epochen hat eine ſo große freundliche oder feindliche Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Nationen des modernen Europa ſtattgefunden: zur Zeit der Kreuzzüge, der Religionskriege und der Kämpfe, welche die franzöſiſche Revolution verurſachte. Die großen religiöſen und nationalen Bewegungen erſchüttern und verwüſten für den Augenblick, wie vulkaniſche Eruptionen, den Boden der Menſchheit, laſſen aber einen fruchtbaren Schlamm, wie der Nil zurück, aus dem eine reiche Ernte aufgeht.

Dieſe beim Anfange des Kampfes günſtige Lage der Hugenotten ſollte jedoch im Verlaufe deſſelben ſehr bald weſentlich verändert werden. So viele Umſtände ſich auch zu ihren Gunſten vereinigen mochten, ihre Stellung litt an einem Mangel, der durch keinen Vortheil aufgewogen werden konnte, ſie hatten nämlich in einem durchaus monarchiſchen Lande, wie Frankreich, die Regierung, alle die, welche im Namen des Königs handelten, ſeine Gerichte, ſeine Verwaltung, ſeine bewaffnete Macht, zum Theil aus Fremden beſtehend, gegen ſich. Die ganze politiſche Maſchine, wenn auch lange noch nicht ſo allumfaſſend wie in ſpätern Zeiten, doch ſchon längſt der bedeutendſte aller Hebel, die das öffentliche Leben in Bewegung ſetzten, war gegen ſie gerichtet. Dieſe Maſchine konnte eine Zeit lang in ihrer Arbeit durch unvorhergeſehene Angriffe geſtört und verhindert werden, war aber ſchon zu ſtark und eingeübt, um aus dem gewohnten Gleiſe verdrängt werden zu können. Ueberall, wo der Proteſtantismus nicht bewaffnet auftrat, leiteten die Tribunale die gegen ihn angeordneten Verfolgungen ein und nahmen die Güter ſeiner Anhänger in Beſchlag, hoben die königlichen Beamten Kriegsvolk gegen ihn aus und ſammelten die Steuern ein, mit denen dieſes bezahlt werden ſollte. Die katholiſche Partei beſaß in dem Hofe, dem ſtehenden Heere, dem Klerus, den Parlamenten, dem größten Theile des Landvolkes, ein ſolches Uebergewicht an Zahl und Mitteln, daß bei einem fortgeſetzten Kampfe die Hülfsquellen der Proteſtanten ſich faſt ebenſo ſehr verringern, als die ihrer Gegner zunehmen mußten. Die religiöſe Bewegung im ſechszehnten Jahrhundert in Frankreich unterſchied ſich, in ihrem äußern Ver-

laufe, darum ſo gänzlich von dem politiſchen Kampfe im achtzehnten Jahrhundert, weil in erſterer die Maſſe des Volkes gegen das neue Princip, in letzterm ſich für daſſelbe ausſprach.

Wäre die Regierung ſtatt in den Händen einer argliſtigen und verſchlagenen Frau, die für ihre Gewalt fürchtete und als Fremde ohne Wurzel in dem Lande war, in den Händen eines entſchiedenen und kräftigen Fürſten, wie z. B. Franz I. geweſen, ſo wäre der Proteſtantismus in Frankreich, der ſich vorzüglich auf den Adel ſtützte, durch den Bund des Königthums mit der Mehrheit des Volkes, viel früher beſiegt worden. Katharina von Medicis aber genoß in ihrer eigenen Partei keines unbeſtrittenen Anſehns. Sie fühlte, daß ſie von derſelben nur als ein Werkzeug gebraucht wurde, und ſuchte deshalb lange die Vernichtung ihrer Gegner aufzuhalten, um nicht vollkommen in die Gewalt ihrer eigenen Anhänger zu fallen. Aber Rom, Spanien und die Guiſen trieben ſie, ſobald ſie in dem Streite gegen die Hugenotten einhalten wollte, vorwärts. Ohne die innere Uneinigkeit, die getheilten Intereſſen der aus ſo verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzten katholiſchen Partei wäre dem franzöſiſchen Proteſtantismus ein ſo langer Widerſtand unmöglich geweſen. Die Geſchichte dieſes zehnjährigen Kampfes, von der erſten Schilderhebung Condé's (1562) bis zur Bartholomäusnacht (1572), iſt, ſo wechſelnd und belebt die einzelnen Scenen auch erſcheinen, ſo bedeutende Charaktere in ihnen auftreten mögen, im Ganzen in allen ihren Phaſen dieſelbe. Die katholiſche Partei, von Rom, Spanien und den lothringiſchen Prinzen geleitet, iſt meiſt im Vortheil, findet aber einen ſo nachdrücklichen kriegeriſchen und religiöſen Widerſtand, hat es mit ſo entſchloſſenen Gegnern zu thun, wird durch ihre innern Spaltungen in der Verfolgung ihres Zieles ſo oft aufgehalten, daß ſie mehrmals, ſelbſt nach dem Siege und im Begriff, die Hugenotten gänzlich zu erdrücken, ſich mit ihnen für einen Augenblick lang vergleichen, ihnen eine längere oder kürzere Ruhe gewähren muß, dieſelben aber, ſobald die Gelegenheit ſich bietet, ſogleich wieder angreift. Der Proteſtantismus hätte in Frankreich ein günſtigeres Schickſal verdient, denn in keinem andern Lande, wo er ſich geltend gemacht, ſind ſeine Führer von einer größern Standhaftigkeit und die ihm getreue Minderheit der Nation von einer aufopferndern Begeiſterung für ihn beſeelt geweſen. Von der Regierung eines mächtigen Staates, der Geiſtlichkeit einer herrſchenden Kirche, einer überall verzweigten Magiſtratur und der Maſſe der ländlichen Bevölkerung angegriffen, hätte er ſich nur durch fremde Hülfe unabhängig machen können, und mußte, da ihm dieſe

fehlte, beſiegt werden. Daß er ſich jedoch gegen eine ſolche Uebermacht ſo lange zu wehren vermocht und überhaupt, ſelbſt unter den drangvollſten Umſtänden, nie ganz in dieſem Lande verſchwunden iſt, beweiſt, wie kräftig ſein Princip war und wie tief er ſich derer, die ihn erkannt, bemächtigt hatte. Wahrſcheinlich ſteht ihm bei einer religiöſen Regeneration Frankreichs, ohne welche die bisherige politiſche unvollſtändig und in mehr als einer Beziehung eher als ein Unglück, denn als Glück zu betrachten wäre, eine große Rolle zu ſpielen bevor.

Die Hugenotten, von der Uebermacht ihrer Gegner auf das Aeußerſte gedrängt, wandten ſich endlich an die Königin Eliſabeth von England um Unterſtützung und erhielten dieſe, obgleich in ſehr beſchränktem Maße, gegen das Verſprechen der Rückgabe von Calais, das ſich aber nicht in ihren Händen befand, und der einſtweiligen Ueberlieferung von Le Havre. Mit Hülfe engliſcher Subſidien gelang es ihnen, ſich etwas zu verſtärken und in Deutſchland Miethsſoldaten zu werben. Deſſenungeachtet ward eine ihrer feſten Städte nach der andern von ihren Feinden eingenommen, wurden in einer Landſchaft nach der andern ihre Anhänger verfolgt, entwaffnet und zum Theil niedergemacht. Einer der Stützpunkte ihrer Partei, Rouen, ward von dem Herzoge von Guiſe mit Sturm genommen und geplündert. Bei dieſer Belagerung ward der König von Navarra tödtlich verwundet. Die ganze Normandie ging für ſie verloren. Ein noch härterer Schlag war der Verluſt der Schlacht von Dreux, wo beide Theile mit äußerſter Erbitterung fochten, die Hugenotten aber endlich unterlagen. Condé war in dieſer Schlacht in die Hände der Katholiken, Montmorency in die der Proteſtanten gefallen, ein ſonderbarer Wechſelfall, denn beide ſtanden an der Spitze ihrer Heere. Der Marſchall St. André, einer der ſogenannten Triumvirn oder der drei Häupter der katholiſchen Partei und der ſich kurz vorher bei der Eroberung von Poitou durch Grauſamkeit gegen die Anhänger der neuen Lehre in jenen Gegenden hervorgethan, blieb auf dem Wahlplatz. Guiſe, der die Seele und der Arm des franzöſiſchen Katholicismus war, zog jetzt gegen Orleans, den Waffenplatz und das Bollwerk der Hugenotten, wo ſich zugleich deren geiſtliche Synode befand, die von da aus ihre zerſtreuten Anhänger begeiſterte und ihrer Partei das Anſehn und die Bedeutung einer kirchlichen Organiſation zu erhalten ſuchte. Guiſe war durch den Tod St. André's und die Gefangenſchaft Montmorency's, ſeiner beiden Gefährten in dem ſogenannten Triumvirat, noch mächtiger als bisher geworden und außer Coligny Niemand im Stande, ſich

mit ihm zu meſſen. Dandelot, der Bruder dieſes letztern, der mit dem größten kriegeriſchen Muthe einen ebenſo großen Glaubenseifer verband, hatte ſich in die bedrohte Stadt geworfen. Guiſe zog mitten im ſtrengſten Winter gegen Orleans und nahm ein Außenwerk nach dem andern ein. Dandelot erkrankte plötzlich, von Arbeiten und Sorgen erſchöpft, viele der Anführer fielen in den täglichen Gefechten und aus der Ferne kam eine unglückliche Botſchaft nach der andern über den Verfall der proteſtantiſchen Sache an. Der lothringiſche Prinz hatte Alles zum Sturme vorbereitet und der Königin Mutter geſchrieben, daß ſie es ihm nicht übel auslegen möge, wenn er in Orleans Alles, was athme, ausrotten laſſe. Das Schickſal der unglücklichen Stadt ſchien demnach entſchieden, als ſie durch eine jener außerordentlichen Kataſtrophen gerettet wurde, die, von dunkler und verborgener Hand vollzogen, mehr wie einmal in der Geſchichte den Lauf der Begebenheiten für den Augenblick geändert, obgleich ihnen nie auf die Dauer eine verſchiedene Richtung angewieſen haben. Der Herzog von Guiſe ward (18. Februar 1563) von Poltrot de Merey, einem proteſtantiſchen Kundſchafter im katholiſchen Heere, zur Abendzeit und in der Nähe eines Gehölzes, meuchlings verwundet und ſtarb einige Tage nachher. Er hatte dieſen Krieg durch das Gemetzel von Vaſſy entzündet und bezahlte dieſe Schuld mit dem Leben. Er nahm den Ruf eines großen Kriegers und, ſo weit dies mit dem religiöſen Fanatismus vereinbar iſt, hochherzigen Mannes in das Grab. Sein Sohn ſollte ihn noch übertreffen und auf eine ähnliche gewaltſame Weiſe, und unter noch folgenreichern Umſtänden endigen. Es iſt auffallend, daß dieſer Zweig des lothringiſchen Hauſes ſich in fremdem Lande ſo großen Einfluß und Ruf erwarb, während die ältere ſouveraine Linie, von der das jetzige öſterreichiſche Kaiſerhaus ſtammt, bis zu ihrer Erhebung auf dieſen Thron, mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, eine der thatenloſeſten und dunkelſten Dynaſtien geblieben war. Es war, als wäre den lothringiſchen Prinzen mit einem größern Felde der Wirkſamkeit auch eine größere Kraft, als ihnen in dem kleinen zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſchwebenden Herzogthum zu entwickeln möglich geweſen, verliehen worden. — Katharina von Medicis, die gern auf Koſten beider Parteien ihre Macht vergrößert hätte und der Entſcheidung durch offnen Kampf, in welchen ſie ſelbſt nicht thätig eingreifen konnte, abgeneigt war, hoffte jetzt, von dem Einfluſſe des Herzogs von Guiſe befreit, dem kurzen, aber verheerenden Kriege ein Ziel ſetzen zu können. Die beiden Gefangenen, der Prinz von Condé und der Connetable von Montmorency, wur-

den zu ihr berufen und endlich nach langen Unterhandlungen ein Vertrag zu Stande gebracht, in der franzöſiſchen Geſchichte der von Amboiſe genannt (1563), in welchem den proteſtantiſchen Lehnsmännern die Ausübung ihres Gottesdienſtes im geſammten Umfange ihrer Beſitzungen, dem kleinern Adel aber dieſe Freiheit nur in ſeinen Schlöſſern, und zwar blos für ſich und ſeine Hausgenoſſen zugeſtanden wurde. Dem Volke ward in jedem Amtsbezirk (Baillage) eine Stadt zur Feier ſeines Kultus angewieſen. Außerdem ſollte die proteſtantiſche Religion überall, wo ſie im Augenblicke dieſes Friedens ausgeübt wurde, auch fortan dieſes Recht behalten. Eine allgemeine Amneſtie ſollte dieſem Vertrage das Siegel einer wenigſtens äußern und ſcheinbaren Verſöhnung aufdrücken. Die Annahme dieſes der proteſtantiſchen Sache ſo nachtheiligen, ſie ſo beengenden Vertrages beweiſt, wie ſehr ſie in dieſem erſten Feldzuge gelitten hatte und wie verderblich für ſie eine Fortſetzung des Kampfes werden mußte.

Der Friede von Amboiſe, weit entfernt die Hoffnungen und Anſprüche der beiden Parteien zu befriedigen, ward von ihnen nur für einen Waffenſtillſtand, für eine Gelegenheit neue Kräfte zu ſammeln, angeſehen. Katharina von Medicis, die nur vom Frieden die Erhaltung ihres Anſehens hoffte, das von den Wechſelfällen des Krieges beſtändig bedroht wurde, und die damals weder den Katholiken, noch den Proteſtanten einen vollſtändigen Sieg wünſchte, denn in jedem dieſer Fälle wäre ſie unter die Leitung des Siegers gekommen, war aufrichtig zur Beobachtung des letzten Vertrages geneigt, und ebenſo in der Gegenpartei der Prinz von Condé, der mit keiner großen Kenntniß der Menſchen und Verhältniſſe begabt, die irrige Hoffnung hegte, daß ein für die Sicherheit der Hugenotten ſo ſchwankender, für die Forderungen der Katholiken ſo unbefriedigender Vergleich beide Parteien durch das Bedürfniß der Ruhe allmälig an eine gegenſeitige Duldung, wie ſie unter Ferdinand I. in Deutſchland angefangen, gewöhnen würde. Coligny und viele andere der proteſtantiſchen Häupter theilten dieſe Anſicht nicht und behaupteten, daß die Städte ihres Glaubens dem Adel aufgeopfert ſeien, daß die Beſchränkung ihres Gottesdienſtes auf Einen Ort in jedem Amtsbezirk den Meiſten der Gläubigen, die etwas entfernt wohnten, deſſen Beſuch unmöglich mache, und daß die Kapellen des Adels, da er Niemand als ſeine Familie zulaſſen dürfe, für die Erhaltung der Religion ohne Bedeutung ſeien. Die Mehrheit der Katholiken aber fand die eingegangenen Bedingungen für ihre Gegner zu günſtig und vom Parlament von Paris ward die

Einregiſtrirung dieſes Friedens, der, wie gewöhnlich, in der Form eines königlichen Edikts abgefaßt war, verweigert. Es koſtete dem Hofe große Mühe, dieſen Widerſtand zu brechen. Als endlich jenes ſouveraine Tribunal ſich nicht länger zu weigern vermochte, ließ es die Eintragung des Dokuments in das Regiſter ſeiner Verhandlungen zu, verbot aber, gegen die übliche Sitte, ſeine nochmalige Verleſung, um nicht das Anſehn zu haben, als genehmige es deſſen Inhalt, und erklärte, die ihm untergeordneten Gerichtsſtellen nicht zu ſeiner Befolgung anweiſen zu können. Von den Parlamenten von Burgund, Provence und Languedoc ward eine ähnliche Oppoſition zu erkennen gegeben. — In demſelben Jahre (1563) ward das Concil von Trident, das Pius IV., nach langer Unterbrechung, zum zweiten Male in dieſer Stadt verſammelt hatte, geſchloſſen und ſeine Dekrete konnten nicht ohne namhaften Einfluß auf die Lage der Proteſtanten in einem Lande ſein, wo ſie ſich in einer ſolchen Minorität wie in Frankreich befanden. Durch die Beſchlüſſe dieſer Verſammlung, die für das letzte Wort des Katholicismus galt, ward einmal der Bruch zwiſchen den beiden großen chriſtlichen Parteien unheilbar gemacht, und dann ward alle Gewalt der Kirche, um der Gefahr willen, die ihr von der neuen Lehre drohte, dergeſtalt in dem Papſtthum concentrirt, daß der Proteſtantismus, ohne beſtimmten Verband unter einander, in den einzelnen Ländern, die ſich zu ihm bekannt, iſolirt waltend, es überall mit der geſammten Macht ſeines Gegners aufzunehmen hatte. In der That hat dieſe Concentration aller Kirchenautorität in der Perſon der Päpſte, die früher nie ſo widerſpruchslos anerkannt worden, einer weitern innern Entwickelung des Katholicismus unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt und ihn, zum Vortheile einer ſtarren Ordnung, alles fortſchreitenden Lebens beraubt; auf der andern Seite aber kann nicht geläugnet werden, daß durch die von dem Concil von Trident ſanktionirte Vollendung der theokratiſchen Monarchie die alte Religion erhalten worden, denn der Proteſtantismus hat von jener Zeit an keine erheblichen äußern Eroberungen mehr gemacht.

Die Bedeutung eines ſolchen Ereigniſſes, wie der Schluß dieſes langen und letzten Concils der katholiſchen Kirche, ward jedoch in Frankreich, das jetzt, ſeitdem es in ſeinem Innern, wenn auch keineswegs vollkommen beruhigt, doch auch nicht von offenbarem Kriege zerriſſen wurde, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe zu ſeinen Nachbarn zu richten hatte, nicht ſogleich gefühlt. Eines der wichtigſten war, ein Jahr vorher, noch während des Bürgerkrieges, geregelt worden. Die piemonteſiſchen Staaten des Herzogs von Sa-

voyen ſollten, dem Frieden von Cateau=Cambreſis gemäß, drei Jahre nach deſſen Abſchluß, geräumt werden. Dieſer Termin war jetzt gekommen und die franzöſiſche Regierung, nachdem ſie alle Ausflüchte einer endlichen Rückgabe jener eroberten Lande, und ihre Feldherren, nachdem ſie alle Gründe eines längern Aufenthaltes ihrer Truppen in denſelben erſchöpft hatten, wurden genöthigt, jene Bedingungen zu erfüllen. Frankreich, das ſeit ſiebenzig Jahren, unter Karl VIII., einen Theil Italiens erobert, verloren, aber um deſſen Beſitz beſtändig gekriegt hatte, war endlich genöthigt, daſſelbe aufzugeben und dem herrſchenden Einfluſſe des Hauſes Oeſterreich zu überlaſſen. Nur einige kleine Grenzplätze blieben ihm, um den Eintritt in dieſes von ihm immer erſehnte Land offen zu behalten, aber es ſollte eine lange Zeit vergehen, bevor es dieſe Straße von Neuem betreten ſollte. Ferdinand I. verlangte jetzt ebenfalls die Rückgabe der von Heinrich II. durch einen glücklichen Ueberfall in Beſitz genommenen welſchen Bisthümer mit ihren Reichsſtädten, und auf die das Reich nie Verzicht geleiſtet hatte, ließ ſich aber, ohnedies kein Fürſt von Geiſt und Kraft, durch die Ausſicht auf eine Verbindung des jungen Königs mit einer ſeiner Töchter und einen engen Bund mit Frankreich, wenn auch nicht zur förmlichen Abtretung jener Territorien, die nicht von ihm allein abgehangen hätte, aber doch zum Aufgeben ſeiner Forderung auf deren Wiedererſtattung bewegen. Die Verhältniſſe zu England ſchlichteten ſich nicht auf ſo ganz friedliche Art. Eliſabeth verlangte die Zurückgabe von Calais, eine politiſche Unmöglichkeit, die jedoch von Heinrich II. in dem Frieden von Cateau=Cambreſis dem Schein nach zugeſtanden worden war. Le Havre war ihr von den Hugenotten während des Bürgerkrieges, als Sicherheit der Zurückgabe von Calais und der ihnen vorgeſtreckten Subſidien, überliefert worden. Gleich nach dem Frieden von Amboiſe hatte Katharina die Räumung dieſes Platzes, deſſen ſich die Engländer mitten im Frieden und gegen die beſtehenden Traktate bemächtigt hatten, verlangt. Da Eliſabeth dieſe Forderung nur gegen die Uebergabe von Calais zu bewilligen geneigt war, ſo kam es zu einem kurzen Kriege, der mit der Wiedereroberung von Le Havre endigte.

Der Prinz von Condé hatte vorzüglich in der Hoffnung, ſeinem verſtorbenen Bruder, dem Könige von Navarra, in ſeiner Stellung an der Spitze des Staatsrathes und in ſeiner Würde als Generallieutenant des Königreiches zu folgen, den Vertrag von Amboiſe gegen den Willen eines großen Theiles ſeiner Partei angenommen. Katharina von Medicis hatte ihm anfangs mit dieſer Hoffnung ge-

ſchmeichelt, deren Erfüllung aber, ohne ſie zu verſagen, für den Augenblick, als bei der Stimmung der katholiſchen Partei, den innern Frieden bedrohend, aufgeſchoben. Nach der Einnahme von Le Havre, bei der Condé, wie viele proteſtantiſche Große, um die Uebergabe dieſer Stadt an die Engländer vergeſſen zu machen, thätig geweſen, erneuerte er ſeine Forderung. Katharina, die ihre Gewalt mit dem Prinzen, der viel fähiger und unternehmender als ſein Bruder war, nicht theilen wollte, und wahrſcheinlich auch die Unmöglichkeit begriff, einen Hugenotten an die Spitze der Regierung zu ſtellen, folgte dem Rathe des Kanzlers L'Hopital, der ihr durch eine Majorennitätserklärung des jungen Königs ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen vorſchlug. Karl V. oder der Weiſe hatte, wie bekannt, die Volljährigkeit der Könige auf den Antritt des vierzehnten Lebensjahres feſtgeſetzt. Dieſe Verordnung konnte durch eine andere Karl's VI. als abgeſchafft betrachtet werden. Indeſſen waren hierüber, wie faſt über alle allgemeinen Beſtimmungen des franzöſiſchen Staatsrechtes mancherlei Meinungen möglich, die von der Partei, die ſich im Beſitze der Gewalt befand, zu ihrem Vortheile gedeutet werden konnten. L'Hopital, der von dem Parlamente von Paris bei jeder Gelegenheit Widerſtand erfahren, glaubte auch bei dieſer Gelegenheit ſeiner Zuſtimmung nicht ſicher ſein zu können, und der junge König ward nach Rouen geführt, wo der Akt der Majorennitätserklärung vor dem Parlament der Normandie vollzogen wurde. Es wurde hierbei im Namen Karl's IX. ein Edikt erlaſſen, in welchem der Friede von Amboiſe beſtätigt, zugleich aber den Parteien alle Bündniſſe mit fremden Mächten, die Beiſteuern zu ihren beſondern Zwecken und die Angriffe auf einander unterſagt wurden. Vermöge der beſtehenden Einrichtungen mußte dieſe Verordnung von dem Parlament von Paris, obgleich im Reſſort eines andern erlaſſen, ſanktionirt werden. Es verweigerte deren Einregiſtrirung unter Wiederholung ſeines alten Axioms, daß dieſe Verordnung in dem Königreiche zwei Religionen anerkenne, was mit der Erhaltung des beſtehenden rechtlichen Zuſtandes und des öffentlichen Friedens unvereinbar ſei. Erſt nach langem Hin- und Herſtreiten und nachdem der Staatsrath mit den ſtrengſten Maßregeln gedroht, unterwarf ſich dieſe in der Behauptung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Rechte ſo hartnäckige Körperſchaft. Das Parlament von Paris hatte es nicht gewagt, ſein Mißfallen darüber zu erkennen zu geben, daß der König ſeine Großjährigkeit vor dem Parlamente der Normandie erklärt hatte, denn alle Parlamente galten, dem Recht nach, für „cours souveraines“, das der Hauptſtadt

genoß aber eines Primats der Ehre und des Ranges, weil in ihm die geiſtlichen und weltlichen Pairs ſaßen, und weil es durch die Eintragung der königlichen Verordnungen in die Regiſter ſeiner Verhandlungen denſelben Geſetzeskraft ertheilte. Man hatte dem jungen Könige, bei Gelegenheit der Einſprüche des ſouverainen Tribunals gegen das den Frieden von Amboiſe beſtätigende Edikt, eine ſtrenge Antwort in den Mund gelegt, worin er dieſe Körperſchaft erinnerte, daß ſie nur zur Verwaltung der Juſtiz beſtimmt ſei und nichts mit den politiſchen Angelegenheiten des Königreiches zu thun habe, welche einzig dem Staatsrathe zuſtänden. Eine ähnliche Zurechtweiſung zog ſich das Parlament jedesmal zu, wenn es in ſeiner Oppoſition zu weit gegangen war, gleichwohl wurde das von ihm in Anſpruch genommene Recht der Einregiſtrirung der königlichen Verordnungen ihm nie beſtritten. Selbſt als alle Formen und Ueberlieferungen der mittelalterthümlichen Freiheit unter Ludwig XIV. erloſchen waren, wurden die Edikte dem pariſer Parlament jedesmal vorgelegt, dieſem aber erſt nach deren Einregiſtrirung die Vorſtellungen über ihre Mängel und Mißbräuche vor den Thron zu bringen vergönnt, wodurch ſich die Krone von dieſer ohnedies oft ohnmächtigen Beſchränkung ihres Willens vollkommen befreite.

Der Schluß des Concils von Trident und die von ihm und dem Papſte anbefohlne Verbindlichkeit aller katholiſchen Regenten, deſſen Beſtimmungen in ihren Staaten bekannt machen und befolgen zu laſſen, verſetzte die Königin Mutter in die Nothwendigkeit, hierüber eine beſtimmte Entſcheidung zu faſſen. Die Dekrete dieſer Verſammlung waren der Triumph des Papſtthums, das ſich für die Verluſte, welche die Reformation der Ausdehnung ſeiner Macht zugefügt, durch eine vollkommene Unumſchränktheit in der ihm gebliebenen Sphäre und einen unmittelbarern Einfluß als früher auf alle nationalen Kirchen zu entſchädigen ſuchte. Die Art, wie die Beſchlüſſe dieſes Concils alle bisher ſtreitigen Fragen einzig im Intereſſe des Papſtthums entſchieden und den Klerus über die weltliche Macht geſtellt, hatten ſelbſt die der alten Religion ergebenſten Fürſten, wie Philipp II., verletzt. Noch mehr mußte dies in Frankreich der Fall ſein, wo die Regierung ſoeben an einer Ausſöhnung mit den Proteſtanten gearbeitet hatte. Waren doch ſelbſt von dem Cardinal von Lothringen, den die Hugenotten für ihren gefährlichſten Feind hielten, auf dem Concilium vergeblich Mittel zur Ausſöhnung vorgeſchlagen worden. Die Königin Mutter, die nach der Majoritätserklärung ihres Sohnes, ebenſo wie früher, an der Spitze der Regierung blieb und deren Autorität, da ſie dieſelbe im Namen

eines großjährigen Königs ausübte, ganz unbeſtritten geworden, hatte, von der Unmöglichkeit überzeugt, die neue Lehre, wenigſtens für jetzt ſchon, gänzlich im Königreiche zu unterdrücken, ihre Unzufriedenheit über das rückſichtsloſe Verhalten des päpſtlichen Hofes nicht verbergen können. Dieſer hatte nicht nur alle Reformen verweigert, ſondern durch die Form noch mehr wie durch den Inhalt ſeiner Erklärungen den Bruch mit den Proteſtanten erweitert und deſſen Heilung unmöglich gemacht. Sie wußte, daß Maximilian, der Sohn und deſignirte Nachfolger Ferdinand's I., für die Reformirten im Geheimen günſtig geſtimmt war, und ſuchte in Verbindung mit ihm eine Zuſammenkunft der größern europäiſchen Souveraine, um über die kirchlichen und politiſchen Verhältniſſe Europas, Modifikationen der Beſchlüſſe des tridentiniſchen Conciliums und Herſtellung des allgemeinen Friedens zu berathſchlagen, zu veranſtalten. Die Häupter der katholiſchen Partei bemächtigten ſich aber dieſes Gedankens in ihrem Intereſſe, und ſchrieben, der Papſt, Ferdinand I., Philipp II., die Herzöge von Savoyen und Lothringen, an die Königin Mutter, worin ſie ihr Nancy zur Abhaltung eines ſolchen Congreſſes vorſchlugen, als deſſen Reſultat aber im voraus die Ausrottung des Proteſtantismus und die ungetheilte und unbeſchränkte Aufrechthaltung des alten Glaubens ankündigten. Bei der Art, wie damals ſo oft die Religion zum Deckmantel der Politik genommen wurde, bei der Treuloſigkeit, die in dieſer, beſonders ſeit Ludwig XI. herrſchend geworden, glaubt man, daß die übrigen Mächte, mit Ausnahme des Papſtes, dieſe Erklärung nur deshalb an die Königin Mutter erließen und ihr nur deshalb eine ſo große Oeffentlichkeit gaben, damit die franzöſiſche Regierung und ihre proteſtantiſchen Unterthanen verhindert würden, ſich einander zu nähern und einiges Zutrauen zu einander zu faſſen. Denn die meiſten übrigen Staaten ſahen die innern Unruhen in Frankreich, die daſſelbe abhielten ſich thätig in die Angelegenheiten ſeiner Nachbarn zu miſchen, als eine Bedingung ihrer eigenen Sicherheit an. Katharina gerieth durch dieſen Schritt, zu dem ſie ſelbſt die erſte Veranlaſſung gegeben, in der That in Verlegenheit und glaubte ſich zu einer raſchen Beilegung ihrer immer noch ſtattfindenden Streitigkeiten mit England veranlaßt. Ein definitiver Friede kam zwiſchen den beiden Reichen zu Stande. Der ſtreitige Punkt, den Beſitz von Calais betreffend, wurde von beiden Seiten mit Stillſchweigen übergangen, im Uebrigen aber wurden die frühern Traktate erneuert.

Katharina von Medicis hatte unterdeſſen den Plan gefaßt, mit dem Könige eine Reiſe durch alle Theile des Reiches zu unter-

nehmen. Ihre Abſicht war, ſich perſönlich von dem Zuſtande der Parteien, beſonders aber der Stärke oder Schwäche der Hugenotten zu überzeugen und dadurch zur Kenntniß der Mittel, ſie zu ſchwächen, zu desorganiſiren und allmälig zu erdrücken, zu gelangen. Für den Augenblick, indem ſie von ihrer Lage und ihren Hülfsquellen nicht genau unterrichtet war, eine neue Schilderhebung von ihrer Seite beſorgend, empfahl ſie den Statthaltern und Beamten des Königs die Befolgung der letzten zu Gunſten der neuen Religion erlaſſenen Edikte. Sie fand aber bald Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, wie wenig der Friede von Amboiſe die Geſinnungen der beiden Parteien verändert hatte, wie wenig die ihm zufolge erlaſſenen Verordnungen beobachtet worden. Die Katholiken, denen der letzte Krieg die Ueberzeugung von ihrer größern Macht und Zahl gegeben, glaubten ſich nicht, wie die Regierung, aus Politik verbunden, ihrer Gegner zu ſchonen, und dieſe waren, ihrer Minderzahl ungeachtet, immer ſtark genug geweſen, um jenen mannigfaches Ungemach zuzufügen, ſo daß religiöſer Haß und perſönliches Rachegefühl ſich vereinigten, um die Verfolgungen zu erneuern. Bald waren es die königlichen Statthalter, welche die Hugenotten ungeſtraft beleidigen ließen, bei entſtehenden Streitigkeiten ſie beſtraften und ihre Gegner frei ließen, und die der neuen Lehre angewieſenen Kirchen ſchloſſen oder deren Eröffnung hinderten, bald die Parlamente, welche die Klagen der Proteſtanten nicht annahmen und ihre Geiſtlichen, wenn dieſe ihr Amt außerhalb ihrer Bezirke ausüben oder ſich zu Synoden verſammeln wollten, verfolgten, oder es waren ſtädtiſche Behörden, welche den Pöbel den neuen Gottesdienſt zu ſtören und ſeine Bekenner zu mißhandeln veranlaßten. Eine Menge von Mordthaten und Gewaltthätigkeiten waren auf allen Punkten des Landes gegen die Proteſtanten begangen und von den Gerichten faſt nie geahndet worden. Katharina billigte, dem Anſchein nach, dieſe Ungerechtigkeiten nicht, traf aber wirkſame Mittel, den Proteſtantismus, ohne ſich offen gegen ihn zu erklären, durch mehre das Edikt von Amboiſe näher erklärende und beſchränkende Verordnungen zu ſchwächen. Sie verbot den reformirten Geiſtlichen irgendwo anders als da, wo ihr Gottesdienſt erlaubt war, ſich aufzuhalten, ſo daß es dieſen unmöglich wurde, mit ihren Glaubensgenoſſen in einem lebendigen Verkehr zu bleiben und die Erziehung ihrer Jugend zu leiten. Denn die Ausdehnung der Amtsbezirke, in deren jedem den Hugenotten nur eine Kirche erlaubt worden, machte, daß die einzelnen Gläubigen oft funfzehn bis zwanzig Stunden von ihnen entfernt wohnten, ſo daß das Verbot der

Prediger, ſich von einem Ort nach dem andern zu begeben, ihre Wirkſamkeit auf eine einzige Lokalität beſchränkte. Den proteſtantiſchen Adeligen wurde bei Strafe der Rebellion unterſagt zu ihrem Gottesdienſte Andere als ihre Vaſallen zuzulaſſen, den Geiſtlichen wurde unter Androhung des Todes jede Verſammlung, um über die Angelegenheiten ihrer Religion zu berathen, jede Sammlung von Steuern oder Beiträgen zu gemeinſamen Zwecken verboten. Die gegen die Hugenotten genommenen Maßregeln waren theils darauf berechnet, ſie als religiöſe Partei allmälig zur Auflöſung zu bringen, theils ſie als politiſche und militairiſche Macht zu ſchwächen. Ueberall wurden, während der Reiſe des jungen Königs, die Befehlshaber der Städte und feſten Plätze, ſobald ſie im Verdacht ſtanden, die neue Lehre zu begünſtigen oder auch nur mit Schonung zu betrachten, entlaſſen und durch eifriger Geſinnte erſetzt. In den Städten, in welchen die Proteſtanten zahlreich waren, wurde der Bau von Citadellen, mit königlichen Beſatzungen verſehen, um die Bevölkerung in Furcht zu halten, angeordnet, während man die Mauern der Stadt, damit ſie nicht von den Bürgern vertheidigt werden könnten, verfallen ließ oder ſie auch gewaltſam zerſtörte. Der Prinz von Condé, an den ſich die Hugenotten in ſolchen Bedrängniſſen wandten und der ohnedies damit unzufrieden war, ſich von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen zu ſehen, beſchwerte ſich bei der Königin Mutter über dieſe die Sicherheit ſeiner Glaubensgenoſſen bedrohenden Maßregeln, erhielt aber zur Antwort, daß es die Abſicht der Regierung ſei, die letzten Edikte gewiſſenhaft zu beobachten und beide Religionen in ihren Gerechtſamen zu ſchützen.

Um dieſe Zeit ſchien die Lage der Hugenotten durch die Stellung ihrer Glaubensgenoſſen im Auslande und die Rückſicht, welche die franzöſiſche Regierung hierauf zu nehmen veranlaßt werden konnte, ſich verbeſſern und ſie mit Hoffnung auf eine größere Sicherheit erfüllen zu wollen. Maximilian II. war (1564) ſeinem Vater Ferdinand I. auf dem deutſchen Throne gefolgt und flößte durch die Gunſt, die er den proteſtantiſchen Reichsſtänden erwies, Spanien und beſonders dem Papſte, das lebhafteſte Mißtrauen ein. Durch ſeine vermittelnde Milde und Klugheit begann in den Sitten und Vorſtellungen eines großen Theiles Deutſchlands eine glückliche Veränderung ſichtbar zu werden, und die früher ſo erbitterten Gegner ſchienen, wenigſtens für eine Zeit lang, ſich an Duldung und Achtung ihrer Rechte zu gewöhnen. In Schottland heirathete Maria Stuart gegen den Wunſch der Guiſen, ihrer Verwandten, einen Proteſtanten, Heinrich Darnley, und die Stellung Eliſabeth's

zu Frankreich konnte ebenfalls einige Berückſichtigung der Hugenotten von Seite der franzöſiſchen Regierung erwarten laſſen. Ungeachtet dieſer der neuen Lehre günſtigen Verhältniſſe iſt es gewiß, daß Katharina gerade damals mit dem Cardinal von Lothringen, dem Cardinal von Medicis und andern italieniſchen Rathgebern über dem Plane brütete, den Proteſtantismus in Frankreich langſam, aber ſicher, ohne auffallende Gewaltthätigkeit, durch eine immer engere Beſchränkung ſeines Kultus, ſeiner Rechte auszurotten. Sie wollte das Volk durch die Schwierigkeit, ſich um ſeine Prediger zu verſammeln, ſeinen Glauben auszuüben, ſich Bücher, die denſelben erklärten, zu verſchaffen, von ihm entwöhnen, die Großen, die mit ihren Angehörigen ihren Gottesdienſt innerhalb ihrer Gebiete halten durften, durch dieſes Vorrecht von der Menge isoliren und, wenn endlich der rechte Augenblick gekommen, ſie entweder durch Hoffnungen und Schmeicheleien zum Katholicismus zurückführen, oder die, welche ſtandhaft blieben, vernichten. Faſt alle katholiſchen Mächte, der Papſt, Spanien, Savoyen u. ſ. w. waren im Geheimniſſe dieſer Entwürfe, nur ſchien ihnen Katharina, aus Mißtrauen oder Unkenntniß der vorhandenen Schwierigkeiten, in der Ausführung des Planes zu langſam vorzuſchreiten. Katharina hatte, während ihrer Reiſe im Süden des Königreiches, eine Zuſammenkunft mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegerſohne Philipp II. an der ſpaniſchen Grenze vorbereitet. Letzterer, der in Katharina's Aufrichtigkeit Zweifel ſetzte und ihren perſönlichen Einfluß ſcheute, erſchien nicht ſelbſt, ſondern ſandte ihr die Königin Iſabella oder Eliſabeth, ihre Tochter, von dem Herzoge von Alba, ſeinem vertrauten Rathgeber, begleitet. Katharina bewies dieſem, der auf eine ſchleunige und offne Verfolgung der Hugenotten drang und dazu die Einführung der Inquiſition in Frankreich empfahl, die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit eines ſolchen Verfahrens und entwickelte ihm den oben angegebenen Plan, die neue Lehre allmälig zu vertilgen. Sie verſicherte den Abgeſandten Philipp's II., daß ſie unausgeſetzt auf dem bisher betretenen Wege fortfahren werde, und ließ aus dem, was ihr ſchon gelungen, auf das ſchließen, was ſie in der nächſten Zukunft vollbringen werde. Man hat behauptet, daß bei dieſer Gelegenheit der Entwurf einer allgemeinen Vertilgung der franzöſiſchen Proteſtanten und beſonders ihrer Häupter, wie er ſieben Jahre nachher in der Bartholomäusnacht zur Ausführung kam, beſchloſſen worden ſei. Es iſt nicht unmöglich, daß eine ſolche Idee, die den Sitten der Zeit und dem Charakter der Häupter der katholiſchen Partei nicht fern lag, bei dieſer Zuſammenkunft zur Sprache gekommen, daß

aber ſchon jetzt ein feſter Entſchluß gefaßt worden, muß für höchſt unwahrſcheinlich gelten, zumal da eine beſtimmte Prämeditation jener Gräuelthat, nach den gleichzeitigen Quellen und ihren Widerſprüchen zu urtheilen, ſelbſt keineswegs gewiß iſt. Der Plan, den Katharina zur Unterdrückung der Hugenotten gefaßt, mußte, wenn auch langſamer, doch zu demſelben Ziele führen, und ſie beſaß ohne Zweifel mehr Feinheit und Vorausſicht als Philipp, der durch ſeine offne und gewaltſame Tyrannei eine der ſchönſten Provinzen ſeines Reiches verlor und, anſtatt den Proteſtantismus in den Niederlanden zu vernichten, zur Bildung eines neuen proteſtantiſchen Staates Veranlaſſung gab. Die Eifrigſten unter den franzöſiſchen Katholiken, welche nichts von der Liſt und Geduld der Königin Mutter beſaßen, ihren Planen nicht vertrauten oder dieſelben wahrſcheinlich gar nicht kannten, hatten angefangen, ſich unter einander auf eigene Hand, ohne Zuthun der Regierung, zur Bekämpfung der Hugenotten zu verbinden. Eine Vereinigung der Art, in Burgund entſtanden, und die Brüderſchaft des heiligen Geiſtes genannt, in der Bürger, Ritter und Geiſtliche ſich verbindend, mit ihren Perſonen und Gütern der katholiſchen Religion zu dienen verſprachen, griff am meiſten um ſich. In dem Geiſte und der Form dieſer Verbindung iſt der erſte Anfang der ſogenannten „Ligue“ zu ſuchen, die unter der Regierung Heinrich's III. zum Ausbruche kam.

Elftes Kapitel.

Bald nach ſeiner Rückkehr von dieſer zweijährigen Reiſe im Innern des Königreiches (1566) begab ſich Karl IX. nach Moulins, wohin eine Verſammlung der Notabeln berufen war, auf der, unter Mitwirkung des Kanzlers und einer Anzahl Parlamentsglieder, eine Reform der geſammten Magiſtratur und der gerichtlichen Procedur beſchloſſen wurde, als deren Reſultat die Ordonnanz von Moulins hervorging, die, aller einzelnen ſpätern Veränderungen ungeachtet, bis zur Revolution die Grundlage der geſammten franzöſiſchen Geſetzgebung geblieben iſt. Bei dieſer Gelegenheit fand zugleich eine,

wenn auch unvollſtändige Ausſöhnung zwiſchen Coligny, den die katholiſche Partei, und vielleicht nicht mit Unrecht, als den Mitwiſſer und Anſtifter der Ermordung des Herzogs von Guiſe anklagte, und einem Theile der lothringiſchen Prinzen ſtatt. Die Witwe des Herzogs und der Cardinal von Lothringen verſöhnten ſich, wenigſtens der Form nach, mit dem Haupte des Hauſes Chatillon, aber der Sohn des Ermordeten, ſpäter unter dem Namen „le balafré“ berühmt, der damals erſt ſechszehn Jahre alt war, und ſein Oheim, der Herzog von Aumale, wußten ſich dieſer Zuſammenkunft zu entziehen und ſowohl ihren Verdacht als ihre Hoffnung auf Rache zu bewahren. Das Mißverhältniß der Großen der beiden Parteien am Hofe war ſo fühlbar, daß Katharina von Medicis die Chatillon und den Herzog von Aumale von demſelben entfernen zu müſſen glaubte. In den Provinzen war der Haß zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten, deren Ausſöhnung und friedliches Zuſammenleben der angebliche Zweck der Reiſe des Königs geweſen, während ſie in Wahrheit nur, um die ſchwachen Seiten der letztern kennen zu lernen, unternommen worden, ſehr bald in ſeiner ganzen Stärke erwacht. Die Katholiken traten faſt überall als die Angreifer auf. Ueberall, wo dieſe die zahlreichern waren, wurden ihre Gegner in ihrem Gottesdienſt, ihren Beſitzungen und ihren Perſonen bedroht und verletzt, und die Hugenotten, durch dieſe Feindſeligkeiten und den Eifer ihrer Geiſtlichen entflammt, nahmen, ſobald ſich eine Gelegenheit darbot, eine blutige Rache. Katharina, obgleich im Stillen und wo ſie freie Hand hatte, die Proteſtanten beſchränkend, wagte aus Beſorgniß, ihre eigene Autorität aufs Spiel zu ſetzen, damals noch nicht, die ihnen gemachten Zugeſtändniſſe offen zurückzunehmen, und ihre ſcheinbare oder von den Umſtänden erzwungene Toleranz erregte nicht nur die Unzufriedenheit der Katholiken in ihrem eigenen Lande, ſondern vor Allem die fanatiſche Ungeduld Papſt Pius' V. und Philipp's II., die entweder wirklich glaubten oder zu glauben vorgaben, daß Katharina, den ihnen gemachten Verſprechungen untreu, die friedliche Ausübung ihrer Macht dem Intereſſe ihres Glaubens vorziehe. Die Königin Mutter hatte große Mühe, ihr Verhalten in den Augen ihrer geheimen Verbündeten von dem Verdachte der Doppelzüngigkeit zu retten und daſſelbe aus dem Drange der Nothwendigkeit und der Hoffnung, um ſo ſicherer an das gemeinſam beſchloſſene Ziel zu gelangen, zu erklären.

Da damals alle politiſchen Verhältniſſe ſich mit den religiöſen Ideen auf das Engſte verflochten, ſo war die Thronentſetzung der

Königin Maria Stuart und ihre Gefangenſchaft, und der Ausbruch der Feindſeligkeit in den Niederlanden, wohin Philipp unter Alba ein Heer geſandt (1567) auf die Entſchließungen der Häupter der proteſtantiſchen Partei in Frankreich nicht ohne Einfluß geblieben. Sie waren allmälig zur Kenntniß des gegen ſie vorhandenen Planes, die ihnen gemachten Conceſſionen zu beſchränken, ſie zu trennen, zu entmuthigen und dann gegen ſie einen entſcheidenden Schlag zu führen, gekommen. Sie fühlten, daß für ſie, früher oder ſpäter, ein Kampf unvermeidlich ſein würde, und daß es für ſie von äußerſter Wichtigkeit ſei, denſelben nicht unter zu ungünſtigen Umſtänden zu beginnen. Sie glaubten die Reife der gegen ſie entworfenen Plane nicht abwarten zu dürfen. Obgleich der erſte Krieg, der durch die Schlacht von Dreux beendigt worden, ihnen einen Beweis von der Macht ihrer Gegner und wie ſehr die Mehrheit des franzöſiſchen Volkes der neuen Lehre feindlich geſinnt war, geliefert hatte, ſo glaubten ſie dennoch mit Hülfe der vielen Großen ihrer Partei, dem Muthe des kriegeriſchen Adels, den vielen feſten Städten und Schlöſſern, die ſich in ihren Händen befanden, keinen zu ungleichen Kampf zu wagen. Auch kannten ſie die Behutſamkeit der Königin Mutter, das Mißtrauen, das ſie gegen die Guiſen und ihren Anhang hegte, und wie ſehr ſie jede Entſcheidung, deren glücklichen Ausganges ſie nicht ganz gewiß war, fürchtete. Unter den auswärtigen Feinden der Hugenotten waren es der Papſt und der König von Spanien, die ihnen am meiſten Beſorgniſſe einflößten, indeſſen ſchien deren Einfluß in jenem Augenblicke durch mehre dem Proteſtantismus günſtige Verhältniſſe das Gleichgewicht gehalten zu werden. Maximilian II. war der Reformation im Geheimen geneigt und hatte ihre Anhänger in Deutſchland überall, wo er es vermochte, begünſtigt. Die meiſten der proteſtantiſchen Reichsſtände hatten eben eine Geſandtſchaft an Karl IX. geſandt, die ihm die Duldung der Hugenotten empfahl, und der Pfalzgraf Friedrich III., der den Kalvinismus angenommen und für denſelben großen Eifer bezeigte, hatte den franzöſiſchen Proteſtanten ſeine Unterſtützung ausdrücklich zugeſagt. Eliſabeth, durch die Gefangenſchaft der Königin von Schottland und den vollſtändigen Sieg der Reformation in dieſem Lande, vor den Unternehmungen der katholiſchen Mächte von dieſer Seite her ſicher, war zugleich zur Kenntniß der Plane, welche letztere gegen ſie entworfen, gelangt und konnte gegen das Schickſal ihrer franzöſiſchen Glaubensgenoſſen nicht gleichgültig bleiben. Unter ſolchen Umſtänden erfuhren die Häupter der Hugenotten, daß die Königin Mutter ſechstauſend

Schweizer unter dem Vorwande, die bei dem Ausbruche der niederländiſchen Unruhen bedrohte Nordgrenze zu ſchützen, geworben, daß dieſe aber in Wahrheit im Innern Frankreichs angewandt werden ſollten. Zugleich ward ihnen bekannt, daß der Hof den Tod Coligny's und die Verhaftung Condé's beſchloſſen hatte. Sie glaubten deshalb die weitern Folgen dieſer feindſeligen Maßregeln nicht abwarten zu dürfen und beſchloſſen, ſich des jungen Königs und ſeiner Mutter, die ſich gerade in einem Luſtſchloſſe bei Meaux befanden, zu bemächtigen. Dies war ſchon bei der erſten Schilderhebung, fünf Jahre vorher, ihr Plan geweſen. Ein großer Theil des proteſtantiſchen Adels, in ſeinen Schlöſſern unaufhörlich Gefahren und Angriffen ausgeſetzt, hatte die Gewohnheit angenommen, ſich beſtändig in den Waffen zu halten, um bei jeder Gelegenheit bereit zu ſein. Eine Anzahl derſelben war ſchnell verſammelt und bereit den Kampf zu beginnen. Die Königin Mutter, die für den Augenblick keine bewaffnete Macht zur Hand hatte, ſchickte den Marſchall von Montmorency, den älteſten Sohn des Connetable, der den Hugenotten im Geheimen zugethan war, mit ihnen zu unterhandeln ab. Während deſſen wurden die angeworbenen Schweizer in Eilmärſchen nach Meaux zu kommen beordert. Die Chatillon, hiervon nicht unterrichtet und einem Unterhändler, der ihr naher Verwandter war und ſich ihnen immer freundlich erwieſen, vertrauend, gingen auf die Vorſchläge deſſelben ein. Das unterdeſſen angekommene Miethsvolk führte den König und ſeine Mutter, die ſich in einer offnen Stadt wie Meaux nicht ſicher glaubten, nach Paris in die Mitte der am meiſten katholiſchen Stadt des Königreiches zurück. Auf dieſe Art verloren die Hugenotten die Gelegenheit, ſich durch einen kühnen Streich in den Beſitz der Perſon Karl's IX. und ſeiner Mutter zu ſetzen und ſich in den Augen der Nation mit dem Gewichte und Scheine der königlichen Macht zu verſtärken. Sie waren diesmal beſſer als ihre Gegner, die einen ſo raſchen Angriff nicht erwartet hatten, gerüſtet. Sie rückten hierauf, war es ihr Plan, ſich der Hauptſtadt zu bemächtigen, die ſchon einen bedeutenden Einfluß auf das Königreich ausübte, oder wollten ſie deren fanatiſche Bevölkerung nur ſchrecken, in die Nähe von Paris vor. Es kam in der Ebene zwiſchen dem Mont-Martre und St. Denis zu einer Schlacht, in welcher der achtzigjährige Connetable Montmorency getödtet, die Hugenotten aber nach der tapferſten Gegenwehr zum Rückzuge gezwungen wurden. Jedoch war der Verluſt ihrer Feinde größer als der ihrige geweſen. Auch im Süden war der Bürgerkrieg, obgleich es hier zu keiner entſcheidenden Schlacht

gekommen, ausgebrochen und die Katholiken hatten in demſelben im Ganzen viel gelitten. Während dieſer Zeit war der Prinz Johann Caſimir, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich's III., mit einem Heere in Frankreich eingedrungen, um ſeinen Glaubensgenoſſen zu Hülfe zu kommen. In Lothringen vereinigten ſich die deutſchen und franzöſiſchen Proteſtanten und zogen darauf gemeinſchaftlich nach der Loire hin. Sie wollten Chartres überraſchen und daſſelbe, wie im erſten Kriege Orleans, zu ihrem Waffenplatze und dem Mittelpunkte ihrer Partei machen. Die raſche Thätigkeit, welche die Hugenotten entwickelten, das Eindringen fremden Kriegsvolkes zu ihrer Unterſtützung bewogen die Königin Mutter an eine Beendigung des Kampfes zu denken. Die Hugenotten, die nicht mehr wie beim Ausbruch des erſten Krieges auf Gleichſtellung, ſondern nur auf Sicherheit und Duldung Anſpruch machten, die auf ihre eigene Koſten dienten und deren Hülfsquellen deshalb bald zu verſiegen drohten, nahmen die Vorſchläge Katharina's, das Edikt von Amboiſe zu erneuern, bereitwillig an. Ein Vertrag ward von ihnen zu Lonjumeau geſchloſſen (1568), durch welchen den Hugenotten die Freiheit des Gewiſſens wie früher bewilligt, die von ihnen eingenommenen feſten Plätze dem Könige zurückgegeben, von dieſem aber alle deutſchen Hülfstruppen bezahlt wurden. Viele unter den hugenottiſchen Großen, beſonders die Chatillon, ſahen ſehr wohl voraus, daß dieſer Friede nicht beſſer als der erſte beobachtet werden würde und daß der Mangel an Garantien ſie den Angriffen ihrer Feinde wie bisher ausſetzen müſſe. Aber die Hülfsquellen der franzöſiſchen Proteſtanten waren ſelbſt durch dieſen kurzen Kampf erſchöpft worden und die Führer derſelben würden wahrſcheinlich, bei längerer Weigerung, ſich zu vergleichen, von ihren Anhängern verlaſſen worden ſein. Dieſer Vertrag von Lonjumeau wurde von den proteſtantiſchen Hofleuten, die den Prinzen von Condé umgaben, nach der Sitte und dem Geiſte ihres Volkes, dem Alles leicht zu einem Gegenſtande ſpielenden Spottes und Muthwillens wird, „la paix boiteuse“ oder „la paix mal assise“ — der hinkende oder der übel geſtellte Frieden — genannt, nach den beiden Unterhändlern, welche die Königin Mutter dabei angewandt hatte, von denen der eine, Gontaut de Biron, hinkend war, der andere aber den Namen Malaſſiſe führte. Dieſer Hang der Franzoſen, das Heiligſte wie das Gemeinſte, das Erfreulichſte wie das Unglücklichſte, durch eine ironiſche Betrachtung auf denſelben Fuß zu behandeln und mit einander zu verſchmelzen, einer der wenigſt glücklichen Züge in ihrem Weſen, war damals nur den Großen unter ihnen eigen, iſt aber in

Nachahmung ihrer, bei dem oberflächlichen und leichtſinnigen Charakter dieſes Volkes, der mehr die äußere Aehnlichkeit als die innern Unterſchiede der Dinge aufzufaſſen verſteht, allmälig ein Gemeingut der Maſſe geworden, das ſie von allen andern Nationen Europas unterſcheidet.

Dieſer Friede, auf den der Schein des Lächerlichen ſelbſt von denen geworfen wurde, die am meiſten an ſeine Erhaltung hätten denken ſollen, ward nach einigen Monaten wieder gebrochen und ſelbſt während dieſer Zeit von Niemanden genau beobachtet. Die Häupter der beiden kämpfenden Parteien hatten zu einer augenblicklichen Waffenruhe, wie zu einem neuen Friedensexperimente, ſich vereinigt, aber nicht die Maſſe, die in einem beſtändigen Zuſtande der Gährung blieb, die bei jeder Veranlaſſung zum Ausbruch kam. Die Königin Mutter, die bisher eine zögernde und ſchonende Politik befolgt, ſchien von jetzt an, ob aus Ueberzeugung oder Nothwendigkeit, fremder Eingebung oder eigener Bewegung, der neuen Lehre immer feindlicher zu werden, immer mehr auf ihren Untergang bedacht zu ſein. Ihre veränderte perſönliche Stellung erklärt vielleicht dieſen Wechſel ihrer Politik. So lange Guiſe, Montmorency und viele andere bedeutende Männer lebten, war ihr Einfluß oft beſchränkt, ihre Stellung ſelbſt zuweilen gefährdet geweſen. Durch deren Tod und die ſich kundgebende Unfähigkeit ihres Sohnes, des jungen Königs, war ſie freier, zuverſichtlicher, unabhängiger geworden. Sie hatte früher den katholiſchen Großen durch die Oppoſition der Hugenotten das Gleichgewicht zu halten geſucht und darum letztere nicht ganz ſinken laſſen, um beide beherrſchen zu können. Jetzt ſchien ihr dieſe künſtliche und behutſame Politik weniger nothwendig geworden zu ſein. Sie ließ die königlichen Statthalter in den Provinzen im Geheimen benachrichtigen, daß der Friede von Lonjumeau nur eine momentane Unterbrechung des Kampfes geweſen, daß der König ihn aufheben werde, ſobald er könne, und daß ſeine Diener bei Verletzung der den Hugenotten gethanen Zuſagen keinen Tadel vom Hofe zu befürchten haben würden. Sie entfernte den Kanzler L'Hopital, der immer zur Mäßigung und zur Beobachtung der eingegangenen Verpflichtungen geſtimmt hatte. Sie ſuchte in Rom die Erlaubniß zum Verkaufe eines Theiles der geiſtlichen Güter mit der Erklärung nach, daß deren Erlös zur Vertilgung der reformirten Kirche in Frankreich beſtimmt ſei. Die Klagen der auf allen Punkten des Königreiches verfolgten Hugenotten, ihrer Beraubungen und Niedermetzelungen, der Verjagung ihrer Geiſtlichen, der Zerſtörung ihrer Kirchen fanden kein Gehör. Sie

ſann von Neuem darauf, ſich der Perſonen ihrer beiden Häupter — Condé's und Coligny's — zu bemächtigen.

Ein neuer Krieg ſchien dieſen allerdings keinen glücklichern Ausgang als die beiden frühern zu verſprechen, aber ihre und ihrer Glaubensgenoſſen Lage war ſo unerträglich geworden, daß ſelbſt eine Niederlage dieſelbe nicht um Vieles verſchlimmern, eine glückliche Anwendung ihrer Hülfsmittel ihnen aber eine Erleichterung ihres Zuſtandes gewähren konnte. Condé und Coligny, davon unterrichtet, daß der Hof Befehl gegeben, ſie zu verhaften, beſchloſſen ihm zuvorzukommen. Sie verließen im Stillen ihren Aufenthalt und begaben ſich in größter Eile nach La Rochelle. Dies war damals eine ſehr bedeutende, von einer rein proteſtantiſchen Bevölkerung bewohnte Seeſtadt, beſtimmt für die Hugenotten auf eine lange Zeit das zu werden, was Orleans im erſten Kriege einen Augenblick lang geweſen war. Die verwitwete Königin von Navarra traf bald nach ihnen mit einer bedeutenden Anzahl Kriegsvolkes eben daſelbſt ein. Die großen proteſtantiſchen Edeln riefen ihre Anhänger in allen Theilen des Landes zu den Waffen, und ſo lebhaft war entweder die Begierde, für die erlittenen Unbilden Rache zu nehmen, oder ſo verbreitet der Hang zu kriegeriſchen Abenteuern, daß ſich ſehr bald in den Provinzen ſüdlich von der Loire bedeutende Kriegsſcharen, unter der Leitung tapferer und erfahrner Hauptleute, zur Vertheidigung der proteſtantiſchen Sache ſammelten. Kaum hatte jedoch der Hof die erſte Nachricht von dieſer Bewegung bekommen, als der König ein Edikt erließ, worin er alle den Hugenotten früher gemachten Conceſſionen zurücknahm, die Ausübung ihres Kultus bei Todesſtrafe verbot und ausdrücklich erklärte, daß alle früher bewilligten Freiheiten ihm nur von der Noth abgetrotzt geweſen, und daß er ſtets die Abſicht gehabt, ſie, ſobald die Umſtände es erlauben würden, zurückzunehmen. Dieſes offene Eingeſtändniß einer vorbedachten Treuloſigkeit ging theils aus der Vorſtellung von der despotiſchen Gewalt des Königs, die ihm nicht nur eine unbeſchränkte Führung der Regierung, ſondern auch eine beliebige Deutung der eingegangenen Verpflichtungen erlaubte, und aus dem noch unſittlichern, von der Hierarchie aufgeſtellten und ausgeübten Grundſatze hervor, daß Andersgläubigen die gegebene Treue zu brechen erlaubt ſei.

Im Süden hatte ſich ein proteſtantiſches Heer gebildet und vereinigte ſich, obwohl es auf ſeinem Zuge von der Provence und Dauphiné aus wegen Uneinigkeit der Führer einen bedeutenden Verluſt erlitt, mit dem Prinzen von Condé, der ſich ohne große

Schwierigkeit in den Beſitz einer großen Zahl feſter Städte in den weſtlichen Provinzen ſetzte. Der Hof hatte keine ſo raſche Schilderhebung der Proteſtanten erwartet. An der Spitze der katholiſchen Macht ſtand der Herzog von Montpenſier, der, da er von den übrigen Befehlshabern entweder nicht genug geliebt oder gefürchtet war, durch den Bruder Karl's IX., den Herzog von Anjou, als König Heinrich III. genannt, erſetzt wurde. Montpenſier, aus dem Hauſe Bourbon, war früher dem Proteſtantismus nicht abgeneigt geweſen, ſpäter aber deſſen entſchiedenſter Gegner geworden. Der Herzog von Anjou ward mit dem Titel eines Generallieutenants des Königreiches bekleidet, dieſelbe Würde, die früher der König von Navarra beſeſſen und Condé nach deſſen Tode umſonſt nachgeſucht hatte. Die Macht, die mit dieſem Titel verbunden war, hing, wie faſt Alles in der Conſtitution des altfranzöſiſchen Staates, von den Umſtänden ab und kam zuweilen der des Regenten während der Minderjährigkeit oder Gefangenſchaft des Souverains gleich, zuweilen ward ſie nur „ad hoc“ für einen beſtimmten Zweck verliehen, manchesmal gewährte ſie, wie dem Könige von Navarra, kaum einen Schatten von wirklicher Gewalt. Der Marſchall Tavannes, deſſen Sohn Denkwürdigkeiten über jene ganze Epoche zurückgelaſſen, die eine der vornehmſten Quellen für ihre nähere Kenntniß ſind, galt nach dem Tode des Herzogs von Guiſe für den erſten Feldherrn in den katholiſchen Reihen und ward dem ſiebenzehnjährigen Prinzen als Rathgeber zugegeben. Die beiden Heere, einander an Zahl gleich und eine Entſcheidung ſcheuend, manövrirten in dem Lande zwiſchen der Charente und der Loire und bewieſen, ſobald einzelne Abtheilungen aufeinander ſtießen, eine in dieſem Grade früher nicht ſtattgefundene Erbitterung. Die Hugenotten hatten, von den erlittenen Ungerechtigkeiten gereizt, von Rache und Verzweiflung getrieben, beſonders bei Einnahme einiger feſten Plätze ſich gegen Gefangene und Beſiegte unerbittlich gezeigt und wurden von ihren Gegnern nur zu ſehr nachgeahmt. Die Katholiken erhielten während dieſer Zeit bedeutende Verſtärkung, beſonders aber an Geſchütz, woran es den Proteſtanten während des ganzen Verlaufes dieſes Krieges immer mangelte. Die große Kälte, man ſtand mitten im Winter, der ſehr heftig war, hinderte ein entſcheidendes Unternehmen, obgleich viele kleine Gefechte und Belagerungen vorfielen. Dieſer dritte Bürger- und Religionskrieg hatte für die Hugenotten unter glücklichern Umſtänden als die frühern begonnen. Sie hatten vorher noch nie weder ein ſo ſtarkes Heer zuſammenbringen können, noch ſo viele Städte und Landſchaften ihre Gewalt anerkennen ſehen. Indeſſen

begann auch diesmal wieder die in den Urſprung und die Stellung des franzöſiſchen Proteſtantismus verwebte Schwäche, daß er weder im Beſitze der Regierung ſich befand, noch die Zuſtimmung der Maſſe des Volkes beſaß, ſich fühlbar zu machen. Dem Prinzen von Condé fehlte es ſehr bald an Geld und in Folge deſſen ward in einem aus lauter Freiwilligen zuſammengeſetzten Heere ein Mangel an Uebereinſtimmung unter den Führern und Disciplin unter dem Kriegsvolke ſichtbar. Mehre von ihm unternommene wichtige Plane, wie die Ueberraſchung von Dieppe und Le Havre, mißglückten. Ueberall wo die Hugenotten nicht mit den Waffen in der Hand ſich zeigten, gehorchte das Land der Regierung oder kehrte in deren Gehorſam zurück. Die Hugenotten hatten ſich faſt in allen Theilen des Landes erhoben. Ihre geſammte waffenfähige Jugend war entweder zu dem Heere an der Loire geſtoßen oder hatte ſich in andern Gegenden zu größern und kleinern Abtheilungen vereinigt und in die feſten Städte und Schlöſſer geworfen. Ihr Eigenthum war während dieſer Zeit verwüſtet oder verlaſſen worden. Sie konnten nichts von demſelben ziehen und waren, in Ermangelung anderer Hülfsquellen, dennoch auf deſſen Ertrag angewieſen. Drei Viertheile des Landes und der Bevölkerung waren dagegen der Regierung treu geblieben, die, nur einen Theil der Mannſchaft zum Kriegsdienſt heranziehend, den Reſt ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen nachgehen ließ. Die Abgaben wurden von den Beamten des Königs überall, wo die Proteſtanten, die, zu ihrer eigenen Sicherheit ſich ſo enge als möglich zuſammendrängend, einen verhältnißmäßig nur geringen Theil des Königreiches beſetzt hielten, nicht die Oberhand hatten, regelmäßig für den Dienſt der Regierung eingezogen. Außerdem kamen der katholiſchen Partei die Schätze der Geiſtlichkeit, die Unterſtützungen der fremden katholiſchen Mächte zu Hülfe, während die Hugenotten auf ſich ſelbſt gewieſen waren. Eliſabeth von England, ihre mächtigſte Freundin, konnte, mit ihrer eigenen Vertheidigung beſchäftigt, ihnen nur geringe Unterſtützung gewähren. Der Herzog von Zweibrücken hatte ihnen jedoch eine Verſtärkung aus Deutſchland zuzuführen verſprochen, ebenſo hofften ſie auf die Vereinigung mit ihren Glaubensgenoſſen der Provinz Quercy, wo die großen proteſtantiſchen Herren den Kampf gegen die Katholiken mit Erfolg unternommen hatten. Ihre Streitmacht ward die „armée des Vicomtes“ genannt, von dem Titel, den die meiſten der oberſten Anführer trugen. Condé ſuchte deshalb bis zum Eintreffen dieſer Verſtärkungen den Krieg in die Länge zu ziehen, der Herzog von Anjou aber denſelben, aus entgegengeſetzten Gründen, zu einer raſchen

Entſcheidung zu bringen. Der Mangel an Disciplin in dem proteſtantiſchen Heere, deſſen Anführer und ſelbſt ein Theil der Mannſchaft, aus Edelleuten beſtehend, die Unabhängigkeit ihres Schloßlebens in das Lager herübergebracht hatten und ebenſo leicht ihr Leben jeder Gefahr ausſetzten, als ſchwer an Gehorſam zu gewöhnen waren, machte es dem Herzoge von Anjou möglich, über die Charente zu ſetzen, was Coligny aus allen Kräften zu verhindern verſucht hatte, und die Hugenotten zu einer Schlacht zu zwingen, welche dieſe, wenn ſie ſich nicht bei einem Rückzuge im Angeſicht des Feindes einer gänzlichen Auflöſung ihrer Streitmacht ausſetzen wollten, annehmen mußten. Die Befehle Coligny's, der Seele des proteſtantiſchen Heeres, wurden ſelbſt im entſcheidenden Moment übel vollzogen. Das Fußvolk zog ſich auf Cognac zurück, die Reiterei allein kam mit den Katholiken ins Gefecht und ward geſchlagen. Die Hugenotten verloren in dieſem Kampfe, die Schlacht von Jarnac genannt, zwar nur einige hundert Mann, aber darunter viele der Tapferſten und Edelſten. Der Prinz von Condé, der Beweiſe des größten perſönlichen Muthes gegeben, ward gefangen und von Montesquiou, dem Hauptmann der Garde des Herzogs von Anjou, meuchlings von hinten erſchoſſen. Die Katholiken hatten ebenfalls einige der erſten unter ihnen, obgleich viel weniger an Zahl verloren (13. März 1569). Dieſe Niederlage wurde mehr um des moraliſchen Eindruckes willen, den ſie hervorbrachte, als wegen des materiellen Verluſtes, der Sache der Hugenotten gefährlich. Condé war kein großer Feldherr geweſen, aber die Stellung eines Prinzen von Geblüt an der Spitze der franzöſiſchen Proteſtanten hatte dieſen, beſonders in den Augen ihres Adels und der auswärtigen proteſtantiſchen Mächte, einen Schein von Glanz und Würde verliehen, der den Vorwurf der Rebellion gegen die rechtmäßige Autorität des von allen Parteien in Bezug auf weltliche Verhältniſſe für unumſchränkt geachteten Königs mäßigte. Zwar wurden jetzt von Neuem zwei Prinzen des königlichen Hauſes, der König von Navarra, der nachmalige Heinrich IV., und der Sohn Condé's, als die Häupter der Hugenotten anerkannt, aber beide ſtanden noch in den Knabenjahren und Coligny wurde einſtimmig mit der Leitung der proteſtantiſchen Partei beauftragt. Die Uneinigkeit und Eiferſucht ihrer Großen verhinderte die Katholiken von den errungenen Vortheilen einen entſchiedenen Gebrauch zu machen. Man glaubt, daß der Cardinal von Lothringen, der in der Regierung noch immer eine große Rolle ſpielte, obgleich ſein Einfluß durch den Tod ſeines Bruders etwas geſunken war, den Herzog von Aumale, einen an-

dern ſeiner Brüder, und ſeinen Neffen, den gegenwärtigen Herzog von Guiſe, von dem Herzoge von Anjou nicht verdunkeln laſſen wollte und die Abſendung der dem letztern nöthigen Verſtärkungen an Mannſchaft und Geld verhinderte. In Folge derſelben Uneinigkeit gelang es dem Herzoge von Zweibrücken mit ſeinem Kriegsvolke vom Elſaß aus ganz Frankreich zu durchziehen und ſich in der Gegend von Poitiers mit den Hugenotten zu vereinigen. Coligny befand ſich jetzt an der Spitze eines ſtarken Heeres, aber ſeine Kraft ward von dem Grundübel jeder Partei in Bürgerkriegen, die ſich nicht geradezu in den Beſitz der Regierung zu ſetzen ſucht, geſchwächt. Jede Verſtärkung ſeiner Streitmacht vermehrte ſeine Verlegenheit, deren materielle Bedürfniſſe zu befriedigen. In allen innern Kriegen muß die Partei, welche ſich gegen die beſtehende Autorität auflehnt, entweder die öffentliche Gewalt an ſich reißen, oder, iſt ſie hierzu nicht ſtark und kühn genug, ſich auf ihren Untergang gefaßt machen. Sylla, Cäſar, Cromwell und Napoleon mußten das Ruder des Staates ergreifen oder untergehen. Es giebt, dieſe Bahn einmal betreten, keinen andern Ausweg. Im ſechszehnten Jahrhundert aber, in einer Religionspartei, die, den Grundſätzen Kalvin's gemäß, aus der Unterwerfung unter die rechtmäßige Macht, wenn ſie ihre Gewiſſensfreiheit achtete, einen Glaubensartikel gemacht, und unter den noch aufrechtſtehenden Trümmern des Feudalweſens, in welchem der König nicht nur für das Haupt des Staates, ſondern für den Herrn jedes Einzelnen galt und zu ihm in einem unverletzbaren Verhältniſſe ſtehend gedacht wurde, das um ſo heiliger war, je perſönlicher es erſchien, hätte ſelbſt dem kühnſten Charakter und umfaſſendſten Talent eine Uſurpation ſchwer gelingen können. Karl IX. der Krone zu entſetzen, fiel ſelbſt ſeinen entſchiedenſten Gegnern nicht ein. Sie hatten die Waffen gegen ihn nur zur Vertheidigung ihres Glaubens ergriffen. Als dies ſpäter gegen ſeinen Bruder Heinrich III. zu Gunſten der Guiſen verſucht wurde, hatten ſich dieſe an die Spitze der herrſchenden Partei geſtellt und wurden durch die Meinung ihrer Abſtammung von der karolingiſchen Dynaſtie, die von den Kapetingern verdrängt worden, unterſtützt. Außerdem gehörten die Guiſen ſelbſt einem regierenden Hauſe an, und ihre Uſurpation wäre nicht die Conſecration eines neuen Princips, wie dies durch Cäſar, Cromwell und Napoleon geſchehen, ſondern nur die Uebertragung der Krone an ein anderes, den Kapetingern zwar an Macht und Glanz ſehr untergeordnetes, aber doch von jeher ſouveraines Geſchlecht geweſen. Dem Adel unter den Hugenotten, kam es nicht in den Sinn, die Dynaſtie oder

die Form der Regierung ändern zu wollen. Unter ihren Geiſtlichen und einem Theile ihres Tiers=etat ſchlug ſpäter allerdings die Idee einer republikaniſchen Organiſation Wurzeln, aber auf unvollſtändige, unausführbare und von dem herrſchenden Stande dieſer Partei nicht unterſtützte Weiſe. Die Hugenotten, von der Heiligkeit ihrer Sache durchdrungen und auf deren Gerechtigkeit vertrauend, verlangten damals nichts als Duldung, fielen aber eben darum, daß ſie nichts weiter für ſich in Anſpruch nahmen, denn zwiſchen ihnen und ihren Gegnern beſtand, ſo wie in jener Zeit die Verhältniſſe in Frankreich und der katholiſchen Welt überhaupt waren, ein unverſöhnlicher Gegenſatz, der nur durch die Anwendung der ſinnlichen Gewalt aufgehoben werden konnte. Unter etwas glücklichern Umſtänden hätte es den franzöſiſchen Proteſtanten vielleicht gelingen können, ſich nicht in den Beſitz von ganz Frankreich, wohl aber in den eines Theiles des Landes zu ſetzen, wie dies in Deutſchland geſchehen, wo die beiden Parteien, ohne ſich zu verſöhnen und zu verſchmelzen, in den einzelnen Provinzen ihren Einfluß zu einem ausſchließenden oder vorherrſchenden zu machen wußten. Es fehlte den Hugenotten hierzu weniger an Macht und Gelegenheit, in der Epoche nämlich, von der es ſich hier handelt, wohl aber an der erſten Bedingung alles Gelingens in Bürgerkriegen, an Einheit und Ausdauer. Der Mangel erſterer Eigenſchaft war überhaupt im ſechszehnten Jahrhundert im ganzen Walten des Proteſtantismus ſichtbar und ging zum Theil aus ſeiner innerſten Natur ſelbſt hervor. Hätte ſich die ganze proteſtantiſche Welt damals ſo enge, wie die katholiſche es gethan, vereinigt, ſo würde ſie, bei ihrer größern moraliſchen Kraft und freiern Intelligenz, ſich vielleicht des Südens und Weſtens von Europa bemächtigt, gleichwohl aber bei ihrer einſeitigen dogmatiſchen Richtung, bei ihrer Gleichgültigkeit gegen den allgemein weltlichen Zuſtand, an dem ſie nur, ſo weit ihr Glaube von ihm berührt wurde, Theil nahm, keine Erneuerung des europäiſchen Lebens hervorgebracht haben. Die Sehnſucht nach einer großen Verbeſſerung ward damals unter der Form der Religion gefühlt. Das ſechszehnte Jahrhundert war eine Zeit des Streites und der Scheidung, in der die religiöſe Abſtraktion und eine rein innerliche Richtung ſich von dem äußern Daſein trennten, ja um dieſes faſt ganz unbekümmert blieben. Dieſe Epoche dauerte in ihren weſentlichen Zügen bis zur franzöſiſchen Revolution, wo ein entgegengeſetztes Princip, das die Reform des äußern endlichen Lebens ausſchließend zum Zweck hatte, auf ebenſo unvollendete und abſtrakte Art hervortrat. Der Geſammtzweck der Menſchheit wurde in beiden

Epochen nicht begriffen und der Herrſchaft einer einſeitigen Idee preisgegeben. Das ſechszehnte Jahrhundert war zu einer Durchdringung des katholiſchen und proteſtantiſchen Princips, des germaniſchen und lateiniſchen Genius, des Rechts und der Moral, der öffentlichen Freiheit und der individuellen Sittlichkeit nicht reif, und gleichwohl iſt kein großer allgemeiner Fortſchritt ohne eine Vereinigung dieſer getrennt erſcheinenden und iſolirt wirkenden Kräfte möglich. Dieſe Gegenſätze, die ſich ſo lange bekämpft haben, einander näher zu bringen, ihre natürlichen und künſtlichen Antipathien zu verringern, iſt die Aufgabe der Gegenwart, an deren Löſung ſie mit ziemlich ungeſchickter und zitternder Hand geht, zu der ſie ſich aber aus einem dunkeln Inſtinkt und um den Dank der Zukunft zu gewinnen, unwiderſtehlich getrieben fühlt. — — Dann werden die verſchiedenen Elemente, aus denen das Leben der europäiſchen Menſchheit beſteht, ſich zu einer Einheit verſchmelzen, die ihnen weder die religiöſe Bewegung des ſechszehnten, noch die politiſche des achtzehnten Jahrhunderts, in ihrer iſolirten Wirkung, bisher zu verleihen vermocht haben, die aber gleichwohl das Ziel iſt, nach welchem ſie ſeit ſo langer Zeit ſtrebt. Es wird dann, wie einſt nach der Auflöſung des abendländiſchen Reiches, eine neue Epoche in der Geſchichte beginnen, aber nicht wie damals, mit Zerſtörung alles Beſtehenden, ſondern mit deſſen Umbildung in eine religiöſe und politiſche Einheit, die mit dem Princip des Alterthums und dem des Mittelalters nichts gemein haben wird, denn ſtatt daß jene ſich aus der Vernichtung oder Unterdrückung aller Gegenſätze gebildet, wird dieſe aus einer Verſchmelzung derſelben hervorgehen. Dieſer ihrer Natur und Tendenz nach von allen frühern ſo verſchiedenen Einheit wird auch ein anderes allgemeines Princip voranleuchten. Die Idee des Friedens und der Freiheit wird in ihr, wenn auch in der Erſcheinung verletzt, dem Weſen nach als eine innere Nothwendigkeit, als herrſchender Grundſatz anerkannt werden und demnach auch auf die Wirklichkeit eine bisher nicht gekannte Wirkung ausüben. Im Alterthum ward die unendliche Richtung der menſchlichen Natur ihrer endlichen Erſcheinung aufgeopfert, im Mittelalter geſchah im Ganzen das Gegentheil. Eine umfaſſende Reform der europäiſchen Geſellſchaft wird dieſe einander ausſchließenden Extreme verſöhnen und die collective oder generelle Civiliſation der Menſchheit im antiken Staate mit der individuell-moraliſchen des Mittelalters verbinden, dadurch ein neues Geſetz des ſittlichen Daſeins und damit nothwendig ein neues Syſtem der bürgerlichen Geſellſchaft hervorbringen. Vielleicht wird keiner von unſern Leſern der Meinung

ſein, daß ein ſolcher Zuſtand ſchon wirklich beſtehe, denn die Erfahrung lehrt zu deutlich, daß kaum ſeine erſten Grundzüge vorhanden ſind. Wer aber die Hoffnung auf ihn und das Gefühl ſeines nothwendigen Erſcheinens für ein Hirngeſpinnſt und eine leere Sehnſucht erklären ſollte, verkennt die Grundbedingung alles menſchlichen Daſeins, den Zweck und das Ziel ſeiner Erhaltung: einen unendlichen Fortſchritt, deſſen Möglichkeit die göttliche Subſtanz in der menſchlichen Natur ausmacht, und ohne den ſie ſich von der Thierwelt nur äußerlich unterſcheiden würde. Ein anderer Fortſchritt aber als der der Vereinigung der individuellen Sittlichkeit mit der öffentlichen Freiheit, der Moral und der Politik iſt für das Bewußtſein unſerer Zeit nicht denkbar, denn alle einſeitig wirkenden Principien fangen an ſich zu überleben und haben geleiſtet, was ſie zu leiſten vermochten. — In Frankreich, wo vermöge des aus der lateiniſchen Welt überkommenen, in den Urſprung und die Tiefe des nationalen Genius gepflanzten Triebes jene Iſolirung des Individuums von der Geſellſchaft, jene Trennung zwiſchen beiden von dem nationalen Bewußtſein früh als ein Mangel erkannt und nach deſſen Aufhebung getrachtet worden, der große charakteriſtiſche Zug im Leben des franzöſiſchen Volkes, der daſſelbe von allen andern unterſcheidet und in gewiſſer Beziehung über alle andern ſtellt, konnte eine ſo einſeitig wirkende, die beſtehende Disharmonie nicht aufhebende Richtung, wie die des Proteſtantismus im ſechszehnten Jahrhundert, zwar große Erſchütterungen, aber keine das ganze Daſein umfaſſende Reform hervorbringen. Die Nation, ſchon damals die Nothwendigkeit einer radikalen Erneuerung ihres Daſeins ahnend, aber unvermögend, dieſelbe zu vollbringen, wies eine partielle Verbeſſerung deſſelben ab, die ihr den beſtehenden Bruch eher zu befeſtigen als aufzuheben ſchien. Aus dieſem in das Weſen des Proteſtantismus verwebten Mangel erklärt ſich überhaupt der ſonſt ſo ſchwer zu begreifende Umſtand, daß ein offenbar überlegeneres und wahreres Princip, wie das, welches ihm zu Grunde lag, ein ihm untergeordneteres und ſchwächeres nicht vollkommen beſiegt und aufgehoben hat. Der Proteſtantismus des ſechszehnten Jahrhunderts ging aber, wie ſeine äußere Erſcheinung aus dem Katholicismus, ſo ſein innerer Geiſt aus dem Mittelalter hervor, blieb deshalb bei der Trennung zwiſchen dem idealen und realen Leben ſtehen und hob faſt keinen der Widerſprüche deſſelben auf. Aber ſelbſt dem ſechszehnten Jahrhundert, und beſonders einem in ſeinem politiſchen Bewußtſein und ſeinem Streben nach Einheit ſchon ſo weit vorgeſchrittenen Volke, wie das franzöſiſche war,

konnte eine rein auf das Innere und die Religion gerichtete Reform nicht vollkommen genügen, und es fühlte, daß eine ſolche, ſein reales Daſein faſt außer Acht laſſend, ſein auf deſſen Erhebung vorzugsweiſe gerichtetes Streben nicht weſentlich befriedigen würde. Der franzöſiſche Genius ſuchte zwei Jahrhunderte ſpäter in einer ausſchließend auf weltliche und endliche Principien gebauten politiſchen Reform das Ziel ſeiner Beſtimmung zu erreichen. Er kehrte, von den innern und religiöſen Bedingungen des vom Mittelalter überlieferten Daſeins abſtrahirend, zum Geiſt des Alterthums zurück, indem er, ſich ausſchließend mit der Organiſation der Geſellſchaft beſchäftigend, das Individuum nur in ſo weit in Anſpruch nahm, als es mit dieſer in Verbindung ſteht, die ideale Natur und Beſtimmung deſſelben aber, ſo weit dies überhaupt in der modernen Welt möglich iſt, außer Acht ließ. Aus dieſem einzig auf das Allgemeine, den Staat, und was mit ihm verwandt iſt, gerichteten Streben ging der verkehrte Geiſt dieſer Epoche, und bei einer ſcheinbar rein auf die Herrſchaft der Idee gerichteten Thätigkeit der Materialismus derſelben hervor, denn die individuelle Natur des Menſchen iſt der Kern der Welt wie des Staates, und die Manifeſtation des Ewigen überhaupt, als deſſen vornehmſter Ausdruck die Religion hervortritt. Dieſe Fundamentalwahrheit ward von der franzöſiſchen Revolution vollkommen verkannt und dies iſt ihr charakteriſtiſcher Mangel. Sie glaubte die allgemeine Organiſation der Menſchheit zu verbeſſern, indem ſie die beſondere Natur des Individuums verdarb. Die wahrhafte Erneuerung der europäiſchen Menſchheit wird aber aus einer Vereinigung des idealen und realen Princips, die bisher immer getrennt geblieben, aus einer politiſchen und religiöſen Reform zugleich entſtehen, und ſo unermeßlich auch die Hinderniſſe ſein mögen, die ſich dieſer Verſchmelzung entgegenſetzen, ſo wenig noch für ſie geſchehen, das Gefühl ihrer Nothwendigkeit wird in dem lebensvollſten Theile Europas immer fühlbarer und die Zukunft wird ſie ebenſo gewiß realiſiren, als die Vergangenheit ſie bereits vorbereitet hat.

So wenig nun auch der rein religiöſe Charakter der großen Bewegung des ſechszehnten Jahrhunderts dem Genius des franzöſiſchen Volkes, der ſchon längſt mehr nach einer harmoniſchen Entfaltung als nach einer tiefen Durchdringung des Daſeins ſtrebte, zugeſagt und ihn befriedigt haben würde, ſo war dennoch der in dieſer ideellen Reform enthaltene Geiſt der Wahrheit zu mächtig, die Hoffnung, die auf deſſen Verwirklichung von ſeinen Anhängern gebaut wurde, und die Beſorgniß, die er ſeinen Gegnern einflößte,

zu groß, um den einmal begonnenen Kampf nicht noch lange zu unterhalten und in den beiden Parteien neben der größten Spannung und Anſtrengung die größte Erbitterung zu unterhalten. Die Hugenotten hatten eine anſehnliche Verſtärkung aus Deutſchland erhalten. Coligny, der jetzt allein an der Spitze ihrer Streitmacht ſtand und nicht mehr, wie früher, einen königlichen Prinzen, der weniger militairiſches Talent als er beſaß, für ſeinen Obern anerkennen mußte, ſchien durch ſeine Erfahrung und Thätigkeit ſeinen Glaubensgenoſſen große Vortheile zu verſprechen. Die Königin Mutter war ſogar genöthigt geweſen aus Mangel an Geld einen Theil ihres Heeres für eine Zeit lang zu beurlauben. Aber der im proteſtantiſchen Heere herrſchende Geiſt der individuellen Unabhängigkeit, deſſen Stärke in dem Adel, beſonders der weſtlichen und ſüdlichen Provinzen beſtand, erlaubte dem Feldherrn nicht nach ſeinen eigenen Eingebungen zu handeln, und machte ihn nur zu oft von dem Willen dieſer ungeduldigen und ſtreitluſtigen Menge abhängig. Ein Theil dieſes Adels, welcher der Provinz Poitou angehörte, wünſchte Poitiers, das vor dem erſten Bürgerkriege den Hugenotten gehört hatte, wiederzugewinnen. Poitiers war damals nach Paris die bedeutendſte Stadt Frankreichs und wurde außerdem von einer zahlreichen Beſatzung vertheidigt. Der junge Herzog von Guiſe, der anfing in die Fußſtapfen ſeines Vaters zu treten und ſich, wie dieſer, durch ſeinen brennenden Eifer für den alten Glauben auszuzeichnen, hatte ſich in dieſelbe geworfen. Coligny hielt dieſes Unternehmen für mißlich und der Ausgang rechtfertigte ſeine Beſorgniſſe. Nach einer fruchtloſen Belagerung, zu deren Verluſten ſich noch eine anſteckende Krankheit im proteſtantiſchen Lager geſellte, an der viele Soldaten und faſt alle Befehlshaber erkrankten, ward er zum Abzuge genöthigt. Er hatte dabei nicht nur einen Theil ſeines beſten Kriegsvolkes, ſondern auch viel Geld und Material verloren. Sein Adel und die deutſchen Miethstruppen, der erſtere nach einer Entſcheidung ungeduldig, die ihm entweder die Rückkehr in ſeine Schlöſſer eröffnen oder ihn für immer von dieſem mühevollen und ausgangsloſen Kampfe befreien ſollte, die letztern, an Allem Mangel leidend und auf Sieg und Beute hoffend, lagen ihm unaufhörlich einen entſcheidenden Schlag zu führen an. Zu gleicher Zeit ward dieſer große Führer der proteſtantiſchen Sache vom pariſer Parlament zum Tode verurtheilt und von dem Hofe, der ihm den Ueberfall bei Meaux und den Verſuch, den König in ſeine Gewalt zu bekommen, nicht verzieh, ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Es war ihm unter ſolchen Umſtänden, wo ſeine perſönliche Sicherheit

in Gefahr ſtand und er bei längerm Zögern eine Auflöſung ſeines Heeres zu fürchten hatte, unmöglich eine Schlacht zu vermeiden. Dieſe wurde bei Moncontour (3. October 1569) geliefert, und ward nicht, wie die bei Dreux und St. Denis, durch gegenſeitige Vortheile unentſchieden gelaſſen, ſondern die Hugenotten wurden in ihr, nach Beweiſen der glänzendſten Tapferkeit, gänzlich geſchlagen. Coligny ſelbſt erhielt eine Wunde im Geſicht und tödtete den Rheingrafen, der ſie ihm beigebracht, dem Herzoge von Anjou wurde ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Ueber zehntauſend Leichen lagen auf dem Schlachtfelde, faſt ein Viertheil der Streitmacht, die überhaupt gekämpft hatte. Man ſchlug ſich mit ſolcher Erbitterung, daß ſelbſt die Diener der Befehlshaber, die Packknechte und überhaupt der unbewaffnete Troß ſich in den Kampf miſchte und großentheils umkam. Die Katholiken waren den Proteſtanten bedeutend an Zahl und an Geſchütz ſo durchaus überlegen geweſen, daß letztere das Feuer der erſtern kaum erwiedern konnten. Es war dies die blutigſte und größte Schlacht zwiſchen den beiden Parteien. Von jetzt an ſollte es noch viele Gefechte und Belagerungen, aber keinen ſo entſcheidenden Kampf mehr zwiſchen ihnen geben. Coligny hatte auch an dieſem Tage mit dem Mangel an Zucht und Gehorſam in ſeinem Heere zu kämpfen gehabt. Seine Dispoſitionen waren entweder gar nicht oder nicht wie und wo er wollte ausgeführt worden. Denn er galt für den erſten Kriegsmann ſeiner Zeit und hätte, bei unumſchränkter Gewalt über ſein Heer, daſſelbe wahrſcheinlich mit größerm Erfolge befehligt. Die katholiſche Partei beſaß, außer vielen andern Vortheilen im Kriege, noch beſonders den, daß, ungeachtet aller Eiferſucht zwiſchen ihren Führern und alles von dem damaligen Zuſtande der Geſellſchaft überhaupt unzertrennbaren Mangels an Disciplin, die Anordnungen der Anführer, die im Namen des Königs und des Staates handelten, beſſer als die der freiwillig anerkannten Befehlshaber des hugenottiſchen Heeres befolgt wurden. Dieſe größere Uebereinſtimmung erſtreckte ſich jedoch nicht über den Krieg hinaus. Am Hofe herrſchten um den jungen König und ſeine Mutter Intriguen und Kabalen aller Art. Denn ohne dieſe Hinderniſſe der Entwickelung der katholiſchen Macht und der Benutzung der erlangten Vortheile hätten weder Coligny's Hingebung an ſeine Sache, noch ſein militairiſches Talent die Hugenotten vor einem gänzlichen Untergange retten können. So wurde aber jetzt nach dem Siege bei Moncontour Karl IX. gegen das Glück und den Ruhm ſeines jüngern Bruders aufgeregt, und Tavannes, der Rathgeber und Vertraute des Herzogs von Anjou,

war den Guiſen und ihrer ganzen Partei abgeneigt und arbeitete ihnen, wo er konnte, entgegen. Der junge König hatte ſich von ſeinen Schmeichlern überreden laſſen, ſelbſt die Führung ſeines Heeres übernehmen zu wollen. Die Montmorency wollten allerdings nicht den Sieg Coligny's und der Hugenotten, aber auch nicht deren Untergang, und Katharina von Medicis, ihrem alten Plane treu, ward von den Erfolgen ihrer eigenen Partei beunruhigt. Sie fürchtete ſelbſt ihren Söhnen Gelegenheit zu geben, ſich von ihrem Einfluſſe ganz unabhängig zu machen. — Bald nach dem Siege von Moncontour kamen der König, ſeine Mutter und der Cardinal von Lothringen vor St.-Jean-d'Angely an, in welches ſich die Ueberreſte der proteſtantiſchen Partei geworfen hatten, und hier lähmte die Eiferſucht der verſchiedenen Parteien am Hofe, die Ungewißheit, die der Mangel an einem allein handelnden kräftigen Willen in die Operationen des königlichen Heeres brachte, die Belagerung dermaßen, daß es dieſelbe, nachdem es bedeutende Verluſte erlitten, aufzuheben genöthigt war. Ein Theil von ihm ward ſogar verabſchiedet. Auf dieſe Art ward es Coligny möglich, ſich nach dem Süden zu wenden und hier, überall die Proteſtanten unterſtützend oder mit ſich vereinigend, die nach jener großen Niederlage ſo traurige Stellung ſeiner Partei wieder in etwas zu erheben und die Mittel eines längern Widerſtandes vorzubereiten. Coligny war, von nicht entſcheidenden, aber auch nicht unbedeutenden Erfolgen begleitet, das ganze mittägliche Frankreich durchziehend, bis an die Grenzen von Lyonnais gekommen, als ihm vom Hofe, der von innerm Zwieſpalt zerriſſen und des langen Krieges für den Augenblick müde war, Vorſchläge zu einem Vergleiche gemacht wurden. Er hatte deren ſchon während ſeines Zuges in den ſüdlichen Provinzen bekommen, bei den Hoffnungen aber, die er hier gefaßt und ſeinem Mißtrauen in die Abſichten der Regierung, dieſelben mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Der junge König, der ſich nach einem Leben von Feſten und Zerſtreuungen ſehnte, zu dem, ſo lange der Krieg währte, keine Ausſicht vorhanden war, da derſelbe alles Geld verſchlang, und ſeine Mutter, die den meiſten Großen ihrer Partei mißtraute und begriff, daß die Hugenotten während des Friedens leichter als durch offene Gewalt unterdrückt werden könnten, geſtanden ihnen, dem Anſchein nach, vortheilhaftere Bedingungen als bei frühern Gelegenheiten zu. Sie wurden in den Beſitz vier feſter Plätze, darunter La Rochelle, auf zwei Jahre hinaus geſetzt. Es wurde ihnen eingeräumt, bei ihren Rechtshändeln die ihnen als parteiiſch verdächtigen Tribunale zu umgehen und ſich an andere zu

wenden, ihren Gottesdienſt überall, nur nicht in der Nähe von Paris und des Hofes zu halten und ſich um alle Aemter des öffentlichen Dienſtes wie die Katholiken zu bewerben. Dieſer Friede wurde von dem Orte, wo er wie gewöhnlich in der Form eines königlichen Edikts bekannt gemacht worden, der von St. Germain (8. Auguſt 1570) genannt und diesmal vom Parlament ohne Widerſpruch einregiſtrirt. Coligny hatte nach zwei Niederlagen, bei Jarnac und Moncontour, für ſeine Sache beſſere Bedingungen als Condé zwei Jahre vorher in dem Vertrage von Lonjumeau erlangt, ohne Zweifel ein Beweis ſeiner größern Geſchicklichkeit, aber auch der Ränke und Spaltungen, die unter den einflußreichſten Perſonen des Hofes ſich mehr als früher gezeigt hatten. Denn die Partei der Hugenotten war nicht ſtärker und die ihrer Gegner nicht ſchwächer geworden, letztere hatte nur von ihren Kräften keinen entſchiedenen Gebrauch zu machen verſtanden.

Zwölftes Kapitel.

Die Lage der Hugenotten war bisher nach jedem der beiden vorangegangenen Vergleiche, dem von Amboiſe und Lonjumeau, immer drückender und ungewiſſer als vorher und während des Kampfes geworden, und daſſelbe fand jetzt nach dem Frieden von St. Germain ſtatt. Der Krieg zwang ſie ſich zuſammenzuhalten, vereinigte ſie in große Maſſen, verſchaffte ihnen Hülfe aus der Fremde, erhob ſie durch die Kraft, die ſie entwickelten, in ihren und ihrer Feinde Augen, verlieh ihnen das Anſehen einer organiſirten Partei im Staate, machte ſie zu einer politiſchen Macht. Der Friede vertheilte ſie dagegen auf viele einzelne Punkte, entwaffnete ſie größtentheils und ſtellte ſie nicht nur einer ihnen feindlich geſinnten unendlich zahlreichern Menge, ſondern auch einer Regierung, die nur in einem Augenblicke der Noth, wenn es ihr an Mitteln zur Fortſetzung des Kampfes gefehlt, ſich mit ihnen verglichen hatte, die Bedingungen des Friedens aber nie zu halten geſonnen war, wehr-

los gegenüber. Die Ueberlegenheit, welche dieſe Regierung, die ſich im Beſitze aller Hülfsquellen des Landes befand, über ſie im Kriege beſaß, mußte während des Friedens natürlich noch weit mehr hervortreten. So lange die Proteſtanten das Schwert gezogen hielten, waren ihre Gegner nichts als ihre Gleichen, ſobald die Ruhe wieder hergeſtellt war, wurden dieſe Gegner zugleich ihre Obern, an die ſie Steuern zu bezahlen, von denen ſie Recht zu nehmen, denen ſie in vielen Verhältniſſen des Lebens ſich zu unterwerfen hatten. Ihre beiden entſchiedenſten Feinde, der katholiſche Klerus und die Parlamente, vermochten, ſo lange der Kampf währte, wenig oder nichts gegen ſie, denn das Schwert entſchied alle Fragen; ſobald aber Friede geworden, fanden ſie die Prieſter in allen Lokalitäten die Gemüther des Volkes gegen ſie aufreizend, und die Obrigkeit, ſie überall verkürzend, drückend, in allen Verhältniſſen des Lebens zu ihrem Untergange verſchworen, wieder. Sie beſaßen, einmal entwaffnet und zerſtreut, keine Mittel, ſich Recht zu verſchaffen, denn die Leitung der geſammten bürgerlichen Einrichtungen ward von ihren Gegnern geführt. Während des Krieges konnte ihre geringere Zahl durch Kühnheit, Thätigkeit und Glück, wie dies oft geſchehen, bedeutende Vortheile davontragen. Während des Friedens kam nur ihre Zahl in Anſchlag und ſie fanden keine Gelegenheit, dieſe materielle Schwäche durch Muth und Entſchloſſenheit auszugleichen. Denn das Schwert verdoppelt, verdreifacht die, welche es, beſonders in verzweifelten Lagen, mit Nachdruck zu führen wiſſen, während unter ruhigen Umſtänden, in einer unbewaffneten Menge, nur die äußere Zahl, aber nicht die moraliſche Tüchtigkeit entſcheidet. Für die Hugenotten war demnach, trotz ihrer Mühen und Drangſale, die Zeit des Krieges, im Vergleiche zu der des Friedens, eine freiere und glücklichere geweſen. Sie hatten wenigſtens die Möglichkeit des Widerſtandes, die Hoffnung auf den Sieg für ſich gehabt. Während des Friedens aber fühlten ſie die ganze Macht ihrer Feinde, ohne ihnen widerſtehen zu können, und verloren durch die ſich gegen ſie auf allen Punkten des Landes unaufhörlich erneuernden Angriffe des katholiſchen Landvolkes und des ſtädtiſchen Pöbels, durch die zahlloſen Metzeleien, denen ſie meiſt unvorbereitet unterlagen, faſt ebenſo viele ihrer Anhänger als auf dem Schlachtfelde, während ſie, bei dem Haſſe der Obrigkeit gegen ſie, für ihre Perſonen und Güter nicht mehr Sicherheit als während des Kampfes ſelbſt genoſſen. Nachdem ſie ſich durch eine lange Erfahrung davon überzeugt haben konnten, daß ſie unter ihren Landsleuten keine neuen Anhänger mehr für ihre Lehre zu gewinnen im Stande waren, daß ihre Zahl viel-

mehr, bei dem Schrecken der Verfolgung, in mehren Gegenden beſtändig abnahm, ſo hätten ſie um jeden Preis ſich in einem Theile des Landes concentriren, eine oder mehre zu einer Verbindung mit dem proteſtantiſchen Auslande wohl gelegene Provinzen zu ihrer Niederlaſſung wählen und den Reſt des Königreiches räumen ſollen. Dies allein hätte ſie retten können. Zerſtreut auf der Oberfläche von ganz Frankreich, ihren Gegnern nirgends gewachſen, mußten ſie zu Grunde gehen.

Der Hof und die Guiſen, obgleich ſonſt über viele Intereſſen getrennter Meinung folgend, in ihrem Haſſe gegen den Proteſtantismus aber übereinſtimmend, hatten aus den bisherigen Kämpfen begriffen, daß die Hugenotten, obgleich an Zahl ihren Gegnern ſo untergeordnet, bei ihrem Eifer, der Theilnahme ihrer auswärtigen Glaubensgenoſſen und den Fähigkeiten ihrer Anführer, durch offnen Krieg nicht zu vernichten wären und daß man ſie durch Zugeſtändniſſe entwaffnen, zertheilen und dann erdrücken müſſe. Hierüber waren alle Häupter der katholiſchen Partei einverſtanden, nur darin herrſchte zwiſchen dem Hofe und den Guiſen ein Zwieſpalt, daß erſterer hierbei langſam und ſicher zu gehen geneigt war, letztere aber eine raſche Entſcheidung herbeizuführen wünſchten. Der Papſt und der König von Spanien theilten die Anſicht der lothringiſchen Prinzen und der König und ſeine Mutter, obgleich den Hugenotten nicht weniger feind, doch nicht geneigt, die Leitung ihrer Plane fremden Händen anzuvertrauen und neben dieſen noch andere Zwecke verfolgend, wurden von ihnen häufig der Unentſchloſſenheit, zuweilen auch der Doppelzüngigkeit angeklagt. Katharina von Medicis, die Seele dieſes Plans einer unter dem Scheine des Friedens beſchloſſenen Vernichtung der franzöſiſchen Proteſtanten, denn Karl IX. hing durchaus von ihrem Rathe ab und kann in dieſer ganzen Geſchichte für keine ſelbſtſtändige Perſönlichkeit gelten, ließ ſich durch jene Beſchuldigungen und Zweifel nicht irre machen und fuhr auf der einmal betretenen Bahn, die Maſſe der Hugenotten auf allen Punkten des Königreiches zu entwaffnen, zu erdrücken, ihre Häupter aber an ſich zu locken, ſie durch Schmeicheleien und Gunſtbezeigungen in Sicherheit zu wiegen, um, wenn der günſtige Augenblick gekommen, über ſie herzufallen, ununterbrochen fort. Sobald ſich der Hof einmal nicht zu dem ſittlichen Gedanken einer Duldung der neuen Lehre, oder zu dem muthigen ihrer offenen Bekämpfung erheben konnte, ſo blieb, um ihren Untergang zu vollbringen, nichts als Verrath und Treuloſigkeit übrig, und der Charakter, die Gewohnheiten, die Sinnesart Katharina's von Medicis und ihrer

Vertrauten erwählten in dieſem Falle das ihnen Gemäßeſte und hatten dabei weder mit den Einwürfen ihres Gewiſſens, noch dem Widerſpruche ihres Gefühles, ſondern blos mit der Wegräumung äußerer Hinderniſſe zu kämpfen. Heuchelei und Grauſamkeit waren ihnen zur andern Natur geworden und das Element, in welchem ſie ſich am Freieſten und Sicherſten bewegten.

Katharina begann damit, ſich zu den übrigen katholiſchen Mächten in ein günſtiges Verhältniß zu ſtellen, indem ſie ihren Geſandten bei denſelben befahl, den Frieden von St. Germain nicht als ein Werk ihrer Wahl darzuſtellen, ſondern als eine unabweisliche Nothwendigkeit, den gänzlichen Ruin des Landes zu verhindern, zu entſchuldigen, zugleich aber die Ausführung der früher (1565) bei der Zuſammenkunft mit dem Herzoge von Alba, an der ſpaniſchen Grenze, beſchloſſenen Entwürfe, ſobald der rechte Moment gekommen ſein würde, zu verſichern. Zugleich wußte ſie unter der Hand, ohne offene Erklärung oder ausdrückliches Verſprechen, in dem katholiſchen Klerus und den Parlamenten, eine ähnliche Hoffnung zu unterhalten. Die Meinung, daß mit den Hugenotten kein Friede zu halten ſei, daß die Gelegenheit zu einem allgemeinen Angriffe auf ſie, zu einer Vernichtung ihrer Partei nicht ausbleiben werde, verbreitete ſich in allen Klaſſen des Volkes und fand in ſeiner Mehrheit eine ihm entſprechende Stimmung vor.

Der wichtigſte und complicirteſte Theil des gefaßten Planes war die Annäherung an die Häupter der Hugenotten und die auswärtigen proteſtantiſchen Mächte. In der Ueberwindung dieſer Schwierigkeiten bewieſen Katharina und ihre Vertrauten ebenſo viel Kunſt als Treuloſigkeit, und wenn wie immer mannigfaltige, äußere, von dem Willen der handelnden Perſonen unabhängige Umſtände zu dem Gelingen dieſes Entwurfes hinzutreten mußten, ſo wurde derſelbe dennoch mit einer ſeltenen Feinheit und Beharrlichkeit, die ebenſo viel Erſtaunen als Abſcheu einflößt, verfolgt. Schon ſeit längerer Zeit war von einer Vermählung Karl's IX. mit einer Tochter Maximilian's II. die Rede geweſen, die jetzt, im Jahre des Friedens von St. Germain, auch wirklich vollzogen wurde. Die größten proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, die Souveraine von Brandenburg, Sachſen, Würtemberg, Heſſen u. ſ. w. ſchickten bei dieſer Gelegenheit eine Geſandtſchaft an den jungen König, von der, nach den Glückwünſchen über das ſtattgehabte Ereigniß, um Duldung und Milde für die Hugenotten nachgeſucht und das Beiſpiel Deutſchlands empfohlen werden ſollte, wo die beiden Religionsparteien damals friedlich neben einander wohnten. Karl IX. erklärte ſich in

ſeiner Antwort zur Erfüllung des ihm dargelegten Wunſches bereit und äußerte die Hoffnung auf eine Fortdauer des zwiſchen ſeinen Vorfahren und den reformirten Reichsſtänden ſeit lange beſtandenen guten Vernehmens. Später ſchlug er ihnen ſogar ein Schutz- und Trutzbündniß vor. Die Erhaltung eines freundlichen Verhältniſſes zu England erſchien dem Hofe ebenfalls ſo wichtig, daß Karl IX., der auf ſeinen Bruder, den Herzog von Anjou, der ſich in den letzten Bürgerkriegen großen Ruf erworben, eiferſüchtig war und deſſen Entfernung wünſchte, der Königin Eliſabeth eine Vermählung mit demſelben vorſchlug, die zwar nicht zu Stande kam, jedoch eine Annäherung zwiſchen den beiden Kronen veranlaßte. Die vorzüglichſte Abſicht bei dieſen friedlichen Verhandlungen mit den fremden proteſtantiſchen Mächten war, die Häupter der Hugenotten in Sicherheit zu wiegen und ſie auf die Erfüllung der ihnen gewordenen Zuſagen hoffen zu laſſen. Zu demſelben Zwecke wurden die Mord- und Gräuelſcenen gegen die Proteſtanten im Innern des Landes an vielen Orten, namentlich in Rouen und Orange begangen, unterſucht und beſtraft, und ein Denkmal, das in Paris, in der Straße St. Denis, den Anhängern der neuen Lehre zum Schimpf, auf dem niedergeriſſenen Hauſe eines ihrer Glaubensgenoſſen errichtet worden, entfernt. Ein noch wichtigerer Schritt, das Vertrauen der hugenottiſchen Großen und damit das der ganzen Partei zu gewinnen und ihnen ſcheinbar ein Pfand der Sicherheit zu geben, beſtand in dem Entwurfe, den jungen König von Navarra, den erſten Prinzen von Geblüt und den nominellen Chef der proteſtantiſchen Partei, mit Margarethe von Valois, der Schweſter Karl's IX., zu vermählen. Die Abſicht hierbei war, den jungen Prinzen durch dieſe Vermählung von ſeinen Glaubensgenoſſen abwendig zu machen, zu gleicher Zeit aber die Häupter der Hugenotten an den Hof und in die Hauptſtadt zu ziehen und ſich ihrer auf dieſe Art zu bemächtigen.

Die Unterhandlungen zu dieſer Verbindung wurden mit großem Eifer betrieben und dieſelbe endlich in Paris, wie es ſchien, mit lebhafter Theilnahme von Seiten des Königs und ſeiner Mutter vollzogen und ſogar bei den kirchlichen Ceremonien auf die Religion des Königs von Navarra eine beſondere Rückſicht genommen. Ein anſehnlicher Theil der proteſtantiſchen Großen war zu den bei dieſer Gelegenheit veranſtalteten Feſten in der Hauptſtadt erſchienen, indeſſen war eine Menge Anderer, und darunter die bedeutendſten, wie Coligny, ſeine Familie und ſeine Freunde, dem Leben des Hofes abgeneigt, in La Rochelle, wo die meiſten hugenottiſchen Häupter

als in einer ganz proteſtantiſchen Stadt ſich niedergelaſſen hatten, geblieben. Es war ſchwer, dieſe, ohne durch zu lebhaftes Dringen Verdacht zu erregen, zu einer Reiſe an den Hof zu bewegen, und auf der andern Seite eine Ausführung des vorgeſetzten Planes unmöglich, ſobald die, auf deren Untergang es vorzüglich abgeſehen war, entfernt blieben. Ein zufälliger Umſtand kam hierbei der Treuloſigkeit des Hofes zu Hülfe. Der Aufſtand in den Niederlanden gegen die ſpaniſche Tyrannei hatte damals eine unglückliche Wendung genommen. Der Prinz von Oranien war gezwungen worden, ſich auf ſeine Beſitzungen nach Deutſchland zurückzuziehen, ſein Bruder, Ludwig von Naſſau, hatte ſich nach Frankreich geflüchtet. Beide ſuchten für ihre unterdrückten Landsleute in der Fremde Schutz und Hülfe nach. Karl IX. bewilligte dem Grafen von Naſſau mehrmals Gehör, äußerte gegen ihn, daß er, mit dem politiſchen Syſteme ſeiner Mutter unzufrieden, die Uebermacht Spaniens zu brechen entſchloſſen ſei, gab ihm aber am Ende jedesmal zu verſtehen, daß nach dem Verluſte ſo vieler in den Bürgerkriegen umgekommenen Feldherren ihm nur Coligny zur Ausführung eines ſolchen Unternehmens fähig ſcheine, und daß er deshalb mit ihm über dieſen Plan Rückſprache zu nehmen wünſche. Naſſau ſäumte nicht ſeinen Freund von dieſen Abſichten des Königs zu unterrichten und ihm vorzuſtellen, daß ſich ihm eine vielleicht einzige Gelegenheit biete, die Gunſt des Königs zu gewinnen, den proteſtantiſchen Niederlanden, die unter Alba und der Inquiſition zu erliegen drohten, zu Hülfe zu kommen und der neuen Lehre überhaupt einen entſcheidenden Dienſt zu leiſten. Coligny's Schwiegerſohn, Teligni, der öfters von La Rochelle nach Paris reiſte, war ebenfalls durch die ſcheinbare Offenheit und vertrauliche Herablaſſung des Königs gewonnen worden. Auf einen Theil der proteſtantiſchen Großen ſchien die Auszeichnung, mit der die von ihren Glaubensgenoſſen, die ſich an den Hof begaben, daſelbſt aufgenommen wurden, einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben. Eine Menge von Umſtänden vereinigten ſich, um Coligny, der ſich anfangs von dem Könige durchaus entfernt gehalten und in die Abſichten der Regierung Mißtrauen geſetzt, nach Paris zu führen. Der Marſchall von Coſſé war zu einer Zeit nach La Rochelle geſchickt worden, wo Theodor de Bèze, nach Kalvin's Tode das geiſtliche Oberhaupt des franzöſiſchen Proteſtantismus, eine Synode hielt. Der Marſchall, der dafür galt, den Hugenotten günſtig zu ſein, forderte Coligny auf, die Klagen ſeiner Kirche und deren Wünſche dem Könige perſönlich vorzulegen und einer guten Aufnahme gewiß zu ſein. Die Montmorency,

ſeine Verwandten und Gegner der Guiſen, benachrichtigten ihn von der Gunſt, in der ſie am Hofe ſtanden, und die zu theilen, nur von ihm abhinge. Obgleich ohne Ehrgeiz, denn er ſtand durch ſeine Geburt, ſeinen Charakter und ſeinen Ruhm ſo hoch da, daß ihm für ſich ſelbſt nichts zu erreichen und zu wünſchen übrig blieb, ſo trug endlich ſein Eifer, ſeinen Glaubensgenoſſen nützlich zu ſein, über ſeine Abneigung, ſich dem Könige und Hofe zu nähern, den Sieg davon. Karl IX. nahm den Admiral, wie Coligny gewöhnlich genannt wurde, mit ſolcher Auszeichnung auf, überhäufte ihn dergeſtalt mit Ehren- und Gunſtbezeigungen, daß es dieſem, wie allen edeln Naturen in ſolchem Falle, ſchwer ward, hierin nichts als ein Werk der Liſt und Verſtellung zu ſehen, und daß er dieſe Gunſt zum Vortheile ſeiner Partei benutzen zu können hoffte. Der König nannte den Admiral ſeinen Vater, behandelte ihn als ſolchen, und dieſem, durch den Geiſt ſeiner Zeit, ſeine Erziehung und Stellung der Monarchie ergeben, ward es unmöglich, dem Zauber der königlichen Huld zu widerſtehen. Karl IX. veranſtaltete, als ſei er von der lebhafteſten Freundſchaft für Coligny erfüllt, ſogar eine anſcheinende Ausſöhnung zwiſchen ihm und den Guiſen, die ein neues Mittel der Täuſchung wurde. — Die Angelegenheiten der niederländiſchen Proteſtanten ſchienen ſich jetzt günſtiger als vorher zu geſtalten, und ihre Glaubensgenoſſen in Frankreich ſahen mit Recht in dem Widerſtande gegen Spanien eine Gewährung ihrer eigenen Sicherheit und in dem Gelingen der dort begonnenen Bewegungen für ſich ſelbſt die Hoffnung einer beſſern Zukunft. Coligny, der an der Spitze der Hugenotten im Frieden wie im Kriege ſtand, theilte dieſe Sympathie im höchſten Maße, und ſie war der Köder, durch den ihn der König an ſich zog und in ſein Verderben lockte. Er hatte, am Hofleben kein Gefallen findend, ſich ungeachtet der Gunſt, die ihm erwieſen worden, wieder von demſelben entfernt, als ihn der König, unter dem Vorwande, über die Angelegenheiten von Flandern zu berathen, zu wiederholten Malen in ſeine Nähe beſchied. Karl IX. ſchien dem Admiral ein unbegrenztes Vertrauen zu erweiſen, warnte ihn vor den Intriguen und Falſchheiten ſeiner Mutter, gegen die er ihm in Bezug auf den Plan gegen die Niederlande das ſtrengſte Geheimniß empfahl, und verlangte von ihm eine Denkſchrift über die Rechte Frankreichs auf Flandern und über die Führung des Krieges gegen Spanien, für den er alles in Bereitſchaft zu ſetzen vorgab. Durch dieſe Täuſchungen und Vorſpiegelungen gewann der junge, ſonſt ſo ſchwache und oberflächliche Fürſt, deſſen ganze Kraft in einer durch Natur

und Erziehung ausgebildeten Verſtellungskunſt lag, das ſonſt ſo erfahrne, unbeugſame und greiſe Parteihaupt dergeſtalt, daß ihm die vier feſten Plätze, welche den Proteſtanten, dem letzten Vertrage gemäß, auf zwei Jahre eingeräumt worden, vor Ablauf dieſer Friſt zurückgegeben werden ſollten, indem Coligny äußerte, daß das Wort des Königs das beſte aller Pfänder der Sicherheit ſei. Karl IX. hatte bei La Rochelle eine Flotte, unter dem Vorwande, die ſpaniſchen Gallionen bei ihrer Rückkehr aus Amerika in der Nähe der Azoren aufzuheben, verſammelt und ein Corps Hugenotten, das unter einem der fähigſten proteſtantiſchen Anführer, La Noue, in Belgien eingefallen war, mit Geld unterſtützt. Die Maßregeln des Hofes, die Hugenotten und ihren großen Führer zu täuſchen, waren mit ſolcher Berechnung und Verſchlagenheit genommen, daß, wie die Verhältniſſe einmal waren, ein Entrinnen aus dieſen Schlingen unmöglich ſchien. Coligny war es nicht allein, der ſo umſponnen war. Seine Familie, ſeine Freunde, die proteſtantiſchen Großen überhaupt, ſtanden alle unter dem Einfluſſe deſſelben Zaubers. Eine Frau allein, Johanna d'Albret, die verwitwete Königin von Navarra, mit einer männlichen Entſchiedenheit des Charakters die Feinheit und den Scharfblick ihres Geſchlechts vereinigend, ſchien weder von den Schmeicheleien des Königs, noch dem vertraulichen Entgegenkommen der Königin Mutter, noch der Ehre, die ihr durch die Verbindung ihres Sohnes mit der Schweſter Karl's IX. zu Theil geworden, beſtochen zu werden und betrachtete mit mißtrauiſchem Blicke das ſich immer näher zuſammenziehende Gewebe der ſich ihrem Ziele nahenden Verſchwörung. Sie erkrankte plötzlich und ſtarb nach einer Krankheit von vier Tagen, von einem florentiniſchen, im Dienſte der Königin Mutter ſtehenden Salbenhändler, wie ſpäter bekannt geworden, vergiftet. Ihre ſcharfe Wachſamkeit ſchien für das Gelingen des beſchloſſenen Planes zu gefährlich zu ſein, um ſie nicht vor allen Dingen aus dem Wege zu räumen. Indeſſen ſo gut auch das Geheimniß bis jetzt bewahrt worden, es war unmöglich, einzelne dunkle Andeutungen und Gerüchte von deſſen Beſtehen und Zweck zu verhindern. Von mehren Seiten kamen den jetzt in großer Anzahl in Paris verſammelten hugenottiſchen Großen Zweifel und Beſorgniſſe über die Abſichten des Hofes zu, verfehlten aber, als meiſt von in dunkler Stellung befindlichen Individuen ausgehend, ihres Zweckes auf die, für welche ſie berechnet waren. Die ſeit ſo langer Zeit entworfene Tragödie ſchritt jedoch ihrer Entwickelung entgegen. Die Zahl der ausgezeichneten Proteſtanten, die ſich um die beiden königlichen Prinzen ihres Glaubens, deren Ver-

mählung eben gefeiert worden, verſammelt hatten und welche die Hoffnungen und die Sicherheit Coligny's theilten, war mit jedem Tage größer geworden. Man hatte ſich in der Erwartung, ſie alle auf einmal, wie in einem Netze fangen zu können, nicht getäuſcht. Der Hof hatte ſchon früher den Statthaltern mehrer Provinzen den Befehl gegeben, einen Theil ihrer Truppen in die Nähe von Paris zu ſchicken, eine Bewegung, die bis zum 20. Auguſt ausgeführt ſein ſollte und es auch wirklich ward. Es war alſo keine Zeit mehr zu verlieren. Jemehr aber der Moment des Ausbruches herannahte, jemehr war die Meinung ſowohl über die Art der Ausführung als über die Zahl der Aufzuopfernden getheilt. Verſchiedene Plane waren gefaßt und entworfen worden. Man beſchloß endlich mit dem Haupte der hugenottiſchen Partei, dem Admiral Coligny ſelbſt, zu beginnen. Er ſollte zuerſt angegriffen und mit ſeiner Beſeitigung, deſſen Anſehn und Feſtigkeit man fürchtete, das Signal eines allgemeinen Gemetzels gegeben werden. Der Kern dieſes blutigen Complots, denn ſo muß man dieſen Entwurf bezeichnen, obwohl er den rechtmäßigen Souverain, einen Theil ſeiner Familie und ſeiner Großen in ſeiner Mitte zählte, bildeten, außer Karl IX., ſeiner Mutter und dem Herzoge von Anjou, nur wenige der nächſten Umgebungen des Hofes, ja es ſcheint, daß Katharina von Medicis, ſowohl die Zeit des Ausbruches als die Wahl der Opfer bei ſich allein beſchloſſen hatte, und ihre Meinung hierüber erſt im letzten Augenblicke der Entſcheidung kundthat und die übrigen Theilnehmer nach ihrem Willen lenkte. Denn es iſt jetzt bekannt, daß, obgleich der Papſt und der König von Spanien im Allgemeinen in die Plane des franzöſiſchen Hofes eingeweiht waren, dieſelben den Ausbruch dieſer Mordſcenen nicht im voraus kannten und von ihnen, obwohl beifällig, überraſcht wurden. Man hatte in den geheimen Berathungen der Königin Mutter die Abſicht geäußert, alle, welche die königliche Macht auf irgend eine Weiſe zu beſchränken im Stande waren, aus dem Wege zu räumen. Außer den Hugenotten ſollten demnach auch die Montmorency, als Verwandte Coligny's, und die Guiſen, als heimliche Gegner des königlichen Hauſes und Häupter der von demſelben ſich unabhängig haltenden katholiſchen Partei fallen. Letztere, mit dem, was man ihnen ſelbſt einen Augenblick lang zugedacht hatte, unbekannt, hatten auf dem Tode der beiden proteſtantiſchen Prinzen von Geblüt beſtanden. Dieſe wurden jedoch, ihrer Jugend und der Verwandtſchaft mit der königlichen Familie wegen, auf der Liſte der Opfer geſtrichen. Die Guiſen, die zur Ausführung der Verſchwörung unentbehrlich waren

und bei der Bevölkerung der Hauptſtadt Alles galten, konnten nicht, ſo gern man auch gewollt, ſelbſt in das Verderben gezogen werden. Man blieb alſo bei dem Plane der Ermordung aller des Proteſtantismus Verdächtigen, Großer und Kleiner, ſtehen. Obgleich in die Geſinnungen der pariſer Bevölkerung kein Zweifel zu ſetzen war, ſo hielt man dennoch, in Rückſicht auf die bedeutende Zahl ſtreitbarer und bewaffneter Hugenotten, die in der Hauptſtadt ſich befanden, für nöthig, königliches Kriegsvolk in dieſelbe einrücken zu laſſen, was jedoch mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, denn hätten die proteſtantiſchen Häupter Argwohn faſſen und ſich zum Kampfe vorbereiten können, ſo wäre der ganze Plan leicht fehlgeſchlagen. Es hing Alles davon ab, ſie bis zum letzten Augenblicke in Sicherheit zu wiegen, denn der Erfolg war nur dann gewiß, wenn die Hugenotten in den verſchiedenen Theilen der Stadt zerſtreut und in ihren Häuſern unvorbereitet überfallen werden konnten. So gering auch ihre Zahl im Vergleiche zu der ihrer Feinde war, ihre Verzweiflung hätte den Ausgang eines offnen Kampfes ungewiß machen können. Karl IX. ſchlug deshalb Coligny, unter dem Scheine für die perſönliche Sicherheit des Admirals beſorgt zu ſein, denn die Guiſen waren mit einer zahlreichen Bedeckung in Paris angekommen, vor, ein Regiment der königlichen Leibgarde, das in der Nähe lag, in die Hauptſtadt einrücken zu laſſen. Der König begleitete dieſe Eröffnung mit den Verſicherungen der zärtlichſten Sorgfalt für Coligny und mit Bemerkungen über den treuloſen und gewaltthätigen Sinn der Guiſen. Der Admiral, überhaupt einmal von den redlichen Abſichten des jungen Fürſten überzeugt, voll Mißtrauens gegen die lothringiſchen Prinzen und geneigt, jede Veranlaſſung zu Reibungen zu vermeiden, willigte in dieſe Vermehrung der Beſatzung ohne Widerſpruch ein.

Das geſammte Haus der Guiſen war, mit Ausnahme des Cardinals von Lothringen, der ſich in Rom befand, in der Hauptſtadt anweſend, und ſie, die nicht wußten, daß man ihren eigenen Untergang in Erwägung gezogen hatte, betrieben den Ausbruch des Complots mit dem Feuer einer perſönlichen Rache, denn ſie hatten nie aufgehört, dem Admiral die Ermordung des letzten Herzogs von Guiſe beizumeſſen, und gaben das Signal dazu. Einer ihrer Klienten, Maurevel, ſchon durch mehre Unthaten berüchtigt und der Todtſchläger des Königs genannt, verwundete (Freitag den 22. Auguſt) den Admiral, als er ſich vom Louvre nach ſeiner Wohnung begab, mit zwei Kugeln, die ihn an der rechten Hand und am linken Ellbogen verwundeten. Der Mörder rettete ſich und Karl IX. begab

ſich ſogleich mit ſeiner Familie und ſeinem Hofe zu dem Verwundeten und verſprach ihm in den ergreifendſten Ausdrücken Rache für den begangenen Frevel. Er verhinderte ihn, unter dem Vorwande, daß er ſelbſt über ihn wachen werde und daß jede Bewegung ihm bei ſeinem Zuſtande gefährlich werden könne, ſich auf ſein nicht entferntes Landgut bringen zu laſſen, und ließ ſein Haus, angeblich zur Sicherheit, mit einer Abtheilung der Leibgarde umgeben, dieſelbe aber unter den Befehl eines Anhängers der Guiſen ſtellen. Einigen der proteſtantiſchen Häupter begannen nach dieſem Vorfalle die Augen aufzugehen. Sie erklärten, daß derſelbe nur das Vorſpiel zu einem allgemeinen Angriffe geweſen, und riethen Paris ſogleich zu verlaſſen und ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Die Mehrzahl ſchien dagegen von einem blinden Vertrauen beſeſſen zu ſein und erwartete, in ihrer Verblendung beharrend, die Entwickelung der begonnenen Kataſtrophe. Zu dieſen gehörten beſonders Teligni, der Schwiegerſohn Coligny's, und Larochefoucauld, der Vertraute des Prinzen Condé, beide jung und ohne Erfahrung, aber durch ihre Stellung in ihrer Partei von Einfluß auf dieſelbe. Beide hatten in der letzten Zeit zur vertrauten Geſellſchaft Karl's IX. gehört, und wieſen jeden Verdacht mit Unwillen zurück. Der Sonnabend wurde zu Vorbereitungen von Seite der Verſchwornen angewandt und Waffen, unter dem Vorwande eines Tumults, in das Schloß gebracht. Gegen Abend begab ſich der Herzog von Guiſe zu dem Prevot des Marchands, dem municipalen Chef von Paris, und befahl ihm zweitauſend auserleſene Bürger zu bewaffnen und auf das erſte Zeichen bereit zu halten. Beim Schall der Glocke in einem Thurme des Parlamentspalaſtes ſollten alle Fenſter erleuchtet werden und der Angriff beginnen. Um Mitternacht ſtieg die Königin, von ihren Vertrauteſten begleitet, in die Gemächer ihres Sohnes herab und befahl ihm das Signal zu den Metzeleien, das auf drei Uhr beſtimmt war, zu beſchleunigen, denn ſie fürchtete, daß Bedenklichkeiten irgend einer Art, Sorge für ſeine perſönliche Sicherheit oder Abſcheu gegen die beſchloſſene That, in ihm aufſteigen könnten.

Der Anfang des Mordens ward mit Coligny gemacht, der bis zum letzten Augenblicke dem Charakter von ruhiger Würde und Größe treu blieb, der ihn während ſeines ganzen Lebens bezeichnet hatte. Mit ihm fielen Teligni und mehre Freunde und Diener. Ehe noch der Tag graute, war ſchon ein großer Theil der durch ihre Tapferkeit und Erfahrung berühmten proteſtantiſchen Kriegsleute aus dem Wege geräumt worden, die ſo viele Gefechte überlebt

hatten und jetzt unter der Hand von Meuchelmördern erlagen. Ein Theil der im Faubourg St. Germain wohnenden Proteſtanten, durch die Seine vom Louvre, wo das Hauptquartier der Mörder war und wo es damals noch keine Brücken gab, getrennt, fand Zeit, ſich zu retten und nach dem Norden zu flüchten, unter ihnen einige berühmte Namen, wie Rohan, Segur und der Schotte Montgommery, der einſt, obwohl ohne Abſicht, Heinrich II. im Turnier getödtet hatte. Die Hugenotten, einzeln, ohne Vorbereitung, im Innern ihrer Häuſer während des Schlafes angegriffen, erlagen meiſt, ohne einen thätigen Widerſtand entgegenſetzen zu können. Am Abend befahl der König den bewaffneten Bürgern in ihre Wohnungen zurückzukehren und die Straßen den Soldaten zu überlaſſen. Am Morgen des zweiten Tages begann das Morden von Neuem und dauerte bis zum Abend des dritten. In dieſen beiden letzten Tagen ward, was die Neuheit des Ereigniſſes und die Wuth der Angreifer im erſten Augenblick verhindert, zugleich viel geplündert. Die Nachrichten jener Zeit weichen über die Anzahl der in dieſen drei Tagen gefallenen Opfer bedeutend von einander ab. Der Hof hatte in die Provinzen geheime Befehle geſandt, die Hugenotten, an demſelben Tage und auf dieſelbe Art, auf allen Punkten des Königreiches anzugreifen. Einige der königlichen Befehlshaber weigerten ſich zu gehorchen, was in einer ſolchen Zeit kein geringer Beweis von Ehrgefühl und Menſchlichkeit war. Die Zahl der auf ſolche Art in Frankreich umgekommenen Proteſtanten wird von der niedrigſten Angabe auf dreißigtauſend, von der höchſten auf hunderttauſend Opfer angeſetzt. In eine weitere Schilderung der einzelnen Scenen dieſer tragiſchen Kataſtrophe einzugehen, liegt außerhalb des Zweckes dieſer Darſtellungen. Einmal können deren Details als ſehr bekannt vorausgeſetzt werden, und dann iſt es weniger die Ausführung dieſer Verſchwörung, als deren langſamer, geheimer, mit ſolcher Verſchlagenheit und Beharrlichkeit genährter Entwurf, der ein charakteriſtiſches Licht auf jene Zeit wirft, und hierauf iſt in dem Vorhergehenden hinlänglich Rückſicht genommen worden.

Dieſe mit keiner andern zu vergleichende Begebenheit iſt allerdings ein tiefer Flecken in der Geſchichte des franzöſiſchen Volkes und hat deshalb manche ſeiner Hiſtoriker darauf geführt, deſſen gar zu grelle und blutige Farbe mit dem künſtlichen Firniß ihrer Betrachtungen zu überſtreichen, deren wahre Natur jedoch immer wieder hindurchſcheint. Unter Anderm hat man bemerken wollen, daß die vornehmſten Anſtifter dieſer Gräuelthat, Katharina von Medicis, die Herzoge von Nevers und Retz, der Kanzler Birago, keine Fran-

zoſen, ſondern Italiener waren. Dieſer Verſuch, die Verantwortlichkeit der Bartholomäusnacht, wenigſtens zum Theil, Fremden aufzubürden, iſt jedoch mehr patriotiſch als gerecht und geht mehr aus einem richtigen Gefühle der Bedeutung jener Kataſtrophe, als aus einer gewiſſenhaften Prüfung der dabei ſtattgefundenen Umſtände hervor.

Katharina von Medicis war im Alter von dreizehn Jahren an den franzöſiſchen Hof gekommen, ſie war demnach in Frankreich unter dem Einfluſſe franzöſiſcher Verhältniſſe erzogen und gebildet worden. Der Herzog von Retz, deſſen Familienname Gondi war, ſtammte allerdings aus Florenz ab, war aber ſelbſt ſchon in Frankreich geboren. Der Herzog von Nevers, aus dem Hauſe Gonzaga und der Kanzler Birago waren Perſonen, die, ihrer Individualität nach, ebenſo gut ihrem neuen als ihrem alten Vaterlande angehören konnten. Dieſe drei letztern waren die vertrauten Rathgeber der Königin Mutter und am tiefſten in die Kenntniß des Complots eingeweiht, aber keineswegs deſſen vornehmſte Hebel und Vollſtrecker. Dieſes waren vor Allen die Guiſen, die durch ihren Fanatismus und fanatiſirenden Einfluß den Haß der Katholiken gegen die Hugenotten dermaßen angeſchürt hatten, daß ein großer Ausbruch, derſelbe mochte auf dieſe oder jene Art herbeigeführt werden, unvermeidlich geworden war. Dieſe werden doch aber nicht etwa für Fremde gelten ſollen? Sie waren nicht nur im damaligen Frankreich geboren und erzogen worden, ſondern Lothringen, ihr Stammſitz, war ſchon damals ein franzöſiſches Land, ſo gut wie heute, wenn es auch mit dem Königreiche noch nicht äußerlich vereinigt war. Die thätigſten Mörder von hohem Range, wie der Marſchall Tavannes, der Graf von Angouleme, ein natürlicher Sohn Heinrich II. u. a. m. waren ſämmtlich Franzoſen.

Bei den in der Revolution vorgefallenen Gräueln haben die Franzoſen ebenfalls viel von fremdem Einfluſſe, engliſchem Golde u. ſ. w., die Schuld des eigenen Volkes etwas zu vermindern, gefabelt und beſonders hervorgehoben, daß einige der erſten Fanatiker jener Zeit, wie unter Andern Marat, außerhalb Frankreich geboren waren. Marat gehörte der franzöſiſchen Schweiz an. Welcher Unterſchied beſteht aber eigentlich zwiſchen den Bewohnern beider Länder, die demſelben Stamme angehören und dieſelbe Sprache reden? Wenn die Franzoſen mit Recht den Genfer Rouſſeau zu den Ihrigen zählen, ſo können ſie auch den Neufchateler Marat nicht abweiſen. — Wir wollen jedoch hiermit keineswegs behaupten daß im franzöſiſchen Naturell etwa ein beſonderer Hang zur Grau-

ſamkeit wie im ſpaniſchen vorherrſche. Ausſchweifungen dieſer Art erſcheinen nur ſelten, in großen Zwiſchenräumen und auf der Oberfläche der Geſchichte dieſes Volkes und ſind mehr aus der Maßloſigkeit im Charakter des Franzoſen, ſobald er ſeine gewohnten Zuſtände verläßt, aus der geringen Kraft, welche die ſittlichen Vorſchriften des Lebens über ihn ausüben, ſobald er in Bewegung geräth, als aus einer beſondern Anlage ſeines Weſens hervorgegangen. Der dieſer Nation eigenthümliche Hang zu Sophismen, Entſtellungen und Verdrehungen der Wahrheit, zu deſſen Ausbildung ihr Charakter, ihre Erziehung und ihre Sitten ſo mächtig beitragen, macht ſich nicht nur in der Behandlung der Gegenwart, ſondern faſt ebenſo ſehr in der Betrachtung der Vergangenheit geltend, und hat eine große Menge von Irrthümern aller Art in Umlauf geſetzt, die bei der allgemeinen Verbreitung ihrer Sprache oft von ſo gefährlichem Einfluſſe geweſen ſind. — Manche franzöſiſche Hiſtoriker haben, die nationale Verſchuldung und Verantwortlichkeit bei dieſer Gräuelthat zu vermindern, deren lange Vorbereitung zu läugnen geſucht und ihren Ausbruch als aus einer plötzlichen fanatiſchen Inſpiration, dem Drange der Umſtände, der Furcht vor einer großen Bewegung unter den Proteſtanten entſtanden, erklären wollen, Chateaubriand aber in ſeiner Skizze der franzöſiſchen Geſchichte Karl IX. ſo viel als möglich in Schutz genommen, das Gehäſſige dieſer Kataſtrophe einzig auf die Rechnung ſeiner Mutter geſchrieben und ihn, der ſchon früher mehrmals Beweiſe ſeines verderbten und wilden Gemüthes gegeben, als einen ganz unreifen und willenloſen Knaben dargeſtellt. Aber alle dieſe erkünſtelten Behauptungen, Zweifel und Umgehungen verlieren bei einer nähern Beleuchtung nicht nur alle Wahrheit, ſondern ſelbſt alle Wahrſcheinlichkeit. Die Thatſachen ſprechen in den vorhandenen Quellen zu laut, als daß ihre Stimme eine verſchiedenartige Deutung zuließe.

Das Ungeheuere in dieſer Begebenheit erſchreckte, indeſſen ſelbſt die, welche dieſelbe ſo lange vorbereitet hatten, und gab ihrer Haltung, nachdem ſie einmal vollbracht war, etwas Unſchlüſſiges und Widerſprechendes, was ſonderbar mit der frevelhaften Kühnheit kontraſtirt, die ſie bei deren Vollführung bewieſen hatten. Am Abend des erſten Tages der Ermordungen ſchrieb Karl IX. an die Statthalter der Provinzen, daß die Unordnungen, die ſo eben begangen worden und von denen ſie bald umſtändlicher benachrichtigt werden würden, nichts als die Folge eines Streites zwiſchen den Guiſen und Chatillon geweſen und daß die Beobachtung des letzten Toleranzedikts dadurch nicht unterbrochen werden dürfe. Er dachte ſo-

gar einen Augenblick lang daran, nicht nur die Guiſen der Begehung dieſer Unthat zu bezüchtigen, ſondern, was faſt unglaublich erſcheint, ſie deshalb zur Verantwortung ziehen zu laſſen. Als er jedoch gewahr wurde, wie allgemein das Gemetzel, wie gering der Widerſtand der Hugenotten geweſen und daß von ihnen kein Angriff und keine Rache zu fürchten ſeien, ſo begab er ſich in den letzten Tagen des Monats Auguſt in eine feierliche Verſammlung des Parlaments und erklärte hier, daß Alles, was in jenen Schreckenstagen vorgefallen, auf ſeinen Befehl unternommen ſei. Dieſes ſouveraine Tribunal vergaß nicht nur ſo ſehr alles Gefühl für Recht, ſondern auch für Menſchlichkeit, daß es eine ſo große, alle göttlichen und menſchlichen Geſetze verletzende Unthat nicht nur entſchuldigte, ſondern ſie ſogar pries. Es that noch mehr und geſellte der Schwäche und Feigheit, die es bewieſen, Heuchelei und Grauſamkeit zu. Sobald Karl IX. öffentlich die Bartholomäusnacht für ſein Werk erklärt hatte, mußte ein Vorwand für dieſelbe, eine Erklärung deſſen, was in ihr geſchehen, gefunden werden, denn Frankreich ſtand im ſechszehnten Jahrhundert nicht, wie die despotiſchen Staaten des Orients, die demokratiſchen der alten Welt und die feudalen des frühern Mittelalters iſolirt und auf ſich ſelbſt gewieſen da, ſondern es war für das, was in ihm geſchah, ſeinen Nachbarn in gewiſſer Weiſe verantwortlich. Karl IX. hatte im Parlament erklärt, daß Coligny den Plan gefaßt hatte, ihn, ſeine Mutter, ſeine beiden Brüder und den König von Navarra, obgleich von derſelben Religion wie er, zu ermorden und den Prinzen von Condé auf den Thron zu ſetzen, dann aber auch dieſen aus dem Wege zu räumen und ſich des Königreiches zu bemächtigen. Das Parlament, in der Abſicht den königlichen Namen von der Schmach, welche die verübten Gräuel auf ihn geworfen, zu reinigen, ergriff begierig dieſe bis zur Abgeſchmacktheit grundloſe Anklage, verſchaffte ſich durch die Ausſagen falſcher Zeugen und die Tortur die nöthigen äußern Beweiſe und verurtheilte hierauf, obgleich von der Nichtigkeit dieſer ganzen Procedur ſelbſt am beſten überzeugt, zwei Hugenotten, die früher zur Magiſtratur gehörten, als Coligny's Mitſchuldige zum Tode. Die Hinrichtung wurde in größter Eile des Abends vollzogen und Karl IX., der an den Qualen Anderer ſeine Freude fand, beging die Verruchtheit, ſich mit Fackeln zum Richtplatze begleiten zu laſſen, um den Martern der beiden unſchuldig Verurtheilten in der Nähe und mit Genauigkeit zuſehen zu können. Ebenſo war er gegenwärtig, als Coligny's Leiche, den er wenige Tage zuvor ſeinen Vater genannt hatte, an den Galgen von Montfaucon gehängt

wurde. — Ungeachtet der Glückwünſche und Lobſprüche, die ihm von Rom und Madrid aus über die begangene That zukamen, hielt er es doch für nothwendig, ſie in Deutſchland, England und der Schweiz zu entſchuldigen, und ſeine Geſandten hatten überall Befehl, die Fabel jenes von Coligny angezettelten Complots zu verbreiten und die Ermordungen der Bartholomäusnacht als ein Werk der Nothwehr hinzuſtellen. Dieſe Erklärungen verminderten allerdings nicht den Abſcheu, mit dem ein großer Theil der Katholiken die Nachricht von jenen Gräueln aufgenommen hatte, da aber die proteſtantiſchen Mächte, in jenem Augenblicke nicht zum Kampfe gerüſtet, nichts unternehmen konnten, ſo begann der Hof allmälig jenes Ereigniß als einen Triumph ſeiner Politik anzuſehen. Karl IX., über die politiſchen Folgen ſeines Verbrechens beruhigt, zwang jetzt die proteſtantiſchen Glieder ſeines Hauſes, den König von Navarra und den Prinzen von Condé, und drei Prinzeſſinnen, unter Drohungen und Verheißungen aller Art, den Katholicismus anzunehmen. Er fand bei dem Prinzen von Condé den meiſten Widerſtand. Der König von Navarra zeigte ſich gleich anfangs nachgiebiger und ließ ſchon damals ahnen, wie wenig es ihm mit ſeinem Glauben Ernſt und wie ſehr er denſelben der Erlangung äußerer Vortheile nachzuſtellen geneigt ſei. Bei ſeiner Jugend und Hülfloſigkeit war es kein Wunder, daß er der Gewalt der Umſtände nachgab. Er ging aber hierin weiter als nöthig und als ſein Vetter Condé that. Er verbot in ſeinem Fürſtenthum Bearn durch ein beſonderes Edikt die Ausübung der proteſtantiſchen Religion, nahm den Hugenotten ihre Aemter, gab den katholiſchen Kirchen ihre Güter zurück und entſchuldigte beim Papſte ſeine frühern Irrthümer.

Diejenigen unter den Hugenotten, die nicht in den auf allen Punkten des Reiches ſich wiederholenden Metzeleien gefallen, flüchteten ſich, von Schrecken erſtarrt und auf keinen Widerſtand vorbereitet, theils in großer Anzahl in das Ausland, theils retteten ſie ſich, wenn ihnen dieſer Ausweg nicht offen ſtand, in die Städte, wo ihre Glaubensgenoſſen beſonders zahlreich waren, oder in das Innere des Landes, in Wälder und Gebirge. Ihre Lage ward durch die Kunde von den Schlägen, welche die proteſtantiſchen Niederlande um dieſe Zeit getroffen, noch hoffnungsloſer gemacht. Der Prinz von Oranien und einer der tapferſten und erfahrenſten unter den proteſtantiſchen Anführern, La Noue, hatten in Hoffnung auf die feindſeligen Abſichten, die Karl IX. in der letzten Zeit vor der Bartholomäusnacht gegen Spanien vorgegeben, den Krieg in den flandriſchen Provinzen begonnen, waren aber hier, beim Ausbleiben

aller Unterſtützung, der ſpaniſchen Macht erlegen. Alba hatte durch ſeine Grauſamkeit in den Niederlanden eine ähnliche Lähmung unter den dortigen Proteſtanten, wie die Bartholomäusnacht in Frankreich unter ihren Glaubensgenoſſen hervorgebracht. Mons hatte ſich den Spaniern ergeben und der Prinz von Oranien ſich in den nördlichen Theil des Landes, nach Holland und Seeland, flüchten müſſen, von wo aus er den Krieg wieder begann. In den ſpaniſchen Niederlanden ward der Proteſtantismus in den Südprovinzen von den Spaniern erdrückt, im Norden erhob er ſich wieder. In Frankreich geſchah das Gegentheil. Die Hugenotten begannen zuerſt in den Ländern ſüdlich von der Loire, in Poitou, Guienne, Languedoc und der Dauphiné, ſich von dem Schrecken und den Verluſten der Bartholomäusnacht zu erholen. Obgleich zerſtreut, ohne einen gemeinſamen Mittelpunkt, ohne Haupt und Rath, beſchloſſen ſie, ihren Untergang vor Augen ſehend, ihr Daſein theuer zu verkaufen. Ihr Bollwerk im Weſten, La Rochelle, gab das Zeichen dazu. Eine große Menge von Flüchtlingen hatten in ihr nach den Scenen des Auguſts Schutz geſucht und den Einwohnern gezeigt, welches Schickſal ſie bedrohe, wenn ſie in die Gewalt des Königs und ſeiner Anhänger fielen. Königliches Kriegsvolk hatte ſchon vor der Bartholomäusnacht, unter dem Vorwande die Spanier anzugreifen, in der That aber um ſich der Stadt zu bemächtigen, in ihrer Nähe eine Stellung genommen. Die Bewohner verſagten den königlichen Befehlshabern hartnäckig den Eintritt. La Noue, der Mons gegen Alba vertheidigt hatte, aber zuletzt zur Uebergabe gezwungen worden, war nach Frankreich zurückgekehrt und von Karl IX. mit Auszeichnung empfangen worden. Die Kraft des Haſſes, nicht gerade dieſer Haß ſelbſt, ſchienen durch die Anſtrengungen der Bartholomäusnacht in der Bruſt dieſes Königs geſchwächt zu ſein, denn es ward von ihm während der zwei Jahre, die er noch lebte, obgleich in ſeinen Geſinnungen keineswegs verändert, nichts entſchieden Feindliches mehr gegen ſeine hugenottiſchen Unterthanen vollbracht. Auch fing der, während der Vorbereitungen zu jener Kataſtrophe in etwas beruhigte Parteigeiſt am Hofe, ſowie des Königs Eiferſucht auf ſeinen Bruder, den Herzog von Anjou, wieder aufzuleben an. Karl IX. ſchickte La Noue nach Rochelle, die Einwohner unter dem Verſprechen der freien Uebung ihrer Religion und der Erhaltung ihrer Verfaſſung zur Unterwerfung unter die Krone zu bringen. Dieſer Kriegsmann, der im Kampfe für ſeine Glaubensgenoſſen ſchon einen Arm verloren hatte, einen längern Widerſtand der Stadt für unmöglich hielt und den Verſprechungen

des Königs traute, oder, da er in ſeiner Gewalt war und kein Mittel ihm zu entgehen ſah, zu trauen ſchien, nahm dieſen Auftrag unter der Bedingung an, daß er in keinem Falle ſelbſt etwas zur Bezwingung von La Rochelle, falls es einen Vergleich abwieſe, beizutragen gezwungen ſein würde. La Noue glaubte die Stadt, die faſt ganz allein daſtehend, es unmöglich mit der Macht von ganz Frankreich aufnehmen konnte, retten zu müſſen, und auch ſo noch der Sache des Proteſtantismus zu dienen, aber die Einwohner wollten von keiner Unterwerfung hören und bereiteten ſich, von einer Menge flüchtiger Geiſtlichen ihrer Religion begeiſtert, zum thätigſten Widerſtande vor.

Während dieſer Zeit hatte Katharina von Medicis angefangen, ſich mit einem von ihr ſchon ſeit längerer Zeit gehegten Wunſche, ihrem Sohne, dem Herzoge von Anjou, den Thron von Polen zu verſchaffen, eifrig zu beſchäftigen. Ein Gelingen dieſes Planes wäre, ohne zu den auswärtigen Mächten in einem erträglichen Verhältniſſe zu ſtehen, unmöglich geweſen. Zum Theil in dieſer Abſicht hatte ſie nach der Bartholomäusnacht Geſandtſchaften in das Ausland abgeſchickt, jenes Ereigniß zu entſchuldigen und ſeinen Eindruck zu mildern. Der Herzog von Anjou war der Liebling ſeiner Mutter, die gegen ihre übrigen Kinder ſich faſt gleichgültig zeigte. Karl IX. wünſchte ebenfalls die Erhebung ſeines Bruders, aber nicht aus Neigung, ſondern aus Eiferſucht und Mißtrauen gegen ihn, beſonders aus Neid über den kriegeriſchen Ruf, den ſich derſelbe in der Bekämpfung der Hugenotten erworben hatte. Hieraus allein erklärt ſich, daß nach einem ſo blutigen und wilden Ausbruche des Haſſes, wie die Bartholomäusnacht geweſen, die Maßregeln des Hofes gegen die Hugenotten ſo bald milder wurden. Denn die proteſtantiſchen Mächte des Nordens hätten ſehr leicht die Ernennung des Herzoges von Anjou zum Könige von Polen verhindern können. Um aber die Reformirten im Auslande zu gewinnen, war es nöthig, die im Innern, die außerdem durch die Kataſtrophe des Auguſts für faſt vernichtet galten, einigermaßen zu ſchonen. Die Reformation war aber auch in Polen eingedrungen und ihre Grundſätze hatten einen Theil des höhern Adels und die Bürger der größern Städte für ſich gewonnen. Die Unterhändler, die Katharina deshalb nach dieſem Lande geſandt, die Wahl ihres Sohnes zu betreiben, hatten alles Mögliche gethan, den auch bis dahin verbreiteten Eindruck der Bartholomäusnacht zu ſchwächen, den wahren Charakter dieſer Begebenheit zu verhüllen und ſie als einen Sieg des Königs über Feinde und Empörer darzuſtellen. Vorzüglich hatte der Biſcho

Montluc von Valence, im Geheimen ſelbſt der Reformation zugethan, es ſich angelegen ſein laſſen, die Theilnahme und Mitwiſſenſchaft des Herzogs von Anjou an jenen Gräueln vor den Polen zu verbergen. Um dies mit noch mehr Erfolg zu thun, wurden aufs Neue Unterhandlungen mit den proteſtantiſchen deutſchen Fürſten, die zu Polen durch ihre geographiſche Lage in einem nähern Verhältniſſe ſtanden, angeknüpft. Die Unterhändler des Königs erklärten dieſen, daß derſelbe ihre religiöſen und politiſchen Freiheiten gegen die Eingriffe des Hauſes Oeſterreich zu ſchützen bereit ſei, und daß er ſo wenig Abneigung gegen den neuen Glauben hege, daß er ſoeben an einer Verbindung ſeines Bruders, des Herzogs von Alençon, mit Eliſabeth von England, der Stütze des Proteſtantismus in ganz Europa, arbeite. Er erneuerte ebenſo ſeine Unterhandlungen mit den Prinzen von Naſſau, denen er Hülfe gegen Alba verhieß, und zeigte ſich geneigt, Philipp II. den Krieg zu erklären, wenn die Provinzen Holland und Seeland, mit Beibehaltung ihrer Verfaſſung und ihrer Gewiſſensfreiheit, ſich unter ſeinen Schutz ſtellen wollten. Es kann überraſchen, daß Vorſchläge ſolcher Art, acht Monate nach der Bartholomäusnacht, die zu ihnen einen ſo grellen Abſtand bildete, Glauben fanden. Aber in einer ſo bewegten Zeit, in der, wenn auch nicht die geſammte Richtung der Nationen, doch die Intereſſen der vielen kleinen Staaten und Fürſten jeden Augenblick wechſelten, erregten ſo ſchnelle Uebergänge von einem Syſtem, einer Allianz zur andern, nicht daſſelbe Erſtaunen wie heute, wo eine Anzahl großer Reiche, mit entſchiedenen Grundſätzen, nach einem feſten Plane handelnd, die kleinern Regierungen ſie auf ihrer Bahn zu begleiten gezwungen haben. Die politiſchen Verhältniſſe ſind heutzutage viel einfacher und beſtimmter geworden, die Kunſt der Diplomatie bedarf aber eben deshalb eines geringern Aufwandes von Feinheit und Talent als zu den Zeiten jener chaotiſchen Verwirrung.

Sobald die nordiſchen proteſtantiſchen Fürſten und eine anſehnliche Partei in Polen für die Plane des Hofes, dem Herzoge von Anjou den Thron dieſes Landes zu verſchaffen, gewonnen waren, ſo wurde die Unterwerfung von La Rochelle, das hartnäckig jeden Vergleich verwarf, mit größerm Eifer betrieben und endlich ein anſehnliches Heer unter demſelben Herzoge von Anjou, dem von der Königin Mutter jede Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, verſchafft wurde, abgeſchickt. La Noue ſchloß ſich, nachdem er die Einwohner vergeblich für die Vorſchläge des Königs zu ſtimmen geſucht, denſelben als ſeinen Glaubensgenoſſen an und leitete ihre Ausfälle.

Das königliche Heer erlitt bei dieſen Gelegenheiten große Verluſte, denn die Bürger von La Rochelle kämpften mit einer an Fanatismus grenzenden Begeiſterung, und eine anſteckende Krankheit, die ſich im Lager zeigte, raffte noch mehr Soldaten als das Schwert der Hugenotten hin. Zu dieſen Schwierigkeiten trat noch die Uneinigkeit unter den Belagerern hinzu, unter denen ſich die entſchiedenſten Gegner, wie die Guiſen und die zum Uebertritt zum Katholicismus gezwungenen beiden Prinzen von Geblüt, die eifrigſten Katholiken, die ſich in der Bartholomäusnacht hervorgethan, und aus Furcht in ihre Reihen übergetretene Hugenotten, und endlich die Anhänger einer rein gemiſchten politiſchen Partei befanden, die, obgleich mit dem alten Glauben nicht brechend, den verfolgungsſüchtigen Geiſt des Hofes tadelten. Dieſe letztern, die den Namen „der Politiker" erhielten, begannen ſich den Reformirten, zur Bekämpfung der Ultrakatholiken, zu nähern, und der Herzog von Alençon, auf ſeine beiden ältern Brüder neidiſch, ſchwach und ehrgeizig zugleich, ſchürte das Feuer der Zwietracht ſo viel er vermochte an und erklärte ſich, im Falle eines Bruches, bereit, ſich an die Spitze dieſer werdenden Coalitionspartei zu ſtellen. Während dieſer Zerwürfniſſe erhielt die Königin Mutter die Nachricht von der erfolgten Wahl ihres Sohnes zum Könige von Polen, aber zugleich, daß die proteſtantiſchen Großen unter den Polen ſich eifrig zu Gunſten ihrer franzöſiſchen Glaubensgenoſſen ausgeſprochen hätten. Katharina ſchickte demnach einen ihrer Vertrauten an den Herzog von Anjou in das Lager ab und empfahl dieſem, alles Mögliche zur Abſchließung eines Vertrages mit den Bewohnern von La Rochelle zu thun. Denn zu derſelben Zeit war der Religionskrieg im ganzen Süden, vom Fuße der Pyrenäen bis zu dem der Alpen, aufs Neue entbrannt, und die Hugenotten thaten einen zwar nirgends zahlreichen und entſcheidenden, aber überall gegenwärtigen und fühlbaren Widerſtand, zu deſſen nachdrücklicher Bekämpfung es der Regierung ſowohl an Geld als an Mannſchaft fehlte. Unter ſolchen Umſtänden kam endlich ein Vergleich mit La Rochelle zu Stande, der auf das ganze Königreich ausgedehnt wurde.

Seine Bedingungen waren weniger günſtig als die des letzten Friedensſchluſſes, aber immer noch erträglicher, als man nach einem Ereigniſſe, wie das der Bartholomäusnacht, hätte erwarten ſollen. Die Gewiſſensfreiheit der Hugenotten wurde im Allgemeinen anerkannt, ihr Cultus aber nur in La Rochelle, Montauban und Nimes erlaubt. Es ward eine vollſtändige Amneſtie zu ihren Gunſten erlaſſen. Dieſer Friede wurde durch ein königliches Edikt, vom

Schloſſe von Boulogne aus datirt den 11. Auguſt 1573, bekannt gemacht.

Der Herzog von Anjou, der das königliche Heer vor La Rochelle befehligt hatte, war durch die Künſte der franzöſiſchen Unterhändler endlich wirklich zum Könige von Polen erwählt worden. Der Plan, den Katharina von Medicis bei dieſer Gelegenheit in Vorſchlag brachte, beweiſt, wie ſehr ihr politiſcher Vortheil ihre religiöſen Gefühle überwog und daß ſie nicht aus Grundſatz und Fanatismus, ſondern aus Intereſſe und freier Wahl die Gräuel der Bartholomäusnacht entworfen hatte. Sie ſuchte ihren Sohn dahin zu bewegen, ſobald er vom polniſchen Throne Beſitz genommen haben würde, die günſtige Stimmung dieſer Nation für den Proteſtantismus zur Ausrüſtung einer Flotte zu benutzen, ſie mit den tapferſten ſeiner neuen Unterthanen zu bemannen und den Niederlanden gegen Philipp II. zu Hülfe zu kommen. Die Zuſtimmung des Königs von Dänemark zu dieſem Plane war erwirkt und ein deutſcher Proteſtant von Adel, Schomberg, wurde an den Prinzen von Oranien zur Abſchließung eines hierauf Bezug habenden Vertrages abgeſchickt und Kriegsvolk in Deutſchland geworben. Dieſer Schomberg war mehre Jahre vorher nach Frankreich gekommen, um auf der damals berühmten Univerſität von Angers die Rechte zu ſtudiren. Er hatte in den letzten Kriegen in den hugenottiſchen Reihen ſich durch großes militairiſches Talent hervorgethan und ſeine Familie ſollte, ein ganzes Jahrhundert lang, bis zum Widerrufe des Edikts von Nantes in den erſten Befehlshaberſtellen des franzöſiſchen Heeres glänzen. Dieſer Plan kam nie zur Ausführung und wir erwähnen ſeiner nur als eines charakteriſtiſchen Zuges, mit welcher Leichtigkeit in jener Zeit die überraſchendſten und widerſprechendſten Combinationen entworfen wurden, und wie ſehr ſich in dem Weſen der Königin Mutter der franzöſiſche und italieniſche Charakter, die Beweglichkeit des erſtern und die Feinheit des letztern, zu einer allerdings in hohem Grade unſittlichen aber merkwürdigen Perſönlichkeit vereinigt hatten. Die weltliche Politik der Fürſten hatte im Mittelalter, unter der Herrſchaft der Kirche und des Lehnsſyſtems, bei der Art, wie das Papſtthum in letzter Inſtanz alle Verhältniſſe entſchied, der Iſolirung der einzelnen Völker und ihren, der immerwährenden Kriege und Unruhen ungeachtet, wenig entwickelten Intereſſen, eine im Leben der geſammten europäiſchen Menſchheit geringe Rolle geſpielt. So lange gewiſſe feudale und kirchliche Inſtitutionen für unangreifbar und unwandelbar galten, hatte es ihr an freier Bewegung und an Raum zur Entwickelung

ihrer Künſte gefehlt. Sobald Ludwig IX. die Ueberreſte des Lehnsweſens ſich faſt ganz untergeordnet hatte, nahm die Politik dieſes von der Monarchie gewonnene Gebiet ein. Mit dem Auftreten der Reformation aber nahm ihre Thätigkeit auf eine früher nie geſehene und ſpäter nicht mehr übertroffene Art zu, denn der große Wandel, der in den religiöſen Verhältniſſen vorging, ſchien zu der Hoffnung jeder politiſchen Veränderung zu berechtigen. Der Proteſtantismus war jedoch, ſeiner innerſten Natur nach, eine rein religiöſe Erſcheinung. Er nahm, als einmal im Boden der Wirklichkeit wurzelnd, an dem weltlichen Leben, aber nur gezwungen, Theil. Dies kann beſonders aus dem Umſtande erkannt werden, daß die langen Bewegungen und Kämpfe, zu denen die Reformation Veranlaſſung gegeben, zwar auf das Innere der Menſchen einen tiefen, aber auf deren äußern Zuſtand einen verhältnißmäßig ſehr geringen Einfluß ausgeübt haben. Eine rein politiſche Begebenheit, wie die franzöſiſche Revolution, hat in wenigen Jahren die geſammte äußere Geſtalt Europas mehr verändert, als die lange von den Ideen der Reformation bewegte Epoche, von der Ligue von Schmalkalden an bis zum Frieden von Münſter und Osnabrück, zu thun vermocht hat.

Der Geiſt der Zwietracht und Parteiung war in dem franzöſiſchen Volke zu jener Zeit ſo tief gewurzelt, ſchien ſo oft nicht ſowohl ein Werk der Noth und des Unglücks, als vielmehr ein Gegenſtand der Wahl und des Genuſſes zu ſein, daß, war kaum mit großer Anſtrengung ein Quell des Unheils verſtopft, ein anderer ſich ſogleich von ſelbſt aufthat und ſeinen giftigen Hauch zu verbreiten begann. Karl IX. hatte den Herzog von Anjou mit Härte, Eiferſucht und Mißtrauen behandelt, und dieſer war wahrſcheinlich nur durch die Ausſicht auf einen fremden Thron, durch den ihnen beiden gemeinſchaftlichen Haß gegen die Hugenotten und die daraus entſtehenden Kriege abgehalten worden, ſich offen gegen den König zu erklären. Das Feuer der Zwietracht hatte in ihnen im Stillen fortgebrannt, ohne Gelegenheit zu einer gewaltſamen Entladung zu bekommen. Aber der jüngſte Bruder des Königs, der Herzog von Alençon, ebenſo verderbt und heuchleriſch, aber unruhiger und ehrgeiziger, hatte bei der Belagerung von La Rochelle ſich dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé, die dieſer Unternehmung wider Willen beiwohnten, genähert und den Plan gefaßt, als das Haupt einer Oppoſition gegen die Regierung aufzutreten, und da es damals keine andere als die der Hugenotten gab, ſich an deren Spitze zu ſtellen. Im Falle des Nichtgelingens war er entſchloſſen,

ſich der königlichen Flotte, auf der er Einverſtändniſſe unterhielt, zu bemächtigen und mit ihr nach England zu flüchten. La Noue hatte den Prinzen und ſeine Anhänger von der Erfolgloſigkeit eines ſo verwegenen Verſuches überzeugen wollen, ihn aber nicht von der Abſicht, ſich gegen den König zu erklären und eine ſelbſtſtändige Rolle zu ſpielen, abbringen können. Die Prinzen von Geblüt verſprachen ihm ihre Unterſtützung, ſobald der Augenblick, ſich zu zeigen, gekommen ſein würde. Die Abreiſe des Herzogs von Anjou nach Polen, die Stimmung der Hugenotten im Süden, die Unzufriedenheit eines großen Theiles der Nation überhaupt mit der beſtehenden Ordnung der Dinge beſtärkten den Herzog von Alençon in ſeinem Plane, ſich an die Spitze aller Mißvergnügten, Katholiken und Proteſtanten, zu ſtellen. Die Hugenotten in Languedoc, Provence und Dauphiné hatten das Edikt von Boulogne, das die öffentliche Ausübung ihrer Religion auf drei Städte beſchränkte, nicht anerkennen wollen und ſich zum Widerſtande gerüſtet, vorläufig aber eine Deputation an den König, ihm ihre Beſchwerden vorzulegen, abgeſandt. Der König und ſeine Mutter ſuchten ſie durch Verſprechungen hinzuhalten, während deſſen aber La Rochelle durch Liſt einzunehmen, was jedoch nicht gelang. Die Prinzen vom Hauſe Naſſau, die ſich in den Niederlanden am Entſchiedenſten gegen Philipp II. erklärt, hatten von dem Plane gehört, den Herzog von Anjou mit einer polniſchen Flotte den holländiſchen Proteſtanten zu Hülfe kommen zu laſſen. Sie ſchlugen dazu, da es Anjou ſchwer fallen mußte, gleich im Anfange ſeiner Regierung in Polen ſich an die Spitze einer auswärtigen Unternehmung zu ſtellen, den Herzog von Alençon vor, der mit einer in ſo früher Jugend ſeltenen Heuchelei ſchon Coligny's Theilnahme zu gewinnen verſtanden hatte, und es jetzt aus Politik mit den Hugenotten hielt. — Die Perſon und Regierung Karl's IX. waren von der Bartholomäusnacht und dem letzten Frieden an in der öffentlichen Meinung noch tiefer als früher geſunken. Sein Hang zu Verſtellung und Grauſamkeit war während des offnen Kampfes der letzten Zeit überſehen worden, begann aber jetzt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Es hatte ſich ſeit einiger Zeit eine aus den Gemäßigtern und Einſichtsvollern beider Religionen gemiſchte Partei zu bilden angefangen, welche, die kirchlichen Intereſſen ſich ſelbſt überlaſſend, eine Reform des Staates, eine Abſtellung der zahlloſen Mißbräuche, die denſelben zu Grunde zu richten drohten, wünſchte. An der Spitze derſelben, die, wie wir oben bemerkt haben, mit einem Ausdrucke des Tadels, von den eifriger Geſinnten beider Religionen „Politiker" genannt wur-

den, ſtanden unter den Proteſtanten La Noue, unter den Katholiken die Montmorency obenan. Die Unfähigkeit Karl's IX., zu regieren, obwohl er nicht ohne natürliche Anlage für gewiſſe beſondere Geſchicklichkeiten war, ward von dieſen begriffen, und die Königin Mutter flößte ihnen, bei all ihrer Feinheit, durch ihr verderbtes Syſtem des Truges und der Liſt noch mehr Mißtrauen als ihr Sohn ein. Sie glaubten dieſelbe, vielleicht mit Unrecht, in ihrer Eigenſchaft als einer Fremden, ungeachtet der nahen Verbindung, in die ſie mit Frankreich getreten, eher auf deſſen Erniedrigung als Erhebung bedacht. Da aber dieſe Partei zu keinem extremen Mittel, wie ſpäter die Ligue, greifen und die Erbfolge und die Grundſätze der Monarchie nicht verändern wollte, ſo ſchlug ſie den Herzog von Alençon, ſeiner Jugend ungeachtet, zum Generallieutenant des Königreiches vor, während die Königin Mutter, von der Unmöglichkeit einer längern Dauer des gegenwärtigen Zuſtandes ebenfalls überzeugt, dieſe Würde, die unter gewiſſen Umſtänden der eines Regenten nahe kam, für ihren Enkelſohn, den regierenden Herzog von Lothringen, den ſie mehr nach ihrem Willen lenken zu können hoffte, wünſchte. Da bei dem damals in allen Parteien und Ständen, beſonders aber am Hofe herrſchenden Geiſte eine auf ein richtiges und uneigennütziges Gefühl der vorhandenen Bedürfniſſe gegründete Uebereinkunft unmöglich war, ſo ward wiederum zu den Waffen zu greifen beſchloſſen, und La Noue, der auf die Redlichkeit des Herzogs von Alençon, deſſen Charakter damals noch wenig bekannt war, und auf den Beiſtand der Hugenotten und Politiker hoffte, begab ſich nach Poitou, ſich zum Kriege zu rüſten. Alençon verſprach den Hof heimlich zu verlaſſen und zu ihm zu ſtoßen, ſtatt deſſen aber verrieth er, entweder im Augenblicke der Entſcheidung zaghaft, oder in der Hoffnung, die Stelle eines Generallieutenants des Königreiches von ſeinem Bruder ohne Anwendung von Gewalt zu erhalten, die, welche ſich für ihn erklärt hatten. Zwei ſeiner Klienten, La Mole und Cocconas, begaben ſich auf ſeinen Befehl zu der Königin Mutter und zeigten ihr die Verſchwörung an. Der König von Navarra und der Herzog von Alençon wurden verhaftet, und Katharina von Medicis ſchickte Maurevel, denſelben, der den Mordanfall auf Coligny gemacht hatte, ab, um La Noue in Rochelle zu ermorden, was jedoch fehlſchlug. Die Proteſtanten erhoben ſich in faſt allen Theilen des Landes, denn die Regierung war diesmal auf keinen Ausbruch der Feindſeligkeiten gefaßt, beſonders aber im Innern und im Süden. Katharina, der es in entſcheidenden Augenblicken, hierin von ihren Söhnen ſehr verſchieden, nicht an

Verſtand und Entſchloſſenheit fehlte, befahl augenblicklich die Bildung von drei Heeren, in der Normandie, Guienne und der Dauphiné, um dieſer unerwarteten Schilderhebung widerſtehen zu können. Mehre der Häupter dieſes Aufſtandes, Thore, ein Bruder Montmorency's, und der Prinz von Condé, hatten ſich geflüchtet, aber die beiden erſten Chefs, Alençon und der König von Navarra, waren in den Händen der Regierung. Alençon, der durch den Verrath ſeiner Genoſſen an das Ziel ſeiner Wünſche zu kommen gehofft, hatte ſich diesmal getäuſcht und in ſeinen eigenen Schlingen gefangen. Katharina war nicht nur nicht geneigt, ſeinem Ehrgeize und Leichtſinne die Stelle eines Generallieutenants des Königreiches anzuvertrauen, ſondern wollte ihn ſogar durch den Tod ſeiner beiden Vertrauten, La Mole und Cocconas, ſchrecken. Dieſe wurden von einer Commiſſion des Parlaments verhört, gefoltert und hingerichtet. Karl IX., der ſchon ſeit einiger Zeit krank geweſen, erholte ſich während dieſes Prozeſſes und mit der wiedergekehrten Kraft erwachte auch in ihm der Inſtinkt der Grauſamkeit wieder. Er äußerte gegen ſeinen Bruder und Schwager eine große Entrüſtung und man hielt ihn nicht weit davon entfernt, ſie ebenfalls der Juſtiz zu überliefern. Er erkrankte aber bald nachher von Neuem, und als die Nachricht von der Gefangenſchaft Montmorency's anlangte, deſſen Unternehmung in der Normandie, wo die reformirte Religion am meiſten gelitten, geſcheitert war, war er nicht mehr fähig, über deſſen Schickſal einen Entſchluß zu faſſen. Als ſein Ende ſich nahte, beredete man ihn, ſeiner Mutter, bis ſein Bruder, der König von Polen, zurückgekommen, den Titel und die Macht einer Regentin des Königreiches zu verleihen. Er verſchied am 30. Mai 1574 im einundzwanzigſten Lebensjahre, mit einem ſo übeln Rufe, daß es allerdings möglich iſt, daß derſelbe in einzelnen Zügen übertrieben worden, obgleich es unmöglich wäre, ſein Andenken von den beiden häßlichſten Flecken der menſchlichen Natur, der Heuchelei und Grauſamkeit zu reinigen. Die Erziehung, die er von einer Mutter bekommen, die, für jedes wahre menſchliche Gefühl erſtorben, ihrem Vortheil Alles zu opfern im Stande war, die Beiſpiele, die ihm vom zügelloſeſten aller Höfe gegeben wurden, der Eindruck einer von religiöſen und politiſchen Kämpfen zerriſſenen Zeit, ſein Walten unter einem Volke, das, nachdem es ſich von den theokratiſchen und feudalen Ideen des Mittelalters befreit hatte, an einer tiefen Trennung der Intelligenz und Moral mit allen ihren Folgen litt, mögen allerdings einen großen Theil ſeiner Mängel erklären; indeſſen ward, abgeſehen von dieſem Allen, ein eigenthümlicher, ſeiner individuellen Natur ange-

höriger Keim des Verderbens in ihm ſichtbar, der von dieſen Einflüſſen nicht erzeugt, ſondern nur befruchtet und gereift werden konnte. In ſeiner letzten ſchmerzenvollen Krankheit ſollen die Scenen der Bartholomäusnacht, der großen Unthat ſeines Lebens, ſich ihm unaufhörlich dargeſtellt und tiefe Reue in ihm erweckt haben. Seine Erziehung war von Amyot, dem berühmten Ueberſetzer des Plutarch, deſſen Ueberſetzung noch heute für ein Meiſterwerk gilt, geleitet worden, und er beſaß einen lebhaften Sinn für Poeſie und Kunſt, der ſich aber bei der Verwilderung ſeines Gemüthes und ſeinem unbändigen Hange zu allen körperlichen Anſtrengungen und Uebungen, zu keinem ſein Inneres erhebenden und reinigenden Einfluſſe ausbilden konnte. Die Jagd nahm dermaßen ſeine ganze Zeit ein, daß er bei der Ermüdung, die ſie ihm verurſachte, ſelbſt der oberflächlichſten Theilnahme an den Geſchäften entſagte und ihre Leitung durchaus ſeiner Mutter und deren Vertrauten überließ. Zugleich war er neidiſch, aufbrauſend und in hohem Grade mißtrauiſch. Er hatte durch das Blaſen des Jagdhornes, das er wie jedes Vergnügen mit einer Art Wuth trieb, ſeine Lunge geſchwächt, ſo daß man lange vor ſeiner letzten Krankheit ſein frühes Ende vorausſah. Es iſt auffallend, daß er, der Sohn und Enkel zweier ebenſo kriegeriſchen als ſittenloſen Könige, wie Franz I. und Heinrich II., bei den vielen Gelegenheiten, die ſich ihm boten, und ſeiner leidenſchaftlichen Stimmung an keinem Feldzuge Theil genommen und den Frauen an ſeinem Hofe keine Aufmerkſamkeit gezeigt hat. Er hinterließ einen natürlichen Sohn von einer Perſon von dunkler Herkunft, aber keine rechtmäßigen Kinder. Die von ihm aufbewahrten Bildniſſe zeigen, daß er von edler und regelmäßiger äußerer Bildung, wie ſein Bruder Franz II. war, aber nichts von dem geiſtreichen und lebendigen Ausdrucke beſaß, der die Züge der meiſten Valois auszeichnete.

Dreizehntes Kapitel.

Die Regierung Karl's IX. mit allen ihren hervorragenden Begebenheiten und dem ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Geiſte der Zeit, in Ein Bild zuſammengefaßt, gewährt einen der traurigſten Eindrücke, den die Betrachtung der Wirklichkeit hervorzubringen fähig iſt. Es hat Zeiten gegeben, in denen der politiſche oder religiöſe Fanatismus ebenſo viel Blut vergoſſen, in denen eine ebenſo große Unſicherheit des Eigenthums und der Perſonen, eine nicht geringere Unſittlichkeit geherrſcht, es würde aber ſchwer ſein, eine Epoche zu finden, in der alle dieſe Uebel zu gleicher Zeit und mit derſelben Stärke, wie damals in Frankreich, aufgetreten wären. Die vierzehnjährige Regierung Karl's IX. iſt von fünf innern Kriegen erfüllt, deren Verheerungen ſich nicht auf einzelne Theile des Königreiches, wie gewöhnlich der Kampf feindlicher Heere, einſchränkten, ſondern ſich in allen Provinzen, ja faſt auf allen Punkten des Landes, mit einer alle öffentlichen und beſondern Verhältniſſe zerrüttenden Zerſtörungsluſt, Habſucht und Grauſamkeit wiederholten. Ueber alle jene zum Theil wenigſtens offene Kämpfe ragt das Blutbad und der Verrath der Bartholomäusnacht, ebenfalls in faſt allen Gegenden nachgeahmt, als eine in der Geſchichte einzige Unthat hervor und ſcheint zu den Füßen der Nation, die ſich derſelben ſchuldig gemacht, einen Abgrund zu graben, in welchen, außer ihrem ſittlichen Werthe, auch ihre Macht und ihr Glück zu verſinken drohten. Wahrſcheinlich wäre dies in demſelben Falle das Schickſal jedes andern Volkes geweſen, das ſich bis auf dieſen Grad von den ſittlichen Bedingungen des Daſeins losgeriſſen hätte. Es wohnte jedoch ſchon damals im franzöſiſchen Volke, mehr als in irgend einem andern, ein tiefes Gefühl für politiſche Einheit und Größe. Die Beſorgniß, dieſe Einheit durch das Auftreten und die Erhaltung eines das Innere des nationalen Daſeins ſpaltenden neuen Glaubens und damit die auf dieſe Einheit gebaute Größe in Gefahr geſetzt zu ſehen, war es vorzüglich, was die blutigen Kämpfe zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten erregt hatte. Die Religion war in dieſen Kriegen in Frankreich nicht, wie in andern Ländern, der Grund und das Ziel des Kampfes, ſondern nur deſſen

Hebel geweſen. Der religiöſe Fanatismus war demnach viel weniger intenſiv und in ſich ſelbſt mächtig, als z. B. in Deutſchland, wo ſich die beiden Ueberzeugungen in zwei feindliche Lager trennend und über dieſen Intereſſen alles Andere vergeſſend, der Macht der Nation eine unheilbare oder wenigſtens bis jetzt noch nicht geheilte Wunde ſchlugen. Die katholiſch gebliebene Mehrheit des franzöſiſchen Volkes verſagte den Grundſätzen der Reformation großentheils nur deshalb Duldung und Anerkennung, weil dieſelbe das ſchon den Franzoſen jener Zeit theuerſte Intereſſe, die Darſtellung und Erhaltung einer großen politiſchen Einheit, deren Bedürfniß zwar noch nicht als das Lebensprincip der Nation ſelbſt proklamirt war, aber ſchon längſt in ihrem Gefühle lag, durch eine religiöſe Trennung bedrohen konnte. Die politiſchen Intereſſen traten in Frankreich mehr als anderswo zu dieſen religiöſen Bewegungen hinzu, wie der Wind, der die Flamme trägt und verbreitet, und verlängerten den Streit, der, ausſchließend auf ſeine eigene Natur beſchränkt, ſehr bald in ſich erloſchen wäre. Der der Wirklichkeit und Aeußerlichkeit ausſchließend zugewandte Geiſt des Franzoſen wäre, um eines innern und rein ſittlichen Princips wegen, keines ſo langen Streites fähig geweſen. — Jene Zerſtörungsluſt, Grauſamkeit und Treuloſigkeit, die in den franzöſiſchen Religionskriegen und deren Culminationspunkte, der Bartholomäusnacht, ſo entſchieden hervortreten, hätten, wären ſie nicht von jenem Streben nach politiſcher Größe bis auf einen gewiſſen Grad aufgewogen worden, mit der Sittlichkeit dieſes Volkes auch ſeine Kraft, was gleichwohl nicht geſchah, zerſtören müſſen. So aber wurde eine große und tief einwirkende, in ihrem Einfluſſe auf die Realität aber oft beſchränkte Idee, die der religiöſen Freiheit, von einer an und für ſich zwar geringern, und die ſich mehr auf der Oberfläche des Daſeins bewegt, daſſelbe aber kräftiger zuſammenhält, der der politiſchen Einheit erſetzt und die geſammte ſpätere Entwickelung Frankreichs hat bewieſen, daß der Inſtinkt der katholiſchen Mehrheit der Nation ein in ſeinen einzelnen Aeußerungen zwar oft verwerfliches, in ſeiner geſammten Richtung aber wahres Gefühl ſeiner Zukunft in ſich trug. Denn wenn es für Frankreich ohne Zweifel ein Glück geweſen wäre, wenn die Reformation, wenigſtens ihrem Princip, wenn auch nicht ihrer Form nach, in ihm, wie in Deutſchland und England zur Herrſchaft gekommen wäre, ſo würde dagegen eine blos theilweiſe Duldung und Zulaſſung derſelben dem äußern Leben des franzöſiſchen Volkes vielleicht mehr geſchadet als ſeiner innern Entwickelung genutzt haben. Dieſes große weltliche Princip der nationalen Einheit zeigte ſich in

dieſem Volke ſtärker als das religiöſe der Gewiſſensfreiheit und vermochte, bis auf einen gewiſſen Grad, ſelbſt die in jener Epoche ſo hervortretenden Mängel der Treuloſigkeit, der Habſucht und Grauſamkeit, die nur ſo lange regellos wütheten, bis jene nationale Einheit durch Beſiegung der ſie bedrohenden kirchlichen Trennung vollkommen ſicher geſtellt war, zwar nicht in ihrer übeln Wirkung auf den ſittlichen Zuſtand der Einzelnen, wohl aber in dem auf das politiſche Leben des Ganzen aufzuheben. In Völkern, in welchen das Leben des Einzelnen weniger von ſittlichen und religiöſen Gefühlen, als von den das allgemeine Daſein des Ganzen beſtimmenden Grundſätzen getragen wird, in welchen das Individuum mit dem Staat auf eine beſonders innige Weiſe zuſammenhängt, wie dies in Frankreich ſchon nach dem Untergange des eigentlichen Mittelalters hervortritt, verlieren die Einzelnen, ſobald in innern, religiöſen oder politiſchen Kämpfen dieſes Band zerriſſen wird, einen großen Theil ihrer ſittlichen Haltung und verirren ſich, je nach dem Geiſte der Zeit, in eine mehr oder weniger maßloſe Willkür, die zuweilen in Gräueln aller Art hervorbricht und in der Gegenwart das Bild einer tiefen Entartung darſtellt. Sobald aber jene allgemeinen Kämpfe, die dieſe beſondere Zerrüttung hervorgebracht, zu irgend einer Entſcheidung gekommen und das Daſein des Ganzen wieder ein feſtes Maß und eine beſtimmte Ordnung gefunden hat, ſo tritt auch das Leben der Individuen aufs Neue in die vom Staate betretene Bahn zurück und die Leidenſchaften und Verirrungen der Einzelnen werden von der wiederhergeſtellten Harmonie des Ganzen in ihre Grenzen zurückgeführt. Erſt dann, wenn dieſes Leben des Ganzen eine ſolche Befriedigung nicht finden und dieſe Macht über die Einzelnen nicht ausüben kann, erſcheint, wie am Ende der alten Welt, eine Auflöſung des allgemeinen und Vernichtung des individuellen Lebens. Daß die innern Kämpfe des ſechszehnten Jahrhunderts in Frankreich, ſo tief ſie auch den Zuſtand des Staates und Volkes bedrohten, dieſen Charakter nicht gehabt, hat die Folge hinlänglich bewieſen. Nach den Religions- und Bürgerkriegen von dem Gemetzel von Vaſſy an bis zum Kampfe der Faktionen in der Jugend Ludwig's XIV., nach der Beſiegung der revolutionairen Anarchie durch Napoleon tritt in Frankreich ebenſoviel Ruhe und Ordnung als in andern Staaten derſelben Epoche ein und das Leben des franzöſiſchen Volkes erſcheint dann, im Allgemeinen betrachtet, nicht weniger befriedigt als das anderer Nationen derſelben Epoche, weil das Daſein der Einzelnen, mit dem des Ganzen in einem engen Zuſammenhange ſtehend, ſowie es früher

ſeinen Bewegungen gefolgt und ſeine Zerriſſenheit getheilt, ſo auch jetzt von ſeiner Ruhe und Uebereinſtimmung mit ergriffen wird. In ſolchen Nationen, in denen kein abſolut ſittliches Princip dem Daſein des Einzelnen als Regel vorſchwebt, ſondern Religion, Moral, Sitte von dem Zuſtande des Ganzen beſtimmt werden und an und für ſich eine nur relative Geltung beſitzen, übt der Staat eine zwar natürlich nicht in jedem Einzelnen ſichtbare, im Ganzen aber leicht zu erkennende Gewalt, wie über die äußere Lage, ſo auch auf die ſittliche Stimmung des Individuums aus, das, ſowie es die Bewegung des Ganzen durch ſeine leidenſchaftliche Theilnahme vermehrt hat, auch Maß und Ordnung, ſobald ſie dieſem zum Bedürfniß geworden, durch ſein feſtes Anſchließen befördert. Als ein ſolches Volk, in welchem alle Kräfte zerſtörend oder ſchaffend, ohne tiefe Anerkennung der ſittlichen Mächte des Lebens, in einer beſonders engen Verbindung zum Staate ſtehen, tritt das franzöſiſche ſowohl in ſeinen Vorzügen als Mängeln hervor. In ihm ſteht die individuelle Sittlichkeit im Verhältniſſe zum Ganzen als etwas Untergeordnetes da, dem Guten und Wahren wird, allerdings nicht in der Theorie und den Principien nach, aber in der Praxis, den Sitten und Gewohnheiten, der Führung des thätigen Lebens eine nur relative Geltung zugeſtanden. Dieſer ſchwankende Charakter der ſittlichen Stimmng bewirkt auf der einen Seite, daß die Perſönlichkeit, von dem allgemeinen Daſein abhängiger als anderswo, weniger idealer Natur iſt, weniger eigenthümliche Kraft und Genialität beſitzt, auf der andern Seite aber für das Ganze ein treffliches Inſtrument liefert, indem ſie ſich ihm ganz und mit Leidenſchaft ergiebt. In einem ſolchen Zuſtande erſcheint deshalb, wenn der Staat an innerer Zerriſſenheit, an Kämpfen und Widerſprüchen leidet, im Leben der Individuen eine große ſittliche Verdorbenheit, die jedoch weniger tief im Gemüthe der Einzelnen wurzelt, als vielmehr von der Lage und Stimmung des Ganzen erregt wird, und daſſelbe auf ſeiner Bahn begleitend, während deſſen Bewegung und Zerrüttung ſteigt, nach deſſen Rückkehr zu Ruhe und Uebereinſtimmung ſinkt. Hieraus erklärt ſich, warum Völker ſolcher Natur und Stellung in den verſchiedenen Phaſen ihrer Geſchichte oft ein ſo ganz verſchiedenes Bild ihres Daſeins gewähren.

In dieſer Epoche der Regierung Karl's IX. treten alle Mängel des franzöſiſchen Charakters, kaum durch einige ſeiner eigenthümlichen Vorzüge gemildert, auf das Grellſte hervor. Grauſam, nicht aus unbewußter Roheit, ſondern mit Abſicht und aus Grundſatz, religiös-fanatiſch, nicht ſowohl aus beſchränkter Leidenſchaft,

aus Liebe zu ſeinem Glauben, wie der Spanier, als vielmehr aus verletztem Stolz über eine vermeinte Auflehnung gegen die von ihm angenommenen Formen der alten Religion, treulos nicht aus einer zur andern Natur gewordenen Selbſtſucht, wie der Italiener, ſondern aus Leichtſinn, aus Verachtung des Guten, erſcheint der Franzoſe damals als mit faſt allen Mängeln anderer Nationen behaftet, obwohl ſie bei ihm aus einer andern Quelle herrühren. Zu dem Allen tritt in dieſer Epoche im Charakter des ganzen Volkes, beſonders aber in dem der höhern Klaſſen, noch eine ganz beſondere, ſo zu ſagen erkünſtelte Verwilderung, eine ſyſtematiſche Löſung der ſittlichen Bande hervor. Verrath und Meuchelmord ſind in jener Zeit an der Tagesordnung, werden am Hofe wie im Lager, von den Höchſten wie von den Niedrigſten als etwas ganz Natürliches und Gewöhnliches geübt. Zugleich wird ſchon damals, wie ſo oft ſpäter unter den Franzoſen, neben der Verachtung aller ſittlichen Vorſchriften, eine pedantiſche Beobachtung eines gewiſſen Scheines derſelben ſichtbar, welche die Idee mit Füßen tretend, ſich vor deren Form zu beugen ſcheint, mit der Begehung des Böſen nicht zufrieden, noch den Spott über das Gute hinzufügt und ſich darin gefällt, das Unnatürlichſte oder Gräßlichſte als etwas Gewohntes und Gewöhnliches zu vollbringen und ſich dabei mit einem gewiſſen theatraliſchen Anſtande zu bekleiden. Der eigenthümliche Mangel an Ausdauer und Standhaftigkeit im Charakter dieſes Volkes, die ebenſo leicht unterbrochene als ſich ebenſo leicht immer wieder erneuernde Richtung ſeines Willens, erſcheint in den fünf innern Kriegen, wo die kämpfenden Parteien ſchnell ermüden, aber auch ebenſo ſchnell ſich wieder erholen. Neben einer Art phantaſtiſcher, bacchantiſcher Luſt, der zum Theil Italien entlehnten Tänze, Feſte und Maskeraden des Hofes und der nordiſchen Turnier- und Waffenſpiele gehen asceтiſche Uebungen, abergläubige Beſorgniſſe, wilde Ausbrüche des Haſſes und Neides, tief angelegte Plane der Ehr- und Habſucht einher. Dies Alles drängt ſich in bunter ungeregelter Fülle, zum Schrecken wie zum Ergötzen, zur Beſchäftigung wie zur Zerſtreuung zugleich erfunden, durch einander und gewährt das Bild einer ganz beſondern, bald berauſchten, bald nüchternen, rohen und verfeinerten, halb natürlichen, halb erkünſtelten Verdorbenheit. Mitten unter dieſem wilden und zerſtörenden Treiben werden, und nicht ſo ſelten, als man glauben ſollte, Züge einer erhabenen und aufopfernden Geſinnung, eines großen Edelmuthes, einer einfachen Größe, zumal unter den Hugenotten ſichtbar, wo Coligny, Dandelot, La Noue und viele Andere, unter andern religiöſen und po-

litiſchen Formen, an manche Helden des Alterthums erinnern und der moraliſche Stolz des franzöſiſchen Volkes zu dieſer Zeit ſind, obgleich dieſe Vorzüge auch in der Gegenpartei nicht ganz fehlen. Der raſche Muth, die augenblicklich flammende Begeiſterung, der Drang nach Entſcheidung, die Fülle thatkräftigen Lebens und Geiſtes, Eigenſchaften, die den Franzoſen zu allen Zeiten, wo ſie ſich geltend machen können, auszeichnen, treten in dieſen Kämpfen im höchſten Maße hervor und geben einen Beweis für die große Fähigkeit und die glückliche Organiſation dieſes Volkes. Ueberhaupt gewähren die Widerſprüche, Kämpfe und Gräuel dieſer Epoche einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Man erkennt in ihnen nicht ſowohl die Zuckungen eines erſterbenden Lebens, das ſeinem Untergange entgegeneilt, als eine ſich bis zur Wildheit berauſchende Luſt der Jugend, eine nicht ſowohl bis in das innerſte Mark gedrungene Verdorbenheit, als ein frevelhaftes leichtſinniges Spiel mit dem Böſen, ein übermüthiges Vertrauen, eine beſſere Haltung, wenn es Zeit geworden, wieder annehmen zu können.

Die Jugend und Unfähigkeit Karl's **IX.**, die geringe Achtung, die der Charakter ſeiner Mutter einflößte, die Trennungen in der königlichen Familie ſchienen die Macht der Krone ſchwächen und auf die Kataſtrophe unter Heinrich **III.** vorbereiten zu müſſen, was jedoch weniger, als man glauben ſollte, der Fall war. Denn da in einem Volke, das eher an einer Ueberfülle jugendlicher Kraft als an der auflöſenden Schwäche des Alters leidet und ſich im Zuſtande einer gewaltigen Kriſis, aber nicht in dem des Unterganges befindet, irgendwo eine leitende Gewalt wohnen muß, ſo war dieſe, bei der Ohnmacht jedes andern Princips, im Ganzen noch immer in der Regierung vorhanden, und Karl **IX.** erſchien, ſeiner perſönlichen Unwürdigkeit ungeachtet, als der oberſte Gebieter, gegen deſſen Perſon ſich ſelbſt ſeine entſchiedenſten Gegner nicht zu erklären wagten, gegen den ſie, ſelbſt wenn ſie ihm widerſtanden, immer einen Schein geſetzmäßiger Unterwerfung zu bewahren ſuchten. Die Theokratie und das Feudalweſen waren in Frankreich längſt geſunken und ein demokratiſches Princip ſcheint der Mehrheit des Volkes, ſeinem innerſten Weſen nach, fremd geweſen zu ſein. Das Königthum hatte ſich ſo ſehr erhoben, daß es ſelbſt nach einer That, wie die der Bartholomäusnacht, die es vorbereitet, an der es Theil genommen hatte, die es eingeſtand, ſogar, merkwürdig genug, von der ſo ſchwer verletzten Partei nicht verworfen wurde.

Die innern Kriege hatten jedoch, wie immer unter ſolchen Umſtänden, die Anſprüche der Großen, der Stände, der Parlamente,

auf die Regierung einen entſcheidenden Einfluß zu gewinnen, ermuthigt. Die Fruchtloſigkeit derſelben, die Erhaltung der unumſchränkten Gewalt der Krone, unter ſo zerrütteten Verhältniſſen, die ſie ſo wenig zu meiſtern wußte, beweiſen mehr wie alles Andere, wie ſehr das monarchiſche Princip in Frankreich alle Adern der Nation durchdrungen, wie ſtark es in ſich, wie tief ſein Bedürfniß im Volke geworden war. Denn ſonſt würde es gewiß in ſo ſchwachen Händen, wie die Karl's IX. waren, und unter ſo drangvollen Umſtänden gefallen ſein.

Indeſſen ward das Gebäude der abſoluten Monarchie unter den Valois nicht in dem Maße, wie ſpäter unter den Bourbons, die während hundertneunundſiebenzig Jahren die Abgeordneten der Nation kein einziges Mal verſammelt haben, vollendet. Das Volk wurde unter den Valois in den meiſten kritiſchen Momenten entweder unter der Form der Reichsſtände oder der Notabeln um ſeine Meinung befragt, man kann jedoch das Königthum ſchon damals, ſeinem Weſen nach, ein unumſchränktes nennen, indem dieſe Verſammlungen keinen entſcheidenden Einfluß auf die Regierung ausübten, weder ihre innere noch auswärtige Politik beſtimmten, und im Falle eines etwaigen Widerſtandes von ihr getrennt, vernachläſſigt oder geradezu übergangen wurden, weil ſie, mit einem Worte, der Gewalt der Krone keinen Damm entgegenzuſetzen vermochten. Dieſe Stände beſtanden jedoch, wurden im Ganzen als die Repräſentanten der Nation betrachtet, ihre äußere Organiſation, ſo unvollkommen ſie ſpätern Zeiten auch erſcheinen mag, ſtand mit den Sitten und Bedürfniſſen jener Epoche nicht im Widerſpruche, und war überhaupt nicht ſo durchaus mangelhaft und unbrauchbar, wie man ſpäter oft behauptet hat. Denn die Aſſemblée conſtituante, die Frankreich 1789 regenerirte und der faſt Alles, was die Revolution wirklich Großes und Dauerndes hervorgebracht, angehört, war ganz und gar aus jenen alten Etats généraux hervorgegangen. Es müſſen demnach, außer den Mängeln ihrer Zuſammenſetzung, der Unbeſtimmtheit ihrer Stellung, der geringen Regelmäßigkeit ihrer Zuſammenkünfte, noch andere tiefer liegende Urſachen, die ihre Entwickelung gehemmt und ihre Bedeutung annullirt, mitgewirkt haben. Die Abgeordneten der Nation wurden, während Karl's IX. Regierung, unter der Form der Reichsſtände zweimal, unter der der Notabeln einmal zuſammenberufen. Beide Arten der Verſammlung waren ihrer Form nach von einander ſehr verſchieden, denn den Reichsſtänden ſtand, dem Rechte nach, eine in ſehr vielen Fällen entſcheidende, den Notabeln eine immer blos berathende Stimme zu.

Da aber die Einen wie die Andern ſich meiſt unzulänglich und fruchtlos erwieſen, ſo hat dieſe Verſchiedenheit der Form im Grunde für die Geſchichte keine Bedeutung. Wir haben oben geſehen, wie die Verſammlung des Adels und des Tiers=etat in Pontoiſe einen Verſuch machte, die Verfaſſung des Landes in vieler Beziehung von Grund aus zu verwandeln. Aehnliches war, wenn auch nicht in ſolcher Ausdehnung, zu verſchiedenen Zeiten, aber immer ohne Erfolg, oft ohne eine Spur zurückzulaſſen, verſucht worden. Dieſe Bedeutungsloſigkeit der Verſammlungen einer großen ſchon damals in ſich hinlänglich geſchloſſenen Nationalität konnte ihren Grund nicht einzig in den im Laufe dieſes Werkes mehrmals beſprochenen Unvollkommenheiten ihrer Zuſammenſetzung und äußern Organiſation haben. Sie lag großentheils in dem Mangel einer allgemeinen geiſtigen Bildung und ihres vornehmſten Ausdruckes, der ihr Inſtrument und Reſultat zugleich iſt, einer für die Behandlung aller Verhältniſſe des Lebens fertigen und bereiten Sprache. Es wird hierunter nicht ſowohl der Grad der ſprachlichen Entwickelung, wo eine ſolche als vollendet und zu beſondern Werken der Poeſie und Beredſamkeit geſchickt erſcheint, ſondern eine ſo weit gediehene Ausbildung verſtanden, wo ſie in jedem Augenblicke dem Gedanken und Urtheil zu Gebot ſteht und allen geſellſchaftlichen Bedürfniſſen, ohne deshalb in ihren höchſten Theilen ſchon fertig zu ſein, entgegenkommt. So lange eine Sprache noch nicht bis zu dieſem Punkte der Entwickelung gediehen, ſo iſt die Intelligenz einer Nation überhaupt, die von der Ausbildung ihrer Rede unzertrennlich iſt, für noch unvollſtändig und roh zu achten. Eine ſolche Nation kann auf einzelnen Gebieten des geiſtigen Lebens, die mit ihrem allgemeinen Daſein in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehen, weit vorgeſchritten ſein, im Ganzen aber befindet ſie ſich, ſobald ihre Sprache den in ihr enthaltenen Stoff für das Bewußtſein und den Gebrauch der Einzelnen noch nicht ſo weit ausgearbeitet hat, daß dieſe ſie mit Leichtigkeit und Sicherheit anwenden können, auf einer niedern Stufe der Geſittung, deren Mängel ſich nicht nur hier und da, in dieſem oder jenem Theile des intellektuellen Lebens fühlbar machen, ſondern dieſes überhaupt als ein noch ringendes, kämpfendes, ſich ſeiner wenig bewußtes darſtellen. Wie ſehr die franzöſiſche Sprache des ſechszehnten Jahrhunderts noch von dem Grade der Entwickelung, den ſie hundert Jahre nachher erreicht, entfernt war, kann ein Blick in das erſte beſte Buch jener Zeit beweiſen. Am meiſten tritt dies aber bei der Behandlung allgemeiner Gegenſtände, wo die Form als weſentlich erſcheint, hervor. Dieſe Sprache er=

ſcheint nicht blos arm, ſtarr, ungelenkig, dies würde ſie nur für Werke der Kunſt unbrauchbar gemacht haben, ſondern vor allen Dingen unbeſtimmt, unſicher, verworren, wie aus incohärenten, noch nicht in einander verwachſenen Gliedern gebildet, und deshalb beſonders für den gewöhnlichen lebendigen Gebrauch unentwickelt. Die franzöſiſche Sprache war damals viel weniger, als z. B. die deutſche, um nicht von der italieniſchen und engliſchen zu reden, ausgebildet, und die ihr eigenthümlichen Vorzüge der Klarheit, Genauigkeit, Einfachheit lagen in eine unförmliche rauhe Schale gehüllt, während ein gewiſſer naiver und poetiſcher Hauch, den ſie ſpäter verloren, einzelnen Werken des Gefühls und der Phantaſie einen großen Reiz gab, für den gewöhnlichen Gebrauch des Lebens aber ohne Bedeutung blieb. Man fühlt, wenn man die Proſa jener Epoche lieſt, daß die Ideen mit dem Ausdrucke ringen, daß Vorſtellung und Wort nicht zugleich entſtehen, daß der Geiſt in der Rede noch kein vollkommenes Aequivalent ſeiner ſelbſt gefunden hat. — Dieſer Mangel mußte vornehmlich in der Art öffentlicher Verhältniſſe ſichtbar werden, wo poſitive, aber allgemein bedeutende Intereſſen in großen Verſammlungen, von unter einander an Rechten gleichen, in Parteien getheilten, von Leidenſchaften bewegten Individuen behandelt werden. Sobald hier die Geſinnung, der Wille, die Abſicht nicht raſch einen angemeſſenen klaren Ausdruck fanden, ſo ging ihre Wirkung verloren. Ein dunkler, ſchwerfälliger, magrer und zugleich vieldeutiger Ausdruck machte eine ſchnelle Communication der Ideen unmöglich, die, ſo lebensvoll ſie im Geiſte erwacht ſein mochten, von dem ſtarren Hauche einer unbeweglichen Rede erkalteten und als ſeelenloſe Schatten zur Welt kamen. Dieſe Sprache konnte der einſamen Betrachtung oder Erinnerung, wie die Memoiren jener Zeit beweiſen, der Verkündigung allgemein bekannter, ſich in derſelben Sphäre bewegender Gedanken, wie Predigten, Erbauungsbücher, zuweilen einem erhabenen Gefühle, wie in manchen Poeſien jener Zeit (Marot's Pſalmen u. ſ. w.) genügen, ſie war aber aus Mangel an Klarheit, Schärfe und Beſtimmtheit durchaus unfähig, das Inſtrument großer deliberirender Verſammlungen zu ſein, in denen ein leichtes gegenſeitiges Verſtändniß, eine raſche Auffaſſung, eine lebendige Ausfüllung und ſcharfe Begrenzung des behandelten Stoffes die weſentlichſten Erforderniſſe ſind. Die uns aufbehaltenen Reden jener Zeit, theils die Vorträge der Kanzler von Frankreich, theils die Reden der Sprecher der einzelnen Stände ſind nicht nur der Form nach ſchleppend, verworren, unbeſtimmt, und beweiſen, nicht, daß die Perſonen nicht ſelbſt, was ſie wollten, gewußt hätten,

wohl aber, daß ſie unfähig waren, es mit Klarheit und Beſtimmtheit Andern vorzulegen, ſie zu überzeugen, die ſich erhebenden Widerſprüche zu beſeitigen und, die ſtreitigen Intereſſen auf allen Seiten beleuchtend, ſie dennoch in einer entſchiedenen Richtung einem beſtimmten Ziele entgegenzuführen. Dieſe Reden haben nicht nur ihrer Form, ſondern oft auch ihrem Geiſte nach den Charakter der Predigten, d. h. der Belehrung, der widerſpruchsloſen Entwickelung eines allgemein angenommenen Themas. Nichts aber beweiſt mehr den Mangel geiſtiger Macht und Freiheit, als die Abweſenheit der Diskuſſion und die Neigung, ſeine Ueberzeugung Andern als ein vollendetes Faktum aufzulegen. Wenn ſchon dieſe zuſammenhängenden Vorträge der an Talent und Stellung hervorragenden Individuen einen ſo ungeordneten und unförmlichen Eindruck gewähren, wie ungeſchickt und ſchwerfällig müſſen nicht erſt die ohnedies ſelten vorkommenden Debatten der Mitglieder dieſer Verſammlung unter einander geweſen ſein. Der Geiſtliche war einzig an die Formen ſeiner ſcholaſtiſchen Philoſophie, der Legiſt an die weitſchweifigen und dunkeln Wendungen ſeiner Proceduren gewöhnt, der Abgeordnete der Städte ſprach damals oft noch gar nicht franzöſiſch, ſondern das rohe Idiom ſeiner Provinz. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich die Mitglieder einer ſolchen Verſammlung nicht immer genau unter einander verſtanden. Der Adel, der ſchon damals in Frankreich ſich durch äußere Verfeinerung auszeichnete, am meiſten in der Welt und in einer allgemeinen Sphäre lebte und eine größere Fertigkeit und Anmuth der Rede beſaß, war indeſſen mit Allem, was nicht den Hof und Krieg betraf, unbekannt, hatte nur zu befehlen oder zu gehorchen gelernt, wurde durch jeden Widerſpruch gereizt, trug in alle Gegenſtände ſeine perſönliche Geſinnung hinein und war vielleicht noch weniger als die andern Stände zu einer Berathung unter Gleichen und Freien, wie die Mitglieder der Reichsſtände es in Bezug auf ihre Funktionen waren, geeignet. Aus dieſem Allen geht hervor, daß es beim Mangel einer ausgebildeten Sprache im ſechszehnten Jahrhundert in Frankreich keine weltliche Beredſamkeit, ohne die doch große politiſche Verſammlungen keine Bedeutung haben, ohne die ſie gar nicht beſtehen können, gab.

Der Grund dieſer Erſcheinung lag nicht, wie man oft behauptet hat, in der langſamen Entwickelung der modernen Sprachen, ſelbſt derer, die, aus dem Lateiniſchen ſtammend, ein ſchon fertiges Material überkommen hatten, ſondern in dem Geiſte und den Einrichtungen der abendländiſchen Geſellſchaft ſelbſt, wie dieſe ſich nach der Zerſtörung des abendländiſchen Reiches gebildet hatte. Es bildet

ſich keine Anlage der menſchlichen Natur, ohne einer ihr entſprechenden Anwendung gewiß zu ſein, aus. Jede Anſtrengung ſetzt ein Bedürfniß, jede Bewegung ein Ziel voraus. Der Trieb, auf Andere durch die Rede zu wirken, ihren Willen zu lenken, ihre Leidenſchaften zu erregen oder zu beſänftigen, kann nur da entſtehen, wo nicht nur ein gewiſſer Grad von Freiheit, ſondern vor allen Dingen von Gleichheit, wenn auch nicht in allen, aber doch in einzelnen weſentlichen Beziehungen der Individuen zu einander ſtattfindet. Es gehört dazu, damit Beredſamkeit irgend einer Art ſich bilde, die Nothwendigkeit, auf Andere zu wirken, und die Unmöglichkeit, dies blos durch einen äußern Zwang zu vermögen. Das ſtädtiſche Leben der klaſſiſchen Welt bot hierzu eine beſondere Gelegenheit dar, die aber allein nicht hinreichte, denn im Orient, in Aegypten und Babylon fand daſſelbe Zuſammenleben wie in Griechenland und Italien ſtatt, ohne daß ſich dieſe Fähigkeit der menſchlichen Natur daſelbſt entwickelt hätte. Denn der Despotismus, der unter dieſen Völkern die Seele des geſellſchaftlichen Zuſtandes war, ſtützte ſich auf die Anwendung einer materiellen Macht und konnte des moraliſchen Einfluſſes der Rede entbehren. Der wahre Sitz der Beredſamkeit mußte ſich deshalb nothwendig in den Republiken der alten Welt finden, in welcher Form, ob mehr ariſtokratiſch oder mehr demokratiſch, ſie auch regiert wurden, ſobald nur überhaupt einmal das Princip ausgeſprochen war, daß die Souverainetät der Nation ſelbſt gehörte, und jeder Freie an ihr Antheil und bei ihren Beſchlüſſen eine Stimme hatte. So abhängig und gedrückt auch das römiſche Volk in den erſten Zeiten der Republik erſcheint, ſo ſtand ihm das wichtigſte Recht in einer freien Gemeinde, die Wahl ſeiner Obrigkeiten, zu. Da die Großen, um im Staate etwas zu gelten, die öffentlichen Aemter nachſuchen mußten, zu dieſen aber nicht anders als durch die Stimmen ihrer Mitbürger gelangen konnten, ſo waren ſie genöthigt, auf deren Geſinnung einen Einfluß auszuüben, um ſie nach ihren Wünſchen lenken zu können. Sie mußten ihnen zu gefallen, ſie zu gewinnen trachten. Sie beſaßen hierzu, da ſie ſich durch Abkunft, Reichthum und Verdienſt ſo oft einander gleich ſtanden, kein anderes Mittel als die Rede. Aus dieſer Nothwendigkeit, die eine Gewohnheit und ein Geſetz wurde, entſtand, bei allmälig ſich erweiternden und ſich fixirenden Formen, die Kunſt der Beredſamkeit in der alten Welt. Der Reichthum der beiden klaſſiſchen Sprachen, die Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit ihrer Wortſetzungen, der Glanz und die Würde ihrer Wendungen gingen aus dem geſelligen Geiſte und den freien Verfaſſungen dieſer Völker

hervor, die, ſo zu ſagen, Alles durch die Rede leiſteten, von ihr eine immerwährende und die wichtigſten Dinge entſcheidende Anwendung machten. Der römiſche Feldherr, der an der Spitze ſeines Heeres einen Sieg erfocht, verdankte dieſen allerdings ſeiner Fähigkeit und dem Muthe ſeiner Soldaten, ſeine Stellung ſelbſt aber, den Oberbefehl, den er führte, dem Eindrucke, den ſeine Worte in den Comitien auf das Volk gemacht hatten, ſeiner Beredſamkeit, denn dieſe galt für ein eben ſo wichtiges Inſtrument als Weisheit oder Tapferkeit. Cato Major fing damit an, ſich durch ſeine Beredſamkeit zu empfehlen, ehe ſeine übrigen Eigenſchaften noch gekannt waren, und Plutarch erzählt von Fabius Maximus, daß er den Körper für den Krieg und die Rede für die Volksverſammlungen ausbildete. Es konnte kein bedeutendes Daſein ohne dieſe Fähigkeit errungen werden, da Niemand als durch ſie dem Volke, von dem alle Entſcheidung ausging, ſich empfehlen konnte. Das Verdienſt der That allein war, außerordentliche Lagen und Gefahren abgerechnet, hierzu nicht hinreichend, es mußte ſich daſſelbe durch jene Kunſt, wie ein Stein durch ſeine Faſſung empfehlen. Die Nothwendigkeit, dieſe Fähigkeit in allen ihren Theilen zu üben, mußte auf die geſammte innere und äußere Bildung des Alterthums von außerordentlichem Einfluſſe ſein. Die Sicherheit, Freiheit und Würde, die ſie dem Geiſte mittheilte, ging auch auf die äußere Erſcheinung über und gab dem Ausdruck, der Geberde und Haltung dieſelben Eigenſchaften, wie noch jetzt aus ſo vielen hiſtoriſchen Statuen und Büſten des Alterthums erkannt werden kann. Die Beredſamkeit ward für die Individuen eine zweite Perſönlichkeit, der Menſch galt eben ſo viel durch das, was er ſagte, als durch das, was er that. Die Schattenſeite dieſer unermeßlichen Bedeutung der Rede, wie des ganzen Zuſtandes überhaupt, unter dem ſie ſich entwickelt hatte, die beſonders erſt dann hervortrat, als die Umſtände, die ſie ins Leben gerufen, verſchwunden, die äußern Gewohnheiten, die ſie geſchaffen, aber geblieben, war die überwiegende Bedeutung, welche die Form in der geſammten Geſittung der antiken Welt über den Inhalt, die Intelligenz über die Sittlichkeit gewann.

Die Beredſamkeit, die mit den demokratiſchen Inſtitutionen des antiken Staates zugleich entſtanden, zog ſich, als dieſer durch den in den letzten Jahrhunderten herrſchend gewordenen Despotismus geſunken, aus dem Treiben der Welt, das ihr keinen ihrer würdigen Gegenſtand mehr bot, zurück und trat in den Dienſt der Kirche: hier fand ſie mit einem Aſyl zugleich ein neues Feld der Thätigkeit. Ihrem Urſprunge und Charakter treu, konnte ſie ſich nur da

entwickeln, wo in den Zuſtänden der Menſchen ein demokratiſches Element ſich geltend machte, wo der, welcher die Andern regieren wollte, ſie vorher gewinnen und überzeugen mußte. Ein ſolches Verhältniß fand in den erſten Jahrhunderten der Kirche ſtatt, denn der Prieſter war in der damaligen chriſtlichen Welt das geworden, was der Volksredner und Tribun in Athen und Rom geweſen. Denn wenn die Kirche in mancher Beziehung die Stelle des alten Staates einnahm und eine unmittelbare Herrſchaft über die Individuen verlangte, ſo war dennoch der größte Theil ihrer Geſetze und Vorſchriften auf das Innere der Menſchen, das nur durch Ueberredung und Ueberzeugung gewonnen werden kann, berechnet. Es fand demnach innerhalb der Grenzen der hierarchiſchen Verhältniſſe, ſowohl in den letzten Zeiten der alten Welt, als während des ganzen Mittelalters, eine wahrhafte Beredſamkeit, auf dieſelbe Grundbedingung dieſer Kunſt, d. h. auf das freie Verhältniß zwiſchen denen, welche durch Ueberredung herrſchen, und denen, welche nur nach erlangter Ueberzeugung gehorchen wollen, ſtatt. Dieſe chriſtliche Beredſamkeit bewegte ſich jedoch in ungleich engern Grenzen, als im Alterthume der Fall geweſen. Der Glaube und die Sittlichkeit, ſo weit letztere mit erſterm in unmittelbarer Verbindung ſteht, waren der ausſchließende Gegenſtand dieſer religiöſen Eloquenz, die, in vieler Beziehung der Wirklichkeit fremd, ſich in einem Labyrinth dunkler Dogmen und Sprüche erging, die auf das Gemüth und die Phantaſie einen großen Einfluß ausübten, aber der Gegenwart und Friſche einer lebendigen und natürlichen Realität großentheils fremd blieben. Es war nicht ſowohl das Leben, wie im Alterthume, als vielmehr der Schein des Lebens, ein in eine überſinnliche Zukunft hineinreichender Schatten deſſelben, der Gegenſtand dieſer Kunſt zur chriſtlichen Zeit. Das eigentliche Staats- und Völkerleben war, obgleich die Kirche darauf einen großen Einfluß ausübte, jedoch nicht vollkommen in ihren Händen. An der Seite der Theokratie ſtand die Feudalwelt, die zuweilen von ihr beſiegt, nie ganz von ihr unterjocht wurde und auf die Entwickelung der politiſchen Zuſtände einen entſchiednern Einfluß als jene ausübte. Das weſentlichſte Element in dieſer Form der Geſellſchaft war ein militairiſch organiſirter und in eine Menge von Abſtufungen des Ranges und Beſitzes getheilter Herrenſtand, deſſen Glieder zu einander, Jeder in ſeinem Innern ein unumſchränkter Gebieter, zur Beobachtung ein für allemal beſtimmter Rechte und Pflichten verbunden waren, jedoch ſo, daß der Höhere und Mächtigere nicht nur von den beſtehenden Geſetzen und Einrichtungen, ſondern noch mehr von dem Geiſte und der Sitte, die dieſe

beſeelten, begünſtigt wurde. Drei charakteriſtiſche Momente treten in dieſem Zuſtande, die ihn von jedem andern unterſcheiden, hervor: die rein auf den Krieg berechnete Organiſation der herrſchenden Klaſſe, die das Recht der ſinnlichen Stärke in ihm zum Grundſatze und deſſen Ausübung zur Gewohnheit machte; die Hierarchie, die er unter ſich eingeführt, vermöge deren zwiſchen den Individuen deſſelben Standes ein großer Unterſchied beſtand, und die Abweſenheit eines eigentlichen Volkes, als eines lebendigen und berechtigten Körpers. Wenn in der antiken Welt, während ihrer Kraft, Alles zur Einheit und Gleichheit der Demokratie, während ihres Verfalles, zur Einheit und Gleichheit des Despotismus hingeſtrebt, dabei in den Verhältniſſen der Einzelnen, den Details des Lebens überhaupt, zu jeder Zeit eine große Beweglichkeit und Freiheit ſtattgefunden, ſo tritt dagegen im Feudalleben einmal die Trennung der großen Maſſen der Bevölkerung, und dann die der verſchiedenen Stände unter ſich und, ſo weit dieſe gegenſeitige Rechte und Pflichten anerkennen, deren genaue Beſtimmung und Fixirung hervor. In einem ſolchen Zuſtande, wo es kein Volk gab, das auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten irgend einen Einfluß ausgeübt hätte, und wo in der herrſchenden Klaſſe die Leiſtungen und Forderungen, wenigſtens dem Grundſatze nach, auf das Genaueſte beſtimmt, und in Bezug auf die Perſonen wechſelnd, im Geiſte der Einrichtung ſelbſt aber unwandelbar waren, fand für die Einen, die Gebieter, eine in ihrem Innern bis zur Willkür gehende Unabhängigkeit, ſobald ſie aber aus dieſem hervortraten, die Anerkennung und Erfüllung ein für allemal beſtimmter Rechte und Pflichten, für die Andern aber, die Dienenden, eine vollkommene Abweſenheit alles ſich ſelbſt beſtimmenden Bewußtſeins und Willens ſtatt. In der Feudalwelt hatte Jeder entweder zu befehlen oder zu gehorchen, ſtand in einem ſcharf ausgeſprochenen, das ganze Daſein umfaſſenden Verhältniſſe des Höhern und Niedern, des Handelnden und des Leidenden da. Bei einer ſo großen Beſtimmtheit der Rechte und Pflichten und ſo großer Trennung der Perſonen konnte das Wort, die Rede, innerhalb dieſer Verhältniſſe, im Leben der Welt, von keiner Bedeutung ſein, denn alles war Nothwendigkeit, Zwang, Alles ein für allemal, wenigſtens den herrſchenden Grundſätzen nach, geordnet und feſtgeſetzt. In dieſer Geſellſchaft konnte die Beredſamkeit kein Bedürfniß werden, keine Gelegenheit, zu entſtehen oder ſich auszubilden, finden. Das Wort, der Idee am nächſten ſtehend, fand keinen künſtleriſchen Ausdruck, denn es gab in einem ſolchen Zuſtande keine freien, ſich ſelbſt beſtimmenden Ideen. In den öffent-

lichen Verhältniſſen entſchied die Anwendung der materiellen Kraft und ein geiſtiges Leben kam der Feudalwelt faſt ausſchließend von einer ihr fremden Inſtitution, der Kirche, zu. In dem Herrenſtande, deſſen Gleiche ſich ſelten berührten, deſſen ſämmtliche Glieder in einer beſtimmten Stufenfolge des Ranges und der Macht ſtanden, waren alle Rechte und Pflichten im voraus beſtimmt, und zwar nicht durch Worte, mit denen die Leiſtung derſelben verlangt oder verweigert wurde, ſondern mit Thaten, denn das Wort hat nur da eine Bedeutung, wo es auf eine Menge wirkt, die frei und ſtark genug iſt, um die empfangenen Eindrücke oder entſtandenen Ueberzeugungen zu realiſiren. Der Lehnsherr brauchte ſeine Vaſallen nicht zu gewinnen oder zu bereden, der eine kannte ſeine Rechte und Pflichten ſo gut wie der andere, und konnten ſie ſich über ihre gegenſeitigen Anſprüche nicht vergleichen, ſo entſchied das Schwert, aber nicht das Wort zwiſchen ihnen. Zwiſchen dem Herrn und dem Leibeigenen war die Anwendung der Rede noch weniger ein Bedürfniß, denn was konnten ſich Individuen einander vorzutragen haben, von denen das eine unbeſchränkt gebot und das andere unbedingt gehorchte? — In dieſem rein materiellen Verhältniſſe war kein moraliſcher Einfluß möglich, der überhaupt nur zwiſchen ſolchen ſtattfindet, die von keiner unüberſteiglichen Kluft getrennt ſind und einen gewiſſen Grad von Freiheit in ſich und von Gleichheit unter einander bewahren. Um von vielen andern Hinderniſſen, welche ſich der Entſtehung, der Ausbildung und dem Gebrauche der Beredſamkeit in der Feudalwelt — denn von dieſer, die Kirche derſelben Epoche ausſchließend, ſprechen wir hier, wie der Untergang der antiken Kultur, die Verpflanzung des germaniſchen Lebens und Charakters unter eine von ihm urſprünglich und weſentlich verſchiedene Welt, in der ſeine natürliche Entwickelung aufgehalten wurde und eine fremde Richtung bekam, die Zerſtreuung der verhältnißmäßig ohnedies nicht zahlreichen Eroberer über einen unermeßlichen Raum, die Iſolirung, Trennung, in der ſie in faſt jeder Beziehung lebten — entgegenſetzten, nicht zu ſprechen, ſo war die Abweſenheit eines Volkes, als einer freien und entſcheidenden Macht, und die unter den Herrſchenden eingeführte Hierarchie hinreichend, um den Mangel der Beredſamkeit, die in dem antiken Staate eine ſo hohe Stellung eingenommen, hier aber, da ſie kein Bedürfniß war und keinen Zweck hatte, nicht entſtehen konnte, zu erklären. Das weltliche Mittelalter, das Lehnsſyſtem, war eine durch die Kraft und Entſchiedenheit der Charaktere merkwürdige, aber zugleich bei der tiefen Trennung, in die das geſammte Leben zerfallen, geiſt- und ideenloſe Welt, wenigſtens im

Vergleiche zum Alterthume und unſrer Zeit, denn der intellektuelle Reichthum entſteht, wie alles Leben, nur aus einer Vereinigung des Getrennten, einer Verſchmelzung des Verſchiedenen.

Als die Feudalwelt vom vierzehnten Jahrhundert an zu ſinken und der Bereich derer, die zu einer thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen ſind, ſich zu erweitern begann, als die Abgeordneten der Städte auf den Reichstagen erſchienen, das Parlament einen Antheil an der Politik und Regierung bekam, entſtand aus dieſer vergleichungsweiſe größern Freiheit und Beweglichkeit, dieſer lebendigern und vielfältigern Berührung, dennoch kein Fortſchritt in den Mitteln dieſer erweiterten Gemeinſchaft, der Rede und Beredſamkeit, die, bis zum Erwachen der letzten großen Epoche der franzöſiſchen Literatur, ungeachtet aller materiellen Vervollkommnung der äußern Formen der Sprache, ungeachtet aller Vermehrung der Ideen und Kenntniſſe, auf einer überaus niedrigen Stufe der Ausbildung ſtehen blieb. Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung, daß der Fortſchritt des Lebens von keiner ihm entſprechenden Vervollkommnung ſeines Ausdruckes begleitet wurde, lag darin, daß ſich mehr der Geiſt der Stände und Individuen, als die äußere Weiſe ihres Daſeins verändert hatte, daß ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten und Sitten, ihre äußere perſönliche Stellung, nur langſam und unmerklich, im Laufe mehrer Jahrhunderte, verwandelt wurden. Die Erziehung, welche die Kirche verlieh, und ſelbſt die, welche die Individuen aus andern Quellen ſchöpften, blieb ungeachtet der wachſenden Einheit des öffentlichen Lebens dieſelbe, und dieſes ſelbſt trat nur ſehr langſam, ſo zu ſagen unſichtbar und unfühlbar, in eine neue Bahn. Neben dem nach Unumſchränktheit ſtrebenden Königthume erhielten ſich die Formen der Lehnswelt, und wenn auf den Städten und dem größten Theile der Landſchaften nicht mehr das Joch des Feudalweſens laſtete, ſo waren ſie dagegen in eine vollkommene Abhängigkeit von der Krone gerathen und bildeten kein eigenthümliches Daſein in ſich aus, blieben im Grunde nach wie vor, obgleich ſicherer und glücklicher, doch unter der Bevormundung einer um ihre Zuſtimmung unbekümmerten, von ihrer Anerkennung unabhängigen Macht. Wie ſehr der Fortſchritt des ganzen franzöſiſchen Lebens vom vierzehnten bis zum ſiebenzehnten Jahrhunderte mehr im Geiſte der Individuen und Verhältniſſe, als in deren äußerer Geſtaltung ſtattgefunden, geht beſonders daraus hervor, daß die große Epoche in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als der franzöſiſche Genius für Literatur, Kunſt und Sitte, für den ſeit ſo langer Zeit aufgehäuften Stoff überhaupt, endlich eine

ihm angemeſſene Form gefunden, dieſer große Fortſchritt jedoch in vieler Beziehung ein idealer blieb, von keiner mit ihm im Verhältniß ſtehenden Vervollkommnung der Geſetze und Einrichtungen, des geſammten formellen Zuſtandes der Nation, begleitet wurde. Es war vornehmlich dieſer Mangel an formeller Ausbildung und ihres vornehmſten Werkzeuges, der Rede, welcher dem, was von öffentlichem Leben damals in Frankreich vorhanden war, eine ſo geringe Bedeutung geſtattete, es ſowohl ſich in ſich ſelbſt nicht entwickeln ließ, als ſeinen Einfluß auf die Nation verhinderte. Wir verſtehen hier unter Rede und Beredſamkeit aber nicht nur dieſe Fähigkeit als eine beſtimmte Kunſt, wie im Alterthume, ſondern überhaupt die Fertigkeit, für die Behandlung von Gegenſtänden politiſchen und ſocialen Intereſſes eine angemeſſene Form zu finden, ihre Natur, ihre Verbindung untereinander, die Abſicht und das Ziel, um deſſen willen ſie beſtehen, ihre Erhaltung oder ihre Umwandelung, mit Klarheit und Beſtimmtheit auszuſprechen und dadurch dem allgemeinen Verſtändniſſe zugänglich zu machen. Dieſe formelle Entwickelung ſtand im Verhältniſſe zu dem Reichthume von Ideen, den Kräften und Leidenſchaften, die ſich in den Geiſtern bewegten, im ſechszehnten Jahrhundert in Frankreich auf einer noch ſehr niedrigen Stufe. Ein beſonderer Beweis hierfür ſind die großentheils aufbewahrten Verhandlungen der Reichstage jener Zeit, auf denen die Nation äußerlich viel vollſtändiger als heute vertreten war, denn in den Reichsſtänden waren alle Klaſſen, von der der freien Landleute bis zu den größten weltlichen Herren, von denen der ärmſten Landpfarrer bis zu den fürſtlichen Prälaten herauf, verſammelt. Die Leidenſchaften wirkten ebenſo lebendig, die Zeiten waren ebenſo bewegt, die Parteien ebenſo thätig wie heute, gleichwohl gingen aus den Verhandlungen dieſer Verſammlungen, wo alle Bedingungen des Lebens vorhanden waren, keine bedeutenden Reſultate, keine feſten und durchgehenden Reformen der politiſchen Zuſtände, nicht einmal ein wahrhaftes Eingreifen in dieſelben hervor. Das vornehmſte Hinderniß lag hierbei nicht in dem Mangel der Geſinnung oder Fähigkeit, ſondern in dem einer angemeſſenen Form, dieſe auszuſprechen. Die Rede und Beredſamkeit war noch ſo wenig entwickelt, daß die verſchiedenen Charaktere, Zuſtände und Zwecke, wenn auch mit Entſchloſſenheit auftretend und ihr Ziel ſehr wohl erkennend, dies nicht auf eine Allen zugängliche Weiſe, mit Klarheit und Beſtimmtheit auszudrücken im Stande waren, und deshalb nicht einmal auf einander, geſchweige denn auf die außer ihnen ſtehenden Kreiſe einen entſchiedenen Einfluß gewinnen konnten. Es lag dies,

wie geſagt, in der Trennung und Iſolirung, welche aus dem Mittelalter her, deſſen Formen ſich großentheils erhalten hatten, auf jene Gegenwart gekommen war. Der Adel, die Geiſtlichkeit, die Bürger bewegten ſich von Kindheit an in ganz getrennten Kreiſen des Lebens, beſaßen eine durchaus verſchiedene Weiſe, die Wirklichkeit aufzufaſſen und zu behandeln, und konnten, wenn ſie in jenen großen Verſammlungen zu einem gemeinſamen Zwecke ſich vereinigten, die Trennungen und Widerſprüche, die unter ihnen walteten, nicht aufheben. Es gab keinen gemeinſamen, Allen bekannten und faßlichen Mittelpunkt, um den ſich das ganze Leben bewegte, und deshalb auch keine allgemein klare und beſtimmte Form des Ausdrucks, keine freie Rede und Beredtſamkeit. Dieſe Trennung, dieſe Disharmonie fand aber nicht nur in der Perſönlichkeit und Stellung der Individuen und Stände, ſondern in deren geſammter Bildung, in ihrem innern wie in ihrem äußern Daſein ſtatt. Die ſcholaſtiſche Philoſophie, die auf die Form aller Wiſſenſchaften einen ſo großen Einfluß ausgeübt, hatte in den Vorſtellungen und damit natürlich in dem Ausdrucke, neben dem Hange zu einer ſinnreichen Spitzfindigkeit und Grübelei, zugleich die trockene Schwerfälligkeit, die kalte Zergliederung der Oberfläche, die im Mittelalter ſo ſonderbar von der Wärme und Tiefe des Glaubens und ſeiner begeiſternden Kraft abſtach, eingeführt. Die Form, die ſie den theologiſchen Gegenſtänden gab, war nicht nur auf die Behandlung allgemein moraliſcher Verhältniſſe, ſondern auch auf die des öffentlichen Lebens und der Politik übergegangen. Hierzu kam die Einwirkung des wiedererwachten Studiums der klaſſiſchen Literatur, das ſpäter von ſo glücklichem Einfluſſe auf die franzöſiſche Sprache und Rede, damals dieſelbe mehr aufhielt als belebte und, ein von allen übrigen getrenntes Element in die Bildung tragend, deren Disharmonie und Verwirrung für den Augenblick vermehren half. In den Reden der damaligen Reichsſtände wird der Einfluß der ſcholaſtiſchen Erziehung in den dunkeln, weitſchweifigen und oft überflüſſigen Definitionen, und der immerwährenden Anführung von Beiſpielen aus der Bibel, ſo oft unpaſſend angebracht, das unverdauete Studium des Alterthums aber in dem überflüſſigen Schmucke und weitſchweifigen Prunke der Rede, den erzwungenen und uneigentlichen Vergleichungen überall ſichtbar.

So wenig nun auch aus Mangel an Uebereinſtimmung in den das öffentliche Leben jener Zeit zuſammenſetzenden Elementen ein allgemeiner Fortſchritt in demſelben ſichtbar iſt, ſo fehlt es doch, ſelbſt mitten unter den Religions- und Bürgerkriegen nicht an

Thätigkeit in einzelnen Sphären, z. B. der Geſetzgebung und Verwaltung, in welchen ſchon damals, in Vergleich zu mehren andern Ländern, allgemein vernünftigere und zweckmäßigere Grundſätze angewandt wurden. Der größte praktiſche Juriſt jener Zeit, der Kanzler L'Hopital, arbeitete bei ſeinen Reformen der Juſtiz vorzüglich darauf hin, die zu große Menge von Inſtanzen und Reviſionen, die Schwierigkeiten der Verjährung, die Ungewißheit des Beſitzes einzuſchränken und die Verwaltung der Gerechtigkeit zu vereinfachen und zu beſchleunigen. Dieſes Streben fand theils in den Grundſätzen, theils in dem Intereſſe des Parlaments einen Widerſtand, das gewöhnt war, den ſtreitigen Rechten ein möglichſt weites Feld zu eröffnen, wobei durch die Verwickelung und Dauer der Proceſſe ſowohl ſein Anſehn als ſein Gewinn vermehrt wurde. Auch ward unter demſelben Kanzler im Jahre 1563 der Anfang des Jahres in Frankreich, das bisher auf den Oſtertag gefallen war, auf den erſten Januar feſtgeſetzt. — Der Handelsſtand, beſonders der von Paris, gewann durch die Vereinfachung und Beſchleunigung der gerichtlichen Proceduren, und L'Hopital war der erſte, der ein von den Kaufleuten von Paris ſelbſt gewähltes Handelstribunal niederſetzte, eine Einrichtung, die von dem Parlamente ebenfalls angefochten, einige Jahre nachher von den vornehmſten Städten nachgeahmt wurde. Birago, ein Mailänder, der, als ein allgemeiner Angriff auf die Proteſtanten im Rathe der Königin Mutter und ihres Sohnes beſchloſſen worden, die gemäßigter Geſinnten L'Hopital und Morvilliers in dem Kanzleramte, d. h. in der Leitung der Juſtiz und Adminiſtration erſetzt hatte, beſaß ungeachtet ſeines wirklichen oder erheuchelten religiöſen Fanatismus, wahrſcheinlich aus ſeiner Kenntniß der italieniſchen Handels- und Seeſtädte, in manchen Gegenſtänden der öffentlichen Verwaltung mehr Einſicht, als damals im Norden gefunden wurde. Eine für die Zeit merkwürdige Verordnung, deren Erweiterung und Anwendung ſpäter eine ſo große Rolle in der franzöſiſchen Geſetzgebung geſpielt hat, ward von ihm im Jahre 1572 erlaſſen. Er verbot nämlich durch ſie die Ausfuhr der Wolle, des Flachſes, des Hanfes und beſchränkte die Einfuhr fremder Manufakturwaaren, um die einheimiſche Induſtrie zu heben, damit nicht, wie es darin heißt, die Fremden, das rohe Material wohlfeil im Lande kaufend, die daraus gearbeiteten Waaren zu hohen Preiſen einführten. Dies iſt, ſo viel man weiß, der erſte Verſuch eines Ausfuhrverbotes in Frankreich und der Anfang zu einem Prohibitivſyſtem.

Vierzehntes Kapitel.

Katharina von Medicis trat die ihr von ihrem Sohne übertragene Regentſchaft, die ſie bis zur Rückkehr des neuen Königs, Heinrich's III., führen ſollte, ſogleich an und bemühte ſich mit gewohnter Feinheit und Liſt die kämpfenden Parteien, die eine durch die andere zu beſchäftigen, ihre Häupter immer mehr von einander zu trennen und auf ihren gegenſeitigen Ruin ihren eigenen Einfluß und ihres Sohnes Gewalt zu gründen. Da ſie jedoch während der Abweſenheit dieſes letztern keineswegs die Verantwortlichkeit einer bedeutenden Maßregel auf ſich nehmen wollte, ſo ſuchte ſie den Ausbruch des Krieges, der im Weſten durch die Ränke des Herzogs von Alençon und das Mißtrauen der Hugenotten von Neuem auszubrechen drohte, zu verhindern, oder wenigſtens zu verzögern. Es kam zwiſchen Gontaut de Biron, der das katholiſche Heer befehligte, und La Noue, der an der Spitze der Proteſtanten ſtand, ein Waffenſtillſtand von zwei Monaten zu Stande, der alle weſtlichen Provinzen von der Loire bis zur Garonne umfaßte, und während deſſen die Streitmacht der Hugenotten ihren Sold von der Regentin empfing. Wenn dieſe demnach bemüht war, den Frieden im Weſten wegen der nahen Berührung dieſer Gegenden mit Paris und dem Innern des Reiches zu erhalten, ſo zeigte ſie ſich zur Beilegung der Unruhen im Süden, namentlich dem fernen Languedoc, weniger bereit, und ſchien hier den Keim der Zwietracht eher begünſtigen als erſticken zu wollen. Damville, das Mitglied eines ihr beſonders verdächtigen Hauſes, der Montmorency, der zweite Sohn des in der Schlacht von St. Denis gefallenen Connetable, verwaltete jene Provinzen mit faſt unabhängiger Macht und ſtand an der Spitze der Politiker, oder der Gemäßigten, welche vor Allem die Erhaltung des innern Friedens ſich zu ihrer Aufgabe gemacht hatten. Katharina, die unter Heinrich II. Vieles von dem Einfluſſe der Montmorency, unter Franz II. von dem der Guiſen geduldet und aus Erfahrung und Grundſatz dem Daſein eines großen Herrenſtandes feindlich geſinnt war, wollte den Marſchall Damville um jeden Preis aus dem Beſitze von Languedoc verdrängen. Sie hatte ſchon in den letzten Wochen vor dem Tode Karl's IX. Anſtalten

getroffen, ihn verhaften oder tödten zu laſſen, als die Papiere, die dieſen Anſchlag enthielten, den Hugenotten in die Hände fielen, die den Marſchall von der ihm drohenden Gefahr unterrichteten. Dieſer ſchloß mit den Proteſtanten ſeiner Statthalterſchaft, die er, um ihrem Umſichgreifen Einhalt zu thun, ſich zu bekämpfen angeſchickt, denn er wollte beide Parteien im Gleichgewicht halten, einen Waffenſtillſtand und endlich ein Bündniß ab. Katharina hatte bald nach dem Tode ihres Sohnes einen Nachfolger für Damville ernannt, die Verſammlung der Hugenotten aber, die um dieſe Zeit in Milhaud zuſammentrat, beſtätigte ihn in ſeinem Gouvernement, unter der Bedingung, daß er in die Städte, die ſich im ausſchließenden Beſitz der Proteſtanten befanden, den katholiſchen Gottesdienſt nicht einführen und die Abgeordneten des Adels und der Städte des neuen Glaubens in ſeinen Rath aufnehmen ſolle. Dieſe Partei der Politiker im Süden erließ jetzt ein Manifeſt, worin ſie die Mängel der gegenwärtigen Verwaltung rügte und auf eine Zuſammenberufung der Reichsſtände drang. Der Prinz von Condé, der, da die mit dem Herzoge von Alençon verabredete Schilderhebung der Politiker und Proteſtanten, die letzterm die Würde eines Generallieutenants des Königreiches verſchaffen ſollte, einige Monate vor Karl's IX. Tode verunglückt war, nach dem Elſaß geflüchtet war, machte von hier aus eine Proteſtation gegen die Gefangenſchaft des Herzogs und des Königs von Navarra bekannt und verlangte beide Religionen auf denſelben Fuß geſtellt zu ſehen. Die Verſammlung der Proteſtanten von Milhaud ernannte ihn öffentlich zu ihrem Chef und Beſchützer ihrer Kirche, unter der Verpflichtung, im Bekenntniſſe des Proteſtantismus zu beharren, beiden Parteien gleichen Schutz zu gewähren und ein baldiges Zuſammentreten der Reichsſtände zu bewirken. Katharina, die in den übrigen Theilen des Reiches ihr Anſehen behauptet, hatte durch ihre Anſchläge gegen Damville im Süden eine engere Vereinigung ihrer Gegner hervorgerufen und den Keim zu neuen Bewegungen gelegt. Obgleich in dem ganzen Walten dieſer Fürſtin der Plan, die königliche Gewalt, zu deren Ausübung ſie ſich unter ihren ſchwachen Söhnen berechtigt fühlte, auf Koſten aller andern berechtigten Verhältniſſe zu erhöhen und deshalb die Großen und die Hugenotten, die ihr beide widerſtanden, zu demüthigen und wo möglich zu vernichten, ſichtbar wird, ſo war ſie doch zu gleicher Zeit ſo ſehr vom Geiſte der Verſtellung und Intrigue erfüllt, ſo wandelbar in den Mitteln, die ſie anwandte, daß ſie ſelten oder nie das vorgeſetzte Ziel erreichte. Eine große Thätigkeit im öffentlichen Leben überhaupt ſchien ihr noch

mehr als die Erreichung eines beſtimmten Zweckes am Herzen zu liegen, und ihr Hang, jeden Augenblick die Rollen zu wechſeln, ihre Freunde wie ihre Feinde zu tauſchen, ſich von jenen plötzlich zu trennen und dieſen ebenſo unerwartet zu nähern, erzeugte einen allgemeinen Verdacht gegen ſie und bereitete ihr die größten Hinderniſſe in der Verfolgung ihrer Abſichten. Die Intrigue ſcheint für ſie nicht ein Mittel, ſondern der Gegenſtand ihrer Thätigkeit ſelbſt geweſen zu ſein, ſonſt würde ihre Handlungsweiſe in mancher Beziehung unerklärbar ſein.

Heinrich III. hatte wenige Tage, nachdem er den Tod ſeines Bruders erfahren, bei nächtlicher Weile, wie ein Gefangener ſeinen Kerker, das königliche Schloß in Krakau verlaſſen und auf eine in der Geſchichte beiſpielloſe Weiſe eine Krone aufgegeben, deren Erlangung ihm und ſeiner Mutter ſo viele Mühe gekoſtet hatte. Seine Jugend, er war um dieſe Zeit erſt dreiundzwanzig Jahre alt, und der Leichtſinn der meiſten Fürſten aus dem Hauſe Valois, die, mit ſeltenen Ausnahmen, immer nur den Eingebungen und Leidenſchaften des Augenblickes zu folgen gewohnt waren, kann allein einen ſolchen Mangel an Klugheit und Würde, wie er bei ſeiner Flucht bewies, erklären. Er durchzog, unter beſtändigen Feſten, Oeſterreich, das Venetianiſche und Piemont, und kam anfangs September auf der Grenze ſeines Reiches an. Seine erſten Regierungshandlungen waren, die wenigen piemonteſiſchen Feſtungen, welche Frankreich von ſeinen frühern Eroberungen her noch beſaß und die ihm den Weg nach Italien offen erhielten, dem Herzoge von Savoyen zurückzugeben, und ſeinen Bruder Alençon und den König von Navarra der obgleich gemäßigten Haft, in der ſie ſeit der letzten verunglückten Verſchwörung von der Königin Mutter gehalten wurden, zu entlaſſen.

Der Charakter des neuen Königs, ſeine Vorzüge wie ſeine Fehler, waren denen, die ihm nahe ſtanden, nicht unbekannt geblieben, nur ſollten letztere im Laufe ſeiner unglücklichen Regierung immer mehr zum Vorſchein kommen und erſtere in demſelben Maße in den Hintergrund treten. Die glänzende Tapferkeit und kriegeriſche Thätigkeit, die er in den Schlachten von Jarnac und Moncontour an den Tag gelegt, war noch in Jedermanns Erinnerung, und ebenſo der Hang zu Verſtellung und Grauſamkeit, die er bei vielen Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte. Jetzt, wo er als König alle Augen auf ſich zog, gewahrte man in ihm ſehr bald eine vorherrſchende Neigung zu ſinnlicher Ruhe und Bequemlichkeit, die bald zu einer grenzenloſen Weichlichkeit ſtieg, und eine Vorliebe

zu jungen Leuten ſeines Alters von ſchöner Geſtalt und glänzender äußerer Darſtellung, die anfangs nur als eine ſonderbare Verirrung des Geſchmacks und Gefühls auffiel, in der man ſpäter jedoch einen entſchiedenen Hang zu dem unnatürlichſten und verächtlichſten aller Laſter erkannte. Es war dieſem Könige von ſeiner Mutter und ſeinen italieniſchen Erziehern eine lebhafte Neigung für Literatur und Kunſt, deren Betrachtung und Genuß er regelmäßig einen Theil ſeiner Zeit zuwandte, zugleich aber eine gänzliche Entfernung von allen ſittlichen Grundſätzen, eine entſchiedene Richtung zu Heuchelei und Treuloſigkeit eingeflößt worden, deren Anwendung man ihm als das ſicherſte Mittel zur Herrſchaft und als die unentbehrlichſte Eigenſchaft eines Souverains empfohlen hatte. Von Natur unerſchrocken und Gefahr liebend, hatte ſich in ihm ein Hang zur Grauſamkeit, zur Verachtung des Blutes und Lebens Anderer ausgebildet, der übrigens bei ihm nicht, wie ſonſt gewöhnlich, mit Roheit des Gefühls, ſondern mit einer luxuriöſen Corruption der Phantaſie verbunden war. Abergläubig und der Religion, in der er erzogen, mit Leidenſchaft zugethan, übte dieſelbe auf ſeine Handlungen nicht den entfernteſten Einfluß aus und beſtand für ihn einzig in der Unterwerfung unter gewiſſe Glaubensſätze und der Beobachtung äußerer Gebräuche. Inſoweit ſah er vielen und vielleicht den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, und beſonders denen, die eine hervorragende Stellung einnahmen und den charakteriſtiſchen Einflüſſen jener Epoche ausgeſetzt waren, ähnlich. Was ihm aber allein zugehört und von faſt allen Fürſten ſeines Stammes unterſcheidet, war die ſonderbare Miſchung von einſamer tiefer Verſtellung des Verſtandes in der Entwerfung ſeiner Plane, in ſeinen Verhältniſſen zu ſeinen Gegnern, in ſeinem ganzen Walten als Fürſt, von gefühlloſer wilder Grauſamkeit und weiblicher Schwäche und Zärtlichkeit gegen ſeine Günſtlinge und Vertrauten, und die phantaſtiſche Laune im Genuſſe des Lebens, in ſeinen häuslichen Gewohnheiten, bis in der Darſtellung ſeiner Perſon, die er zuweilen mit Gold und edeln Steinen überlud und dann ebenſo wieder in das grobe Gewand der Büßenden hüllte. Der ihm von ſeinen Zeitgenoſſen allgemein ſchuldgegebene Hang zu dem erniedrigendſten aller Laſter war in ihm nicht, wie gewöhnlich, von einem gänzlichen Mangel an beſſerm Gefühle begleitet. Auch erhob er ſich zuweilen plötzlich auf überraſchende Weiſe aus dem Abgrunde, in den ſeine ſittliche Natur verſunken, zu einer entſchiedenen, dann aber Andern faſt immer verderblichen Thätigkeit empor. Er ſcheint jedoch im Ganzen um ſo niedriger geſtanden zu haben, je mehr er das Böſe mit vol-

lem Bewußtſein, mit Wahl und Ueberlegung verübte und eine, beſonders bei hochgeſtellten Perſonen nicht gewöhnliche Kenntniß ſeiner ſelbſt beſaß. Ungeachtet ſeines perſönlichen Muthes und ſeiner natürlichen Fähigkeiten litt er an einer großen Ungewißheit und Unentſchloſſenheit in ſeinem öffentlichen Leben, ſo als wenn ſeine angebornen Gaben von ſeiner ſittlichen Verdorbenheit erdrückt worden wären, was ſeiner ganzen Erſcheinung einen eigenthümlichen Ausdruck von Trauer und Schwäche auflegt.

Man hatte dem Könige gerathen, ſich alsbald nach Reims zu ſeiner Krönung und von da nach Paris zu begeben. Er hatte aber während ſeiner Reiſe in Italien an den Gebräuchen und Einrichtungen des dortigen Lebens einen beſondern Geſchmack gewonnen und gefiel ſich deshalb im Süden Frankreichs, wo eine ähnliche Natur und ähnliche Sitten ſeine Theilnahme erregten. In Avignon, das dem Papſte gehörte, nahm er perſönlich an den geiſtlichen Ceremonien und beſonders den Prozeſſionen der vielen Brüderſchaften Theil, und hier war es, wo ſein aus düſterm Aberglauben und theatraliſcher Schauluſt gemiſchter Sinn ſich zum erſten Male bemerklich machte.

Die Hugenotten und Politiker ſtanden in den Waffen, der Marſchall Damville nahm faſt unter den Augen Heinrich's III. einige von deſſen Kriegsvolk beſetzte Schlöſſer ein, und es lag letzterm nahe genug, irgend einen entſchiedenen Entſchluß zu ergreifen; gleichwohl blieb er in gänzliche Unthätigkeit verſunken. Die Proteſtanten und ihre katholiſchen Verbündeten vereinigten ſich auf einer Verſammlung zu Nimes, in der Nähe des Königs, zu einer engen Allianz, an deren Spitze Condé und Damville ſtanden, und wobei eine vollkommen rechtliche Gleichheit der beiden Religionen feſtgeſtellt wurde. Condé hatte von Strasburg aus an die proteſtantiſchen Kirchen Frankreichs geſchrieben und von ihnen zur Ausrüſtung eines Heeres, womit er und der Pfalzgraf Caſimir ſich in Deutſchland beſchäftigten, Beiträge verlangt. Dieſer Verbindung zwiſchen den Hugenotten und gemäßigten Katholiken ungeachtet, bekämpften ſich die Exaltirten beider Parteien mit gewohnter Erbitterung und Grauſamkeit, und in dem Theile Languedocs, der die Gewalt Damville's nicht anerkannte, und in der Provence und Dauphiné begannen von Neuem alle Gräuel des Religions- und Bürgerkrieges zu wüthen. Heinrich III. that nichts, um dieſen Kämpfen Einhalt zu thun. Obgleich den Hugenotten aus Gewohnheit und Ueberzeugung, den Politikern aus Eiferſucht auf ihren Einfluß abgeneigt, fuhr er fort ſich mit geiſtlichem und weltlichem Schaugepränge,

wozu ſeine Krönung im Februar des folgenden Jahres (1575), und einige Tage darauf ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Louiſe von Vaudemont, aus dem Hauſe Lothringen, gehörte, zu beſchäftigen. Am Ende deſſelben Monats hielt er endlich ſeinen Einzug in Paris, wo er faſt ſeine ganze Zeit mit dem Beſuche von Kirchen und der Theilnahme an Prozeſſionen ausfüllte und ſich um die öffentlichen Angelegenheiten, deren Erledigung ihm gleichwohl ſo nahe lag, faſt gar nicht bekümmerte. Die Abgeordneten der Hugenotten und Politiker hatten ſich aufs Neue zu Baſel verſammelt und eine lange Bitt- und Beſchwerdeſchrift an den König aufgeſetzt, deren Hauptinhalt die Forderung einer vollkommenen Gleichſtellung der beiden Religionen im Königreiche war. Drei Abgeordnete dieſer Verſammlung begaben ſich an den Hof. Heinrich III. aber, anſtatt dieſe Verbindung der Gemäßigten beider Parteien zur Herſtellung der Ruhe in ſeinem Lande zu benutzen und, auf ſie geſtützt, die extremen Parteien in Zaum zu halten, verweigerte dieſen Beſchlüſſen ſeine Genehmigung, gab deutliche Beweiſe ſeines Haſſes gegen die Hugenotten, traf aber dennoch keine Anſtalten, ſie zur Unterwerfung zu bringen. Während dieſer Unthätigkeit des Königs erhob ſich für ihn eine neue Gefahr, von einer Seite her, wo er ſie nicht erwartet hatte, und vermehrte die Schwierigkeit der beſtehenden Verhältniſſe. Sein zweiundzwanzigjähriger Bruder, der Herzog von Alençon, der früh den ſeiner Familie eigenthümlichen Hang zu Liſt und Intrigue gezeigt und bei einer unruhigen Ehrſucht nichts von den Talenten des Königs beſaß, war von dieſem, wie der König von Navarra, bei ſeiner Ankunft in Frankreich, dem Scheine nach, auf freien Fuß geſtellt, aber doch immer ſo genau bewacht worden, daß er bisher nichts gegen ihn zu unternehmen im Stande geweſen war. Heinrich III. hatte einen Augenblick lang daran gedacht, dem Herzoge von Alençon den Thron von Polen zu verſchaffen, dieſen Plan aber, auf den die Polen, denen er ſich ſelbſt durch ſeine Flucht verächtlich gemacht, nicht eingingen, wieder aufgegeben. Alençon, der um jeden Preis eine politiſche Rolle ſpielen wollte, was ihm bei der allgemeinen Unruhe und Aufregung im Königreiche leicht ſchien, entfloh heimlich von Paris, begab ſich nach Dreux, dem Hauptorte ſeiner Apanage, und befand ſich, ſo groß war die Verwirrung der Zeit, ſehr bald an der Spitze einer bedeutenden Zahl ſeiner Vaſallen, Klienten und Dienſtleute. Er hatte, der Aufſicht, in der man ihn gehalten, ungeachtet, mit allen Mißvergnügten im Innern des Landes in Verbindung zu bleiben gewußt, die ihn bei ſeiner hohen Stellung und Nähe zum Thron,

im Nothfalle gegen dieſen, in jedem Falle aber zur Erreichung ihrer Zwecke für ein paſſendes Inſtrument hielten. Er erließ ein ſeinem Inhalte nach unbeſtimmtes und unbedeutendes Manifeſt, in welchem er, deſſen Haß gegen den Proteſtantismus damals noch nicht bekannt war, die Bekenner beider Religionen zur Eintracht ermahnte und zur Ausgleichung aller politiſchen und religiöſen Streitigkeiten die Zuſammenberufung der Reichsſtände und ein Nationalconcil verlangte, zugleich aber, während er die Hugenotten in La Rochelle und Montauban für ſich zu gewinnen ſuchte, bei dem Papſte ſeine Verbindung mit ihnen entſchuldigte, und ihre Intereſſen keineswegs zu unterſtützen verſprach. Dieſe Schilderhebung des Herzogs von Alençon, deſſen Unfähigkeit und Treuloſigkeit noch ein Geheimniß geblieben, erregte die Hoffnungen der Proteſtanten, die ſich von Heinrich III. nichts Gutes zu verſehen hatten, und in noch höherm Grade die Beſorgniſſe Katharina's von Medicis, die bei der Unthätigkeit ihres Sohnes nach wie vor die Regierung leitete. Sie mochte allerdings die perſönliche Unbedeutendheit Alençons kennen und weder ſeinen Kopf noch ſeinen Arm fürchten, aber er konnte als ein Werkzeug aller mit der Regierung Unzufriedenen gefährlich werden, zumal da ein anſehnliches Heer von Condé und Johann Caſimir, dem Sohne des Pfalzgrafen, in Deutſchland geworben, in das Königreich einzurücken im Begriff ſtand. Zu gleicher Zeit gewann die Partei der Mißvergnügten durch dieſe offene Empörung Alençons eine größere Einheit, denn Condé und Damville hatten vorher beide für ihre Führer gegolten, jetzt aber ward der Bruder des Königs und nächſte Thronerbe einmüthig an ihre Spitze geſtellt. Heinrich III. erließ endlich eine Verordnung, in welcher er die Bildung eines zahlreichen Heeres befahl und die Anhänger Alençons und Condé's mit den härteſten Strafen bedrohte, Katharina aber, mehr ihren Künſten als der Energie des Königs vertrauend, ſuchte mit dem Herzoge in Unterhandlungen zu treten, die dieſer gefliſſentlich in die Länge zog. Während dieſer Zeit war Thoré de Montmorency, einer der Brüder Damville's, der die neue Lehre öffentlich bekannte, mit einer Abtheilung in Deutſchland geworbenen Kriegsvolkes, der Vorhut des Heeres unter Condé, um ſich mit Alençon zu vereinigen, in Frankreich eingefallen. Der Herzog von Guiſe, der Statthalter von Champagne, ſchlug ihn aber gänzlich und bekam dabei eine Wunde im Geſicht, die ihm den Namen „Balafré“ erwarb.

Die Weichlichkeit und Trägheit, in die Heinrich III. verſunken war, der Mangel an Geld und Kredit, um den Krieg zu führen,

denn der König war gewohnt, ſeine Einkünfte für ſeine Vergnügungen und zur Bereicherung ſeiner Günſtlinge anzuwenden, bewogen Katharina, ihren Sohn Alençon um jeden Preis zu gewinnen, und gaben dieſem den Muth, den Vorſchlägen ſeiner Mutter zu widerſtehen. Der Herzog von Montmorency, der älteſte Sohn des berühmten Connetable, den Katharina eine Zeit lang als verdächtig gefangen gehalten, ſeit Alençons Empörung aber freigelaſſen hatte, ſpielte den Vermittler zwiſchen Mutter und Sohn. Die verſchiedenen Intereſſen derer, die an der Spitze der Parteien ſtanden, die innere Verwirrung und Unſicherheit der öffentlichen Zuſtände ſeit dem Tode Heinrich's II. ſtellten einer endlichen Beilegung der vorhandenen Streitigkeiten große Hinderniſſe entgegen. In Ermangelung eines feſten Friedens kam endlich ein Waffenſtillſtand auf ſechs Monate zu Stande, den zu erhalten Katharina im Namen des Königs ſo bedeutende Opfer bringen mußte, daß die Schwäche Heinrich's III. durch dieſe Nachgiebigkeit noch mehr als ſelbſt durch einen unglücklichen Krieg geſchehen wäre, an den Tag kam. Dieſer genehmigte alle von ſeiner Mutter gemachten Zugeſtändniſſe, aber nur in der Abſicht, um für ſeine Rüſtungen Zeit zu gewinnen. Erſt als die Pariſer ihm eine Anleihe, mit der er Söldner zu werben dachte, verweigerten, und als Condé mit dem Sohne des Pfalzgrafen in Frankreich einrückte und eine feſte Stadt nach der andern bezwang, begriff der König, daß er, für den Augenblick wenigſtens, den Umſtänden nachgeben müſſe. Drei ihm feindliche Heere unter Alençon, Condé und Damville, in Poitou, Burgund und Languedoc, ſtanden in ſeinem Lande. Ihre Vereinigung, die nichts mehr zu hindern ſchien, hätte ihn ſeinen Gegnern faſt wehrlos in die Hände geliefert. Die Königin Mutter, die den Winter in Paris zugebracht, begab ſich von Neuem in die Gegend an der Loire, und ein Friede kam, dem Könige von der Noth diktirt, endlich in Chaſtenoy (1576) wirklich zu Stande. Der Herzog von Alençon und die Hugenotten wurden in ihm am vortheilhafteſten bedacht, während die Partei der Politiker eigentlich nichts gewann und ſelbſt ihrem, wenigſtens angeblichen Ziele, einer Reform der Verwaltung des Staates, nicht näher kam. Der Herzog von Alençon erhielt, als erbliche Beſitzthümer unter der Oberhoheit der Krone, die drei Herzogthümer Anjou, Touraine und Berry, die ihn zu einem der reichſten Fürſten Europas, und unter Bedingungen, die ihn von der Krone faſt unabhängig machten. Den Hugenotten ward nicht nur vollkommene Gewiſſensfreiheit, ſondern auch die Erlaubniß, ihren Gottesdienſt überall, außer in Paris und in der Nähe des Hofes

zu halten, zugeſtanden. Es wurde ihnen das Recht, ihre Synoden, wo und wann ſie wollten, zu verſammeln, eingeräumt. In allen Parlamenten ſollte für ſie eine beſondere Kammer, chambre mi-partie genannt, zur Hälfte aus proteſtantiſchen Richtern beſtehend, vorzugsweiſe zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten beſtimmt, eingerichtet werden. Alle früher, ihrer Religion wegen, gegen ſie erlaſſenen Verordnungen und Strafen wurden abgeſchafft, die Kinder der in der Bartholomäusnacht Umgekommenen auf ſechs Jahre für ſteuerfrei erklärt und der Partei zahlreiche Sicherheitsplätze in Guienne, Languedoc, Auvergne, Provence und Dauphiné überlaſſen. Heinrich III. verſprach außerdem, am Ende des Jahres die Reichsſtände in Blois zu verſammeln. Dieſer Friede, auch „la paix de Monsieur“ genannt, ein Titel, den man unter dieſer Regierung dem älteſten Bruder des Königs in Frankreich zu geben anfing, und weil Alençon, der von jetzt an ſich Herzog von Anjou nannte, an der Spitze der Gegner des Königs geſtanden, erregte unter den eifrigen Katholiken, und beſonders unter der pariſer Bevölkerung, eine lebhafte Unzufriedenheit, die ſo weit ging, daß das Volk ſich der bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Abſingung des Tedeums widerſetzte.

Dieſer Friede gewährte den Hugenotten Vortheile, die ihnen früher in dieſer Ausdehnung nie zugeſtanden worden und die in der That alle ihre Erwartungen übertrafen. Er vermehrte jedoch ihre Sicherheit und wahre Stärke weniger, als er zu verſprechen ſchien, denn einmal trennte er den Herzog von Anjou von ihnen, der, nachdem er mit ihrer Hülfe ſeine Zwecke erreicht, ſich gegen ſie erſt gleichgültig und ſpäter ſogar feindlich zeigte, und löſte ihr Bündniß mit den Politikern auf, die ſich jetzt mehr der Regierung zuzuneigen anfingen. Vor Allem aber veranlaßte er die exaltirten Katholiken, die in ihrem Haſſe gegen den Proteſtantismus beharrten, ihrer Partei eine feſtere Organiſation zu geben und eine ſyſtematiſche Bekämpfung der Anhänger der neuen Lehre zu ihrem Zwecke zu machen. Schon früher hatten die eifrigſten Katholiken in Burgund und Guienne, unter Tavannes und Montluc, ein Bündniß unter einander geſchloſſen, das, da es die Vertheidigung ihrer Religion zum Ziel hatte, die „heilige Ligue“ genannt wurde. Dieſe Aſſociation war nach keinem umfaſſenden Plane eingerichtet und deshalb bisher von keiner großen Bedeutung geweſen. Der allgemeine Unwille, den die den Hugenotten durch den letzten Frieden bewilligten Vortheile unter ihren Gegnern erregten, veranlaßte dieſe zu einer Erneuerung ihres Bündniſſes, das, nach einem größern Maß-

ſtabe angelegt und von den Umſtänden begünſtigt, unter dem Namen der Ligue in der franzöſiſchen Geſchichte ſo berühmt geworden iſt. — Dem Prinzen von Condé war durch den „paix de Monsieur“ die Statthalterſchaft der Pikardie, die einſt ſein Vater beſeſſen, verſprochen worden. Aber Jakob Humieres, der Peronne, die wichtigſte Feſtung dieſer Provinz, und einige andere Städte mit ſeinen Söldnern beſetzt hielt, weigerte ſich dieſelbe herauszugeben. Condé drang bei dem Könige auf Vollziehung des ihm gethanen Verſprechens, und Humieres, ein Freund der Guiſen und eifriger Katholik, zu ſchwach, um allein dem Prinzen zu widerſtehen, ſchlug den Katholiken dieſer Gegend eine Verbindung vor, deren Organiſation von den Jeſuiten geleitet und von ihnen, wie von der geſammten Geiſtlichkeit allen Katholiken zur Annahme empfohlen wurde. Vermöge derſelben verſprachen die Prälaten, Herren, Edeln und Bürger der Pikardie zu gemeinſamer Vertheidigung ihrer Religion zuſammenzutreten, die Verbreitung des Proteſtantismus aus allen Kräften zu hindern, und was das Wichtigſte war, dem erwählten Haupte ihrer Verbindung aus allen Kräften mit ihrem Leben und ihren Gütern zu dienen, dieſelbe geheim zu halten, zugleich aber für ſie ſo viel taugliche Mitglieder als möglich zu werben. Die Pikardie ward zu dem Ende in zehn oder zwölf Bezirke getheilt, an die Spitze jedes derſelben ein Chef geſetzt, und dieſer Bund mit ſolchem Eifer ausgebreitet, daß er bald alle katholiſchen Einwohner dieſer Provinz umfaßte. Von hier verbreitete er ſich raſch in die übrigen Theile des Königreiches aus. In Poitou, wo früher der Proteſtantismus beſonders zahlreiche Anhänger gefunden, gehörte ſehr bald ein anſehnlicher Theil der Bevölkerung zur Ligue. Humieres, der damit angefangen, den Katholiken dieſe Organiſation in der Pikardie zu geben, war, wie oben erwähnt worden, ein Anhänger der Guiſen, und der Herzog dieſes Namens ſtand, obwohl nicht öffentlich, an der Spitze dieſer raſch um ſich greifenden Aſſociation. Faſt zu derſelben Zeit trat der König von Navarra zum Proteſtantismus zurück. Von jetzt an üben die Häupter der beiden großen Parteien, der Herzog von Guiſe und der König von Navarra, einen ſo entſchiedenen Einfluß aus, daß Heinrich III. und ſelbſt Katharina von Medicis in den Hintergrund treten. Die franzöſiſchen Katholiken gewöhnen ſich immer mehr daran, den lothringiſchen Prinzen als ihr Haupt zu betrachten; Manche unter ihnen denken ſogar an die Möglichkeit, ihn auf den Thron zu ſetzen, und die Hugenotten nahmen nichts Wichtiges ohne die Einwilligung des Königs von Navarra vor. Die Regierung Heinrich’s III. iſt

von jetzt an nichts als ein beſtändiges Ringen, ſich über den Parteien zu erhalten, und in dieſer ſchwierigen Lage iſt es, wo dieſer Fürſt, ungeachtet ſeiner Trägheit und Verdorbenheit, zuweilen Beweiſe von Einſicht und Kühnheit, obwohl auf unſittliche Weiſe, und darum zuletzt ihm ſelbſt verderblich, giebt, die aber ahnen laſſen, was er unter glücklichern Umſtänden und bei einer beſſern Sinnesart vermocht hätte.

Die Prinzen hatten ſich ungeachtet des Friedens und der Vortheile, die er ihnen gewährte, vom Könige und Hofe fern gehalten. Heinrich von Navarra war in ſeiner Statthalterſchaft Guienne geblieben, Condé hatte ſich als Erſatz für die Pikardie mit Gewalt in den Beſitz von St. Jean d'Angely geſetzt und Anjou ſeinen Sitz in Bourges genommen. Dieſer letztere verſöhnte ſich endlich mit dem Könige, der eine Zeit lang in Paris, von den meiſten Großen verlaſſen und unter einer ihm keineswegs günſtig geſtimmten Bevölkerung, einſam, eher wie ein Verbannter, denn wie ein König gewaltet hatte. Die Weichlichkeit, Verſtellung und Sittenloſigkeit Heinrich's III. hatten unter den Pariſern von Anfang an das lebhafteſte Mißfallen erregt. Seit dem Frieden von Chaſtenoy aber war er bei der dem Katholicismus mit beſonderm Eifer zugethanen Bürgerſchaft in den Verdacht des Einverſtändniſſes mit den Hugenotten gefallen, und die Ehrfurcht und Gunſt, die ſonſt die Fürſten ſeines Hauſes bei den Bewohnern ihrer Hauptſtadt gefunden, fing jetzt in eine immer ſteigende Abneigung überzugehen an. Es erſcheint dies in der That befremdend, wenn man bedenkt, daß Heinrich als Herzog von Anjou zwei Schlachten gegen die Proteſtanten gewonnen und ſonſt vielfache Beweiſe des Haſſes gegen ſie gegeben hatte. Das Volk nahm aber hierauf keine Rückſicht, ſondern urtheilte wie gewöhnlich nach dem Eindrucke, den die letzten Begebenheiten auf daſſelbe gemacht hatten. Als Heinrich ſpäter wieder mehrmals zu den Waffen gegen die Hugenotten griff, glaubte man nicht an die Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten und ſchrieb, was er that, nur der Nothwendigkeit oder verborgenen politiſchen Zwecken zu. Die Ueberzeugung von ſein und ſeiner Mutter Treuloſigkeit war allmälig bis in die niedern Klaſſen der pariſer Bevölkerung herabgeſtiegen, und da das Volk eines Hauptes, in das es Vertrauen ſetzte, für das es ſich begeiſtern, das es nach dem Geiſte der Zeit als ein höheres Weſen verehren konnte, bedurfte, ſo richtete es ſeine Blicke auf den Herzog von Guiſe, an deſſen Abſicht, den Proteſtantismus auszurotten, es nicht zweifeln konnte, deſſen Vater für den alten Glauben geſtorben war, deſſen ganzes Haus für dieſelbe

Sache eine ſo glühende Anhänglichkeit bewies. Die Stellung Heinrich's III. zwiſchen den beiden großen kämpfenden Parteien, dem Ehrgeize der Guiſen, dem Fanatismus ſeiner katholiſchen Unterthanen, den Ränken, der Einmiſchung, den Planen Roms, Spaniens und anderer Mächte, den Anſprüchen, der Auflehnung der Hugenotten und dem Zwieſpalt in ſeinem eigenen Hauſe war eine der ſchwierigſten, die es jemals gegeben, und es würde vielleicht Niemand vermocht haben, ſich aus dieſem Labyrinth vollkommen herauszufinden. Aber die Gefahren dieſer Lage wurden noch durch die eigenthümliche Sinnesart dieſes Königs vermehrt, der ebenſo unentſchloſſen als treulos, keine feſte Bahn einzuſchlagen, in keiner Richtung zu beharren verſtand, der, wie es ſcheint, an ſich ſelbſt ebenſo ſehr als an Andern zweifelte, den ſeine tiefe Verſtellung verhaßt und ſeine perſönliche Verdorbenheit verächtlich machte. Obgleich ſeiner Religion eifrig und abergläubig zugethan und der neuen Lehre, wie irgend Einer, feind, ſtand er doch faſt immer mit den Häuptern der Hugenotten in geheimem Einverſtändniſſe und verhinderte mehrmals ihren unausbleiblich ſcheinenden Untergang. Eine tiefe Selbſtſucht lag bei aller Schwäche im Hintergrunde ſeines Weſens, die ihn alle Perſonen und Zuſtände als ein Mittel zur Erreichung ſeiner Plane und Befriedigung ſeiner Leidenſchaften anzuſehen lehrte. Da er ein König war, ſo konnte der Gegenſtand dieſer Selbſtſucht nicht die Erreichung von Reichthümern, Aemtern oder Würden ſein, da der Zufall ihm dies Alles verliehen hatte, ſondern ſich nur auf die Ausdehnung ſeiner Macht und die Befreiung von jeder Beſchränkung derſelben richten. Er war, ſeines Aberglaubens ungeachtet, noch mehr König als Katholik, d. h. ſeinem perſönlichen Intereſſe mehr als dem Glauben der Partei, an deren Spitze er ſtand, zugethan. Dies wurde von dem katholiſchen Volke und beſonders den Pariſern, wenn auch nur dunkel gefühlt, und dieſe Selbſtſucht und Heuchelei erregte ſeinen Haß gegen einen König, der gegen die Feinde ſeines Glaubens eine tödtliche Abneigung zur Schau tragend, doch immer zu einer Ausſöhnung mit ihnen bereit war, ſobald dies ſeinen übrigen Intereſſen dienen konnte. In dieſer Epoche des Kampfes zwiſchen den beiden Religionen hatte ſich der Glaubenseifer der Katholiken in Frankreich zu einer vorher nicht geſehenen Glut entzündet. Der Herzog von Guiſe und ſein Haus war, ſo groß ſein Ehrgeiz ſein mochte, doch mehr kirchlich als politiſch geſinnt und hatte den eingeſchlagenen Weg der Verfolgung und Bekämpfung des neuen Glaubens keinen Augenblick verlaſſen. Dieſe Geſinnung entſprach der des Volkes und damit

wurde Guiſe ſein Held. Es verlangte vom Könige denſelben rückſichtsloſen und unverſöhnlichen Kampf gegen die Hugenotten. Dieſer aber fühlte, daß, überhaupt unfähig, offen und folgerecht zu handeln, die Gunſt der Menge ſeinem Nebenbuhler einmal zugewandt war, und daß das Verdienſt eines ſolchen Verfahrens und vielleicht ſelbſt deſſen Früchte nicht ihm, ſondern dem Herzoge zufallen würden. Daher ſein Schwanken, ſeine Abneigung, die Hugenotten zu vernichten, ſeine Abſicht, die eine Partei durch die andere zu ſchwächen und auf dieſe Art beide um ſo leichter zu beherrſchen. Unter dieſen Umſtänden verbreitete ſich der neue religiöſe und politiſche Bund, die Ligue genannt, mit großer Schnelligkeit im ganzen Reiche, beſonders aber in Paris ſelbſt, deſſen Bewohner, mit ſeltenen Ausnahmen, ſeit dem Beginn der religiöſen Unruhen einen entſchiedenen Haß gegen die Bekenner der neuen Lehre gezeigt hatten. Obgleich die Werbung für dieſe Aſſociation, die von der Regierung nicht autoriſirt war und möglichen Falles ſelbſt gegen ſie gebraucht werden konnte, im Geheimen geſchah, ſo gehörte doch bald der größte Theil der höhern und mittlern Klaſſen der pariſer Bevölkerung zu ihr. Der Fanatismus des niedern Volkes bedurfte nicht dieſes Zunders, er war ohnedies jeden Augenblick loszubrennen bereit. Die politiſche Tendenz der Ligue oder wenigſtens eines Theiles ihrer Mitglieder wurde um dieſe Zeit durch die Denkſchrift eines pariſer Parlamentsadvokaten, Namens David, enthüllt, der den Urſprung der Guiſen von Karl dem Großen behauptend, die Kapetinger als Uſurpatoren betrachtete und in der Ernennung des Herzogs von Guiſe zum Könige die Rechte der Karolinger zu erneuern empfahl. Die Miſchung von politiſcher Intrigue und religiöſem Fanatismus in dieſer Production iſt als eines der charakteriſtiſchen Zeichen jener Epoche merkwürdig. Es wird darin behauptet, daß der Segen, den das Papſtthum dem karolingiſchen Stamme in der Perſon Pipin's gegeben, auf die Kapetinger nicht übergegangen ſei, und daß dieſe ſich der Gnade der Vorſehung durch den Schutz, den ſie der gallikaniſchen Kirche in ihrer Oppoſition gegen den römiſchen Stuhl verliehen, unwürdig gemacht hätten. Er geht dann auf den Zuſtand der gegenwärtigen Mitglieder dieſer Dynaſtie über, die entweder als offenbare Ketzer, wie der König von Navarra und der Prinz Condé, zur Thronfolge unfähig ſeien, oder durch ihre Verbindung mit dieſen ſich befleckt hätten, wie der Herzog von Anjou, oder von Mängeln und Laſtern erniedrigt, wie der König ſelbſt, ihren Stamm nicht fortpflanzen könnten. Er empfiehlt dann die Wahl des Herzogs von Guiſe

zum Könige, die Einſperrung Heinrich's III. in ein Kloſter und einen Vertilgungskrieg gegen die Hugenotten, von deren Gütern die Koſten des Kampfes beſtritten werden ſollten. — Dieſe Denkſchrift war übrigens nicht die einſame Ausgeburt eines phantaſtiſchen Gehirns, ſondern ward dem Papſte und dem madrider Kabinet zur Begutachtung überſandt, wovon Heinrich III. von ſeinen auswärtigen Agenten benachrichtigt wurde. — Die Erfüllung der Bedingungen des Friedens von Chaſtenoy ſcheiterte übrigens zum Theil, wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten, an dem Fanatismus des niedern Volkes, das den Gottesdienſt der Hugenotten ſtörte, ſie anfiel und ermordete, wenn ſie ſich verſammeln wollten und ihre Kirchen verbrannte, und an dem Widerſtande des Parlaments, das die Zuſammenſetzung der gemiſchten Kammern (chambres mi-parties) nicht zugeben wollte. Eine lebhafte Gährung ward auf allen Punkten des Königreiches ſichtbar und Alles ſchien ſich zu einem neuen Kampfe vorzubereiten.

Heinrich III., obgleich nicht, wie die Ligue, Willens, die Hugenotten auszurotten, war dennoch, theils aus Ueberzeugung, theils aus Intereſſe, geneigt, ihnen die in einem Augenblicke der Noth bewilligten Vortheile zu entreißen, und er rechnete hierbei auf die Mitwirkung der Reichsſtände, die er am Ende des Jahres in Blois zu verſammeln verſprochen hatte. Er wollte das Gehäſſige eines Bruches des eben erſt geſchloſſenen Friedens von ſich auf dieſe Verſammlung abwälzen, und hoffte von ihr zugleich die Mittel zu erhalten, ſich von der durch die frühern Kriege, die Unordnungen ſeiner Vorgänger und ſeine eigene Verſchwendung geſteigerten Schuldenlaſt zu befreien. Daß der König bei ſeinem Wunſche, die Hugenotten in eine größere Abhängigkeit von ſich zu bringen, auf die Mitwirkung der Abgeordneten der Nation zählte, beweiſt, daß in dieſer im Laufe eines halben Menſchenalters eine große Veränderung vorgegangen ſein mußte. Die Reichstage von Orleans und Pontoiſe hatten ſich funfzehn Jahre vorher dem herrſchenden Klerus ebenſo feindlich, als den Bekennern des neuen Glaubens günſtig gezeigt. Mannichfaltige Urſachen hatten dazu beigetragen, dieſe Stimmung zu verwandeln. — Die Reformation hatte die katholiſche Hierarchie, die ſie mit gänzlicher Vernichtung bedrohte, aus dem lethargiſchen Schlummer geweckt, in den ſie mehr oder weniger überall ſeit dem funfzehnten Jahrhundert verſunken geweſen war. Sie hatte ſich von dem erſten Schrecken erholt, den die Grundſätze Luther's und Kalvin's ihr eingeflößt, und angefangen alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel, theils das Erhaltene zu beſchützen, theils das Verlorne wieder-

zugewinnen, in Bewegung zu ſetzen. Unter die höhere Geiſtlichkeit war mit der Schmälerung ihrer Reichthümer und der Nothwendigkeit, ſich zu vertheidigen, mehr Ernſt und Thätigkeit zurückgekehrt, und die niedere, beſonders der Mönchsſtand, hatte ſich in der Meinung des Volkes, dem ſie durch Trägheit und Schwelgerei verächtlich geworden, durch Darlegung eines großen Eifers, durch Theilnahme an den Leiden und Triumphen der religiöſen Kriege wieder herzuſtellen gewußt. Der katholiſche Klerus hatte alle myſteriöſen und ſinnlichen Elemente ſeines Cultus, ſo tief darauf berechnet, das Gemüth und die Phantaſie zu ergreifen, in Bewegung geſetzt und das öffentliche Predigtamt, dem die religiöſen Controverſen und die Erſchütterung, welche die Erſcheinung der neuen Lehre hervorgebracht, eine höhere Bedeutung gaben, mit einer ſeit Jahrhunderten nicht mehr geſehenen Begeiſterung zu verwalten angefangen. Da wo der Proteſtantismus nicht durchaus herrſchend und der alte Glaube vernichtet worden, war die Anhänglichkeit an letztern zurückgekehrt. Seine ſeit ſo langer Zeit mit dem ganzen Daſein einsgewordenen Lehren, Gebräuche und Zeichen waren der Menge, die ſich von ihnen mehr aus Abneigung gegen die Diener dieſes Glaubens, als aus Zweifel an dieſem ſelbſt, abgewandt hatte, wiederum theuer geworden. Dieſer Bewegung in den Maſſen kam die Politik der katholiſchen Souveraine hülfreich entgegen, welche die neue Lehre jetzt viel entſchiedener als im Augenblick ihres Entſtehens bekämpften, weil ſie dieſelbe im Anfange blos als eine religiöſe Neuerung angeſehen hatten, von ihrer Ausbreitung aber eine Erſchütterung aller Grundlagen der beſtehenden Organiſation der Geſellſchaft fürchteten. Der in dieſer Epoche errichtete und mit ſo großem Erfolge um ſich greifende Orden der Jeſuiten bildete durch ſeinen religiös-politiſchen Geiſt die Verbindung zwiſchen den Intereſſen der geiſtlichen und weltlichen Macht, leitete beide zu demſelben Ziele hin und ſuchte jede entſtehende Spaltung zwiſchen ihnen zu vermitteln oder ihr von Hauſe aus vorzubeugen. Eines ſolchen Inſtituts hatte es im Mittelalter nicht bedurft, wo die Kirche und der Staat ohnedies unauflöslich verbunden geweſen, es konnte erſt mit der Erhebung eines neuen Princips, wie dem der Denk- und Glaubensfreiheit, das die politiſche und religiöſe Einheit zu zerreißen drohte, entſtehen. Dieſe Vermittlung zwiſchen den katholiſchen Mächten und der römiſchen Hierarchie war die große praktiſche Bedeutung des Jeſuitenordens in jener Zeit, während ihre übrigen Verdienſte um die Religion, als ſolche an und für ſich, um Wiſſenſchaft und Literatur, ſehr unbedeutend erſcheinen. Als nach Beendigung der Religions-

kriege im ſiebenzehnten Jahrhundert die Gefahr des Proteſtantismus für die katholiſchen Mächte verſchwunden war und dieſe ſich vielmehr von dem Einfluſſe der Hierarchie zu befreien ſuchten, verloren die Jeſuiten einen großen Theil ihres Einfluſſes und damit allmälig ihre Bedeutung, denn aus einer Kriſis hervorgegangen, mußten ſie, ſobald dieſe entſchieden war, ſelbſt ſinken. Vermöge ihres politiſchen Geiſtes trugen ſie aber zu der am Ende des ſechszehnten und in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts fühlbar werdenden katholiſchen Reaction weſentlich bei. — Während die katholiſche Partei ſich überall da, wo ſie nicht durchaus gebrochen war, und beſonders in Frankreich ſichtbar verſtärkte, fing der Proteſtantismus in dieſem Lande in ſich ſelbſt zu ſinken an. Der Stand der Gelehrten und Denker, der ihm im Anfange ſo günſtig geweſen, ward von dem Fanatismus eines Theiles der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, der ebenſo ausſchließend und anſpruchsvoll wie ihr Gegner, der katholiſche Klerus, wenn auch nicht ſo grauſam und verfolgungsſüchtig war, verletzt. Dieſe Klaſſe, die überhaupt Freiheit für ſich und Andere wollte, dieſe aber weder in der einen noch der andern Partei fand, erkaltete in ihrem frühern Eifer ſehr bald und hielt zwiſchen beiden feindlichen Meinungen eine unentſchiedene Mitte, oder kehrte, von den Drohungen der Inquiſition und den Maßregeln der weltlichen Macht eingeſchüchtert, wenigſtens dem Schein nach, zum alten Glauben zurück. Der kriegeriſche Adel, die Hauptſtütze der Hugenotten, hatte in den langen und blutigen Kämpfen ſeine Reihen ſehr gelichtet geſehen. Er war, eine kleine Anzahl großer Herren ausgenommen, durch die Unruhen und Verheerungen der Kriege, die lange und wiederholte Entfernung von ſeinen Beſitzungen verarmt. Der reichere Bürgerſtand in den Städten, in welchem die Grundſätze der Reformation früher viele Anhänger gezählt, war, durch den Fanatismus des niedern Volkes, das jetzt noch mehr als früher unter die Leitung der Prieſter und Mönche gefallen war, eingeſchüchtert, zuerſt zur äußern Befolgung des katholiſchen Cultus, allmälig durch Furcht und Intereſſe zu deſſen wirklicher Annahme veranlaßt worden und hatte ſeine Kinder darin erziehen laſſen. In mehren Provinzen, wo die neue Lehre früher ſo viele Bekenner und ſelbſt Streiter gezählt hatte, war ſie jetzt faſt ganz verſchwunden. Im Ganzen konnten die Hugenotten nur auf die vier ſüdlichen Provinzen, Guienne, Languedoc, Provence und Dauphiné zählen. Mehr aber noch als ihre äußere Macht war ihre innere Kraft im Vergleiche zu ſonſt geſunken. Die Begeiſterung, die ſie früher auf dem Scheiterhaufen und in den Schlachten nicht ver-

laſſen, war großentheils erloſchen. Sie waren, wenn auch nicht ganz, aber doch großentheils zu einer politiſchen Partei geworden, die Antecedenzen, von denen ſie ſich, auch wenn ſie wollte, nicht mehr trennen konnte, Verbindungen, die ſie nicht löſen konnte, kurz eine beſondere Stellung beſaß, die es außer ihrer Macht aufzugeben ſtand. Der Mangel an Begeiſterung, die Eigenſchaft, durch die eine werdende und kämpfende Partei allein ſich erhalten kann, war es, der die Hugenotten noch mehr als alle ihnen äußerlich widerſtrebenden Verhältniſſe geſchwächt hatte. Es fehlte ihnen nicht an Muth, an Kühnheit, an Ausdauer, wohl aber an der Zuverſicht auf einen endlichen glücklichen Erfolg, der die Seele aller großen Unternehmungen iſt. Schon in dieſen erſten Jahren der Regierung Heinrich's III. waren die Hugenotten zu einer numeriſch ſchwachen Partei in Frankreich geworden. Ihre Verbindung mit Deutſchland und England, die Uneinigkeit ihrer Gegner, der in der Mehrheit des franzöſiſchen Volkes lebende Haß gegen Spanien, das ſich an die Spitze der katholiſchen Intereſſen geſtellt hatte, konnten allein ihren Untergang abwehren. Heinrich III. rechnete demnach mit Recht auf eine Majorität gegen die Proteſtanten in den zu verſammelnden Reichsſtänden. Seine Hoffnungen wurden noch übertroffen. Die Bekenner der neuen Lehre waren bei den Wahlen gänzlich ausgeſchloſſen worden. — Dieſe Verſammlung, die am Ende des Jahres 1576 in Blois zuſammentrat, und wie gewöhnlich keineswegs den Erwartungen entſprach, die man von der Repräſentation eines großen Volkes hegen kann, war jedoch inſofern merkwürdig, als ſie die Wahrheit zweier großen Thatſachen, die damals das ganze öffentliche Leben in Frankreich bewegten, kund that: die Ohnmacht, in die nicht ſowohl das Königthum, als vielmehr der gegenwärtige Träger deſſelben, Heinrich III., gefallen war, und die herrſchende Stimmung des Volkes gegen den Proteſtantismus. — Die Stände, unter denen ſich wenige der Feudalzeit angehörige Namen, aber viele befanden, deren Familien ſpäter unter dem franzöſiſchen Adel glänzen ſollten, und die vielleicht noch weniger große Talente als große Namen in ihrer Mitte zählten, begannen damit, den König von ſich abhängig zu machen, gewiſſermaßen unter ihre Vormundſchaft ſtellen zu wollen. Sie verlangten nämlich, daß Heinrich III. in ſeinen Staatsrath und zu deſſen Berathungen ſechsunddreißig aus den Reichsſtänden gewählte Mitglieder zuziehen, und daß die Beſchlüſſe des Reichstages, ſobald die drei Stände einig wären, Geſetzeskraft ohne weitere Sanktion des Königs haben ſollten. Heinrich, der, bei aller ſeiner Trägheit und Schwäche, an die Idee

einer ihm zuſtehenden unumſchränkten Gewalt gewöhnt war, nahm dieſe Zumuthung mit übel verhaltenem Unwillen auf und begriff, daß eine Verſammlung, die ſchon im Anfange ihres Zuſammentretens ſolche Forderungen mache, im Verlaufe ihrer Sitzungen noch weiter gehen, und daß er, bei den bewegten und verwickelten Verhältniſſen jener Zeit, der Abneigung, die in der Nation gegen ſeine Perſon herrſchte, bei dem ihm feindlichen Geiſte der Ligue, mit den Reichsſtänden in einen gefährlichen Kampf verwickelt werden könne. Er ergriff deshalb mit großer Feinheit die erſte Gelegenheit, die Aufmerkſamkeit der Abgeordneten von dieſem politiſchen Gebiete auf ein rein religiöſes zu leiten, und hoffte, daß ihre Leidenſchaften ſich hier befriedigen würden. Er ſtiftete einige der einflußreichſten Mitglieder an, den Reichstag in einer ſeiner nächſten Sitzungen auf eine Unterſuchung der kirchlichen Verhältniſſe zu führen. Der die Verſammlung beſeelende Geiſt that ſich ſogleich kund. Die drei Stände verlangten einſtimmig, daß dem Könige eine Bittſchrift vorgelegt werden ſollte, nur Eine Religion im Reiche zu dulden. Dieſe Forderung wurde an die Spitze ihrer Vorſchläge als der einmüthige Wunſch ihrer Committenten geſtellt. Der König nahm dieſen Antrag beifällig auf und er ging durch alle drei Stände durch. Einige der beſonnenern Mitglieder der Verſammlung begriffen, daß die Hugenotten, die, obwohl ſehr geſchwächt, doch keineswegs vernichtet waren, die zwei Prinzen von Geblüt an ihrer Spitze beſaßen und die in den Waffen ſtanden, dieſen Beſchluß als eine Kriegserklärung anſehen würden, und ſuchten denſelben, obwohl vergebens, zu hindern. Die Anhänger der Ligue ſahen in ihm ein Mittel, den letzten den Proteſtanten günſtigen Frieden zu untergraben und die Kraft ihrer Aſſociation zu vermehren. Heinrich III. wünſchte den Krieg gegen die Proteſtanten nicht, wollte aber vor allen Dingen den Reichstag von allen politiſchen Fragen entfernt, mit der Schlichtung der religiöſen Streitigkeiten beſchäftigt wiſſen. Die Geiſtlichkeit begünſtigte den Bruch mit den Hugenotten aus Grundſatz und der katholiſche Adel aus Kriegsluſt. Der Tiers-etat wollte, aber zu ſpät, einlenken. Er begriff, daß er es ſei, der zuletzt die Laſten und Drangſale eines neuen Kampfes vorzugsweiſe zu tragen habe, denn der Adel war überhaupt ſteuerfrei und die Geiſtlichkeit zu keiner Geldbewilligung geneigt. Ein Theil von ihm ſuchte deshalb in dem am letzten Tage des Jahres abgefaßten Beſchluſſe, den König um Vertreibung aller hugenottiſchen Geiſtlichen und Ausrottung ihrer Lehre zu bitten, die Klauſel einzuführen: daß die Bekehrung der Proteſtanten ohne Krieg und durch Anwendung friedlicher Mittel

zu bewerkſtelligen ſei — was ihm jedoch nicht gelang. Der Kampf begann ſogleich, wie vorauszuſehen war, als jener Beſchluß des Reichstages den Hugenotten in ihren Schlöſſern und feſten Städten bekannt geworden. Es war nicht zu erwarten, daß ſie ohne Widerſtand die Unterdrückung ihres Glaubens ertragen würden, für deſſen Aufrechthaltung ſie ſeit ſo langer Zeit gekämpft hatten. Die Abgeordneten, welche der Reichstag an den König von Navarra, den Prinzen Condé und den Marſchall Damville, der die Beobachtung des letzten Vergleiches ebenfalls wollte und in ſeiner Statthalterſchaft ſich zum Theil auf die Hugenotten ſtützte, ſie zur Unterwerfung unter ſeine Dekrete, zur Vertreibung ihrer Geiſtlichen und Schließung ihrer Kirchen aufzufordern, ſchickte, wurden von dieſen in ihrer Eigenſchaft als Repräſentanten der Nation gar nicht anerkannt, und die Proteſtanten griffen in allen ſüdlichen Provinzen, und zwar im erſten Augenblick mit Erfolg, zu den Waffen. Der König glaubte jetzt von den Reichsſtänden die zur Führung des Kriegs nöthigen Steuerbewilligungen erhalten zu können. Er ſah die Verwirrungen eines neu ausbrechenden Kampfes nicht ungern und hoffte unter dem Vorwande, der religiöſen Stimmung der Abgeordneten entgegengekommen zu ſein, ſich von ſeinen immer größer werdenden finanziellen Verlegenheiten zu befreien. Hier aber ſtieß er auf einen unerwarteten Widerſtand. Die Geiſtlichkeit war anfänglich gegen alle Vorſtellungen taub und bot zuletzt dem Könige nur ein kleines Corps Fußvolk und Reiterei, das ſie aber ſelbſt ausheben wollte, an, der Adel war noch weniger zu einer Geldhülfe zu bewegen, und der Tiers-etat erwiderte auf alle Forderungen, daß er von ſeinen Wählern keine Vollmacht zur Bewilligung neuer Steuern habe und dieſe erſt einholen, d. h. den Reichstag verlaſſen müſſe, der ſomit aufgelöſt worden wäre. Zuletzt ſchlugen die Räthe des Königs dem Reichstage den Verkauf der Staatsgüter als das einzige Mittel, das Deficit zu decken und die Koſten des Krieges herbeizuſchaffen, vor. Die beiden erſten Stände gingen darauf ein, der dritte aber verweigerte ſeine Zuſtimmung, indem er den Verkauf der Domainen als den Grundgeſetzen des Königreiches zuwider betrachtete. Da zu einer ſolchen Maßregel die Autoriſirung des Reichstages nöthig war, indem der König ohne dieſe keine Käufer gefunden haben würde, die drei Stände aber im Verhältniſſe zu einander keine Majorität anerkannten, ſondern in ihren Beſchlüſſen einſtimmig ſein mußten, ſo war der Widerſtand des Tiers-etat hinreichend, die Ausführung dieſes Planes zu verhindern. Nach langen und zweckloſen Verhandlungen, die nichts entſchieden, und

weitſchweifigen und ſeelenloſen Reden, in denen nichts geſagt wurde, ging der Reichstag endlich nach dreimonatlichem Zuſammenſein auseinander und hatte einen neuen Beweis dafür abgelegt, wie ſehr die politiſche Bildung des franzöſiſchen Volkes hinter ſeiner übrigen intellectuellen Entwickelung zurückgeblieben war. Die einzelnen, großentheils locale Gegenſtände und Details der Verwaltung und Geſetzgebung betreffenden Vorſchläge der Stände wurden in ihrer Abweſenheit von dem Staatsrathe unterſucht, die auf ſie geſtützte königliche Ordonnanz aber erſt im folgenden Jahre bekannt gemacht.

Der König hatte ſich unterdeſſen zum Kriege gegen die Hugenotten gerüſtet. Die Ligue war ſogar von ihm ſelbſt unterzeichnet worden, und er hatte ſeinen Bruder und alle andern Großen ſeines Hofes zu deren Beitritt veranlaßt. Er war dadurch das ſcheinbare Oberhaupt dieſer Aſſociation geworden, obgleich er ſie keineswegs leitete. Ungeachtet ſeiner Geldnoth war es ihm dennoch gelungen, mit Hülfe der Ligue zwei Heere zu bilden, an deren Spitze er ſeinen Bruder, den Herzog von Anjou, und den Herzog von Mayenne, einen Bruder des Herzogs von Guiſe, ſtellte. Die Macht der Hugenotten war viel geringer und beſtand vornehmlich in dem Beſitz von Rochelle und einiger Gebirgsgegenden im Süden. Die Stellung Damville's in Languedoc, der, an der Spitze der Politiker ſtehend, eine Art Neutralität zwiſchen beiden Parteien behauptete, war den Hugenotten inſofern günſtig, als ſie die Zahl ihrer Feinde verminderte, wenn auch nicht die ihrer Freunde vermehrte. Indeſſen ward er endlich von Heinrich III. nach langen Unterhandlungen und gegenſeitigen Täuſchungen, durch die Ueberlaſſung des Marquiſats von Saluzzo, auf welche das Haus Montmorency Anſprüche machte, gewonnen und ſetzte ſich mit ſeinem Kriegsvolke gegen die Proteſtanten in Bewegung. Dieſe wurden von Thoré de Montmorency, Damville's jüngerm Bruder, und Chatillon, einem Neffen Coligny's, befehligt. Der Kampf war am erſten Tage unentſchieden geblieben und ſollte am andern Morgen erneuert werden, als die Nachricht von einem in Bergerac, in Perigord, zwiſchen den beiden feindlichen Parteien geſchloſſenen Frieden im Lager einlief.

Heinrich III., in deſſen trägem und unentſchiedenem Sinne allmälig Eine Idee feſte Wurzel gefaßt hatte, nämlich: die Furcht und der Haß der Ligue, und daß dieſe auf ſeinen Untergang losarbeite, glaubte, daß die Vernichtung der Hugenotten, als Partei im Staate, nicht ſowohl ſeine, als die Macht dieſes gegen ihn gerichteten Bundes und ihres Hauptes, des Herzogs von Guiſe, vermehren würde.

Er ſuchte deshalb mit den Proteſtanten einen Vergleich zu treffen, der ſie in eine größere Abhängigkeit als früher von ihm brächte, gleichwohl ihre Exiſtenz nicht gefährdete. Die Königin Mutter, die jede gewaltſame Entſcheidung von jeher geſcheut hatte, und die bemerkte, daß die Bedeutung der Guiſen durch jede Unruhe und Bewegung im Staate zunahm, beſtärkte ihren Sohn in ſeinem Plan. Der König von Navarra, das anerkannte Haupt der Hugenotten, kam, die Schwäche ſeiner Partei fühlend, dem Wunſche nach einer friedlichen Beilegung des kurzen, aber verheerenden Kampfes bereitwillig entgegen. Es ward endlich der oben genannte Vergleich geſchloſſen, deſſen Bedingungen der Macht und Stellung beider Parteien angemeſſen waren und der eine lange Ruhe zu verſprechen ſchien. Der Friede von Bergerac, den der König durch ein in Poitiers erlaſſenes Edikt bekannt machte, ſchmälerte die durch den Vertrag von Chaſtenoy den Proteſtanten eingeräumten Rechte allerdings bedeutend, war ihnen indeſſen, im Verhältniſſe zur Schwäche ihrer Partei, noch immer vortheilhaft genug. Es ward ihnen Gewiſſensfreiheit und Zulaſſung zu öffentlichen Aemtern zugeſtanden, ihr Gottesdienſt aber blos in den Städten, die ſich gegenwärtig in ihrem Beſitze befanden, ſonſt jedoch nur in den Schlöſſern des Herrenſtandes, und in jedem Gerichtsbezirke nur an einem einzigen Orte, und zwar vor den Thoren deſſelben, erlaubt. Sie erhielten außerdem eine gewiſſe Anzahl feſter Sicherheitsplätze und in jedem Parlament eine gemiſchte Kammer (chambre mi-partie), zur Entſcheidung ihrer Rechtshändel beſtimmt. Alle in Bezug auf ihre Religion gegen ſie, ſeit den Zeiten Heinrich's II., ausgeſprochenen Verurtheilungen ſollten zurückgenommen und alle proteſtantiſchen Großen und Edeln in die Aemter, Würden und Rechte, die ſie vor dem Kriege beſeſſen, wieder eingeſetzt werden. Dieſer Vertrag, von beiden Seiten, wie es ſcheint, mit der Neigung, ihn zu beobachten, eingegangen, und wenn auch nicht von dem Gefühle der gegenſeitigen Rechte, doch von der Ueberzeugung ſeiner Nothwendigkeit dictirt, beendigte den ſechsten Religions- und Bürgerkrieg, ſeit dem Gemetzel von Vaſſy, das den erſten ſechszehn Jahre vorher eröffnet hatte. Seit dieſer ganzen Zeit hatte ſich Frankreich in einem faſt beſtändigen Kriegsſtande, in einer alle Theile des Landes erſchütternden Gährung befunden, die von den einzelnen Friedensſchlüſſen, die nichts als Waffenſtillſtände geweſen, nur für kurze Zeit unterbrochen worden war.

Funfzehntes Kapitel.

Dieſer letzte Friede, der von Bergerac, nach dem Orte, wo er abgeſchloſſen, oder von Poitiers, wo er beſtätigt und bekannt gemacht worden, genannt, wäre, ſeinen Bedingungen nach, geeignet geweſen, die ſo lange geſtört geweſene Ruhe wiederherzuſtellen, wenn es ſich blos um Ausgleichung politiſcher Streitigkeiten oder Beilegung äußerer Anſprüche überhaupt gehandelt hätte. Aber der Kampf zweier religiöſen Principien, die ſich um ſo mehr von einander zu entfernen ſuchten, je mehr ſie ſich derſelben Wurzel entſproſſen fühlten, die damals weder in dem Gefühle einer chriſtlichen Duldung noch in dem Gedanken einer philoſophiſchen Freiheit ein Mittel der Verſöhnung finden konnten, hatte in den Gemüthern eine ſolche Maſſe von Haß und Erbitterung, von Mißtrauen und Beſorgniß erzeugt, daß eine gegenſeitige Nachgiebigkeit nur dann eintrat, wenn die Kraft, ſich zu bekriegen, für den Augenblick fehlte, aber die leidenſchaftliche und reizbare Stimmung des Innern bei der geringſten Veranlaſſung ſogleich wieder hervorbrach. Jede der beiden kämpfenden Parteien glaubte ſich ſo ausſchließlich im Beſitze der Wahrheit, daß ſie dem Gegner überhaupt keine Art innerer oder äußerer Berechtigung zuerkannte, ſondern ſeine Vernichtung als eine Pflicht für ſich anſah, an deren Erfüllung ſie nur von der Unmöglichkeit gehindert werden konnte. In der Ligue trat dieſer Geiſt der Intoleranz, der Kirche, die überall, wo ſie mächtig geweſen, ſich zur Verfolgung der Andersgläubigen für berechtigt gehalten, entlehnt und von Rom und Spanien genährt, allerdings mehr als unter den Hugenotten, die jetzt nur Ruhe und Duldung verlangten, hervor, indeſſen war in letztern dieſe Mäßigung erſt mit dem Gefühle ihrer Schwäche entſtanden. Früher hatten ſie, dem Charakter jener Zeit gemäß, ebenfalls nach einer unumſchränkten Herrſchaft ihrer Grundſätze geſtrebt und waren von der Idee einer allgemein menſchlichen Freiheit faſt ebenſo entfernt als ihre Gegner geweſen. Die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, letztere zu begreifen, ſelbſt da, wo der eigene Vortheil ihre Anwendung hätte wünſchenswerth machen müſſen, war aber nicht allein aus dem Mangel einer reifern Intelligenz, ſondern vornehmlich aus den Sitten jener Epoche ent-

ſtanden. Dieſer Hang zur Intoleranz hätte ſich ſonſt, wie ſo oft ſpäter, mit der Ausübung eines gewiſſen theoretiſchen Fanatismus, mit Controverſen, Disputationen, Angriffen auf das Syſtem der Gegner, Verläumdungen Andersgläubiger u. ſ. w. begnügen können. Aber eine aus der Feudalwelt angeerbte Neigung, durch die Einführung einer monarchiſchen Ordnung niedergehalten, aber nie vernichtet, zu rückſichtsloſer Geltendmachung einer individuellen Ueberzeugung oder eines perſönlichen Intereſſes, unter welcher Form ſie auch erſcheinen mochten, nahm von dem Entſtehen der religiöſen Spaltungen im ſechszehnten Jahrhundert Gelegenheit, ſein altes wildes Spiel zu erneuern, und jene auf einem rein geiſtigen Gebiete ſich erhebende Bewegung mit Anwendung der ſinnlichen Stärke zu vertheidigen oder zu überwältigen. Dieſe Tendenz, die Anarchie des Mittelalters zu erneuern, den höhern Klaſſen des franzöſiſchen Volkes, deren Sitten ſich weniger als ihre Zuſtände verändert hatten, natürlich, theilte ſich durch ihren Einfluß den Maſſen mit, die ſich darin zu gefallen anfingen, die Grundſätze der Selbſthülfe und des Privatkrieges, von denen ſie einſt ſo viel gelitten, und deren Beſiegung den Königen und Parlamenten ſo große Arbeit gekoſtet, jetzt gegen ihre religiöſen Gegner thätig erneuern zu können. Dieſe innern Kriege unter Karl IX. und Heinrich III. haben einen von ähnlichen Kämpfen früherer Zeiten und ſelbſt unter andern Völkern derſelben Epoche verſchiedenen Charakter, und würden ohne dieſe letzten Zuckungen des Feudalgeiſtes auf eine andere Art geführt worden ſein und vielleicht einen andern Ausgang gehabt haben. — In Spanien und Italien war es der doppelte Despotismus der geiſtlichen und weltlichen Macht geweſen, der zur Bekämpfung des Proteſtantismus zuſammengetreten, ihm entweder den Eingang gewehrt oder, wo er Wurzeln geſchlagen, dieſe ausgerottet hatte. Im Grunde war die Geiſtlichkeit dabei die leitende Macht geweſen und die Regierung hatte ihr nur den Arm geliehen, von jener aber ihre Richtung bekommen. In England war die neue Lehre faſt einzig durch den Willen der Könige zur Herrſchaft gekommen und hatte ſich, ihrem Intereſſe gemäß, mehrmals modificirt. In Deutſchland und den ſkandinaviſchen Reichen hatte ihre Verbreitung oder ihre Bekämpfung ebenfalls großentheils von den Souverainen abgehangen. In Frankreich war es aber weder die Geiſtlichkeit, noch die Monarchie, noch das Volk geweſen, die den Proteſtantismus am thätigſten beſtritten oder vertheidigt, ſondern der Adel hatte ſich zur Führung dieſer Kämpfe, nach der ihm eigenthümlichen Rangordnung, unter Leitung ſeiner Häupter, den Prinzen von Geblüt,

den Guiſen, Montmorency, Chatillon, La Rochefoucauld u. ſ. w. verſammelt. Er war es, der im Grunde dabei Alles entſchieden und die Könige und das Volk mit ſich fortgeriſſen hatte. Der beſondere Geiſt dieſes Standes hatte den franzöſiſchen Religionskriegen und der ganzen von dem Proteſtantismus in dieſem Lande begonnenen Bewegung einen unterſcheidenden Stempel aufgedrückt. Die Geiſtlichkeit war nicht, wie in Spanien und Italien, bei dieſen Kämpfen in den Vordergrund getreten. Der katholiſche Adel hatte der Einführung der Inquiſition ebenſo gut wie der proteſtantiſche widerſtrebt. Es wurde in Frankreich bei dieſen Kämpfen weniger als in Deutſchland und England disputirt und mit Wort und Feder geſtritten. Die eigentlichen Theorien ſpielten dabei eine geringere Rolle. Der katholiſche und proteſtantiſche Adel, die an der Spitze dieſer Bewegung ſtanden, fochten ihn im Geiſte des Mittelalters, d. h. mit dem Schwerte aus und ſahen in ihm vor allen Dingen eine Gelegenheit, ihre kriegeriſche Kraft und politiſche Thätigkeit in Anwendung zu bringen, ſich in ihren Statthalterſchaften, feſten Plätzen und Schlöſſern wiederum wie früher zu Herren zu machen und ſich von der Herrſchaft des Königthums, der Kirche und der Parlamente ſo viel als möglich zu befreien. Dieſer Geiſt der Feudalwelt, der durch die Ausdehnung der königlichen Macht, den Einfluſs der parlamentariſchen Juſtiz, die Bildung eines ſtehenden Heeres, kurz, durch die im Laufe dieſes Werkes ſo oft beobachtete Bildung einer allgemeinen Souverainetät, im Gegenſatze zu der localen des alten Herrenſtandes, beſchränkt worden, erwachte in dieſen Religionskriegen, der einzigen Gelegenheit, die er ſich zu äußern fand, von Neuem und benutzte die durch ſie herbeigeführten Umſtände zur ſcheinbaren Erneuerung einer ihrem Weſen nach ſchon abgeſtorbenen Zeit. Wir wollen jedoch keineswegs damit behaupten, daſs die Ideen des Feudallebens in dieſen Kämpfen ausſchließend thätig geweſen, ſie waren es nur mehr als in andern Ländern unter denſelben Umſtänden, was bei der Betrachtung jener Epoche gewöhnlich übergangen, oder wenigſtens nie ſeiner ganzen Bedeutung nach gewürdigt worden iſt. Es machten ſich in jener Bewegung in der katholiſchen Partei allerdings die theokratiſchen Ideen ihres Glaubens geltend und das Mönchs- und Prieſterthum übte, beſonders auf das niedere Volk, einen großen Einfluſs aus. Unter den Hugenotten gingen aus der religiöſen Freiheit des Kalvinismus gewiſſe Ideen politiſcher Gleichheit in das wirkliche Leben über, ja ein Schein demokratiſchen Strebens ward einen Augenblick lang in Paris unter der Herrſchaft der Ligue, in La Rochelle unter der der Synoden ſichtbar. Indeſſen

war es doch immer der größere und kleinere Herrenſtand, der in beiden Parteien den Ausſchlag gab und als deren bedeutendſtes Element angeſehen werden muß. Dieſer vorherrſchende Einfluß des Adels, dieſe Wiederbelebung des Feudalgeiſtes in den franzöſiſchen Religionskriegen, wo alle Großen als Parteiführer auftraten, ihre Vaſallen, Klienten und Diener um ſich verſammelten und in ihren Gebieten als unumſchränkte Herren walteten, war aber, wie geſagt, die letzte Zuckung des mittelalterthümlichen Lebens in Frankreich. Als der religiöſe Brand aus Mangel an Stoff endlich erloſch und der langen und wilden Bewegung eine ebenſo tiefe Stille folgte, war es der Adel, der aus dieſem Kampfe, deſſen Laſt er großentheils getragen, am Erſchöpfteſten hervortrat. Die Religionskriege hatten ihm bei der allgemeinen Erſchütterung, die ſie erzeugten, zum letzten Male Gelegenheit gegeben, ſeinen eigenthümlichen Standesgeiſt, ſeine Liebe zu perſönlicher Unabhängigkeit, ſeinen Hang zu Gewalt und Streit, ſeine immer rege und entſchloſſene aber planloſe und verworrene Thatkraft zu äußern. Er hatte ſich in dieſer Zeit der Unruhe und des Kampfes, ſeinem eigentlichen Element, der Leitung der Nation zu bemächtigen gewußt, weil er da, wo Gewalt Alles entſchied, nothwendig an der Spitze ſtehen mußte, als der Friede aber, bei der allgemeinen Erſchöpfung, endlich mehr aus Nothwendigkeit als Neigung wiederhergeſtellt worden, ſank er von der momentanen Höhe, auf die er ſich geſtellt, ſogleich wieder herab und trat, wie die übrigen Stände, unter die unbedingte Leitung der Monarchie zurück.

Der fanatiſche Haß der Mehrheit der niedern Klaſſen, beſonders in den Städten, gegen die Hugenotten, das Mißtrauen dieſer letztern, die ſich ſo oft in ihren Hoffnungen getäuſcht geſehen, die Erinnerung an die Beleidigungen, Verwüſtungen und Grauſamkeiten, die beide Parteien gegeneinander verübt, erſchwerte allerdings die Beruhigung des Landes, ſie wäre, bei einem beſſern Willen und ſittlichern Geiſte derer, die an der Spitze ſtanden, in dieſem Augenblicke vielleicht nicht unmöglich geweſen. Aber in den Häuptern beider Parteien herrſchte, wenn auch auf verſchiedene Art und nicht in demſelben Maße, der Geiſt der Ehrſucht, des perſönlichen Vortheils, der Treuloſigkeit und Verſtellung vor, ſo daß eine Mäßigung in den ſtreitigen Anſprüchen und eine gewiſſenhafte Beobachtung der eingegangenen Verbindlichkeiten, wovon die Erhaltung der Ruhe abhing, nicht nur nicht in den Geſinnungen der Machthaber, ſondern, wie es ſcheint, ſogar außer ihren Wünſchen und Planen lag. Der letzte Friede war in einem Augenblicke gegenſeitiger Erſchöpfung

zu Stande gekommen, ſobald das Gefühl dieſer Erſchöpfung verſchwunden, begannen dieſelben Leidenſchaften, die den Krieg früher entzündet, von Neuem ihr verderbliches Spiel.

Heinrich III. hatte in dem Edikt, in welchem er den Frieden von Bergerac bekannt machte, den beiden Religionsparteien ausdrücklich verboten, ſich eine unabhängige Organiſation im Staate zu geben und mit den fremden Mächten in Verbindung zu treten. Von der Beobachtung dieſer Verordnung hing in der That der Frieden im Königreiche ab, aber der Parteigeiſt war zu ſehr erregt und das Anſehen des Königs zu tief geſunken, um dieſem Verbote Nachdruck geben zu können. Beide Parteien behielten den Charakter einer Konföderation, eines Staates im Staate bei. Den Hugenotten war, wenn auch unter Aufſicht der Krone und unter gewiſſen Beſchränkungen, durch die ihnen zur Sicherheit überlaſſenen feſten Plätze, wo ſie beſondere Beſatzungen hielten, für deren Unterhaltung ſie ſelbſt Sorge trugen, eine Art eigenthümlicher Organiſation, mitten in dem großen Reichsverbande, ausdrücklich zugeſtanden worden. Der Ligue, welche keiner ſolchen Sicherheiten bedurfte, da ſie ſich auf die Maſſe der Nation ſtützte, war auch keine ähnliche Conceſſion bewilligt worden, ſie löſte ſich jedoch, ungeachtet des geſchloſſenen Friedens, nicht auf, trat aber, da es ihr an einem Vorwande, ſich zu zeigen, fehlte, eine Zeit lang nicht mit derſelben Offenheit wie früher auf. So lange dieſe beiden bewaffneten und organiſirten Konföderationen im Staate fortdauerten, konnte bei dem geringſten Vorwande der Krieg von Neuem entbrennen. Die in der Maſſe der beiden feindlichen Parteien herrſchende Stimmung war ohnedies drohend und gefährlich genug, der Charakter, die Stellung, die Plane der Führer machten aber die Erhaltung eines feſten Friedensſtandes unmöglich.

Heinrich III. war als Menſch und Fürſt in allgemeine Verachtung gefallen, indeſſen begriff er ſeine Stellung als Souverain wenigſtens inſofern einigermaßen, daß er zur Befeſtigung der Ruhe, was Frankreich damals am meiſten noththat, geneigt war. Der Herzog von Anjou, ſein Bruder, theilte alle Mängel deſſelben und that ſich außerdem noch durch einen unbändigen Ehrgeiz, eine planloſe, an Verwirrung und Unheil Genuß findende Thätigkeit hervor. Der Herzog von Guiſe, das Haupt der Ligue, ſchien je nach den Umſtänden entſchloſſen, ſich von ſeinen Anhängern auf den Thron ſetzen zu laſſen, oder bei einer Auflöſung des Königreiches, im Falle der König und ſein Bruder ohne Erben ſtürben, einen Theil des Landes in eine unabhängige Herrſchaft für ſich zu verwandeln, we-

nigſtens auf jeden Fall, von einer großen Partei getragen, auf die öffentlichen Angelegenheiten einen entſcheidenden Einfluß auszuüben. Dem Könige von Navarra diente ſein Glaube als Mittel, um an der Spitze einer Partei im Staate da zu ſtehen und eine bedeutende Stellung und ſpätere Ausſichten auf den Thron auf die Hülfe derſelben zu ſtützen. Beide Fürſten waren durch ihre Stellung, ihre Hoffnungen und Plane, zu entſchiedenen und unverſöhnlichen Gegnern geworden. Der Herzog von Guiſe konnte nur als Katholik, der König von Navarra nur als Proteſtant wirken. Erſterer hätte, als einer fremden Familie angehörig, ohne die Meinung von ſeinem religiöſen Eifer eine durchaus untergeordnete Rolle geſpielt, und letzterer wäre, ohne das Haupt der Hugenotten zu ſein, ein Prinz wie viele andere geweſen und in die Abhängigkeit des Hofes gefallen. Beider Stellung war demnach auf die Religion gegründet, die ſie bekannten, die aber, obgleich für ſie ein unentbehrliches Werkzeug, doch immer nur ein ſolches war. Daſſelbe fand bei den meiſten katholiſchen und proteſtantiſchen Großen ſtatt. Dieſe Verbindung des Glaubens und der Politik, ſo daß beide nicht von einander zu trennen waren, und doch auch nicht in einander aufgingen, iſt der eigenthümliche Charakter der franzöſiſchen Religionskriege, der auf dieſe Art zu keiner andern Zeit, und in derſelben Epoche auch nicht in andern Ländern, wo ein ähnlicher Kampf ſtattfand, wenigſtens nicht in dem Grade erſchienen iſt. — In dieſem Augenblicke wünſchte Heinrich III., der, obgleich den Hugenotten in ſeinem Innern feind, ſie als ein Gegengewicht gegen die Ligue anſah, die Erhaltung des Friedens. Die große katholiſche Aſſociation fand keinen Vorwand, ihre feindlichen Abſichten zu enthüllen, und die Maſſe ihrer Anhänger, obgleich in ihren Geſinnungen beharrend, bedurfte einiger Erholung. Die Hugenotten fühlten ihre Schwäche und wünſchten die Bewahrung des gegenwärtigen Zuſtandes. Aber der Herzog von Anjou, der Bruder Heinrich's III., haßte dieſen, wie er von ihm gehaßt wurde, ſuchte ihm heimlich auf jede Art zu ſchaden, und hatte ſich eine Partei gebildet, die, auf ſein nahes Erbrecht geſtützt, ſeine Anſprüche bei jeder Gelegenheit hervorhob und den Hof, die Hauptſtadt und ſo weit es von ihr abhing, das Land mit Unruhe erfüllte. Heinrich, der vielleicht nicht mit Unrecht fürchtete, daß ihm Anjou nach dem Throne und deſſen verwegene Günſtlinge nach dem Leben ſtehen könnten, ließ den Prinzen verhaften, der indeſſen mit Hülfe ſeiner Schweſter Margarethe von Valois, der Königin von Navarra, entfloh. Anjou, die Schwäche ſeiner Partei begreifend, die großentheils nur in einer Menge waghälſiger

und unruhiger Kriegsleute beſtand und im Volke ſelbſt keine Wurzel hatte, der Ligue und den Hugenotten ebenſo ſehr wie der König ſelbſt verhaßt, ſah in Frankreich kein offenes Feld für ſeine ehrgeizige Thätigkeit, und wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Niederlande, die, von den Spaniern auf das Aeußerſte gedrängt, ſich nach fremder Hülfe umſahen. Als einer der reichſten Fürſten ſeiner Zeit, als nächſter Erbe des mächtigen Nachbarſtaates, als ein Fürſt, deſſen unruhiger Ehrgeiz im Auslande, wo er noch wenig gekannt war, für Kraft und Fähigkeit galt, ſchien er dem unterdrückten Belgien einen Retter zu verſprechen. Heinrich III., der, zwiſchen den beiden großen Parteien ſeines Reiches mitten inne ſtehend, hier vollauf zu thun hatte, und einen auswärtigen Krieg fürchtete, wagte es nicht, ſeinen Bruder bei dieſem Plane, der zu einem Bruche mit Philipp II. führen konnte, zu unterſtützen. Er widerſetzte ſich demſelben jedoch auch nicht, indem er die Entfernung ſeines Bruders aus Frankreich eifrig wünſchte, der beſchränkten aber verwegenen Sinnes, jeder Unthat für fähig galt, die ihn an das Ziel ſeines Ehrgeizes geführt hätte. Anjou zog in der That den Niederlanden, nicht ſowohl um ihnen beizuſtehen, als ſich daſelbſt eine unabhängige Herrſchaft zu gründen, zu Hülfe, opferte hier ſeine Kräfte und Hülfsquellen unnütz auf und bewies durch ſeine Treuloſigkeit und Grauſamkeit, daß er für Frankreich, wenn er ſeinen Bruder überlebt hätte, vielleicht ein noch ſchlechterer König, als dieſer, geworden ſein würde.

Es bedurfte nicht der Gegenwart des Herzogs von Anjou und der Unordnungen, zu denen er ohne Zweifel Veranlaſſung gegeben hätte, um den Hof und das Land noch mehr, als ſchon der Fall geweſen, zu verwirren. Die Günſtlinge Heinrich's III. hatten ſich früher oft mit denen ſeines Bruders in Händeln und Zweikämpfen gemeſſen. Nach der Entfernung der wagehälſigen Abenteurer, die ihren Herrn zu ſeiner Expedition nach den Niederlanden begleiteten, nahmen die des Herzogs von Guiſe ihre Stelle ein, und der geheime aber tief genährte Haß des Königs und des Herzogs gegen einander brach in den Streitigkeiten ihrer Vertrauten und den blutigen Duellen, zu denen ſie Veranlaſſung gaben, aus. Im Süden dauerte, des letzten Friedens ungeachtet, die Spannung zwiſchen Katholiken und Hugenotten fort. Eine große Menge Abenteurer, für die der Krieg das einzige Mittel des Unterhaltes geworden, erfüllten dieſe Gegenden und boten jeder Partei ihre Dienſte an. Der König von Navarra in Guienne, Damville in Languedoc, Maugiron in der Dauphiné u. a. m. walteten in ihren Statthalterſchaften wie

unabhängige Fürſten, und in dieſer Zerſtückelung des Reiches und Zerriſſenheit aller Intereſſen ſchien ſich auch der republikaniſche Geiſt der Städte des franzöſiſchen Südens von Neuem zu beleben. Katharina von Medicis, durch deren Hände alle wichtigen Regierungsgeſchäfte gingen, begriff, wie gefährlich dieſer Zuſtand des Landes ihrem Sohne werden könne, und entſchloß ſich, wie unter Karl IX., ſelbſt eine Reiſe nach dem Süden zu unternehmen, um über die Beobachtung der Bedingungen des letzten Friedens zu wachen und die Stellung der Parteien aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Zugleich wünſchte ſie ihre Tochter Margarethe mit ihrem Gemahle, dem Könige von Navarra, der ſich ihrer Sittenloſigkeit wegen von ihr getrennt hatte, zu verſöhnen. Eine Anzahl großer Herren und die berühmteſten Schönheiten des Hofes begleiteten die Königin Mutter. Die Schilderung ihres Aufenthalts in Nerac, Auch und andern Gegenden von Guienne kann eine ziemlich vollſtändige Idee von den Sitten der erſten Klaſſen in Frankreich zu jener Zeit, von ihrem Hange zu öffentlichen und geheimen Liebeshändeln, dem verwegenen Leichtſinne, der Treuloſigkeit, dem wilden Muthe, der die Meiſten darunter auszeichnete, geben. Den Haß der Katholiken gegen die Hugenotten in dieſen Gegenden gewahrend, ließ ſie, um letztere zu verſtärken und erſtere in Zaum zu halten, dem Könige von Navarra, außer den ihm im letzten Frieden bewilligten Sicherheitsplätzen, noch elf andre, obgleich nur auf kurze Zeit, einräumen. Katharina begab ſich von da nach Languedoc und Dauphiné und hatte hier die größte Mühe, die zwiſchen den beiden Parteien überall glimmende feindliche Stimmung an einem offnen Ausbruche zu hindern. Während ſie für den Frieden im Süden fürchtete, überraſchte Condé, dem im Vertrage von Bergerac die Statthalterſchaft der Pikardie verſprochen, aber nicht übergeben worden, plötzlich La Fere, einen der feſten Plätze dieſer Provinz, und Heinrich III. wurde gezwungen, dieſe gewaltſame Beſitznahme anzuerkennen.

Die glänzende Verſammlung von Fürſten, Rittern und Frauen in Guienne, die auch nach der Abreiſe der Königin Mutter zum Theil zuſammen blieb, fühlte ſich durch die in jener Zeit üblichen und von dieſem Aufenhalte gebotenen Vergnügungen und Zerſtreuungen nicht befriedigt. Die zügelloſe Freiheit der Sitten, die Spiele der Laune und Phantaſie waren ihnen nicht genug, ſie bedurften politiſcher Ränke und blutiger Fehden zu ihrer Unterhaltung. Dieſe leichte und oberflächliche Geſellſchaft, an deren Spitze die Königin Margarethe von Navarra ſtand, erregte wie zum Scherz in dieſer Gegend des Reiches einen neuen Krieg, nach der Jugend und

der Stimmung der meiſten Theilnehmer an demſelben, „der Krieg der Verliebten“ (la guerre des amoureux) genannt. Der König von Navarra und der Marſchall von Montmorency, früher Damville genannt, waren vor dem letzten Frieden mit einander gegen die Ligue verbunden geweſen. Montmorency hatte ſeitdem die Partei des Hofes ergriffen. Ihre Statthalterſchaften grenzten an einander. Ihre gegenwärtige Spannung ließ ſie ſehr bald über den Beſitz gewiſſer Städte und Schlöſſer, die an der Grenze ihrer Provinzen lagen, in Streit gerathen. Navarra wollte ſich durch Erregung von Unruhen zugleich an ſeinem Schwager Heinrich III. rächen und ſeine Verlegenheiten vermehren. Letzterer hatte nämlich erſterm eine Menge kleiner Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten bereitet, ſich aus der Ferne in die Intriguen und Liebeshändel des Hofes von Nerac gemiſcht und unter Anderm den König von Navarra auf eine ſpöttiſche Art von der Untreue ſeiner Gemahlin unterrichtet. Auch war die Hoffnung, in jenen blühenden Gegenden ſich durch die Ueberrumpelung von Schlöſſern und Städten zu bereichern, dem Unternehmen nicht fremd. Dieſer Krieg, der, wie ſchon ſein ſcherzhafter Name anzeigt, gar nichts mit der Religion gemein hatte, wird jedoch in den meiſten hiſtoriſchen Werken, da der König von Navarra von proteſtantiſcher und der Marſchall von Montmorency von katholiſcher Seite an ſeiner Spitze ſtanden, zu den Religionskriegen gezählt und in deren Reihe als der ſiebente aufgeführt. Er iſt faſt nur darum bemerkenswerth, weil er dem Könige von Navarra zum erſten Male Gelegenheit gab, ſeine glänzenden Eigenſchaften, ſeinen feurigen Muth, ſeine Heiterkeit und Ruhe in Gefahren, ſeine geiſtreiche Laune und ſelbſt ſeine großen kriegeriſchen Fähigkeiten, wenn auch auf einem engen Gebiete und mit geringer Macht, zu zeigen und die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Dieſer Kampf wurde bald allgemein, obwohl nirgends mit großer Kraft geführt. Der Prinz von Condé verlor La Fere, denn Heinrich III., der wider Willen an dieſem Kriege Theil zu nehmen gezwungen wurde, wollte den Hugenotten nicht einen befeſtigten Platz ſo nahe bei Paris laſſen, und es gelang Condé nicht, wie er wünſchte, in Deutſchland Söldner zu werben. Montmorency, Biron, Joyeuſe und Navarra, Turenne und Chatillon ſtanden an der Spitze der beiden Parteien, führten aber keinen entſcheidenden Schlag aus. Die Hugenotten von La Rochelle und an vielen andern Orten hatten bei dieſem Kriege ihre Führer, die ihn gewiſſermaßen zur Luſt und aus Uebermuth unternommen, nicht unterſtützen wollen.

Der Herzog von Anjou, der in den Niederlanden nichts den Erwartungen, die man dort von ihm gehegt, Entſprechendes geleiſtet, war an den Hof zurückgekommen, wo ſeine Günſtlinge ſogleich mit denen des Königs in blutige Händel geriethen, hatte aber ſeine Hoffnungen auf jenes Land nicht aufgegeben und den Niederländern in ihrem Kampfe gegen Spanien fortwährend Unterſtützung an Geld und Mannſchaft zukommen laſſen. Er hoffte zugleich durch das Intereſſe, das er den Bewohnern Flanderns und Belgiens zeigte, die Neigung und die Hand der Königin Eliſabeth von England, obgleich ſie zwanzig Jahre älter als er war, zu gewinnen, denn dieſer Prinz zeichnete ſich ebenſo ſehr durch ſeinen Ehrgeiz und Unternehmungsgeiſt, wie der König, ſein Bruder, durch ſeine Trägheit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht ſeine Vergnügungen ſtörte, aus. Der Krieg war in den Niederlanden, von denen ſieben Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Friesland, Brabant und Flandern (1579) eine Konföderation unter dem Namen der Union von Utrecht geſchloſſen, während Anjou nach Frankreich zurückgekehrt war, unglücklich geführt worden. In ihrer Verzweiflung boten die Provinzen, auf Vorſchlag des Prinzen von Oranien, die Krone derſelben dem Herzoge von Anjou an, deſſen Ehrgeiz ſie kannten, deſſen Unfähigkeit und Treuloſigkeit ſie aber noch nicht erprobt hatten. Anjou nahm dieſen Antrag mit Freuden an und begab ſich zum Könige, um dieſen zum Frieden mit den Hugenotten zu bewegen, damit er das in dieſem Kampfe beſchäftigte Kriegsvolk in ſeine Dienſte nehmen und nach Belgien führen könne. Heinrich III. wünſchte allerdings die Entfernung ſeines Bruders aus dem Königreiche, die ihn zugleich von der Gegenwart der vielen Söldner, die auf Koſten des Landes lebten und mehr Räuber als Soldaten waren, zu befreien verſprach, aber er fürchtete zugleich Philipp II., der durch ſeine ausgedehnten Beſitzungen faſt ganz Frankreich wie eingeſchloſſen hielt, Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben. Indeſſen war er von den geheimen Verbindungen der Ligue mit dem Könige von Spanien und ihren Planen gegen ihn unterrichtet und mit der Geiſtlichkeit ſeines Landes unzufrieden, die ihm ihre Geldhülfe verweigerte. Er entſchloß ſich deshalb, den Abſichten ſeines Bruders nicht entgegenzutreten und den Krieg gegen den König von Navarra und die proteſtantiſchen Häupter zu beendigen. Der Herzog von Anjou bot ſich dabei zum Vermittler an. Er begab ſich mit der Königin Mutter nach Fleix in Perigord. Der König von Navarra erſchien daſelbſt von den Abgeordneten der proteſtantiſchen Kirchen begleitet, denn obwohl die Mehrzahl der Hugenotten an

dieſem Kampfe keinen Theil genommen, ſo wollten ſie dennoch von den gegenwärtigen Umſtänden und der Neigung des Königs für den Frieden Vortheil ziehen. Dieſer Vertrag von Fleix (1580) war nichts als eine Beſtätigung des Friedens von Bergerac und ward von Heinrich III. in einem beſondern Edikt, von Blois aus datirt, bekannt gemacht. Der ſogenannte „guerre des amoureux," der ohne Nachdruck, aber nicht ohne Grauſamkeit geführt worden, wurde demnach, ſowie ohne Motiv begonnen, auch ohne Reſultat beendigt.

In den nächſten fünf Jahren nach dem Abſchluſſe des letzten Vertrages bekämpften ſich die beiden feindlichen Parteien der Katholiken und Hugenotten zwar nicht öffentlich und in großen Maſſen, ihre gereizte Stimmung, die Unvereinbarkeit ihrer gegenſeitigen Anſprüche blieb jedoch dieſelbe, und der Vertrag von Fleix wurde, wie alle vorhergehenden, beſonders von der mächtigern Partei, den Katholiken, nur als ein Waffenſtillſtand, eine Gelegenheit, neue Kräfte zum Ausbruche eines entſcheidenden Kampfes zu ſammeln, betrachtet. Die einzige Möglichkeit, unter ſo erbitterten Gegnern ein erträgliches Verhältniß zu erhalten, hätte nur von dem Könige ausgehen können, ſobald dieſer Macht genug beſeſſen hätte, ſich von ihnen unabhängig zu erhalten und ein wirkliches Schiedsamt zwiſchen ihnen auszuüben. Das königliche Anſehn ſchien aber während der Ruhe, die dem letzten Frieden folgte, noch tiefer als während des Kampfes ſelbſt zu ſinken. Es lag im Charakter Heinrich's III., daß er ſich in Augenblicken der Unruhe und Gefahr, obgleich er nie eine planvolle und feſte Thätigkeit zu entwickeln vermochte, doch zuweilen plötzlich erhob und ſelbſt, wie die Folge lehren wird, zur Faſſung großer und verzweifelter Entſchlüſſe fähig war, in Zeiten der Ruhe aber fiel er in die äußerſte Trägheit und Sittenloſigkeit zurück und wurde ein Spiel ſeiner Umgebungen, die ihn nach ihrem Gefallen zu ſeinem und des Landes Verderben leiteten. Außer dem übeln Beiſpiele, das ſeine Laſter, ſeine Wolluſt, Heuchelei und Treuloſigkeit gaben, war es vorzüglich ſeine Verſchwendung, die Art, wie er, ohne alle Rückſicht auf die Bedürfniſſe des Staates und ſeine eigene perſönliche Lage, ſeine Lieblinge durch unermeßliche Geſchenke bereicherte, die es ihm unmöglich machte, den unbändigen Ehrgeiz der Großen und den immer zum Ausbruch bereiten Haß der Parteien in Zaum zu halten. Er brachte faſt ſeine ganze Zeit mit Feſten, Tänzen, Maskeraden, kirchlichen Ceremonien und öffentlichen Proceſſionen zu, wohnte den Sitzungen ſeines Staatsrathes ſelten bei, nahm von den Berichten ſeiner Beamten keine Kunde und fühlte ſich nur inſoweit als König, als dieſe Stellung ihm un-

eingeſchränkt über die Hülfsquellen ſeines Landes zu verfügen erlaubte. Die weſentliche Aufgabe des Königthums, ohne deren Erfüllung es keinen Sinn und Zweck hätte, die Darſtellung einer über allen beſondern Zwecken ſtehenden Macht, die in der Erhaltung und Vermehrung des öffentlichen Glückes ihre eigene Befriedigung findet, zu ſein, ſchien unter dieſem Fürſten noch mehr als ſelbſt in den dunkelſten und wildeſten Epochen zu verſchwinden. Nirgends war eine allgemeine Leitung ſichtbar. Alles theilte ſich in Parteien. Jeder Mächtige zog bei dem, was er that, nur ſeinen Vortheil und ſeine Laune zu Rathe, ohne nach der Meinung und Zuſtimmung des Königs zu fragen. Die Nation war nicht nur ihrer religiöſen Ueberzeugung nach in zwei große feindliche Parteien, ſondern das Land in von der Krone nur dem Namen nach abhängige Statthalterſchaften und dieſe wiederum unter eine Menge kleinerer Gewalthaber vertheilt, die in ihren Städten und Schlöſſern als ſelbſtſtändige Herren walteten und, wie der König ſelbſt, ohne Plan für die Gegenwart und ohne Gedanken an die Zukunft, nur für ſich ſorgten. Es hatte ſich, ſeit dem Tode Heinrich's **II.**, bei dem zunehmenden Sinken der königlichen Autorität in Frankreich eine Art neuen Feudalweſens gebildet, das mit dem alten dem Weſen nach zwar keine Aehnlichkeit beſaß und ohne alle Wurzel im Volke, ohne ein anerkanntes Recht, nur auf der Uſurpation einzelner Großen und Mächtigen beruhte, in ſeiner äußern Erſcheinung aber dem alten Lehnsleben glich, nur daß es alle Mängel, ohne irgend einen Vorzug, jener mittelalterthümlichen Organiſation theilte. Frankreich ſchien am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, wie einſt im elften, unter eine Menge großer und kleiner Herren getheilt zu ſein, die den König wie damals nur zum Schein als ihren Oberherrn anerkannten, in Wahrheit aber nur ihre eigenen Intereſſen verfolgten. In der katholiſchen Partei, denn obgleich die Religion im Dienſte der Politik und der Glaube in dem des Ehrgeizes ſtand, ſo war ſie dennoch das Panier, dem jeder folgte oder zu folgen vorgab, regierte der Herzog von Guiſe unter dem Namen eines Statthalters die Champagne, Mayenne Burgund, Mercoeur die Bretagne, Aumale die Pikardie. Der Herzog von Elboeuf, der Marquis von Muy, die Kardinäle von Lothringen und Vaudemont beſaßen in allen Theilen des Königreiches eine Menge Lehne, Güter und Pfründen. Dieſe Genannten gehörten alle zu dem Zweige des Hauſes Lothringen, der ſich in Frankreich niedergelaſſen hatte und unter dem Namen der Guiſen bekannt war, obgleich nur der älteſte dieſen Titel führte. Eine ſolche Macht befand ſich in den Händen einer einzigen

Familie. Der Graf von Angouleme, ein Baſtard Heinrich's II., der ſich durch ſeine Grauſamkeit in der Bartholomäusnacht hervorgethan, verwaltete die Provence. Der Herzog von Anjou gebot über Anjou, Berry und Touraine und viele andere Beſitzungen. Montmorency hatte ſich in Languedoc ſeit vielen Jahren ſo feſtgeſetzt, daß dieſe Provinz ihm zu gehören ſchien. — Unter den Hugenotten herrſchte der König von Navarra über Bearn als erblicher Fürſt, über Guienne als Statthalter. Zwiſchen der Garonne und Loire übte der Prinz von Condé einen vorherrſchenden Einfluß aus. Lesduiziers befehligte in der Dauphiné. — In den größern Städten war die Gewalt des Königs faſt ebenſo wie in den Provinzen, eine mittelbare, nominelle, ſcheinbare geworden. Dieſe regierten ſich entweder faſt als Freiſtaaten, wie La Rochelle, Marſeille, Nantes u. ſ. w. oder ſtanden, wie Rouen, Bordeaux, Toulouſe unter dem Einfluſſe ihrer Parlamente. Die kleinern Städte wurden im Namen der Statthalter von einzelnen Rittern und Hauptleuten, an der Spitze einer Anzahl bewaffneter Räuber oder Söldner, regiert. Dieſe Befehlshaber ſchlichteten die Streitigkeiten der Bürger nach Gutdünken, nahmen die öffentlichen Einkünfte für ſich und wußten ſich von den Statthaltern oft ebenſo unabhängig, wie dieſe von dem Könige zu machen. Heinrich III. war, wie einſt ſeinen erſten Vorfahren, faſt nur ein Theil des innern Frankreichs zur Verfügung übrig geblieben, und ſelbſt hier ſchien er nicht mehr Herr zu ſein, denn in ſeiner eigenen Hauptſtadt war der Name des Herzogs von Guiſe bei dem Volke beliebter als der des Königs.

Eine Zeit wie die der Territorialſouverainetät des Lehnsadels ſchien wiedergekehrt und die unmittelbare Autorität des Königthums, an der von Ludwig VI. bis zu Ludwig XI. vier Jahrhunderte lang mit ſo großer Kraft gearbeitet worden, verſchwunden zu ſein. Dieſes neue Feudalweſen verdankte ſeinen Urſprung jedoch nur der durch die Religionskriege entſtandenen Bewegung und der perſönlichen Schwäche derer, die ſeit Franz I. die Krone getragen hatten, aber keineswegs einer Rückkehr zu den Geſinnungen und Bedürfniſſen des Mittelalters. Die eigenthümliche Hierarchie des Lehnsſyſtems, die ſeinen Charakter und ſeine Feſtigkeit ausgemacht, war faſt bis auf die Erinnerung verſchwunden. Die Macht dieſer größern und kleinern Tyrannen, denn ſolche waren ſie meiſt alle, da ſie nur ihren Vortheil und nicht das Glück derer, die von ihnen abhingen, zum Augenmerk hatten, welche die Stellung des alten Herrenſtandes eingenommen, beruhte rein auf einer königlichen Er-

nennung, die in jedem Augenblicke zurückgenommen werden konnte, und auf den Geldmitteln, die ſie erpreßten, um mit ihnen einheimiſches oder fremdes Kriegsvolk zu bezahlen, ſich der Regierung mit deſſen Hülfe zu widerſetzen oder ſich untereinander zu bekämpfen. Selbſt der Gedanke eines dieſen Gewalthabern von Hauſe aus zuſtehenden Rechtes war dem Volke fremd geworden, das ſie nur als vorübergehende Dränger betrachtete. Der König von Navarra, der Herzog von Guiſe und alle dieſe Führer der Parteien theilten unter ihre Freunde und Diener keine Lehne und Titel mehr, gegen Uebernahme gewiſſer Pflichten und Dienſte, aus, denn dies wurde als ein nur der Krone zuſtehendes Recht angeſehen, ſondern ſie übergaben ihnen die Verwaltung dieſes oder jenes größern oder kleinern Bezirkes, die Behauptung dieſes oder jenes feſten Platzes, wodurch dieſe untern Befehlshaber Gelegenheit zur Begehung von Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten, aber keine legale allgemein anerkannte Autorität irgend einer Art empfingen. Der kleinere Adel hielt ſich keineswegs mehr verpflichtet dem größern in den Krieg zu folgen, ſondern that dies nur, wenn es ihm beliebte, und dann für Lohn und Sold. An die Stelle der alten Lehnshierarchie war eine Art von Patriciats= und Klientelatsnexus zwiſchen den Großen und ihren Anhängern getreten, der jenem in der Form zuweilen glich, dem Weſen nach aber keine Aehnlichkeit mit ihm hatte. Die Häupter der beiden Parteien fühlten ſo ſehr, daß ſie keine perſönliche Gewalt, kein Recht zum Kriege, keinen Schatten einer eigentlichen Souverainetät über die ihnen unterworfenen Gebiete beſaßen, daß ſie die Religion als den Vorwand zu ihren Streitigkeiten und Bündniſſen, ihrem militairiſchen und politiſchen Walten anwandten, deren Intereſſen deshalb bei jeder Gelegenheit von beiden Parteien angerufen wurden. Es herrſchte eine Art localer und militairiſcher Despotismus im Lande, der keine allgemeine Autorität, oder dieſe wenigſtens nur dem Schein nach, anerkannte, der aber in ſich keine feſte Organiſation und in den Ueberzeugungen und Sitten des Volkes keine Wurzel beſaß. Da die Großen und Mächtigen damals dieſelben Titel wie in der Lehnswelt führten, da der Krieg ebenſo der allgemein herrſchende Zuſtand geworden und Gewalt überall vor Recht ging, ſo hat man dieſe Epoche zuweilen als eine Erneuerung des Feudalweſens anſehen wollen, mit dem ſie jedoch nur eine ganz oberflächliche Aehnlichkeit darbietet. Der Geiſt des Mittelalters regte ſich allerdings in dieſer Anarchie am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, aber er war nur ein Geſpenſt, das aus ſeinem Grabe hervorgegangen, die Lebendigen verwirrte, bald aber für immer in

daſſelbe zurückkehren ſollte. Die eigenthümliche Stimmung des Adels, die nicht mehr mit den Bedürfniſſen jener Epoche in Uebereinſtimmung ſtand, benutzte die religiöſen Spaltungen, um ſich von der Aufſicht der Krone zu befreien und das Volk wiederum unter ſeine Füße zu bringen, irrte ſich aber über den Charakter dieſer Zeit ſo gänzlich, daß er gerade durch ſein Streben, unter den letzten Valois ſeine verlorne Stellung wieder einzunehmen, ſeinen Untergang als politiſche Macht im Staate beſchleunigte. Erſterbende Zuſtände äußern ſich zuweilen, wie ſiechende Individuen, mit einer krankhaften Lebendigkeit, die ihre letzten Kräfte aufzehrt und der Vorbote ihrer nahen Auflöſung iſt.

Der Einfluß Frankreichs auf das Ausland durch Kriege und Verträge, während der hundert Jahre ſeit Ludwig XI. bis auf Franz II. mit ſo großer Anſtrengung behauptet, hatte ſeit dem Anfange der Religionskriege faſt ganz aufgehört. Katholiken und Hugenotten waren wohl zuweilen, die einen mit Spanien und Italien, die andern mit Deutſchland und England, aber nicht im Intereſſe ihres Landes, ſondern nur dem ihrer Partei, in Verbindung getreten. Der Begriff einer Monarchie ſchien überhaupt in Frankreich unter Heinrich III. zu verſchwinden, da dieſer Fürſt mit ſeinen bewaffneten Unterthanen wie mit fremden Mächten zu unterhandeln gezwungen wurde. Zwei Unternehmungen gingen gleichwohl unter ſeiner Regierung aus ſeinem Lande und zwar von ſeinen nächſten Verwandten gegen ſeinen mächtigen Nachbar Philipp II. hervor, an welchen er jedoch, ein charakteriſtiſches Zeichen ſeiner Stellung, keinen unmittelbaren Antheil nahm, die er weder verhindern noch leiten konnte.

Katharina von Medicis, aus einem Fürſtengeſchlechte ſtammend, das nicht in der Feudalwelt wurzelte, und die wußte, daß ihre Erhebung durch die Vermählung mit Heinrich II. als ein übergroßes Glück betrachtet wurde, benutzte jede Gelegenheit, ihre Verwandtſchaft mit den alten Dynaſtien Europas der Welt vor Augen zu legen. Der König Sebaſtian von Portugal war in Afrika umgekommen, ſein Oheim, der Cardinal Heinrich, bald nach ihm geſtorben, und ein Baſtard des königlichen Hauſes von Philipp II., der den portugieſiſchen Thron für ſich in Anſpruch nahm, vertrieben worden. Katharina's Mutter ſtammte durch die Frauen von Robert, Grafen von Boulogne, der von ſeinem Vater, Alphons III. von Portugal, enterbt worden war. Bei dem Erlöſchen des königlichen Hauſes von Portugal ſchien Katharina an ein ihr zuſtehendes Recht auf die portugieſiſche Krone zu glauben, trat daſſelbe jedoch

dem Baſtard des Infanten Dom Ludwig, der Prior von Crato geweſen und von einem Theile der Portugieſen, die das ſpaniſche Joch fürchteten, als König anerkannt wurde, ab. Da ſie unermeßlich reich war, ſo unterſtützte ſie ihren Prätendenten mit Geld und Mannſchaft, deſſen Unternehmung aber an der Macht Philipp's II. und ſeiner eigenen Unfähigkeit ſcheiterte. Eine große Menge franzöſiſcher Herren und Edeln, welche dieſe Ausſicht auf Ruhm und Beute begierig ergriffen, kamen bei dieſer Gelegenheit, wo die Spanier ihre gewöhnliche Grauſamkeit und die Franzoſen ihren Hang zu Abenteuern bewieſen, um. Der zweite Angriff, der von Frankreich aus auf die Macht Philipp's II gemacht wurde, ging, wie oben erwähnt worden, von dem Herzoge von Anjou aus, der jetzt die ihm dargebotene Souverainetät der Niederlande angenommen hatte, und mit einem Heere, aus Söldnern aller Nationen und dem ärmſten Theile des franzöſiſchen Adels zuſammengeſetzt, die Grenze überſchritt. Anjou ſetzte zugleich ſeine Bewerbungen um die Hand der Königin Eliſabeth fort, hoffte mit ihrer Hülfe die Spanier zu ſchlagen und ſo auf den Thron zweier Länder zu ſteigen. Eliſabeth aber, wahrſcheinlich zu dieſer Verbindung nie aufrichtig geneigt, unterſtützte den Herzog nur ſchwach, deſſen Plane an dem überlegenen Talent der ſpaniſchen Feldherren, beſonders des Prinzen von Parma, ſcheiterten und der durch ſeine Treuloſigkeit zugleich ſeine neuen Unterthanen von ſich entfernte. Nach mehrmals aufgegebenen und wieder erneuerten Verſuchen ward der franzöſiſche Prinz genöthigt, ſich unverrichteter Sache nach Frankreich zurückzuziehen, obgleich er bis an ſeinen Tod mit dem Gedanken, ſich in den Niederlanden eine eigene Souverainetät zu gründen, beſchäftigt blieb., Heinrich's III. Schwäche und Unentſchloſſenheit hatte dieſe von dem Ehrgeize ſeiner Mutter und ſeines Bruders geleiteten Unternehmungen gegen ſeinen mächtigen Nachbar, mit dem er ſtets in Frieden zu ſtehen behauptete, nicht zu hindern vermocht. Wahrſcheinlich ſah er dieſe Kriege als ein Mittel an, ſich von einer Menge wilder und unruhiger Abenteurer, die ſein Land überſchwemmten und ihm ſelbſt perſönlich gefährlich werden konnten, zu befreien, vielleicht war er auch im voraus unterrichtet, daß der König von Spanien dieſe von Frankreich ausgegangenen Angriffe nicht als eine Kriegserklärung, ſondern als Privatunternehmungen anſehen würde. Es iſt in der That überraſchend, daß ein Fürſt, wie Philipp II., die verwegenen Angriffe Katharina's von Medicis und des Herzogs von Anjou nicht zu rächen verſuchte und dieſe mit franzöſiſchem Gelde und von franzöſiſchem Kriegsvolke geführten Unternehmungen von

der Sache des Königs von Frankreich trennte. Die wirkliche Macht dieſes Königs ſtand jedoch in keinem Verhältniſſe zur Ausdehnung ſeiner Staaten, und die Langmuth, die dieſer grauſame und ſtolze Fürſt bei dieſer Gelegenheit bewies, hatte ihren Grund in dem ſchon damals ſichtbar werdenden Abnehmen der Kräfte ſeines Reiches und den zahlreichen Verlegenheiten, die ihm ſeine Tyrannei überall bereitet hatte. Er hatte durch ſeine bei der Eroberung von Portugal bewieſene Härte und Treuloſigkeit den Haß dieſes Volkes, das ſich nie mit der ſpaniſchen Herrſchaft ausſöhnte, erregt. In Neapel herrſchte daſſelbe Gefühl. In den Niederlanden war es zu einer offnen Empörung gegen ihn gekommen, die ſchon ſeit zehn Jahren dauerte. Philipp konnte im Grunde mit Sicherheit nur auf Spanien rechnen, aus dem er auch den größten Theil ſeines Kriegsvolkes zog. Hier aber war durch die Wirkung eines doppelten Despotismus mit der Abnahme der geiſtigen Cultur der Nation auch die materielle Kraft derſelben geſunken. Der Ackerbau, der Kunſtfleiß, die Mittel zu leben und demnach die Bevölkerung ſelbſt waren in raſcher Abnahme begriffen. Es war für Philipp II., der über ſo viele und von der Natur ſo begünſtigte Länder gebot, ſchwerer, ein Heer zu bilden, als für einen der im Vergleiche zu ihm kleinen Fürſten, die ihm auf den Thronen von Kaſtilien, Aragonien, Neapel und Flandern vorangegangen waren. — Uebrigens waren dieſe beiden Unternehmungen, in denen eine Menge Abenteurer Strozzi und Briſſac nach den Azoren und Anjou nach Belgien begleiteten, die einzigen an und für ſich unbedeutenden Verſuche, während der Regierung Heinrich's III., auf das Schickſal anderer Nationen einen Einfluß auszuüben. Es ſchien, als ob die große Expanſionskraft, der beſondere Charakter, den das franzöſiſche Volk von den früheſten Zeiten an bewährt, und der es ſo oft nach dem Orient, den Küſten von Afrika, nach England, Italien und Deutſchland geführt, unter den letzten Valois erloſchen und in dem wilden und meuteriſchen Geiſte innerer Unruhen und Fehden untergegangen wäre.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Ereigniß, das unter andern Umſtänden bedeutungslos vorübergegangen wäre, der Tod des Herzogs von Anjou (1584), brachte in der Stellung und mehr noch in dem Geiſte der beiden kämpfenden Parteien eine große Veränderung hervor. Der Herzog von Anjou war nie vermählt geweſen. Der König ſelbſt hatte in einer zehnjährigen Ehe nie Kinder gehabt, und man glaubte allgemein, daß deren keine von ihm zu erwarten waren. Durch den Tod ſeines jüngern Bruders war demnach Heinrich III. der letzte ſeines Stammes und der König von Navarra, das Haupt der bourboniſchen Linie, der nächſte Erbe des Thrones geworden. Die Hugenotten, die beim Anfange der Religionskriege, vierundzwanzig Jahre vorher, vielleicht ein Dritttheil der Bevölkerung des Königreiches betragen, waren durch Verfolgungen, Kriege, Auswanderungen, freiwillige und erzwungene Apoſtaſien in ihrer Zahl und Stärke ſo herabgekommen, daß ſie in den letzten Jahren der Regierung Heinrich's III. kaum den zehnten Theil des franzöſiſchen Volkes ausmachen mochten. Sie erhielten ſich in der That nur durch die Hülfe des kriegeriſchen Adels, den ſie in ihrer Mitte zählten und der, immer zum Kampfe bereit, die Macht der Partei zu verdoppeln ſchien, und durch den Eifer, der die Bürger einiger Städte beſeelte, in deren Mauern der franzöſiſche Proteſtantismus ſich das Anſehn einer religiöſen und politiſchen Organiſation zu bewahren wußte. Deſſenungeachtet wären ſie, hätte unter ihren Gegnern mehr Vertrauen und Uebereinſtimmung geherrſcht, verloren geweſen und dem Schickſale, das ſie hundert Jahre ſpäter ereilte, ſchon damals erlegen. In ihrer gegenwärtigen Lage war es für die Hugenotten demnach von großer Wichtigkeit, einen ihrer Glaubensgenoſſen mit der Anwartſchaft auf den Thron des Landes verſehen zu wiſſen. Die Rechte des Königs von Navarra auf die Krone mußten ihnen als der letzte Anker ihrer Hoffnung erſcheinen und ſie für deren Anerkennung wie für ihre eigene Sache zu ſtreiten entſchloſſen ſein. Aus denſelben Gründen war die Gegenpartei zur Bekämpfung jener Anſprüche entſchieden und benutzte den in dieſer Zeit herrſchenden Fanatismus, die Trennung des Königs von Navarra von der herr-

ſchenden Kirche als einen Grund ſeiner Unfähigkeit zur Thronfolge geltend zu machen. Die Ligue, die in dem Haupte ihrer Gegner ſeit dem Tode des Herzogs von Anjou zugleich den nächſten Thronerben fand, ſah ſich jetzt zu einer feſtern und thätigern Organiſation ihres Bundes und zu einem engern Anſchließen an die größern katholiſchen Mächte des Auslandes, beſonders den König von Spanien genöthigt. Von jetzt an trat Heinrich III. noch mehr als früher in den Hintergrund und alle Bewegung ging von den Häuptern der beiden kämpfenden Parteien, dem Könige von Navarra und dem Herzog von Guiſe aus. Heinrich III., obgleich erſt einige dreißig Jahre alt, gerieth in das Verhältniß eines Greiſes, um deſſen Erbſchaft, ohne daß man nach ſeinem Willen fragt, gekämpft wird. So tief war noch kein Fürſt der kapetingiſchen Dynaſtie, der geiſteskranke Karl VI. ausgenommen, geſunken.

Die größere Entſchiedenheit und Unabhängigkeit in der Stellung beider Parteien ward aber auch von einer tief eingreifenden Veränderung des ſie beſeelenden Geiſtes und der von ihnen bisher anerkannten Grundſätze begleitet. Die Hugenotten hatten im Anfange der innern Kriege nicht blos in der Religion, ſondern auch in der Politik freiſinnigere Tendenzen an den Tag gelegt. In dem Bewußtſein, daß ein bedeutender Theil der höhern Klaſſen ihnen geneigt ſei, hatten ſie mehrmals auf die Zuſammenberufung der Reichsſtände gedrungen und der königlichen Macht Grenzen zu ſetzen geſucht. Da die Könige ſelbſt es waren, von denen ſie verfolgt wurden; ſo war ihnen, alle andern Einflüſſe, die aus ihrer Oppoſition gegen eine herrſchende Kirche und den demokratiſchen Einrichtungen ihrer Gemeinden und Synoden auf ſie übergehen mußten, abgerechnet, der Wunſch einer Beſchränkung der Autorität der Krone natürlich geworden. Der Gedanke der Freiheit lebte überhaupt in ihrem religiöſen Syſtem, wenn auch auf unvollendete und die Intereſſen der Welt nur oberflächlich berührende Weiſe, doch mehr als in den Anhängern des alten Glaubens, und war ihnen bei ihrem Widerſtande gegen die Krone, die lange ihr eifrigſter Gegner geweſen, ſogar nothwendig geworden, denn der Grundſatz einer unbedingten Unterwerfung hätte ihnen jeden Kampf unterſagt und ſie der Vernichtung entgegengeführt. Jetzt aber, da das Haupt ihrer Partei durch den Tod des Herzogs von Anjou zur Nachfolge in der Krone berufen worden, lag es in ihrem Intereſſe, deſſen Recht auf den Thron als ein natürliches und zugleich nothwendiges, über jede Beſtimmung und Begrenzung erhabenes Factum hinzuſtellen. Das Recht des Königs von Navarra auf die Thronfolge gründete

ſich aber einzig auf ſeine Geburt und die Stelle, die er in dem regierenden Hauſe einnahm. Der Zweig, dem er angehörte, war ſeit zehn Generationen von dem herrſchenden Stamme getrennt geweſen. Er war als König von Navarra und Fürſt von Bearn Regent eines fremden, mit Frankreich in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehenden Landes geworden. Er gehörte einem Glauben an, den die Mehrheit der Nation verwarf. Er hatte ſeit mehren Jahren den König, dem er nachfolgen, und das Volk, über das er einſt herrſchen wollte, mit Krieg überzogen. Die Hugenotten, die in dem Könige von Navarra ihren Retter ſahen, kehrten ſich an dieſe Hinderniſſe und Widerſprüche zwiſchen dem, was der Führer ihrer Partei bisher geweſen und was er einſt werden ſollte, nicht, ſondern ſahen ſein Geburtsrecht als eine unzerſtörbare, von allen andern Umſtänden befreite Thatſache an. Indem ſie demnach das Recht zur Krone rein auf ein natürliches, von menſchlicher Wahl und Zuſtimmung unabhängiges Recht wie die Geburt gründeten, erkannten ſie dem Beſitzer deſſelben eine unbeſchränkte, von jeder Bedingung unabhängige Macht zu. Denn ein abſolutes Recht auf ein natürliches und unwandelbares Factum gebaut, das außer dem Willen und den Geſinnungen der Menſchen liegt und bei deſſen Geltendmachung weder ihr Vortheil noch ihre Meinung in Betracht kommt, gewährt dem, der es beſitzt, eine unbeſchränkte, einzig auf ſich ſelbſt beruhende Gewalt und ſtellt ihn außer oder über die ſittlichen Verhältniſſe der Menſchheit, die, im Gegenſatze zu den natürlichen Bedingungen des Daſeins, von Wahl und Ueberzeugung abhängen. Die Hugenotten gaben, indem ſie den König von Navarra, obgleich die Mehrheit des franzöſiſchen Volkes ihn als Proteſtanten von ſich ſtieß, und obgleich er gegen ſeinen König und ſein Land die Waffen trug, dennoch für den einzig rechtmäßigen und möglichen Thronfolger, weil die Natur ihm dieſe Stellung angewieſen, erklärten, ihre frühern freiſinnigen Grundſätze auf und traten, wenigſtens in dieſem Falle und für den Augenblick, als Vertheidiger des unumſchränkten Königthums auf. Allerdings waren dieſe Grundſätze, die ſie jetzt, nach dem Tode des Herzogs von Anjou, zu verbreiten anfingen, von der Noth und für die Bedürfniſſe des Moments geſchaffen worden, denn ſie erwarteten ihre Rettung von der einſtigen Erhebung des Königs von Navarra, und die, welche Karl IX. und Heinrich III. widerſtanden hatten, vertheidigten nur deshalb die unbeſchränkte Anerkennung der Rechte ihres Erben, weil dieſer Erbe einer der Ihrigen war; nichtsdeſtoweniger erhielt dieſe Theorie in einer kritiſchen und entſcheidenden Epoche, wie das Erlöſchen

eines Regentenſtammes und das Auftreten eines neuen verkündet, und von Erfolg gekrönt, eine große Bedeutung, die weit über die Wirkung des Augenblickes hinausreichte und in der Geſchichte der bourboniſchen Dynaſtie ſich erſt vollſtändig entwickelte. — Während die Hugenotten, um die Anſprüche ihres Oberhauptes auf die Thronfolge zu vertheidigen und, wie ſie hofften, für ſich eine beſſere Zukunft vorzubereiten, den mit ihrer Religion in Zuſammenhang ſtehenden Grundſätzen der politiſchen Freiheit, vielleicht ohne es zu wiſſen und zu wollen, entſagten, war in den exaltirten Katholiken oder den Anhängern der Ligue, weniger noch in ihren Maximen als in ihren Handlungen und in ihrer Stimmung, eine Veränderung im entgegengeſetzten Sinne vorgegangen. Die alte Religion, die von ihren Anhängern einen unbedingten Gehorſam forderte, bei ihren Anordnungen nicht nach deren Zuſtimmung fragte und ihnen keine Prüfung derſelben erlaubte, war, ihrem innerſten Weſen nach, dem weltlichen Despotismus günſtig, deſſen Grundidee ſie in ihrem eigenen Buſen trug. Sie erlaubte jedoch zuweilen, ſobald dies mit ihrem Zweck, die bürgerliche Geſellſchaft unter der Herrſchaft des theokratiſchen Princips zu erhalten, übereinſtimmte, der Freiheit eine, wenn auch immer nur beſchränkte Aeußerung des Widerſtandes, aber ohne deren Recht jemals ausdrücklich anzuerkennen. Die Ligue befand ſich in dieſem Falle. Ein Theil ihrer Mitglieder ſann darauf, den König, deſſen Laſter und Schwächen eine Auflöſung des Staates herbeizuführen drohten, durch einen kräftigern und beſſern Fürſten, wie der Herzog von Guiſe war, zu erſetzen, den ketzeriſch geſinnten Thronerben aber um jeden Preis von der Nachfolge auszuſchließen. Sie wollten dieſen, theils aus Vorliebe für den Gegenſtand ihrer Wahl, theils aus Haß und Mißtrauen, auch dann nicht zulaſſen, wenn er ſich dem herrſchenden Glauben anſchließen ſollte. Heinrich III., der die Plane der Ligue endlich auf ſeine Koſten durchſchauen gelernt hatte, ſuchte ihr ſo viel als möglich entgegenzuarbeiten und hatte nur in dieſer Abſicht die Proteſtanten in der letzten Zeit geſchont. Als einem gebornen Fürſten war ihm die Idee des abſoluten Rechts zur Thronfolge, auf das ſich ſeine eigene Macht ſtützte, natürlich werther und heiliger als alles Andere, und er hatte nach dem Tode des Herzogs von Anjou die Anſprüche des Königs von Navarra auf die Krone allerdings mit dem Wunſche und der Hoffnung, daß dieſer zum Katholicismus zurückkehren möchte, aber doch immer als eine unbeſtrittene Thatſache anerkannt. Die Ligue, mochte ſie nun den Thron dem Herzoge von Guiſe oder einem andern Fürſten zuwenden wollen, war entſchloſſen, den König

von Navarra nie und in keinem Falle als den Nachfolger Heinrich's III. anzuerkennen. Sie war demnach in eine Oppoſition zu dem Willen und den Geſinnungen des Königs getreten und erkannte, indem ſie kein abſolutes, von jeder ſittlichen Bedingung unabhängiges Recht zur Krone gelten ließ, auch keine unbeſchränkte Macht des Regenten an. Denn beide Principien ſind unzertrennlich und ergänzen ſich gegenſeitig. Die große katholiſche Aſſociation nahm demnach, nicht als ob dies in ihrer Natur und dem Zwecke, den ſie ſich vorgeſetzt, gelegen hätte, ſondern weil die Umſtände, ihre eigenen Intereſſen und die Grundſätze ihrer Gegner ſie dazu zwangen, gewiſſe Ideen von öffentlichen Freiheiten und nationalen Rechten an, die ihr zur Bekämpfung Heinrich's III. und des Königs von Navarra nothwendig geworden waren. Erſterer wurde in öffentlichen und heimlichen Denkſchriften als die Schande der Menſchheit und das Verderben ſeines Landes hingeſtellt, und die Laſter, die ihn befleckten, ſeine unnatürliche Wolluſt, ſeine grenzenloſe Verſchwendung, Trägheit und Heuchelei wurden ſchonungslos und vielleicht mit Uebertreibungen enthüllt. Eine mit Haß gemiſchte Verachtung erhob ſich in der Ligue, beſonders unter den Bewohnern von Paris, gegen Heinrich III., wie noch gegen keinen andern Fürſten ſeines Stammes geſchehen war. Einem ſolchen Souverain eine unumſchränkte Gewalt zuzugeſtehen, hätte allerdings als eine Art Wahnſinn erſcheinen können, indeſſen haßte die Ligue den proteſtantiſchen Thronerben, der ſich durch ſo viele Vorzüge auszeichnete, noch mehr als den katholiſchen König, der ſo durchaus unwürdig erſchien. Inſofern die Ligue einem andern abſoluten Princip als dem des Königthums, nämlich dem des Katholicismus huldigte, mußte ſie erſteres, ſobald es mit letzterm nicht übereinſtimmte, verwerfen. Die Freiheit erſchien ihr aber nicht an und für ſich als ein Recht des Menſchen im Staate, ſondern in dieſem Falle nur als ein Mittel des Widerſtandes. Sie ordnete dieſelbe ihrem beſondern Zwecke, der Vertheidigung des alten Glaubens, unter und erhob den geiſtlichen Despotismus auf Koſten des weltlichen. Ein Fürſt wie Philipp II., der beide Tendenzen in ſeinem Walten ſo innig vereinigte, daß in den Grundſätzen kein Widerſpruch und in deren Ausübung keine Trennung unter ihnen ſichtbar wurde, war nicht nur der Verbündete, ſondern ſogar das Ideal der Ligue. Indeſſen war in dieſe Partei durch die Umſtände, unter denen ſie ſich ausbildete, ein demokratiſches Element gekommen, das eine Zeit lang ſehr thätig in ihr wirkte. Ein großer Theil des Adels hatte den Proteſtantismus angenommen, das Landvolk dagegen und der niedere Theil der

ſtädtiſchen Bevölkerung waren, wenige Gegenden ausgenommen, vorzüglich durch den Einfluß des Klerus, dem alten Glauben treu erhalten oder zu demſelben zurückgeführt worden. Die Parlamente hatten ſich als die entſchiedenſten Gegner der religiöſen, ſo wie überhaupt jeder von ihnen unabhängigen Freiheit, wie z. B. der politiſchen der Reichsſtände gezeigt und durch ihre Verbindung mit dem höhern Bürgerſtand dieſen unter die Leitung des Katholicismus geſtellt. Unter den Hugenotten waltete demnach der Charakter des größern und kleinern Adels, in der Ligue der des Klerus und der Gemeinden, der weltlichen und geiſtlichen Korporationen vor. Die große katholiſche Aſſociation hatte ſich zuerſt in Paris durch den geheimen Einfluß der Guiſen und die eifrige Mitwirkung von Prieſtern und Parlamentsmitgliedern ausgebildet und von da auf alle bedeutende Städte des Nordens verbreitet. Die Ligue ſchwankte in ihren Grundſätzen und Beſtandtheilen zwiſchen dem theokratiſchen Despotismus und der Demokratie des mittelalterthümlichen Municipalweſens, die Hugenotten wurden von den Ideen der religiöſen Freiheit und den Sitten und Vorſtellungen einer feudalen Ariſtokratie hin- und hergezogen. In beiden Parteien kämpften der Geiſt und die Bedürfniſſe der neuern Zeit mit den Ueberlieferungen des Mittelalters. Dieſer gemiſchte, unentſchiedene Charakter machte, daß beide erlagen und daß, als der Sturm der innern Kriege, der ſie eine Zeit lang emporgetragen, ſich beruhigt, beide mit ihren Unterſchieden und feindlichen Tendenzen in dem Alles zerſetzenden Geiſte der abſoluten Monarchie aufgingen.

Die ſchwächſte Macht, die zwiſchen der Ligue und den Hugenotten in der Mitte ſtand und ſich vergeblich von beiden frei zu erhalten ſuchte, war die Heinrich's III., dem zwar, dem Namen nach, die Leitung der Verwaltung, die Verwendung der öffentlichen Einnahmen und der Oberbefehl des Heeres geblieben, der aber, wenn er dieſe Mittel zur Ausführung eines ſelbſtſtändigen Entſchluſſes anwenden wollte, ſogleich ſeine Abhängigkeit fühlte. Er war allmälig, theils durch den Drang der Umſtände, theils durch ſeine perſönliche Schwäche und Laſterhaftigkeit in eine ſo verzweifelte Lage gerathen, daß weder ihm noch Andern ein glücklicher Ausgang möglich ſchien. Von dem Augenblicke an, wo nach dem Tode des Herzogs von Anjou die Frage über die Thronfolge lebhafter in Anregung kam und die Hugenotten und die Ligue noch mehr als früher die Stellung zweier beſtimmt ausgeſprochenen feindlichen Parteien annahmen, neigte ſich Heinrich III. bald der einen, bald der andern von ihnen zu und ſchien der Gewalt der Umſtände ſich

eher entziehen als dieſelbe leiten zu wollen. Von dieſer Zeit an iſt kein Plan und keine Abſicht mehr in ſeinen Handlungen zu erkennen, er ſucht ſich einer Verlegenheit zu entziehen, um ſich alsbald in eine andere zu ſtürzen. Selbſt die Feinheit und Klugheit ſeiner Mutter, die früher ſo mächtig gewirkt, ſchien unter dieſen ſich immer mehr verwickelnden Umſtänden nicht auszureichen. Katharina's Einfluß tritt in dieſen letzten Jahren, obwohl ſie immer noch thätig bleibt, in den Hintergrund.

Heinrich III. hatte bald nach dem Ableben ſeines Bruders einen ſeiner Vertrauten, den Herzog von Epernon, an den König von Navarra geſandt und einen erneueten Verſuch gemacht, denſelben zum Katholicismus herüberzuziehen. Epernon, einer der beiden vornehmſten Günſtlinge des Königs, der andere, der Herzog von Joyeuſe war, von der verlornen Lage des Königs erſchreckt, mit der Ligue in geheime Verbindung getreten und verrieth ſeinen Wohlthäter — that alles Mögliche, um den König von Navarra zur Abſchwörung des Proteſtantismus zu bewegen. Er ſtellte ihm beſonders vor, wie er durch einen ſolchen Schritt ſeinen Feinden jeden Grund, ihn von der Thronfolge auszuſchließen, nehmen und die ganze Partei der gemäßigten Katholiken, alle, welche nicht im unmittelbaren Intereſſe Spaniens und der Guiſen ſtanden, für ſich gewinnen werde. Dieſe Verſuchung ſchien für Heinrich von Navarra, der weit mehr Fürſt als Hugenott war und überhaupt ohne tiefe Ueberzeugung ſich nur nach ſeinem Vortheil entſchied, unwiderſtehlich zu ſein. Daß er derſelben dennoch auszuweichen vermochte, bewies, mehr als irgend eine ſeiner andern Handlungen, die große Feinheit und Schärfe ſeines Verſtandes und die ihm eigenthümliche Kunſt, die Verhältniſſe zu durchdringen und ihre wahre Geſtalt zu erkennen. Er kannte die ſchwache, wandelbare und zugleich treuloſe Geſinnung Heinrich's III. zu gut, um überhaupt auf deſſen Verheißungen einen Werth zu legen. Seine Annahme des Katholicismus und Ausſöhnung mit dem Könige hätte ihm die Verbindlichkeit auferlegt, am Hofe zu erſcheinen und in deſſen Nähe zu leben, wo ſein Daſein jeden Tag bedroht geweſen ſein würde. Seine Anerkennung als Thronfolger ſchien ihm bei dem Alter des Königs, der nur zwei Jahre mehr als er zählte, im Vergleiche zum Verluſte der Gunſt der Hugenotten, eine unbedeutende Entſchädigung zu ſein. Als Titularkönig von Navarra und Fürſt von Bearn bedeutete er in einem Conflikt ſo mächtiger Gegner und ſo großer Intereſſen ſo gut wie nichts, ſein Einfluß beruhte einzig auf ſeiner Stellung an der Spitze der proteſtantiſchen Partei in

Frankreich. Dieſe war aber für ihn, ſobald er ihren Glauben verließ, verloren. Wenn Heinrich III., wie wahrſcheinlich war, noch lange lebte, ſo lag für Navarra die Erhaltung ſeiner gegenwärtigen Unabhängigkeit und Erlangung ſpäterer Größe einzig in dem Beiſtande der Hugenotten. Er entſchloß ſich demnach, den Proteſtantismus unter dieſen Umſtänden nicht zu verlaſſen, die Möglichkeit eines ſpätern Uebertritts aber nicht durchaus abzuweiſen, durch dieſe Hoffnung die gemäßigten Katholiken für ſich zu gewinnen und durch dieſe Beſorgniß die Hugenotten zu jedem Opfer für ihn zu vermögen. Er wußte ſehr wohl, daß ſeine Annahme des Katholicismus ihm in den Augen der Ligue und Spaniens kein neues Recht verleihen und ihn ſeinem Ziele nicht näher bringen könne. Er fürchtete, daß die Monarchie im Kampfe der Parteien und bei der Ohnmacht Heinrich's III. ſich auflöſen könne, und wollte in dieſem kritiſchen Moment auf die Gunſt der Hugenotten zählen können, um durch ihre Hülfe bei den zu erwartenden Begebenheiten eine entſcheidende Rolle zu ſpielen. Die Zukunft hat bewieſen, wie richtig er die Umſtände berechnet oder errathen hatte. — Anſtatt ſich dem Katholicismus zuzuwenden, näherte er ſich im Gegentheil England und den deutſchen Proteſtanten, und trat mit Eliſabeth, die ſich um dieſe Zeit von dem Fanatismus ihrer Feinde mit wiederholten Verſchwörungen gegen ihre Krone und ihr Leben bedroht ſah, in eine engere Verbindung.

Wie der König von Navarra unter den Hugenotten, ſo trat der Herzog von Guiſe, mit ihm faſt gleichen Alters, unter den Katholiken hervor. Beide zogen in jener Zeit die öffentliche Aufmerkſamkeit faſt ausſchließend auf ſich. Heinrich von Guiſe ſtammte nicht nur aus einem Hauſe ab, das ſich durch große militairiſche und politiſche Talente ſeit mehren Generationen ausgezeichnet und deſſen Bedeutung fortwährend im Steigen begriffen geweſen, ſondern er ſelbſt ſchien durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften ebenſo und in mancher Beziehung vielleicht noch mehr als Heinrich von Navarra, zum Haupte einer mächtigen Partei und überhaupt zur Führung eines großen Daſeins beſtimmt zu ſein. Er beſaß denſelben begeiſternden Muth, dieſelbe kriegeriſche Fähigkeit und gewinnende Kunſt der Rede und war dabei aufrichtiger, offener, ſeinen Freunden zugethaner, in ſeinen Ueberzeugungen feſter als der König von Navarra. Seine männliche Schönheit und perſönliche Hoheit zeichneten ihn unter allen Großen jener Zeit aus. Seine mächtige und zahlreiche Familie war ihm blindlings ergeben. Rom, Spanien bauten auf ihn und das Volk der Hauptſtadt vergötterte ihn. Er

war jedoch dem Könige von Navarra in Einer, aber in bürgerlichen Kriegen und innern Unruhen entſcheidenden Eigenſchaft untergeordnet. Der „Balafré“ beſaß nicht des „Bearners“ (Béarnais) ſchlauen, biegſamen, Alles durchdringenden Verſtand. Er verachtete ſeine Feinde und hielt ſie keiner gefährlichen Anſchläge auf ihn fähig. Dieſe Zuverſicht ward die Urſache ſeines Unterganges. Er ging offen darauf aus, Heinrich III., den er noch mehr verachtete als haßte, um Macht und Credit zu bringen. Seine für ſeine übrigen Gaben mittelmäßige Kunſt der Politik verrieth ſich in den verſchiedenen, unzuſammenhängenden, ſchwankenden Planen, die er zur Erreichung ſeiner Abſichten entwarf. Eine Zeit lang ſchien er die Verachtung, in welche Heinrich III. bei der Nation geſunken war, und den Proteſtantismus der beiden Prinzen von Geblüt, Navarra und Condé, zu ſeiner eigenen Erhebung auf den Thron benutzen und zu dieſem Zweck die Meinung von ſeiner Abſtammung von dem letzten Karolinger, dem Herzoge Karl von Lothringen, im In= und Auslande verbreiten zu wollen. Seine Anhänger ſuchten das Volk zu überreden, als werde Frankreich unter einem Könige, wie der Herzog von Guiſe, zu der karolingiſchen Dynaſtie, die in dem Hauſe Lothringen wieder auflebe, zurückkehren und ſo der Uſurpation der Kapetinger ein Ende gemacht werden. Von der Schwäche und der Falſchheit dieſes Rechtstitels überführt, geſtand er ſelbſt zu, daß ſein Haus nur durch die Frauen mit Karl dem Großen in Verbindung ſtehe und daß ſich die Enkel Robert des Starken deſſelben Vorzugs rühmen konnten. Er ſuchte dann, überzeugt, daß Frankreich bei dem Kampfe der Parteien, der Ermattung, in die es durch die langen innern Kriege geſunken, und der Unfähigkeit Heinrich's III., dem Hauſe Oeſterreich nicht werde widerſtehen können, die Gunſt Philipp's II. und hoffte durch deſſen Einfluß, bei einer Auflöſung und Theilung der Monarchie, einen bedeutenden Theil derſelben als ſelbſtſtändige Souverainetät davonzutragen. Als er ſich jedoch überzeugt hatte, daß in der Nation, aller Parteikämpfe und Trennungen ungeachtet, ein tiefes Gefühl ihrer politiſchen Einheit lebte, und daß ſie einer Zerſtückelung auf das Aeußerſte widerſtehen werde, ſo arbeitete er darauf hin, den Cardinal von Bourbon, einen Oheim des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, als Nachfolger Heinrich's III., im Falle ſeines Todes oder ſeiner Entſetzung, von der Ligue anerkannt zu wiſſen. Unter der Regierung des Cardinals, der ſchon bejahrt war, würden ſich dann, hoffte er, Mittel finden laſſen, die Erbfolge auf ihn, den Herzog von Guiſe zu bringen, denn Navarra und Condé ſchien ihre Religion in ſeinen Augen

für immer von der Krone auszuſchließen. Der Cardinal von Bourbon, der ehrgeizig und fanatiſch zugleich war, ging auf dieſen Plan ein. Guiſe und ſein Bruder Mayenne hielten mit den einflußreichſten Mitgliedern der Ligue und den Bevollmächtigten des Cardinals von Bourbon, des Königs von Spanien und des Herzogs von Lothringen zu Joinville eine Zuſammenkunft (1584) und ſchloſſen hier einen Vergleich ab, der für das erſte officielle Actenſtück der Ligue gelten kann. Die Ausrottung des Proteſtantismus in Frankreich und den Niederlanden, die Ausſchließung Navarras und Condé's von der Thronfolge und deren Anerkennung für den Cardinal von Bourbon waren die vornehmſten Punkte, welche feſtgeſetzt wurden. Außerdem ſollte von der Regierung die Bekanntmachung und Vollziehung der Beſchlüſſe des Concils von Trident, denen die Parlamente bisher mit Nachdruck widerſtanden hatten, verlangt werden. Von Philipp II. wurden der Ligue bedeutende Unterſtützungen zugeſagt. — Der Vertrag von Joinville ward eine Zeit lang geheim gehalten. Da die Ligue aber, obgleich im Stillen, ſich durch Aushebung von Kriegsvolk und geheime Verſammlungen zum Kampfe rüſtete, ſo errichtete Heinrich III., als er von ihren Bewegungen Nachricht erhielt, zu ſeiner Sicherheit eine Leibwache von fünfundvierzig bewaffneten Edelleuten, unter welche die verwegenſten Abenteurer aufgenommen und ausſchließend mit dem Dienſte bei ſeiner Perſon beauftragt wurden. Die Ligue breitete ſich jetzt in allen Theilen des Landes und unter allen Ständen aus und ſchien ſich in den Beſitz aller moraliſchen und materiellen Mittel des Erfolges ſetzen zu wollen. Sie umfaßte außer dem Klerus, dem ſie ihre Entſtehung verdankte, eine Menge höherer und niederer Befehlshaber der Städte und Schlöſſer, die Parlamente und überhaupt den größten Theil der Magiſtratur, ſo daß es ihr auf alle Klaſſen der Bevölkerung einzuwirken möglich war. Die Verfolgungen, welche die Katholiken damals in England erfuhren, wo eine Verſchwörung nach der andern zur Befreiung Maria Stuart's und Ermordung Eliſabeth's entſtand und entdeckt wurde, erregte das Rachegefühl des niedern Volkes in Frankreich, beſonders in Paris ſelbſt, das von einem ähnlichen Fanatismus wie zur Zeit der Bartholomäusnacht beſeelt ſchien. Um dieſe Zeit (1585) ſchickten die vereinigten Staaten von Holland eine Deputation an Heinrich III. mit dem Anerbieten, ihn, wie vorher ſeinen Bruder, als Souverain anzuerkennen und für ſich keine andern Rechte, als die freie Ausübung ihres Glaubens zu bedingen. Der König bewilligte dieſen Abgeordneten eine öffentliche Audienz und äußerte ihnen ſeine Theilnahme

an ihrem Geſchick, verſagte ihnen aber jede Unterſtützung. Auf dieſe Art verletzte er Spanien und die exaltirten Katholiken ſeines eigenen Landes, ohne irgend einen Vortheil für ſich oder die Proteſtanten. Er ging ſo weit, ſich zu ihren Gunſten an Eliſabeth, gegen die damals in der katholiſchen Partei eine ſo große Erbitterung herrſchte, zu wenden, und empfahl derſelben, wie behauptet wurde, die Sache Hollands. Die Ligue ergriff dieſen Umſtand und das Mißfallen, das er im Volke erregte, um die Maske fallen zu laſſen und aus ihrem Dunkel hervorzutreten. Die Guiſen begaben ſich ſogleich in ihre Statthalterſchaften und muſterten ihr Kriegsvolk. Alle ihre Unterbefehlshaber thaten ein Gleiches. Der Cardinal von Bourbon erließ ein Manifeſt, worin alle Gebrechen der Regierung Heinrich's III. aufgedeckt, die Gefahren des Katholicismus geſchildert und die Vertreibung der Hugenotten und eine politiſche Reform des Königreiches verlangt wurden. Dieſe Erklärung war von einem Verſuche der Ligue, ſich der vornehmſten Städte und Plätze zu bemächtigen, begleitet. Zwar blieben einige der Statthalter und Befehlshaber dem Könige treu und erfochten für ihn einige Vortheile, aber der Herzog von Guiſe näherte ſich mit einer bedeutenden Streitmacht Paris. Heinrich III. fühlte die Gefahr, in der er in dieſem Augenblick ſchwebte, und ſchwankte, mit der ihn charakteriſirenden Ungewißheit, in der Wahl, die er treffen ſollte. Er trat mit dem Könige von Navarra in Unterhandlungen und ſchien ſich den Hugenotten nähern zu wollen, ſandte aber plötzlich ſeine Mutter nach Epernay in der Champagne, der Statthalterſchaft des Herzogs von Guiſe, mit dieſem und der Ligue zu unterhandeln. Nach einigen Zögerungen und vergeblichen Verſuchen, ſich von Katholiken und Hugenotten unabhängig zu machen, ward endlich zu Nemours ein Vertrag zwiſchen dem Könige und der Ligue unter Bedingungen abgeſchloſſen, die ein Beweis ſind, wie ſehr Heinrich III. in die Abhängigkeit derer gefallen war, die er mit Recht als ſeine entſchiedenen Feinde anſah. Denn die Hugenotten verlangten von ihm nur Duldung und Anerkennung der Erbrechte ihres Oberhauptes, des Königs von Navarra, die Guiſen dagegen gingen Schritt vor Schritt auf ſeinen Untergang los. Die weſentlichen Bedingungen des Vertrages von Nemours waren: das Verbot des proteſtantiſchen Cultus, die Auswanderung der hugenottiſchen Geiſtlichkeit innerhalb eines Monats, der Laien innerhalb ſechs Monaten, das Bekenntniß des Katholicismus für Alle, welche im Lande zurückbleiben wollten, die Todesſtrafe für die, welche, einmal verbannt, nach Frankreich zurückzukehren verſuchen würden. Die Chefs der Ligue hatten, nach

Art aller Parteihäupter, ſich ſelbſt nicht vergeſſen. Der Cardinal von Bourbon und ſämmtliche Guiſen erhielten eine Menge von Sicherheitsplätzen. Es wurde jedem von ihnen nicht nur das Recht, eine Leibgarde zu Fuß und zu Pferde zu halten, zugeſtanden, ſondern die Koſten dazu vom Könige beſtritten, ja ſogar die Auslagen, die ihnen ihre Schilderhebung verurſacht, zurückerſtattet. Heinrich III. ließ dieſen Vertrag, der ihn der Ligue wehrlos zu überliefern drohte, in ſeiner Gegenwart in einer feierlichen Sitzung des Parlaments einregiſtriren.

Obgleich der König den Hugenotten, die er von Jugend an bekämpft hatte, aus religiöſen und politiſchen Gründen abgeneigt war, ſo hatte er ſich doch allmälig durch vielfache Erfahrung überzeugt, daß ſie durch gewaltſame Maßregeln nicht zu vertilgen wären, die ihnen vielmehr neue Stärke verliehen. Seine Abſichten gingen dahin, ihre Ausbreitung zu beſchränken, ihre Religionsübung zu erſchweren, ſie von öffentlichen Aemtern auszuſchließen, ſie aber nicht durch eine offene Verfolgung zur Verzweiflung zu bringen. Sein ihnen ebenſo feindlicher, aber der Form nach milderer Plan war, ſie zu iſoliren, ſie von der Wurzel des übrigen nationalen Lebens zu trennen und dadurch nach und nach an Zahl und Kraft ſo zu ſchwächen, daß ſie von ſelbſt verſchwinden oder zum Widerſtande Luſt und Muth verlieren müßten. Heinrich III. war, obgleich noch jung an Jahren, durch Trägheit und Laſter früh gealtert. Die Ruhe war ihm zum Bedürfniß geworden und die Nothwendigkeit eines neuen Krieges mit den Hugenotten, in die ihn die Ligue durch den letzten ihm abgedrungenen Vertrag verſetzt hatte, vermehrte ſeinen Haß gegen dieſen Bund, und beſonders die Guiſen, von denen er geleitet wurde. Seine Abneigung, die Proteſtanten auf das Aeußerſte zu treiben, die aus einem politiſchen, aber nicht aus einem menſchlichen Motiv hervorging, ward von der Ligue als eine Gleichgültigkeit gegen den herrſchenden Glauben, als eine geheime Hinneigung zum Proteſtantismus wirklich angeſehen, oder der Menge wenigſtens ſo dargeſtellt. Einige ſeiner vertrauteſten Räthe waren deshalb der Meinung, daß er den Kampf gegen die Hugenotten mit dem größten Eifer beginnen, die Geſetze Franz' I. und Heinrich's II. gegen ſie erneuern und ſie überall den Blutgerichten und Scheiterhaufen überlaſſen ſolle, um die Ligue und Spanien an Verfolgungsgeiſt noch zu übertreffen. Auf dieſe Art werde er die Anſchuldigungen ſeiner Feinde widerlegen, die Gunſt des Volkes wiedergewinnen und ſich an die Spitze der Bewegung jener Zeit, die von der Religion ausging, oder ſie zum Vorwand hatte, ſtellen. Andere machten ihn aber darauf aufmerk-

ſam, daß, um gegen die Hugenotten einen Vertilgungskrieg zu führen, er ſeine Heere den Guiſen und ihren Anhängern überlaſſen müſſe, daß die zu erfechtenden Siege auf deren Rechnung kommen würden, daß er durch die Vernichtung der proteſtantiſchen Partei jedes Gleichgewicht im Staate aufheben und noch mehr als bisher in die Abhängigkeit der Ligue und ihrer Führer fallen würde. Heinrich III. entſchloß ſich endlich, den Vertrag von Nemours in Ausführung zu bringen, aber ſein Haß gegen die Guiſen und ſeine Unzufriedenheit mit denen, die ihn zu der Erneuerung des Krieges nöthigten, brach mitten unter den Zurüſtungen hervor, die er zu treffen ſich gezwungen ſah. Er machte den erſten Parlamentspräſidenten, den Prevot des Marchands und den Dekan der Kathedrale, in Gegenwart des Cardinals von Guiſe und mehrer andern Mitglieder der Ligue auf die Opfer aufmerkſam, welche dieſer Kampf ihnen ſelbſt, die ihn gewollt, auferlegen würde. Er erklärte den Einen ſich auf die Unterbrechung ihrer Gehalte während des Krieges, den Andern auf die der ſtädtiſchen Rentenzahlungen gefaßt zu machen und ihn mit allen Vorſtellungen gegen dieſe Maßregeln zu verſchonen. Sich an den Cardinal von Guiſe mit übel verhaltenem Zorne wendend, ſagte er zu ihm: „die Geiſtlichkeit hat *dieſen Krieg* gewollt, es iſt jetzt an ihr, mir die Mittel zu deſſen Führung zu verſchaffen. Ich werde die Koſten dazu von ihren Einkünften nehmen, und zu einem Zwecke, den ſie heilig nennt, mich der Zuſtimmung des Papſtes überheben können.“ — Als dieſe die Intereſſen ihrer Committenten bedroht ſehende Deputation ihm einige Einwendungen machen wollte, erklärte er ihr ohne Umſchweif, daß ihre Partei ſich mit dem letzten Frieden, er meinte den von Bergerac, von dem er eine lange Ruhe gehofft, hätte begnügen ſollen. Heinrich III., der bei aller Feinheit und Verſtellung wenig Urtheil und Vorausſicht und, bei allem perſönlichen Muthe, keine Selbſtbeherrſchung beſaß, ließ ſeine Abneigung gegen eine Erneuerung der Feindſeligkeiten ſo deutlich blicken, daß die Anſchuldigungen der Ligue, die ihn eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Hugenotten bezüchtigte, unter dem Volke allgemein Glauben fanden. Er verlor durch dieſe unzeitige Offenheit alle Frucht ſeiner Nachgiebigkeit und trat, mit den Proteſtanten ſich aufs Neue überwerfend, den Katholiken nicht näher. Die ihm eigenthümliche Ungewißheit und Rathloſigkeit, eine Folge ſeines Hanges zur Verſtellung und ſeiner Unfähigkeit, irgend etwas ganz zu wollen und zu vollbringen, veranlaßte ihn mit dem Könige von Navarra in geheime Unterhandlungen zu treten und von ihm aufs Neue den Uebertritt zum herr-

ſchenden Glauben zu verlangen. Er ſchlug ihm eine vorläufige Unterbrechung des proteſtantiſchen Cultus vor und ließ ihn dann die Zuſammenberufung eines Nationalconcils, auf dem die religiöſen Streitigkeiten durch unparteiiſche Richter entſchieden werden ſollten, hoffen. Heinrich III. wußte ſehr wohl, daß die tiefe Wunde, welche die religiöſen Spaltungen dem öffentlichen Leben geſchlagen, nicht durch ein ſolches Mittel, das von beiden Parteien verworfen werden würde und deſſen Anwendung überhaupt zu ſpät war, geheilt werden konnte, er gedachte aber durch dieſe und ähnliche Vorſpiegelungen den König von Navarra zur Herausgabe der vielen im Beſitze der Hugenotten befindlichen Sicherheitsplätze zu bewegen. Dieſer aber, die Abſichten des Königs durchſchauend, ging auf keine der vorgeſchlagenen Bedingungen ein. Er hoffte bei dem herannahenden Kampfe auf Hülfe aus Deutſchland und England, und ſah, ungeachtet der Ueberlegenheit ſeiner Gegner, in der Feindſchaft und dem Mißtrauen, welche den König und die Guiſen, die gemäßigten Katholiken und die Fanatiker dieſer Partei, die Parlamente und die Geiſtlichkeit trennten, eine Möglichkeit, ihnen, mit Aufbietung aller Kräfte, widerſtehen zu können. Nach Art aller außerordentlichen Individuen in drangvollen Lagen, hoffte er zugleich auf das Glück, die unſichtbare Gefährtin großer Männer, die ſie zuweilen am Ende, aber nicht leicht in der Mitte ihrer Arbeiten verläßt, und Heinrich von Navarra begriff, daß er noch im Beginn ſeiner Laufbahn ſtehe. Er ſchien, ſo groß auch noch der Abſtand war, der ihn vom Throne trennte, deſſen einſtiger Beſitznahme gewiß zu ſein, und ſeine Vertrauten bemerkten an ihm, ſeitdem er durch den Tod des Herzogs von Anjou der Krone näher getreten, eine größere Feſtigkeit in ſeinen Planen und die Art von Unabhängigkeitsgefühl, welche die Hoffnung auf Erlangung einer großen Macht einzuflößen pflegt. In ſeiner eigenen Partei trat er von jetzt an aus der Stellung eines Oberhauptes freiwilliger Gefährten immer mehr in die eines ſouverainen Herrn über. Mit großer Klugheit wußte er übrigens die perſönliche Abneigung Heinrich's III. gegen die Guiſen zu ſeinem Vortheile zu benutzen, des Königs Mißtrauen gegen dieſelben zu erhöhen und ſich dagegen als deſſen erſten Unterthan, Verwandten und Freund, der ihm nur von der Noth gezwungen widerſtehe, hinzuſtellen. Heinrich III., der, ungeachtet ſeiner perſönlichen Schwäche, von einem großen Stolze auf ſeine königliche Würde erfüllt war, nahm die Beweiſe der Ehrfurcht des Königs von Navarra gern an und ſchien in ihm immer mehr ſeinen rechtmäßigen und unmittelbaren Erben an-

zuerkennen. Ihre ſpätere Ausſöhnung bereitete ſich in einem Augenblicke vor, wo ſie ſich äußerlich von Neuem, allerdings mehr aus Zwang als Wahl, als Gegner gegenübertraten. Heinrich von Navarra ſuchte in einem eigenen Manifeſt und ſeine Anhänger in einer Menge öffentlicher Denkſchriften den Kampf, der ſich herannahte, von dem religiöſen Scheine, welche die Guiſen auf ihn warfen, zu befreien und den politiſchen Ehrgeiz als das einzige Motiv ihres Thuns hinzuſtellen. Von großer Wichtigkeit war die Verbindung, in die er mit dem Herzoge von Montmorency, der in Languedoc faſt als ein unabhängiger Fürſt waltete, trat. Navarra, Condé und Montmorency unterzeichneten eine Erklärung, in der ſie ihren Widerſtand gegen den König rechtfertigten und die Guiſen mit den ſchwerſten Anklagen überhäuften. Montmorency, der entſchiedenſte Gegner der lothringiſchen Prinzen, wies beſonders ihre Anſprüche, ſich zu Vertheidigern des alten Glaubens aufwerfen zu wollen, mit der Erklärung zurück, daß er ein ebenſo guter Katholik als die Guiſen ſei, die Ruhe des Landes aber und die Unabhängigkeit der Krone an die Erhaltung des Religionsfriedens und die Duldung der Hugenotten geknüpft glaube. Bis jetzt hatten beide Parteien ſich darauf beſchränkt, nach einer in der Politik immer herrſchender werdenden Gewohnheit, auf deren Ton die von dem Proteſtantismus begonnene religiöſe Polemik großen Einfluß hatte, in Druckſchriften aller Art anzugreifen. Aber im September 1585 machte Papſt Sixtus V., der mehr von dem Geiſte eines unumſchränkten Fürſten als eines Hohenprieſters beſeelt war und anfangs den mit einiger Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſich bewegenden Bund der franzöſiſchen Katholiken gemißbilligt hatte, jetzt über deſſen Abſichten aber beruhigt worden, eine Excommunicationsbulle gegen den König von Navarra und den Prinzen von Condé bekannt, deren äußerſt feindſeliger Ton von den beiden Prinzen auf eine ähnliche Art beantwortet wurde und das Signal zum Kampfe gab.

Siebenzehntes Kapitel.

Der achte Bürgerkrieg, von den Franzoſen bei ihrem Hange, ernſten und ſelbſt tragiſchen Erſcheinungen eine ſcherzhafte Seite abzugewinnen: „la guerre des trois Henri“, nach dem Namen der drei hervorragendſten Führer deſſelben, dem Könige von Frankreich, dem Könige von Navarra und dem Herzoge von Guiſe genannt, brach jetzt, dreiundzwanzig Jahre nach dem Beginnen des erſten, aus. Beide Parteien hatten ſich eine Zeit lang ihn zu eröffnen geſcheut, als er endlich unvermeidlich geworden, ward er, ſo groß auch die beiderſeitige Erſchöpfung geworden, mit derſelben leidenſchaftlichen Erbitterung wie die frühern geführt. Er ſollte ſich von dieſen jedoch dadurch unterſcheiden, daß er, wie länger und verheerender und mit einer verzweifeltern Anſtrengung geführt, auch eine endliche Entſcheidung hervorbrachte und mit dem Untergange eines Theiles derer, die in ihm eine Rolle geſpielt, endigte. Heinrich III., der den König von Navarra vergeblich zu ſich hinüberzuziehen verſucht, trat endlich auf die Seite derer, die ihm den Kampf mit größtem Eifer zu führen gerathen, obgleich ſein tief gegründeter Haß gegen die Guiſen, ſein ihm zur andern Natur gewordenes Mißtrauen gegen die Ligue die Ausführung ſeiner Abſichten durchkreuzten und dem ganzen Kriege zuletzt eine ebenſo entſcheidende als unerwartete Wendung gaben. Im Anfange bewies er jedoch eine an ihm ſeit langer Zeit nicht mehr geſehene Thatkraft. Er befahl die Bildung mehrer Heere. Eins, an deſſen Spitze er den Herzog von Guiſe ſtellte, ſollte Frankreich im Oſten gegen eine deutſche Kriegsmacht, die, mit engliſchem Gelde geworben, den Hugenotten zu Hülfe zu ziehen beſtimmt war, vertheidigen, ein anderes unter dem Herzoge von Mayenne, Guiſe’s Bruder, den König von Navarra im Weſten angreifen. Obgleich er die lothringiſchen Prinzen in der Vertheilung der oberſten Befehlshaberſtellen nicht hatte umgehen können, ſo wußte er ihren Einfluß dennoch dadurch zu beſchränken, daß er vier andre Corps, unter St. Luc, Biron, Joyeuſe und Epernon bildete, welche den Guiſen feindlich geſinnt waren. Heinrich III., der von Natur zu Extremen geneigt war und aus der tiefſten Ruhe für eine kurze Zeit zu ſtürmiſcher Thätigkeit, von größter Milde zum wildeſten Zorne über-

gehen konnte, zeigte ſich, ob aus Politik oder innerm Antriebe, den Hugenotten plötzlich auf das Aeußerſte abgeneigt und ſchärfte noch die Bedingungen des Vertrages von Nemours durch ein beſonderes Edict, in welchem er die den Hugenotten geſtellte Friſt zum Uebertritt auf funfzehn Tage herabſetzte und ein Verzeichniß ihrer Güter zu entwerfen und dieſelben öffentlich zu verkaufen befahl. Der König von Navarra, der ſich immer mehr als das entſchiedene Haupt ſeiner Partei und der erklärte Widerſacher der Ligue zu zeigen anfing, erwiederte hierauf durch eine Bekanntmachung, vermöge deren er das Vermögen aller Städte, wo jenes Edict bekannt gemacht werden würde, mit Beſchlag belegte und die Güter des liguiſtiſchen Adels für confiscirt erklärte. Dieſer Zuverſicht und Kühnheit ungeachtet, nahm der Krieg für die Hugenotten im Anfange keine günſtige Wendung, obgleich auch ihre Gegner keine mit ihrer Macht im Verhältniſſe ſtehende Thätigkeit entwickelten. Der König von Navarra und der Prinz von Condé waren in einem Augenblicke, wo ihre Partei der größten Einigkeit bedurfte, durch Eiferſucht und Mißtrauen getrennt. Condé, dem Proteſtantismus viel eifriger und inniger als Navarra ergeben, aber mit weniger Talent und Urtheil als dieſer begabt, wollte die Anſprüche ſeines Vetters auf die geſammte Leitung ihrer Partei nicht anerkennen, ſcheiterte aber in Allem, was er begann. Ein unvorſichtig unternommener Angriff Condé's auf Angers bewirkte, daß er faſt ſein ganzes Heer verlor und in La Rochelle eine Zuflucht ſuchen mußte. Die Hugenotten, zu ſchwach, um den von allen Seiten ſich gegen ſie in Bewegung ſetzenden katholiſchen Streitkräften widerſtehen zu können, ſchloſſen ſich in ihre Städte und Schlöſſer ein, zogen aber, mit Ausnahme der Dauphiné, wo Lesduigières, einer ihrer glücklichſten und fähigſten Führer befehligte, faſt überall den Kürzern. Sie hofften auf die Hülfe, die ihnen von Deutſchland her verſprochen war, wo die proteſtantiſchen Stände, nachdem ihre Verſuche einer Vermittlung zwiſchen den ſtreitenden Parteien in Frankreich zurückgewieſen waren, mit großem Eifer an die Ausrüſtung eines bedeutenden Heeres zur Unterſtützung ihrer franzöſiſchen Glaubensbrüder gingen. Heinrich III., unfähig irgend eine eingeſchlagene Bahn lange mit Nachdruck zu verfolgen, und überzeugt, daß die Beſiegung der Hugenotten die Bedeutung der Guiſen vermehren würde, hatte mit dem Könige von Navarra aufs Neue zu unterhandeln angefangen. Katharina von Medicis begab ſich zu letzterm, der mit gewohnter Gewandtheit ſeine Neigung zu einem friedlichen Vergleiche und ſeine Ehrfurcht für den König an den Tag legte, alle Schuld

der beſtehenden Streitigkeiten auf die Guiſen und die Ligue ſchob, aber auf die vorgeſchlagenen Bedingungen, namentlich auf eine Religionsveränderung, nicht einging. In dieſer Zeit wünſchte Heinrich III., der ohnedies dieſen Kampf nur mit großem Widerſtreben begonnen, um ſo mehr den Frieden, je fühlbarer der Mangel an Geld wurde, und je mehr ſeine Maßregeln, ſich ſolches zu verſchaffen, die Unzufriedenheit aller Klaſſen, beſonders aber des Parlaments und der Bürger ſeiner Hauptſtadt erregten. Was die ohnedies längſt beſtehende Abneigung gegen den König noch vermehrte, war ſein unmäßiger Hang zu Verſchwendung und ſein grenzenloſer Leichtſinn, der ihn ſelbſt in dieſen Drangſalen des Krieges nicht verließ. Heinrich von Navarra ſchien dagegen vor dem Kriege, der ſeinen perſönlichen Ruhm vermehrte, ihn ſeiner Partei immer wichtiger und dieſe von ihm immer abhängiger machte, nicht zurückzubeben und zeigte ſich weniger als früher zu einer Nachgiebigkeit geneigt, deren Gefahren er aus Erfahrung kennen gelernt hatte. Die Fortſetzung eines Kampfes, bei dem er auf die Unterſtützung der ganzen proteſtantiſchen Welt zu zählen hatte, mußte ihm wünſchenswerther als die unſichere Lage ſein, in welche ihn und ſeine Anhänger die meiſten der frühern Verträge geworfen hatten. In der That war die numeriſche Schwäche der Hugenotten in dem Getümmel des Krieges, bei der Freiheit des Angriffs und der Vertheidigung, bei den Bewegungen und Schwankungen der Parteien, der Hülfe des proteſtantiſchen Auslandes, weniger ſichtbar als während des Friedens, wo ſie entwaffnet, getrennt und einzig auf ſich gewieſen, dem Joche, das ſich ihnen auflegte, ſich weder entziehen, noch ihm einen nachdrücklichen Widerſtand entgegenſetzen konnten.

Das größte Hinderniß der Herſtellung des Friedens in Frankreich zu jener Zeit und des ruhigen Beſtehens der beiden Religionen neben einander, ohne welches jener nicht erreicht werden konnte, lag vielleicht weniger in dem übertriebenen Religionseifer der katholiſchen Bevölkerung des Königreiches und dem Ehrgeize ihrer Führer, ſo bedeutend dieſe Umſtände auch mitwirkten, als in der Stellung und den Planen Philipp's II. und dem Einfluſſe, den die ſpaniſche Monarchie und der ſie beſeelende Geiſt auf den Süden und Weſten Europas ausübten. Dieſer König, der ſich die Hervorbringung der politiſchen und religiöſen Einheit Europas, erſtere unter der Form der unumſchränkten Monarchie, letztere unter der der römiſchen Theokratie, zur Aufgabe ſeines Lebens geſetzt, hatte, ſobald er dies Ziel in Spanien und Italien erreicht, daſſelbe im übrigen Europa durch alle möglichen Mittel mit einer Art von kaltem und berechnendem

Fanatismus, wie weder vor noch nach ihm erſchienen, verfolgt. Die Bewegung der Geiſter zur Freiheit, welche die Reformation hervorgebracht, erſchien ihm in keinem Lande ſo drohend für den Despotismus als in Frankreich, das den natürlichen Uebergang vom Norden zum Süden bildet und damals durch ſeine Lage zwiſchen den drei Hauptſtaaten Europas: Deutſchland, England und Spanien, noch mehr als jetzt, wo der Norden und Oſten eine ſo große Rolle ſpielen, für den Mittelpunkt des europäiſchen Staatenſyſtems galt. Wenn der Proteſtantismus in Frankreich wie in England zur Herrſchaft gekommen wäre, oder ſich daſelbſt auch nur, wie in einem großen Theile Deutſchlands, ein unabhängiges Daſein errungen hätte, ſo wäre der alte Glaube in Spanien und Italien in die äußerſte Gefahr gerathen. Von Deutſchland, das ſchon am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts alle wahrhafte politiſche Einheit verloren und von wo ſeit dieſer Zeit keine mächtige Einwirkung mehr auf das Ausland ausging, war bei einer Verfaſſung, die darauf berechnet ſchien, die Nation zu lähmen und zu zerſplittern, keine weitere Verbreitung des Proteſtantismus zu fürchten, in Frankreich wäre derſelbe, bei der ſchon ſo weit vorgeſchrittenen politiſchen Concentration des Landes, wahrſcheinlich alsbald erobernd aufgetreten. Die neue Lehre, in Frankreich allgemein geworden, würde ſich des Südens, der italiſchen und iberiſchen Halbinſel bemächtigt oder dies wenigſtens unfehlbar verſucht haben. Die Annahme der Reformation von Seite der Mehrheit des franzöſiſchen Volkes und beſonders der höhern Klaſſen, ſchien in den erſten Jahren nach dem Tode Heinrich's II. nicht unmöglich zu ſein und auf die Bekämpfung und Abwendung dieſer Gefahr richtete Philipp II. ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit. Für ihn war die religiöſe Einheit die Bedingung der politiſchen, unter welcher er eben nichts weiter als das unumſchränkte Walten des Souverains verſtand. Der politiſche Despotismus bedurfte im ſechszehnten Jahrhunderte des religiöſen, ohne den er ſich nicht hätte erhalten können. Die Mittel, durch welche ſpäter die unumſchränkte Fürſtenmacht, in katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern, von allen religiöſen Principien unabhängig, ſich ausbildete, waren damals noch unvollkommen gekannt. Die geringe Entwickelung des öffentlichen Reichthums, im Vergleiche zu dem, was dieſer ſpäter geworden, die noch überall an das Mittelalter erinnernden Sitten und Gewohnheiten erſchwerten die Erhaltung großer ſtehender Heere und einer überall gegenwärtigen Beamtenhierarchie. Die Abweſenheit oder unvollſtändige Darſtellung einer eigent ichen weltlichen Polizei, im allgemeinen Sinne dieſes Wortes,

wie ſie ſpäter im ſiebenzehnten Jahrhundert zu Stande gekommen und der eigenthümliche Charakter des europäiſchen Staatslebens geworden, mußte, im Intereſſe des Despotismus, durch die geiſtliche Macht erſetzt werden, an deren Eingreifen die Völker überhaupt mehr gewöhnt waren und von der die Inquiſition ſich als das thätigſte und brauchbarſte Glied geltend machte. Die Polizei des Alterthums, das unumſchränkte Recht des Hausvaters, die der Feudalwelt, die Souverainetät des Eigenthümers auf ſeinem Beſitze und der Magiſtrate in den freien Städten waren im ſechszehnten Jahrhunderte verſchwunden oder nur in wenigen Trümmern vorhanden, die einer Alles umfaſſenden Verwaltung und eines ſtehenden Heeres noch zu ſchwach und zu wenig allgemein. Der Despotismus konnte, die Freiheit und Theilnahme der Völker an der Leitung ihres Geſchickes einmal ausſchließend, der Unterſtützung der Hierarchie nicht entbehren, welche im Mittelalter die Herrſchaft in ihrem eigenen Intereſſe ausgeübt hatte, jetzt aber, wo ſie durch die Reformation in ihrem Daſein bedroht wurde, dieſelbe mit der weltlichen Macht zu theilen bereit war. In dieſem Sinne war es, daß Philipp II. überall die Einführung der Inquiſition empfahl und beförderte, nicht als ob er, an und für ſich, an ihrem Walten ein beſonderes Gefallen gefunden hätte, denn ohne Zweifel würde er, was er durch ihre Hülfe erreichte, lieber unmittelbar ſelbſt gethan haben, ſondern weil er ihrer nicht entbehren konnte, weil ſie das beſte Mittel zur Erreichung ſeiner Plane war. Man hat Philipp II. häufig eines beſondern Hanges zur Grauſamkeit angeklagt und ſein Charakter iſt einer der übel berüchtigſten in der Geſchichte, indeſſen war er kein eigentlicher Tyrann, der allgemein anerkannte Rechte und Pflichten zur Befriedigung ſeiner perſönlichen Luſt verletzt hätte, ſondern ein Despot, der einem Syſtem, das er nicht um ſeinetwillen erfunden, für das er ſelbſt nur ein Werkzeug war und deſſen Durchführung er für nothwendig und heilſam hielt, alle Forderungen des Gefühls, alle Grundſätze des Rechts und der Sittlichkeit aufzuopfern bereit war. Es giebt nicht nur in der Geſchichte, ſondern in demſelben Jahrhundert, mehre größere und kleinere Fürſten, die ſich ebenſo viele und mehr Enormitäten haben zu Schulden kommen laſſen, man denke nur an Heinrich VIII. von England, die aber keineswegs einen ſo übeln Ruf wie Philipp II. davongetragen haben. Was die Zeitgenoſſen, die eine Vorſtellung von den Rechten der menſchlichen Natur beſaßen, an dieſem Fürſten empörte und was ſeinen Namen dem Abſcheu der Nachwelt ausgeſetzt hat, waren nicht ſowohl die einzelnen Grauſamkeiten und Verbrechen, die er begangen,

als der beſtimmt ausgeſprochene und beharrlich durchgeführte Wille, alle menſchliche Freiheit, religiöſe und politiſche, durch jedes mögliche Mittel zu vernichten und über den Boden der Welt die Stille des Kirchhofes zu verbreiten. Das Gefühl der Freiheit, das im ſechszehnten Jahrhundert, wenn auch nur in der Form der Religion, aber dennoch mit großer Energie erwachte, fand an dieſem beſchränkten, aber thätigen und unbeugſamen Charakter ſeinen größten Widerſacher, und da dieſes Gefühl endlich den Sieg davongetragen, ſo iſt es natürlich, daß der, welcher es am meiſten unterdrückte, den nachkommenden Geſchlechtern in einem beſonders übeln Licht erſchienen iſt. Philipp II. glaubte, während er alle Äußerungen des religiöſen und politiſchen Selbſtbewußtſeins in Strömen von Blut zu ertränken ſuchte, nur ſeine Pflicht als König und Chriſt zu erfüllen und es wird in ſeinem ganzen Walten keine Spur davon ſichtbar, daß er ſein Syſtem, wie ſo oft andere Machthaber, für ſich und ſeinen Vortheil erfunden, in ſeinem Innern aber an daſſelbe nicht geglaubt habe. Er handelte ohne Zweifel in gutem Glauben, und wenn dies ſeine Schuld als Menſch verringert, ſo bleibt ſeine Erſcheinung als Fürſt eine der traurigſten und verhängnißvollſten, denn ſelten oder nie hat ein Despot ſo viel zerſtört und ſo wenig geſchaffen, wie Philipp II., und der Beſtimmung der menſchlichen Natur und bürgerlichen Geſellſchaft mit ſolcher Verwegenheit Trotz geboten. Die Rache, die das Schickſal an ihm genommen, war der tiefe Verfall und frühe Untergang ſeiner Dynaſtie, und der Fluch der Nachwelt, die ſich gegen keinen andern Fürſten, von deren manche als Menſchen viel ſchlimmer geweſen, mit ſolcher Erbitterung gewandt hat.

Philipp, der beim Anfange der Religionskriege in Frankreich die Einführung der Inquiſition als das thätigſte Inſtrument für den Despotismus empfohlen, hatte ſich endlich überzeugt, daß dieſe Inſtitution zu ſehr mit dem Charakter des franzöſiſchen Volkes, das ſich wohl einem militairiſchen und adminiſtrativen, aber nicht einem monakalen Despotismus unterwerfen könne, in Widerſpruch ſtehe. Er hatte deshalb die Entſtehung und Ausbreitung der Ligue, deren vorherrſchende Tendenz ihm ein Erſatz für die Inquiſition zu ſein ſchien, begünſtigt und war mit den Guiſen in eine enge Verbindung getreten. Von Spanien und Italien aus wäre es ihm bei der Verſchiedenheit der Nationalität ſchwer geworden, ſich in die innern Angelegenheiten Frankreichs fortwährend zu miſchen, aber ſeine Herrſchaft über die Franche-Comté und das romaniſche Belgien, ſein Verhältniß zu Savoyen und Lothringen, die alle durch Sprache

und Abſtammung zu der großen franzöſiſchen Familie gehörten, ſetzte ihn in den Stand, Frankreich in der Nähe zu beobachten und durch Individuen derſelben Sprache und Sitte einen großen nationalen Einfluß auf das Volk und ſeine Führer auszuüben. So wie vom funfzehnten Jahrhundert an der italieniſche, ſo ward jetzt von Philipp II. an der ſpaniſche Einfluß auf Frankreich ſichtbar und erhielt ſich bis in die Zeit Ludwig's XIV., wo der Genius der franzöſiſchen Nation, ſich vollkommen entwickelnd, jede fremde Einmiſchung ausſchloß. Der Fanatismus der Ligue ward vorzüglich durch dieſen Kanal erregt und unterhalten. Ohne die Nachbarſchaft und Einwirkung Philipp's II. wäre er weder von derſelben Dauer geweſen, noch auf dieſelbe Höhe geſtiegen. Dieſer König, der eine große Kenntniß des damaligen Staatslebens und beſonders der Fürſten und Großen beſaß und deſſen Kundſchaftern nichts entging, wußte, daß Heinrich III. die Hugenotten nur gezwungen bekämpfte, daß er ſie nicht fürchtete, in der Ligue aber und deren Häuptern, den Guiſen, ſeine eigentlichen Feinde erkannte. Das Ausſterben der Valois ſchien Philipp II. bei der Kinderloſigkeit Heinrich's III., beſonders ſeit dem Tode des Herzogs von Anjou, gewiß zu ſein und ſeine Verbindung mit der Ligue und den Guiſen ward für ihn ein Mittel, um den proteſtantiſchen Thronerben, den König von Navarra, von der Thronfolge auszuſchließen. Ueber ſeine Abſichten in Bezug auf die nächſte Zukunft Frankreichs iſt vielfach geſtritten worden. Die Einen haben behauptet, die Vereinigung des größten Theiles des europäiſchen Continents unter den beiden Linien des Hauſes Oeſterreich ſei ſein Plan geweſen und er habe durch die Ligue ſich zum Herrn von Frankreich machen wollen, Andere, daß er eine Theilung des Königreiches in mehre einzelne Staaten, nach Art Deutſchlands und Italiens gewollt, die er dann unter ſeine Leitung genommen hätte. Was auch ſeine weitern Abſichten geweſen, für den Augenblick und während des Lebens Heinrich's III., arbeitete er nur darauf hin, die Partei der Hugenotten in Frankreich niederzuhalten und den König von Navarra von der Krone auszuſchließen. Wahrſcheinlich hatte er keine beſtimmte Meinung über die Thronfolge im voraus gefaßt, ſondern war geneigt, ſich dabei von den Umſtänden leiten zu laſſen, und nur über die Ausſchließung des bourboniſchen Stammes entſchieden. — — Die Verbindung mit den Guiſen war Philipp II. außerdem zur Verfolgung ſeiner Plane gegen England wichtig geweſen. Er begriff, daß, ſowie Frankreich durch ſeine Lage und Macht zum Schwerpunkte des katholiſchen Syſtems in Europa beſtimmt war, England durch die

Vortheile ſeiner natürlichen Iſolirung, ſo lange es proteſtantiſch blieb, dieſer Partei zum Bollwerk und Vereinigungspunkte dienen möchte, die von dort aus immer im Stande ſein würde, die katholiſchen Mächte zu beunruhigen. Der ſkandinaviſche Norden übte damals noch keinen Einfluß auf das übrige Europa aus und die deutſchen Proteſtanten hatten genug zu thun, ſich gegen ihr katholiſches Oberhaupt, den Kaiſer und deſſen Anhänger, zu wehren. Sie ſchickten ihren Glaubensgenoſſen in Frankreich zwar mehrmals Hülfe, dieſe ward aber faſt immer mit engliſchem Gelde bezahlt. England war damals der Eckſtein des proteſtantiſchen Gebäudes in Europa. Maria Stuart, in den Augen der Katholiken die rechtmäßige Königin von England, war gefangen und in den Händen Eliſabeth's. Der Plan, auf deſſen Gelingen ſich die Aufmerkſamkeit der ganzen katholiſchen Welt richtete, war die Ermordung Eliſabeth's, die Befreiung und Thronbeſteigung ihrer Rivalin und die Wiedervereinigung Englands mit dem katholiſchen Syſtem. Maria Stuart war die nahe Verwandte der Guiſen und alle Anſchläge auf Eliſabeth's Thron und Leben gingen durch die Hände der letztern, denn Philipp II. hätte hierzu unmittelbar ſelbſt keine Gelegenheit gefunden. Dieſe Stellung der lothringiſchen Prinzen, welche die Verbindung zwiſchen Rom, Spanien und den exaltirten Katholiken in Frankreich und England bildeten, machte ſie den Hugenotten ſo gefährlich und gab ihnen in den Augen Philipp's II., der damals weit mehr als der Papſt das Haupt der katholiſchen Welt war, eine ſo große Wichtigkeit. Die Schwäche Heinrich's III., die Thätigkeit der Ligue gewährten dem Könige von Spanien die Hoffnung auf eine gänzliche Beſiegung des Proteſtantismus in Frankreich und erlaubten ihm ſeine Aufmerkſamkeit auf England zu richten, von wo aus die deutſchen und niederländiſchen Proteſtanten Rath und Hülfe empfingen. Wenn England für den Katholicismus wiedergewonnen war, fiel Holland von ſelbſt, die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands waren außer Stand geſetzt, zu irgend einem Angriff gegen die katholiſchen Mächte zu ſchreiten, und die beiden Linien des Hauſes Oeſterreich fanden Gelegenheit, ſie zu ſchwächen, zu entmuthigen und endlich zu unterwerfen. Die proteſtantiſchen Schweizer, von lauter katholiſchen Staaten umgeben, mußten dann von ſelbſt erliegen, und der Gedanke Philipp's II., den er ſein ganzes Leben verfolgte, die Wiederherſtellung der religiöſen Einheit in Europa, wäre dann ſo gut wie vollendet geweſen. Der Geiſt der unumſchränkten Monarchie, der ſeit dem funfzehnten Jahrhundert überall im Fortſchreiten geweſen, verbunden mit den Erfahrungen,

welche die Hierarchie in ihrem Kampfe gegen die Reformation gemacht, hätte dann in ganz Europa daſſelbe Syſtem des politiſchen und religiöſen Despotismus, und diesmal mit mehr Feſtigkeit und Folgerichtigkeit, geltend gemacht. Die geiſtliche und weltliche Macht würde, durch die Gefahr, die ſie durch den von dem Proteſtantismus erweckten Geiſt der Freiheit gelaufen, über ihre gegenſeitigen Intereſſen aufgeklärt, nicht mehr, wie ſo oft im Mittelalter, mit einander in Kampf gerathen ſein, ſondern hätten, jede ihren Theil an der Herrſchaft der Welt bewahrend, ſich gegenſeitig unterſtützt und getragen. Das Haus Oeſterreich, den Weſten und Süden und einen großen Theil des Oſtens umfaſſend, hätte dann entweder auf die Throne von Frankreich und England Fürſten ſeines Stammes geſetzt, oder, wäre dies nicht geſchehen, die einheimiſchen Regenten in Abhängigkeit von ſich erhalten und der Gedanke einer allgemeinen Monarchie, dem Karl der Große und Karl V. nachgeſtrebt, wäre, unter etwas andern Formen, verwirklicht worden. Die Mächte zweiten Ranges, wie die deutſchen Fürſten, Venedig, die Schweiz u. ſ. w., die in der Geſchichte eine ſo lebendige Rolle geſpielt, wären entweder verſchwunden oder hätten ſich nicht mehr frei bewegen können und Alles wäre in die umfaſſende aber todte Einheit des theokratiſchen und monarchiſchen Despotismus gefallen. Eine nothwendige Bedingung deſſelben war aber die Ausrottung des Proteſtantismus und damit die Unterwerfung Englands, ſeines Bollwerkes. Die beiden großen Parteien in Europa, in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, die Katholiken und Proteſtanten, denn man kann im Allgemeinen in jener Zeit nicht von Ständen, Staaten und Nationen ſprechen, denn Alles gruppirt ſich um die beiden ſtreitenden religiöſen Principien, hielten deshalb in jenem Augenblicke ihre Augen weniger auf Frankreich als auf England geheftet, denn die Hugenotten zählten im Verhältniſſe zu der Macht des proteſtantiſchen Englands wenig und der Ausgang des großen Streites ſchien von dem Schickſale der beiden Frauen abzuhängen, die in jener Inſel durch die Umſtände eine ſo große Bedeutung bekommen hatten. Fiel Eliſabeth, deren Ermordung ſo oft unternommen worden, und ſtieg Maria Stuart, wie dies in dieſem Falle unzweifelhaft geſchehen wäre, auf den Thron, ſo war der Sieg des Katholicismus, denn die Mehrheit der Engländer hing damals noch dem alten Glauben an, und die Nation war ſeit Heinrich VIII. gewohnt, der Religion ihrer Fürſten zu folgen, entſchieden. Während Maria Stuart's Leben erneuerten ſich die Anſchläge gegen Eliſabeth unaufhörlich und ein endliches Gelingen derſelben war wahrſcheinlich.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke brachte Eliſabeth ihre Rivalin, nach ihrer Meinung nur ihrer eigenen Sicherheit, in der That aber der ihrer ganzen Partei, zum Opfer dar. Die Erhaltung Eliſabeth's, ihre lange Regierung und die Befeſtigung des Proteſtantismus in England, die ohne dieſe Königin nicht möglich geweſen, war der Felſen, an dem Philipp's II. Plane ſcheiterten, deſſen Syſtem von jetzt an nicht mehr allgemein werden, ſondern nur den Süden Europas umfaſſen konnte.

Die nächſte Folge des Todes Maria Stuart's war die größere Freiheit, welche Eliſabeth auf dem Continent dem ſpaniſchen Einfluſſe entgegenzuarbeiten erwarb. Die Bildung des deutſchen Heeres, das, mit ihrem Gelde geworben, den Hugenotten zu Hülfe kommen ſollte, wurde jetzt raſch betrieben und die Nachricht von ſeiner Annäherung erregte in der katholiſchen Partei die lebhafteſten Beſorgniſſe. Da der Verſuch der Königin Mutter, den König von Navarra zu ſich hinüberzuziehen, vergeblich geweſen, ſo war Heinrich III. genöthigt, ſich wieder den Guiſen anzuſchließen. Sein geheimer Wunſch war, die Hugenotten und die Ligue ſich durch gegenſeitige Kämpfe aufreiben zu ſehen, er ward aber genöthigt, der Bewegung ſeiner Partei zu folgen. Die Herzöge von Guiſe und Mayenne wurden von ihm mit einem Heere abgeſchickt, die Oſtgrenze Frankreichs gegen den Einfall der Deutſchen zu vertheidigen, oder, wenn dies nicht möglich wäre, ſie auf ihrem Zuge zu beunruhigen. Sein Günſtling Joyeuſe ſollte, nach der Loire vorrückend, den König von Navarra verhindern, dem deutſchen Heere entgegenzuziehen. Er ſelbſt verſprach, ſich an die Spitze eines dritten Corps zu ſtellen, um mit ihm die lothringiſchen Prinzen zu unterſtützen. Man glaubte jedoch, daß dieſe Erklärung nicht aufrichtig gemeint ſei und daß der König im Stillen hoffte, die Guiſen von dem deutſchen Heere aufgerieben zu ſehen. Seitdem die Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra abgebrochen worden, hatten die Hugenotten im Süden einige Vortheile davongetragen, ſich aber vor dem Herzoge von Joyeuſe, da ſie zu ſchwach waren, ihm im offnen Felde zu widerſtehen, in ihre Städte und feſten Platze zurückziehen müſſen. Joyeuſe, deſſen Gunſt bei Heinrich III. durch den Herzog von Epernon untergraben worden und deſſen wilde Grauſamkeit die Hugenotten mehr reizte als ſchreckte, war an den Hof zurückgekehrt, um ſeinem Nebenbuhler entgegenzuarbeiten und Verſtärkung zu erhalten. Dieſer Zwiſchenraum war von dem Könige von Navarra und den großen proteſtantiſchen Herren des Weſtens und Südens, ihre Anhänger zu bewaffnen und ſich zu einem kräftigen Widerſtande zu rüſten, ange-

wandt worden. Navarra hatte den Plan gefaßt, mit ſeiner ganzen verſammelten Macht zu dem deutſchen Heere, das in Frankreich einbrechen ſollte, zu ſtoßen. Der kürzeſte Weg, ſich mit dieſem zu vereinigen, ging durch das Herz des Königreiches. Die Hugenotten aber, an Zahl zu ſchwach, um ſich in Gegenden zu wagen, wo ihre Feinde eine ſo große Uebermacht beſaßen, wurden genöthigt, ſich nach dem Süden, dem Schwerpunkte ihrer Partei, zurückzuziehen. Sie beſchloſſen, die Dordogne herauf nach den Quellen der Loire zu ziehen, ſich auf dieſem Zuge mit allen ihren Anhängern zu vereinigen und ſo auf einem längern, aber ſichern Wege dem deutſchen Heere entgegenzugehen. Der Herzog von Joyeuſe, der ihre Bewegungen beobachtete, zog ihnen zur Seite und es kam endlich bei Coutras (1587) zu einer Schlacht, in welcher die Katholiken gänzlich geſchlagen, Joyeuſe getödtet und viele der beſten katholiſchen Anführer gefangen wurden. Mehr als ein Drittheil des königlichen Heeres war auf dem Kampfplatze geblieben. In andern Zeiten ſind mit größern Maſſen entſchiedenere Schlachten geliefert, aber nie iſt mit größerm Muthe und blutigerer Erbitterung als in den franzöſiſchen Religionskriegen gefochten worden. Der König von Navarra hatte in dieſer Schlacht die glänzendſten Beweiſe von Einſicht und Tapferkeit dargelegt und fing an für den größten Kriegsmann ſeiner Zeit gehalten zu werden. — Dieſer Kampf blieb ohne entſcheidende Folgen. Die Hugenotten waren zu ſchwach, um ihren Sieg benutzen zu können. Ihr Heer, aus lauter Freiwilligen, dem Adel und ſeinen Vaſallen beſtehend, zerſtreute ſich großentheils in ſeine Heimath und Navarra ergab ſich von Neuem ſeinen Vergnügungen und Liebeshändeln. Er legte die bei Coutras eroberten Fahnen ſeiner damaligen Geliebten, Coriſande de Guiche, zu Füßen. Der Leichtſinn, den er in einem ſo wichtigen Augenblicke bewies, denn anſtatt ſeine Kriegsmacht ſo viel als möglich zuſammenzuhalten, war er einer der erſten, dieſelbe zu verlaſſen, erregte in ſeiner Partei große Unzufriedenheit, war aber eine der unheilbaren Schwächen dieſes ſonſt ſo kräftigen und entſchloſſenen Charakters.

Alle Augen waren jetzt auf das deutſche Heer gerichtet, das im Elſaß verſammelt worden und zu deſſen Errichtung die meiſten proteſtantiſchen Staaten beigetragen hatten. Daſſelbe war beinahe vierzigtauſend Mann ſtark, darunter viele Schweizer, die immer noch das beſte Fußvolk in Europa bildeten. Ein Drittheil des Heeres beſtand aus Reiterei, eine für die Zeit große Streitmacht. Die Gefahr, mit der deſſen Einrücken die Katholiken in Frankreich bedrohte, ſetzte die Ligue in Bewegung und die Guiſen benutzten das ohne=

dies immer ſteigende Mißtrauen dieſes Bundes gegen Heinrich III., ihn eines geheimen Einverſtändniſſes mit den einheimiſchen und fremden Proteſtanten anzuklagen. Die Ligue beſchloß die Bildung eines Heeres, deſſen Führer und Befehlshaber von den Städten ernannt werden ſollten, und erklärte, daß, wenn der König einen wahrhaft katholiſchen Feldherrn an ſeine Spitze ſtellen wolle, ſie ſich hierüber mit ihm vereinigen wolle, ſonſt aber ohne ſeine Zuſtimmung handeln würde. Dieſes Heer ſollte bei Lebzeiten Heinrich's III. nichts gegen ihn unternehmen, nach ſeinem ohne Kinder erfolgten Tode aber die Zuſammenberufung der Reichsſtände, die Wahl eines rechtmäßigen Nachfolgers und die Erneuerung der alten Grundſätze des Königreiches, worunter man vor allen Dingen die ausſchließende Herrſchaft des Katholicismus verſtand, beſchützen. Als Nachfolger des Königs ward, wie ſchon früher, der Cardinal von Bourbon bezeichnet. Alle größern Städte des franzöſiſchen Nordens traten jetzt in einen engern Bund und von dieſer Zeit an war es, daß dieſes ſtädtiſche Element in der Ligue ihr, ungeachtet des Einfluſſes der Guiſen und anderer Großen, einen gewiſſen demokratiſchen Charakter verlieh, der häufig an das Walten und die Anſprüche der freien Gemeinden des Mittelalters erinnert. — Ein Ausſchuß der pariſer Bürgerſchaft, der Rath der Sechszehn, nach der Zahl der ſtädtiſchen Bezirke genannt, ſetzte ſich mit den übrigen Städten in Verbindung, empfahl ihnen die Errichtung einer ähnlichen municipalen Organiſation und ſtellte als leitenden Grundſatz die Verleihung des militairiſchen Oberbefehls an die Guiſen, die Verwaltung der Juſtiz und der Finanzen durch die Ausſchüſſe und die Entfernung des Königs von Navarra von der Thronfolge feſt. Der Anſpruch der zur Ligue gehörigen Städte, die innere Adminiſtration, vom Könige und der Regierung unabhängig, an ſich zu nehmen, beweiſt, wie ſehr der eigentliche Bürgerſtand in Frankreich ſchon damals ſeine Stärke zu fühlen anfing. Aber der iſolirte und fanatiſche Zweck ſeines damaligen Strebens und der noch vorherrſchende kriegeriſche Geiſt der Epoche ſelbſt machte es ihm jedoch unmöglich, ſich dauernd von der Leitung der Großen und der Geiſtlichkeit zu befreien. Die Entfernung, in welcher damals noch das Landvolk, d. h. die Maſſe der Nation von den Städten ſtand, hätte es ihnen unmöglich gemacht, ihre municipale Unabhängigkeit zu einer wahrhaft nationalen, alle Stände umfaſſenden Freiheit zu erweitern, auch wenn ſie dieſes Gedankens überhaupt fähig geweſen wären. Manches jedoch in ihrem Walten beweiſt, daß es ihnen nicht an allem politiſchen Sinne fehlte. Sie hoben die Bedeutung der Reichsſtände hervor und ver-

langten mehrmals deren Zuſammenberufung, und erklärten, ihres Haſſes gegen den proteſtantiſchen Thronerben ungeachtet, daß ſie ſich lieber den größten Gefahren ausſetzen, als in eine Zerſtückelung des Reiches, die bei dem Tode Heinrich's III. und den Planen Philipp's II. und der Guiſen gefürchtet werden konnte, einwilligen würden.

Das große deutſche Heer, zu deſſen Befehlshaber anfänglich der Pfalzgraf Johann Caſimir beſtimmt geweſen, rückte endlich unter einem tapfern, aber nicht ſehr fähigen Führer, einem Baron von Dohna, in Lothringen ein. Der Herzog von Guiſe ſuchte vergebens Widerſtand zu leiſten. Sein Muth und ſeine Thätigkeit verhinderten die Deutſchen in die Champagne einzubrechen. Dohna ſollte ſich nach Oberburgund wenden und die hugenottiſche Streitmacht ihm bis dahin entgegenkommen. Die Schwierigkeit, ein aus lauter Söldnern zuſammengeſetztes Kriegsvolk in fremdem Lande in Ordnung zu halten, die Wachſamkeit und Kühnheit des Herzogs von Guiſe, die Uneinigkeit unter den Hugenotten, die nach keinem gemeinſamen Plane handelten, der Mangel an Verbindung zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen Proteſtanten, zwiſchen denen überall eine ihnen äußerſt feindliche Bevölkerung ſich erhob, und, wie man geglaubt hat, die Treuloſigkeit von Dohna's franzöſiſchen Rathgebern und Dolmetſchern, die heimlich von der Ligue gewonnen waren, alle dieſe Umſtände zuſammen bewirkten, daß jene große Expedition, auf welche ſo kühne Hoffnungen gebaut worden, gänzlich ſcheiterte. Der Herzog und die übrigen lothringiſchen Prinzen unter ſeiner Leitung entwickelten eine außerordentliche Kraft und Thätigkeit. Die Uneinigkeit zwiſchen den deutſchen Befehlshabern und ihren franzöſiſchen Bundesgenoſſen mit allen ihren Folgen, der Mangel an Lebensmitteln und Geld, die Unkenntniß Dohna's über das Terrain, auf dem er zog, die Abweſenheit des Königs von Navarra, deſſen Anſehen und Fähigkeit allein im Stande geweſen wäre, in dieſes Chaos Ordnung und Einheit zu bringen, zwangen zuerſt die Schweizer und dann auch die Deutſchen, nach großen Verluſten, die ſie erlitten, mit Heinrich III. einen Vertrag abzuſchließen, vermöge deſſen ſie Frankreich zu räumen verſprachen. Man hat behauptet, daß es von dem Könige abgehangen, das fremde Heer bis auf den letzten Mann zu vernichten, daß er es aber nicht gewollt, um die Macht der Guiſen nicht noch zu vermehren. Der Herzog dieſes Namens kehrte ſich an die von Heinrich III. abgeſchloſſene Convention nicht und verfolgte die Deutſchen bis an die Grenze. Die Ligue in Paris und beſonders ihre Prediger erhoben

ihn bis zum Himmel und ſtellten zwiſchen ſeinem und des Königs Verhalten während dieſes ganzen Krieges die für letztern nachtheiligſten und demüthigendſten Vergleichungen an. Heinrich III. hatte in der That bei einem ſein Reich ſo bedrohenden Einfalle ſeinem alten kriegeriſchen Rufe wenig entſprochen. Aber er hatte auch für ſeine Perſon und Krone weniger von dieſen Fremden als von einem Theile ſeiner Unterthanen zu fürchten gehabt.

Der Herzog von Guiſe hatte nach der Capitulation des deutſchen Heeres von Heinrich III. den Befehl erhalten, ſich nach Soiſſons zu begeben, indem ſein Erſcheinen in Paris den aufrühreriſchen Geiſt der Einwohner zu irgend einem verwegenen Unternehmen hinreißen konnte, und es war gegen den Willen des Königs geweſen, daß er den abziehenden Feind bis in die Grafſchaft Mümpelgard verfolgt hatte. Er begab ſich jetzt nach Nancy zu ſeinem Vetter, dem Herzoge von Lothringen, wo die übrigen Prinzen dieſes Hauſes und die einflußreichſten Führer der Ligue zuſammentrafen. Dieſe benutzten den Ruhm des Herzogs, der durch die Niederlage der großen proteſtantiſchen Expedition auf ſeinen Gipfel geſtiegen, die Begeiſterung des katholiſchen Volkes für ihn und ſeine feindſelige Stimmung gegen den König, dieſen zu einem neuen Vergleiche zu zwingen, der die Macht der Ligue noch vergrößern und ſie vollkommen an die Spitze des Landes ſtellen ſollte. Die vornehmſten bei dieſer Zuſammenkunft in Nancy gefaßten Beſchlüſſe, die Heinrich III. zur Beſtätigung, vorgelegt werden ſollten, waren folgende: die Publikation der Dekrete des tridentiniſchen Conciliums, die Einführung der Inquiſition in allen großen Städten, mit der ausdrücklichen Beſtimmung, zu ihren Officialen nur Fremde zu nehmen, um dadurch den Einfluß Spaniens auf dieſes Inſtitut zu vermehren, die Einräumung neuer Sicherheitsplätze, das Recht der Geiſtlichkeit, ihre veräußerten Güter gegen Zurückgabe des Kaufſchillings wieder zu erwerben, die Bildung eines katholiſchen Heeres in Lothringen und die Confiscation des Vermögens aller Hugenotten. Zuletzt ſollte Heinrich III. ſich anheiſchig machen, keinen proteſtantiſchen Gefangenen, ſobald er nicht zur katholiſchen Kirche zurückzukehren, ſein geſammtes Vermögen abzutreten und drei Jahre lang gegen ſeine alten Glaubensgenoſſen die Waffen zu tragen verſpräche, zu begnadigen. Dieſe Forderungen, die der zunehmende Fanatismus der Ligue und der Plan des Herzogs von Guiſe, die Katholiken immer enger an ſich zu feſſeln, eingegeben, wurden von Heinrich III. nicht geradezu verworfen, aber auch nicht unmittelbar angenommen. Er hatte Guiſe's

Abſichten längſt durchſchaut und ſuchte vor allen Dingen zur Faſſung eines Entſchluſſes gegen ihn Zeit und Gelegenheit zu gewinnen.

Während der Unthätigkeit und Rathloſigkeit Heinrich's III. verſtärkte und organiſirte ſich die Ligue beſonders in ihrem Mittelpunkte, Paris, und verſtand es durch öffentliche und heimliche Gerüchte, Predigten und Druckſchriften den König immer gehäſſiger und verächtlicher zu machen. Seine heimlichen Laſter und ſelbſt ſein übertriebener Andachtseifer, der ihn unter andern Umſtänden empfohlen hätte, jetzt aber für Heuchelei galt, dienten dazu, ihn bei der Menge in ein immer übleres Licht zu ſtellen. Wie kühn und drohend die Angriffe auf ihn wurden, kann aus den Reden der verwittweten Herzogin von Montpenſier, einer Schweſter der Guiſen, entnommen werden, die bei vielen Gelegenheiten eine an ihrem Gürtel hängende Scheere mit der Erklärung zeigte, daß ſie dazu beſtimmt ſei, Heinrich von Valois, wie die Ligue den König nannte, die Tonſur zu geben. „Er trägt ſchon zwei Kronen, die von Frankreich und Polen," ſagte ſie, „es fehlt ihm nur noch die des Mönches, und dieſe wird nicht lange auf ſich warten laſſen!" — Der Rath der Sechszehn konnte dreißigtauſend Bürger unter die Waffen ſtellen. Die Befehlshaber dieſer Miliz gehörten zu Guiſe's eifrigſten Anhängern. Sein Bruder, der Herzog von Aumale, legte ſich mit einem Corps Reiterei in die der Stadt nahen Dörfer. Guiſe ſchien nicht gerade feindliche Abſichten auf Heinrich's III. Leben zu hegen, ſondern wollte ihn nur um alle Macht bringen. Die „Sechszehn" aber, die ihre eben erſt erworbene Bedeutung mit einer Art von Schwindel erfüllte und in denen ein religiöſer und politiſcher Fanatismus ſich vereinigte, ergriffen und verwarfen verſchiedene Plane, den König, wenn er von einem ſeiner Schlöſſer nach der Hauptſtadt zurückkehrte, zu überfallen, in ein Kloſter zu ſperren oder auch ermorden zu laſſen. Heinrich III., von den Abſichten ſeiner Feinde unterrichtet, entſchloß ſich endlich zum Widerſtande, beſchleunigte aber hierdurch nur den Ausbruch der gegen ihn ſeit ſo langer Zeit vorbereiteten Kriſe. Er gab einer in ſeinem Dienſt ſtehenden Abtheilung Schweizer, viertauſend Mann ſtark, Befehl, in die Hauptſtadt einzurücken, und verbot dem Herzog von Guiſe, der ſich in Soiſſons befand, nach Paris zu kommen. Dieſer erſchien hier aber plötzlich unter dem Vorwande, ſich gegen die Verläumdungen ſeiner Feinde rechtfertigen zu wollen. Das Volk empfing ihn mit unermeßlichem Jubel wie einen Retter und Befreier. Heinrich III. ſchien einen Augenblick lang geneigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen, ward aber durch die Furcht vor dem Volke

daran gehindert. Guiſe befahl den Sechszehn ihre Anhänger zu bewaffnen und beim erſten Signal bereit zu ſein. Der König traf ebenfalls Zurüſtungen und wollte vor allen Dingen die Fremden und Verdächtigen, die zu der lothringiſchen Partei gehörten, entfernt wiſſen. Da dieſer Plan nicht zur Ausführung gebracht worden, ſo befahl er endlich ſeiner Garde und den Schweizern in die Stadt einzurücken. Er ſelbſt ging ihnen bei Tagesanbruch (12. Mai 1588) entgegen. Dieſe fanden bei ihrem Einzuge anfangs keinen Widerſtand, kaum aber waren ſie in das Innere der Stadt gekommen, als das Volk ſich auf allen Seiten erhob und das Kriegsvolk ſich zu ergeben zwang. Heinrich III., für ſein Leben, wenigſtens für ſeine Freiheit fürchtend, täuſchte den Herzog von Guiſe durch Unterhandlungen, die von ſeiner Mutter, Katharina von Medicis, die hierbei die letzte öffentliche Probe ihrer politiſchen Thätigkeit gab, geleitet wurden, und verließ, von einem kleinen Gefolge begleitet, heimlich ſeine Hauptſtadt, die er nicht mehr betreten ſollte. Seine Leibwache und die Schweizer, die auf Guiſe's Befehl frei gelaſſen, folgten ihm nach Chartres, wohin er ſich begeben hatte. Die Baſtille und das Schloß von Vincennes ergaben ſich dem pariſer Volke oder ſeinen Repräſentanten, den Sechszehn. Dieſe begannen jetzt die Verwaltung der Hauptſtadt in ihrem eigenen Namen zu führen und mit der Autorität des Königs offen zu brechen.

Das unerwartete Ereigniß dieſes zwölften Mai, von den vom Volke in der Eile in den Straßen aufgeworfenen Vertheidigungswerken „la journée de barricades“ genannt, die Beſiegung des erleſenſten Theiles der königlichen Kriegsmacht von den Handwerkern und Tagelöhnern der Hauptſtadt, hatte beide Parteien überraſcht. Der Herzog von Guiſe hatte zwar ſeit langer Zeit die Gunſt des pariſer Volkes zu gewinnen gewußt, daſſelbe indeſſen ohne Zweifel keiner ſo raſchen und entſcheidenden Schilderhebung für fähig gehalten. Paris war ihm als Hauptſtadt, als Sitz der großen Reichskörper wichtig, er wußte, daß die Stimmung ſeiner Bevölkerung, obgleich noch nicht das ganze Land beherrſchend, auf daſſelbe ſchon längſt von großem Einfluſſe war, aber ſchwerlich hatte er als ein Feldherr des ſechszehnten Jahrhunderts einen Sieg des Volkes über eine regelmäßige Kriegsmacht für möglich gehalten. Heinrich III., im Einzelnen fein und verſchlagen, im Ganzen aber ohne Vorausſicht und Urtheil, und wenn auch nicht an die Ausübung, aber an die Idee einer ihm zuſtehenden unumſchränkten Gewalt gewöhnt, kannte zwar die Abneigung, welche die Mehrheit der Bürger ſeiner Hauptſtadt gegen ihn hegte, und war von den Planen der Sechs-

zehn gegen ihn unterrichtet, hatte aber nie an einen offnen Widerſtand und Angriff des Volkes ſelbſt, ohne fremde Unterſtützung, und noch weniger an einen Sieg deſſelben geglaubt. Er hatte einen möglichen Kampf mit der Ligue, wie den gegen die Hugenotten, d. h. als einen Streit mit der bewaffneten Macht dieſer Partei betrachtet, aber das pariſer Volk ſelbſt war ihm immer als eine unkriegeriſche Menge erſchienen, dazu beſtimmt, Geld zum Kriege herzugeben, aber nicht, ihn ſelbſt zu beginnen. Der Tag der Barrikaden hatte den König wie den Herzog ohne einen feſten Plan für die nächſte Zukunft gefunden. Der Eine ſchien für den Augenblick an keinen weitern Widerſtand, der Andere an keine Verfolgung ſeines Sieges zu denken und beide neigten ſich zu Unterhandlungen hin. — Die erſte Conceſſion, die Heinrich III. gewährte, war das Verſprechen, die Reichsſtände im Laufe des Sommers zu verſammeln. Bald darauf aber wurde er zur Publicirung eines neuen Edikts (l'édit d'union genannt) gezwungen, in welchem er die Ligue als zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens eingegangen, anerkannte und eine vollſtändige Amneſtie verkündigte. Alle früher gegen die Hugenotten erlaſſenen Geſetze wurden ausdrücklich wiederholt und beſtätigt. Die Häupter der Ligue erhielten neue Sicherheiten, wurden in ihren Statthalterſchaften beſtätigt und die aus den Barrikaden hervorgegangenen Autoritäten der pariſer Gemeinde in dem Beſitze ihrer Stellen gelaſſen. Bald darauf ward der Herzog von Guiſe zum Generallieutenant des Königreiches ernannt. Dieſe Nachgiebigkeit des Königs gegen die Ligue und ihre anerkannten Führer, die Guiſen, war jedoch, wie ſchon gleichzeitige Beobachter bemerkten, nicht ſowohl ein Werk der Schwäche und Feigheit, als ein Plan der Verſtellung und Rache. Er wollte ſeine Feinde durch ſeine Geduld einſchläfern, ſie in ſeine Nähe ziehen und dann einen entſcheidenden Schlag gegen ſie führen. Außer dem Heinrich III. eigenen Hange zu Liſt und Verſtellung, der an ihm bei jeder Gelegenheit hervortrat, wurde er außerdem noch durch die großen Zurüſtungen Philipp's II., England anzugreifen, in dieſem Augenblicke zur äußerſten Nachgiebigkeit veranlaßt. Er kannte die Verbindungen dieſes Königs mit der Ligue und fürchtete, daß ein Theil der Flotte auf ihrem Wege an der franzöſiſchen Küſte landen und den Guiſen eine momentane, aber entſcheidende Hülfe gewähren konnte. Wollte Guiſe die Entthronung des Königs, ſo war dies nur durch Philipp's II. Beiſtand möglich, der in dieſem Falle aber wahrſcheinlich über die franzöſiſche Krone zu Gunſten ſeines eigenen Hauſes und nicht zu dem der lothringiſchen Prinzen verfügt haben würde. Die Niederlage der großen

ſpaniſchen Expedition oder der unüberwindlichen Armada (1588) war für Heinrich III. das glücklichſte Ereigniß, das ihm begegnen konnte. Die Eroberung Englands hätte den ſpaniſchen Monarchen zum Schiedsrichter Frankreichs gemacht. — Während dieſer Zeit ward der Krieg gegen die Hugenotten im Süden von der Ligue, die, ſeitdem der König ſie anerkannt und ſich mit ihr vereinigt hatte, die eigentliche Macht im Staate geworden, mit geringem Erfolge geführt, denn ihre Häupter, die Guiſen, hatten ihr Auge fortwährend auf den Norden, die Hauptſtadt und den König gerichtet, und die Partei der „Politiker," an deren Spitze Montmorency ſtand, hatte ſich, da ſie von der Ligue ebenſo ſehr wie die Hugenotten gehaßt wurde, mit dieſen vereinigt. Heinrich III. ſpielte die von ihm ſeit den letzten Ereigniſſen angenommene Rolle mit großer Feinheit und Selbſtüberwindung fort und zeigte den Guiſen ſo großes Vertrauen, ſo offne Freundſchaft, daß dieſe und ihre Verbündeten an eine wirkliche Verſöhnung mit dem Könige zu glauben anfingen. Sie hielten dafür, daß dieſer im Gefühle ſeiner Schwäche und aus Verzweiflung ſich ſelbſt aufgegeben und ſich ſeinen Feinden aufrichtig zugewandt habe. Heinrich III. ſann aber auf Mittel, die Guiſen in eine ſolche Stellung zu bringen, daß er ſich ihrer, ohne Gefahr für ſich, entledigen könne. In ſeinem Thun, ſeinen Worten, in ſeiner ganzen Art zu ſein, brach nichts von dem Plane hervor, den er hegte, und er verhüllte ſich ſo gut, daß ſelbſt ſeine Mutter auf das ausſchließende Vertrauen eiferſüchtig wurde, das er damals ſeinen Feinden bewies.

Die Reichsſtände, die, ſo wie früher oft von den Hugenotten, jetzt von der Ligue als das einzige Mittel zur Schlichtung aller beſtehenden Verwickelungen und Streitigkeiten angerufen worden, traten in Blois im September (1588) zuſammen. Die Hugenotten, die in den letzten Edikten des Königs für vollkommen rechtlos erklärt worden, hatten ſich von den Wahlen fern gehalten. Der Kampf war nur zwiſchen der Ligue und den Politikern geführt worden. Der Rath der „Sechszehn" in Paris hatte in alle Provinzen ein Rundſchreiben geſchickt, welches die Artikel enthielt, die der Berathung der Reichsſtände vorgelegt werden ſollten. Dieſe waren: die Vollziehung der Dekrete des Concils von Trident, das Bekenntniß des katholiſchen Glaubens als Bedingung zur Gelangung zur Krone oder Behauptung derſelben, das Recht der Stände, über Krieg und Frieden zu entſcheiden, die Beſtätigung aller königlichen Verordnungen durch dieſelben, die Prüfung und mögliche Verwerfung der von der Krone ertheilten Würden, Aemter und Gna-

den und endlich die Errichtung einer Kammer in jeder Provinz zur Vertheidigung der Rechte des Volkes, Abſtellung der Mißbräuche und Beaufſichtigung der Beamten des Königs. Die Wahlen waren in dem Sinne dieſer Forderungen ausgefallen. Heinrich III., der gehofft hatte, in dieſem Reichstage eine Stütze gegen die Guiſen zu finden, wurde gleich bei dem Zuſammentreten deſſelben gewahr, wie ſehr er ſich geirrt hatte. Der Cardinal von Guiſe wurde zum Sprecher der Geiſtlichkeit, der Graf Coſſe-Briſſac, der am Tage der Barrikaden das Volk zum Kampfe gegen das königliche Kriegsvolk geführt, zu dem des Adels, und Chapelle-Manteau, einer von den Sechszehn, zu dem des Tiers-etat erwählt. Das allgemeine Mißtrauen gegen den König und die Verachtung, in die er geſunken, hatten in der Verſammlung das Verlangen rege gemacht, ihren Beſchlüſſen Geſetzeskraft, auch ohne die königliche Beſtätigung, zu ertheilen, ein Anſpruch, den ſchon die erſten Stände in Blois zwölf Jahre vorher geäußert und der damals von dem Hofe nur mit Mühe zurückgewieſen worden war. Dieſer Reichstag zählte, wie ſchon mehre frühere, wenige berühmte Namen. Die meiſten Großen waren nicht als Mitglieder des Adels, ſondern als Inhaber von Aemtern und Würden erſchienen und umgaben den Thron, anſtatt in den Reihen ihrer Standesgenoſſen zu ſitzen. Dieſe Verſammlung, obgleich dem Könige entgegen, war doch noch mehr von einem religiöſen als politiſchen Fanatismus erfüllt. Der Wunſch, die Hugenotten ausgerottet zu wiſſen, herrſchte in den Reden der Abgeordneten aller Stände vor. Der Haß gegen den König von Navarra äußerte ſich in den lebhafteſten Ausfällen. Obgleich Heinrich III. den Leidenſchaften des Reichstages mit einer an einem Könige vorher nie geſehenen Willfährigkeit ſchmeichelte und ſeine perſönliche Gewandtheit, ſeine Rednergabe und alle Mittel, die er beſaß, denſelben im Ganzen und Einzelnen zu gewinnen, anwandte, ſo bemerkte er dennoch, daß die Mehrheit von einer ihm feindlichen Geſinnung beſeelt war. Die Stände verlangten mit Hartnäckigkeit die Herabſetzung der beſtehenden Abgaben, klagten den König der Verſchwendung, ſeine Räthe der Veruntreuung an und gingen auf keinen ſeiner Vorſchläge ein. Bei der Unmöglichkeit, ſich zu vergleichen, waren die Abgeordneten entſchloſſen, ſich aus eigener Macht aufzulöſen, eine Drohung, die verwundern kann, da ſie ſich dadurch alles Einfluſſes begeben und dem Könige freie Hand gelaſſen hätten. Dieſer aber befand ſich in einer ſo übeln Lage, die Unordnung in den Finanzen war ſo groß, die Unzufriedenheit ſo allgemein verbreitet, das Land ſo ſehr von Parteien zerriſſen, daß er von dieſer

Anarchie noch mehr als von dem Widerſtande des Reichstages zu fürchten hatte. Denn der König wäre nach einer Auflöſung der Stände, die er zwiſchen ſich und ſeine Feinde ſtellen wollte, den Angriffen der letztern unmittelbar ausgeſetzt geweſen. Seine Nachgiebigkeit brachte endlich eine ſcheinbare Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Reichstage hervor. Er erhielt die zur Führung des Krieges gegen die Hugenotten nöthigen Steuerbewilligungen. Die geſetzgebende Macht war jedoch in die Hände der Stände übergegangen. Das Heer befand ſich unter dem Oberbefehle der Guiſen und ihrer Anhänger. Die Hugenotten rüſteten ſich zum Widerſtande. Heinrich III. ſchien jetzt nur noch der königliche Name ohne irgend eine Bedeutung deſſelben übrig geblieben zu ſein. Er war wider Willen zum Kampfe gegen die Proteſtanten gezwungen worden, ſein Verhältniß zu Deutſchland und England ward immer drohender und ſeine Freunde und Anhänger wurden von dem Reichstage verfolgt. In der letzten Zeit hatte er die Erniedrigung erlebt, daß ein kleiner Fürſt, wie der Herzog von Savoyen, die franzöſiſchen Beſatzungen im Fürſtenthum Saluzzo überfiel und ſich eines großen Artillerieparkes bemächtigte. Der Herzog von Savoyen hoffte bei einer möglichen Theilung Frankreichs, nach dem Tode des Königs, auf die Erwerbung von Provence und Dauphiné und wollte ſich durch den Beſitz von Saluzzo auf dieſe ſpätere Occupation vorbereiten. Heinrich III. wälzte die Verantwortlichkeit dieſer ganzen drangvollen Lage, in der er ſich befand, ſeinen Feinden und unter ihnen vor Allen dem Herzog von Guiſe auf. Von ſeiner eigenen Unwürdigkeit und wie er großentheils ſelbſt an dem Sinken ſeines Anſehens und dem Verfalle des Reiches ſchuld ſei, ſchien er keine Ahnung zu haben. Er hielt ſich für den unumſchränkten Gebieter ſeines Volkes, das er ſich als zur Befriedigung ſeiner Genüſſe eigens geſchaffen dachte, und ſchrieb, nach Art aller Despoten, das Unglück, das ihn traf, auf fremde Rechnung. Er glaubte die Stände von der Ligue irre geleitet und traute ihnen keine ſelbſtſtändige Kraft und Geſinnung zu. Er hoffte durch die Vernichtung der Guiſen jeden Widerſtand zu brechen und ſich von der Laſt, die ihn zu Boden drückte, auf einmal zu befreien. Er beſchloß demnach, einen wahrſcheinlich längſt gehegten, aber erſt jetzt gereiften Plan zur Ausführung zu bringen. Heinrich III. haßte in dem Herzoge nicht nur das Haupt einer Partei, die ihm überall im Wege ſtand, nicht nur einen Vaſallen, der zu groß geworden, um zu gehorchen, ſondern noch mehr den Menſchen, der gegen ſeine Laſter und Gebrechen eine unbarmherzige Strenge gezeigt und ihn der Verachtung und

dem Spotte des Volkes preisgegeben hatte. Eine Menge kleiner Reibungen und Kränkungen zwiſchen den beiden Fürſten und ihren Umgebungen, die ſonſt vielleicht ohne Bedeutung geblieben wären, trieb das lange zurückgehaltene Rachegefühl des Königs zu einem gewaltſamen Ausbruche. Heinrich III. war, wie alle Großen ſeiner Zeit, von einer Anzahl wilder und wagehälſiger Kriegsleute umgeben, die, meiſt zu dem kleinen beſitzloſen Adel gehörend, ihre Dienſte den Fürſten verkauften und zur Begehung jedes Verbrechens bereit waren. Dieſe Klaſſe, ſeit den Bürgerkriegen ſehr zahlreich geworden und den ſpätern ſogenannten Banditen Italiens nur durch ihren Rang überlegen, ſonſt ungefähr dieſelbe Art Menſchen, fand ſich an allen größern und kleinern Höfen vor und machte ſogar einen nothwendigen Beſtandtheil derſelben aus. Heinrich hatte ſich aus fünfundvierzig derſelben eine Leibwache gebildet. Acht von ihnen ermordeten den Herzog von Guiſe den 23. December 1588 des Morgens in dem Vorzimmer des Königs, nachdem ihn dieſer unter dem Vorwande, einer Sitzung des Staatsrathes beizuwohnen, in das Schloß gelockt hatte. Sein Bruder, der Cardinal von Guiſe, wurde verhaftet und am andern Morgen in einem abgelegenen Gemache des Schloſſes von Blois erſchoſſen. Die entſchiedenſten Anhänger der lothringiſchen Prinzen wurden in der Verſammlung der Reichsſtände ſelbſt verhaftet. Einige entkamen und verbreiteten die Kunde dieſer Unthat in den Provinzen.

Die Ermordung des Herzogs von Guiſe, der ſeit ſo vielen Jahren an der Spitze einer großen Partei geſtanden und von dieſer als ein Nebenbuhler Heinrich's III. betrachtet worden, brachte die ohnedies herrſchende Gährung der Gemüther zum Ausbruche. Zum erſten Male ſeit der Stiftung der franzöſiſchen Monarchie ward der König in ſeiner eigenen Hauptſtadt von einem großen Theile ſeiner Unterthanen des Thrones für verluſtig erklärt. Die Sorbonne oder die Fakultät der Theologie an der pariſer Univerſität, die, während dieſe im Mittelalter ſo große Inſtitution geſunken, ihr Anſehen nicht nur erhalten, ſondern bedeutend vermehrt hatte und zu einer Art von oberſtem geiſtlichen und moraliſchen Tribunal im Königreiche geworden, entband in einer feierlichen Sitzung die Franzoſen von dem Eide der Treue gegen ihren König und erklärte, daß ſie, ohne Beſchwerde des Gewiſſens, ihn zu bekriegen das Recht hätten. Hundertundſechszig Mitglieder des Parlaments ſtimmten dieſem Beſchluſſe bei, die ſich weigernden wurden gefangen geſetzt, einige Zeit nachher aber frei gelaſſen. Die meiſten großen Städte und faſt alle Parlamente verließen den König, der verloren zu ſein

ſchien. Die Reichsſtände in Blois, die, ihrer Führer beraubt, ſich in der Gewalt des Königs befanden, konnten nichts offen gegen ihn unternehmen, ſetzten aber ſeinen Vorſchlägen und Maßregeln einen paſſiven Widerſtand entgegen. Als ſie einige Wochen nach dem Tode der beiden Guiſen aufgelöſt wurden, ſchlug ſich der größte Theil von ihnen bei ihrer Rückkehr in die Provinzen zu der Ligue. Dieſe, die ſeit der letzten Kataſtrophe mehr den Eingebungen des Augenblickes als einem regelmäßigen Plane gefolgt, ſtellte ſich jetzt unter die Leitung des Herzogs von Mayenne, eines Bruders der beiden ermordeten lothringiſchen Prinzen, der dem ihm zugedachten Schickſale durch ſeine Entfernung von Blois entgangen war. In einer großen Verſammlung von Magiſtratsperſonen, Geiſtlichen und Bürgern auf dem Stadthauſe in Paris ward eine oberſte Behörde (conseil général d'union genannt), deſſen Gewalt ganz Frankreich anerkennen ſollte, niedergeſetzt. Dieſe Autorität ernannte Mayenne zum Generallieutenant des Königreiches mit allen Prärogativen eines Souverains und gab ihm einen engern Rath, aus einigen Biſchöfen, Parlamentspräſidenten und Miniſtern beſtehend, bei, der mit der eigentlichen politiſchen Leitung der Ligue, die jetzt nicht mehr eine Partei im Staate, ſondern dieſer ſelbſt zu ſein behauptete, beauftragt wurde. Der erſte Act des Conſeil d'Union war die Zuſammenberufung der Reichsſtände für den Sommer deſſelben Jahres (1589) und die Erlaſſung eines bedeutenden Theiles der laufenden Steuern und Abgaben.

Mayenne, der in der Verwaltung der Finanzen und der Leitung der bewaffneten Macht große Thätigkeit und Geſchicklichkeit entwickelte, beſtätigte oder erneuerte außerdem die Statthalter in den Provinzen, von denen der größte Theil ſeine Befehle anerkannte. Mercoeur, ebenfalls aus dem Hauſe Lothringen, Statthalter der Bretagne, der Bruder der Königin von Frankreich und der gegen Heinrich III. große Verpflichtungen hatte, ging zu der Ligue über. Sein geheimer Wunſch war, bei einer Theilung des Reiches, die er nach dem Tode des Königs für wahrſcheinlich hielt, in ſeiner Provinz für ſeine Familie eine unabhängige Souverainetät zu gründen. Die Normandie, Pikardie, Champagne, Burgund, Provence und Auvergne ſtanden unter dem Einfluß der Ligue, in der Dauphiné, Languedoc, Guienne und Poitou beſaß der König einen überwiegenden Einfluß und den Befehlshabern der Ligue ſtanden die von ihm ernannten mit ihrem Kriegsvolk gegenüber. Die Proteſtanten, den König von Navarra an der Spitze, erklärten ſich, wie natürlich, gegen den Conſeil d'Union und erkannten die Regierung des Her-

zogs von Mayenne nicht an. Da, wo ſie durchaus Partei ergreifen mußten, vereinigten ſie ſich mit den Anhängern des Königs, den gemäßigten Katholiken, den ſogenannten Politikern, zur Bekämpfung der Ligue, wie ſie bei mehren Gelegenheiten ſchon früher gethan hatten. Die Königin Mutter, Katharina von Medicis, war kurze Zeit nach der Ermordung der beiden Guiſen, die ohne ihr Vorwiſſen vollbracht worden, geſtorben. Alter und Krankheit hatten ihren Einfluß und ihre Thätigkeit in der letzten Zeit gelähmt. Sie war, ohne bedauert oder vermißt zu werden, vom Schauplatze abgetreten. Sie war dennoch die einzige Perſon geweſen, in deren Rath ihr Sohn, der von ſeiner eigenen Frau, die mit dem Herzoge von Mercoeur in geheimem Briefwechſel ſtand, verrathen wurde, hatte Vertrauen ſetzen können. Seine übrigen Umgebungen folgten nur ihrem Vortheil und waren, wenn es dieſer verlangte, ihn aufzuopfern bereit. Von Hauſe aus ungewiſſen Geiſtes und ſchwankenden Sinnes, gewohnt, ſich immer nach der Meinung Anderer zu entſcheiden, war er nach dem verzweifelten Acte gegen die Guiſen in ſeine gewöhnliche Trägheit zurückgeſunken. Der Herzog von Epernon, ſein letzter und talentvollſter Günſtling, hatte ihm einiges Kriegsvolk nach Blois zu Hülfe geſchickt. Der Theil des pariſer Parlaments und der Oberrechnungskammer (cour des comptes), der ſich der Ligue nicht hatte anſchließen wollen, begab ſich ebenfalls zu ihm und er bildete aus dieſen Trümmern der oberſten Reichsbehörden in Tours, wohin er ſeine Reſidenz verlegte, einen Schatten von Regierung, der aber von keiner wirklichen Macht belebt wurde. Die Ermordung des Cardinals von Guiſe hatte ihn außerdem mit dem Papſte entzweit, der ihn mit dem Banne bedrohte. Seine Verſuche, den Herzog von Mayenne durch große Verſprechungen zu ſich hinüberzuziehen, waren fehlgeſchlagen. Es blieb ihm in dieſer gefährlichen und verlaſſenen Stellung nur eine Möglichkeit der Rettung übrig. Dies war eine Ausſöhnung und Vereinigung mit dem Könige von Navarra, der, an der Spitze der Hugenotten und mit den gemäßigten Katholiken im Bunde ſtehend, allein die Mittel beſaß, der Ligue eine nachdrückliche Gegenwehr entgegenzuſetzen.

Heinrich von Navarra hatte die Spaltung, die durch die offne Schilderhebung der Ligue in den Reihen der franzöſiſchen Katholiken entſtanden, dazu benutzt, ſich in den weſtlichen Provinzen in den Beſitz einiger bedeutenden feſten Plätze zu ſetzen. Es ſtand ihm in dieſem Augenblicke der Gährung und des Kampfes zwiſchen den beiden Fraktionen der katholiſchen Partei, den Anhängern der Ligue und denen des Königs, die ſonſt gegen ihn vereint geweſen, kein

Heer gegenüber. Seine Stellung war, im Vergleiche zu frühern Zeiten ſicherer und freier geworden. Die Umgebungen Heinrich's III., die es nicht heimlich mit der Ligue hielten, hatten eine Annäherung zwiſchen beiden Fürſten vorbereitet, und der erſte Schritt dazu war in einer Zuſammenkunft des Königs von Navarra mit einer natürlichen Schweſter des Königs, der Gräfin von Angouleme, geſchehen. Die Ermordung der beiden Guiſen hatte das Mißtrauen und die Verachtung der Hugenotten gegen den perſönlichen Charakter Heinrich's III. allerdings vermehrt, aber ſie doch von ihren gefährlichſten Feinden befreit, und Navarra begriff, daß der König durch jene That mit der Ligue für immer gebrochen habe und daß er, unfähig durch ſich ſelbſt zu beſtehen, ſich den Hugenotten zuwenden müſſe, denn es gab keine andere Partei, auf die er ſich hätte ſtützen können. Der König von Navarra ließ zugleich in mehren Schriften, die von Dupleſſis-Mornay, dem fähigſten und treueſten ſeiner Rathgeber, verfaßt worden, ſeinen Schmerz über die langen Leiden des Landes, ſeine Sehnſucht nach einem feſten Frieden, ſeine Neigung, die Bekenner der beiden Religionen auf einen politiſch gleichen Fuß geſtellt zu wiſſen, in beredten und ergreifenden Ausdrücken darſtellen. Er ſchlug Heinrich III. einen Waffenſtillſtand auf fünf Monate und während dieſer Zeit eine Vereinigung ihrer beiderſeitigen Kriegsmacht gegen die Ligue vor, ohne an dieſen Vergleich weitere religiöſe oder politiſche Conceſſionen zu knüpfen. Voll Vertrauens in ſeine Kraft und Fähigkeit, war er der Hoffnung, daß dieſe ſich nach dem Siege von ſelbſt verſtehen würden. Heinrich III., der nicht nur einer der ſchwächſten, ſondern auch der treuloſeſte aller Menſchen war, hatte gegen alle Wahrſcheinlichkeit, wiederum Unterhandlungen mit Mayenne und der Ligue angeknüpft, die, wie die frühern, geſcheitert waren und in denen er den König von Navarra aufzuopfern bereit geweſen. Sein eigener Günſtling, Epernon, den ein gleiches Schickſal bedrohte, hatte ſich deshalb in der letzten Zeit von ſeinem Gebieter fern gehalten. Etwas Aehnliches konnte ſich jeden Augenblick wiederholen und die Anhänger des Königs von Navarra riethen ihm, ſich nicht in die Hände Heinrich's III. zu geben. Dieſem erſchien indeſſen dieſe Gelegenheit zu einer Ausſöhnung mit dem Könige das einzige Mittel, dem Throne, von dem die Ligue ihn ausſchließen wollte, näher zu treten. Mit dem rechtmäßigen Fürſten im Bunde, mußte ſein eigenes Erbrecht dem Volke als eine naturgemäße Thatſache erſcheinen, während es, ſo lange er dieſem feindlich gegenüberſtand, in den Augen der Menge etwas Fremdartiges und Erzwungenes hatte. Er entſchloß ſich deshalb zu dieſem Schritt

mit Verachtung aller perſönlichen Gefahr und nahm die für ihn wenig günſtigen Bedingungen des Vertrages von Tours, vermöge deſſen er ſich und ſein Heer unter die Befehle des Königs zur Bekämpfung der Ligue und des Herzoges von Mayenne ſtellte, und dafür für ſich und die Seinigen nur einen Waffenſtillſtand auf ein Jahr und die Aufhebung der Konfiskationen der proteſtantiſchen Güter und Beſitzungen erhielt, ohne Zögern an. Eine perſönliche Zuſammenkunft der beiden Fürſten ſollte dieſen Vergleich beſiegeln. Die Freunde Navarra's ſahen derſelben mit großer Beſorgniß entgegen. Die Erinnerungen der Bartholomäusnacht, die Treuloſigkeit des Königs ließen ſie für die Freiheit ihres Gebieters zittern. Der König konnte ſich bei ſeiner Sinnesart verſucht fühlen, ſich der Häupter der Hugenotten zu bemächtigen, und ſie der Ligue als ein Pfand der Ausſöhnung anbieten. Das Schickſal des Herzogs von Guiſe mußte ſich in dem Geiſte Navarra's mehr als einmal wie ein Schreckbild erheben. Er war aber von ſeinem Entſchluſſe nicht abzubringen. Die Zuſammenkunft der beiden Fürſten, die von ſo großen Folgen ſein ſollte, fand auf einer kleinen Landzunge zwiſchen der Loire und Cher, in der Nähe des Schloſſes Dupleſſis, nicht weit von Tours, ſtatt. Beide waren, obgleich doppelt verwandt, faſt immer in feindlichen Verhältniſſen zu einander geſtanden geweſen und hatten ſich ſeit langer Zeit nicht geſehen. Sie ſchienen einer von des andern Anblick bewegt zu ſein. Der König von Navarra bewies ſeinem Schwager die größte Ehrfurcht und ward von ihm mehr als ein Erbe und Verwandter, denn als ein Gegner und Nebenbuhler aufgenommen. Die Vereinigung der ſo lange getrennten Häupter des kapetingiſchen Hauſes ſchien die Dauer dieſer Dynaſtie und die Ausſöhnung zwiſchen dem Chef der Hugenotten und dem Sieger von Jarnac und Moncontour, die Möglichkeit einer Beruhigung der beiden Parteien anzudeuten.

Die Gegenwart eines ſo thätigen und kühnen Kriegsmannes, wie der König von Navarra war, riß Heinrich III. aus ſeiner langen Trägheit und Ungewißheit heraus. Beide Könige beſchloſſen mit ganzer Macht auf Paris loszugehen und die Ligue in ihrer Wurzel anzugreifen, ein Entſchluß, den Heinrich III. allein nie gefaßt haben würde. Die Ausſöhnung der beiden Fürſten ſchien der gemäßigten Partei im ganzen Lande neue Stärke zu verleihen. Eine Reihe nützlicher, obgleich nicht entſcheidender Erfolge begleiteten die Unternehmungen des königlichen Heeres im Weſten. Zugleich war ein bedeutendes Corps Schweizer für den Dienſt des Königs angeworben worden und rückte in Frankreich ein. Sobald die Kunde

hiervon nach Tours gekommen, ſetzten ſich beide Könige gegen Paris in Bewegung. Beim Anblicke dieſer wiederauflebenden Macht des Königs ſchien die frühere Macht der Ligue zu erſchlaffen. Alle Unentſchloſſenen, die ihre Entſcheidung von den Umſtänden abhängig machten, eilten dem Heere zu, an deſſen Spitze ſich, außer dem rechtmäßigen Könige, ſein Erbe und zugleich der tapferſte und fähigſte Feldherr jener Zeit befand. Nach der Vereinigung mit den Schweizern lagerten ſich die beiden Könige vor den Mauern von Paris. In Heinrich III. lebte mit dem Glück auch wiederum ſein früherer kriegeriſcher Sinn auf. Aber auch ſein natürlicher Hang zur Grauſamkeit erwachte wieder. Er ließ bei der Einnahme der verſchiedenen Städte und Plätze die meiſten Vertheidiger derſelben mit dem Tode beſtrafen. Man erzählt, daß er, von ſeiner Wohnung in St. Cloud aus, die Mauern und Häuſer der Hauptſtadt betrachtend, ausgerufen habe: „Es wird dort bald weder Mauern noch Häuſer, ſondern nur Schutt und Aſche geben!“ — Ein allgemeiner Sturm auf Paris war für den 2. Auguſt angeordnet worden. Die Streitmacht der Ligue in der Hauptſtadt war, ungeachtet der Thätigkeit des Herzogs von Mayenne, der ein tapferer und geſchickter Führer war, aber nichts von der begeiſternden Anziehungskraft ſeines ermordeten Bruders beſaß, durch die Furcht vor dem königlichen Heere und die Schwierigkeit der Zufuhr, ſehr vermindert worden. Es waren kaum achttauſend Mann zur Vertheidigung einer ſo großen Stadt vorhanden. Die Geiſtlichkeit allein, beſonders die Mönche, hielten durch ihre Predigten den Geiſt des Widerſtandes im Volke und ſeinen Haß gegen den König lebendig. Sie ſtellten dieſen als ein Ungeheuer, mit allen Laſtern befleckt und zur ewigen Verdammniß beſtimmt dar, und verſprachen dem, der die Erde von ihm befreien würde, den Lohn des Himmels. Die Funken dieſer fanatiſchen Beredſamkeit fielen endlich auf einen zündbaren Stoff, deſſen Ausbruch ganz Frankreich erſchütterte. Ein junger Dominikanermönch, Jakob Clement, begab ſich nach St. Cloud, überreichte dem Könige ein Schreiben und brachte ihm, während er in deſſen Leſung vertieft war, eine tödtliche Wunde bei. Der Mörder wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergemacht. Heinrich III., der einen Augenblick lang ſich mit ſeiner Wiederherſtellung geſchmeichelt hatte, verſchied in der Nacht des 2. Auguſt 1589. In ſeinen letzten Reden hatte er, in Gegenwart ſeiner Großen, ausdrücklich das Erbrecht des Königs von Navarra anerkannt, aber zugleich die Hoffnung geäußert, daß dieſer zum herrſchenden Glauben zurückkehren werde. Sein Nach-

folger langte erſt einige Stunden nach ſeines Schwagers und Vetters Tode in St. Cloud an.

So endigte die Dynaſtie der Valois, nachdem ſie von Philipp VI. an zweihundertſechszig Jahre über Frankreich geherrſcht hatte. Dieſe Zeit iſt die bewegteſte, reichſte und für die geſammte Entwickelung und das Geſchick dieſer Nation entſcheidendſte Epoche ihrer Geſchichte geweſen, ſo weit überhaupt letztere, in der die Generationen ſich wie Wellen an Wellen drängen, getheilt werden kann. Weder früher noch ſpäter, die Revolution von 1789 ausgenommen, haben ſo blutige innere und äußere Kämpfe ſtattgefunden, ſind alle Kräfte des Volkes in ſolcher Spannung geweſen, iſt ſein Daſein überhaupt auf ſo harte Proben geſtellt worden. — Die religiöſe und feudale Monarchie, die nach Ludwig dem Heiligen zu verfallen anfängt, kommt auf die Valois nur in einzelnen Trümmern. Der Lehnsadel und die Kirche erſcheinen im vierzehnten Jahrhundert, nachdem Philipp der Schöne Bonifacius VIII. gemißhandelt, die Tempelherren verbrannt und den dritten Stand in die Reichsverſammlungen eingeführt hat, im Vergleiche zu dem, was ſie früher geweſen, als in ihren Grundfeſten erſchüttert. Aber die jetzt ſich bildenden Verhältniſſe, der Einfluß des Parlaments, die Stellung des Bürgerſtandes, die Befreiung des Landmannes ſind noch zu keinem Ganzen verbunden. Die alten und neuen Stände ſtehen ſich zum Theil feindlich, zum Theil fremd gegenüber. Das Leben der Nation geräth in eine ſchwankende Bewegung, deren Richtung und Ziel nicht vorausgeſehen werden kann. Da erhebt ſich der hundertjährige Sturm der engliſchen Kriege, während deſſen das Königthum und das Volk ſich in den Drangſalen des einheimiſchen Herrſcherſtammes und der begeiſterten Anhänglichkeit, die derſelbe beſonders in den niedern Klaſſen findet, einander näher zu treten und ſich unmittelbar zu berühren anfangen. Die Könige dieſer Epoche ſind, mit Ausnahme Karl's V., der den Namen des Weiſen verdiente, faſt alle unbedeutend. Die Unfähigkeit Philipp's VI., Johann's, Karl's VI. und Karl's VII. ſticht ſonderbar von der gewaltigen Bewegung ab, in deren Mitte ſie erſcheinen. Dieſer ſchwachen, leichtſinnigen oder beſchränkten Fürſten ungeachtet, geht die Nation aus dieſem Kampfe, in welchem es ſich um ihre Exiſtenz handelt, ſiegreich hervor, und es dämmert in ihr zum erſten Male eine Ahnung davon auf, daß ſie dazu beſtimmt iſt, ſich einſt vollkommen ſelbſt anzugehören. — Das Königthum, während des Streites mit den fremden Eroberern als das Panier der nationalen Unabhängigkeit betrachtet, erhebt ſich am Ende der Regierung Karl's VII.

ſo ſehr, daß es alle verlorne Provinzen im Laufe weniger Jahre wieder gewinnt und der engliſchen Herrſchaft auf dem Kontinente für immer ein Ende macht. Von Ludwig XI., dem fähigſten und kraftvollſten der valoisſchen Könige, wird die innere Ruhe und Ordnung des Landes ſo feſt begründet, daß die Nation unter ſeinem Sohne ſich auf die Eroberung Italiens wirft und, zum erſten Male ſeit den Kreuzzügen, einen entſcheidenden Schritt außerhalb ihrer Grenzen thut. Der Kampf gegen die drohende Uebermacht des Hauſes Oeſterreich, das die Unabhängigkeit aller Völker bedroht, wird von den Franzoſen, ungeachtet des Unglücks und der Planloſigkeit ihrer Könige, mit großem Eifer geführt und iſt ein Verdienſt, das ſie ſich um ganz Europa erworben haben, das unter der ſpaniſch-öſterreichiſchen Herrſchaft erſtorben wäre. Der erſte bedeutende Verſuch, ſich auf Koſten Deutſchlands zu vergrößern und deſſen Zerſtückelung und politiſches Sinken zu benutzen, tritt unter Heinrich II. in der Wegnahme deutſcher Bisthümer hervor. — Der Proteſtantismus erſcheint unter Franz I. und droht, wie früher, die Einfälle der Engländer die materielle, ſo jetzt die moraliſche Einheit der Nation zu brechen, und wird von ihr, unter verzweifelten Anſtrengungen, zum Vortheile ihrer politiſchen Größe, aber zum unerſetzlichen Schaden ihres ſittlichen Werthes, beſiegt und unterdrückt. Die Religionskriege im ſechszehnten Jahrhundert haben eine noch tiefere Bedeutung als die nationalen Kämpfe gegen die Engländer im funfzehnten gehabt. Erſtere ſind der Anfangspunkt der ausſchließend weltlichen Richtung dieſes Volkes. Denn es war nicht eine glühende Begeiſterung für die geheimnißvollen Lehren und Gebräuche des alten Glaubens, die einſt ſo tief im Herzen Ludwig des Heiligen gebrannt, welche die Franzoſen des ſechszehnten Jahrhunderts gegen die ſittliche Freiheit des Proteſtantismus bewaffnete, ſondern ihr Streben, ihre nationale Einheit zu bewahren und in dieſer keinen Riß zu dulden. Von dieſem Augenblicke an, wo das Volk die äußere und hiſtoriſche Geſtalt des Chriſtenthums ſeiner innern und wahrhaften Natur vorzieht, wird in ſeinem ganzen Weſen ein überwiegender Hang zur Form, eine ausſchließende Verſtandesrichtung, eine immer größer werdende Verweltlichung, ſichtbar. Heinrich IV., der, um ſein Erbrecht zu behaupten, das höchſte aller menſchlichen Güter, das Recht der innern Freiheit und Ueberzeugung, aufgiebt und einen Glauben verläßt, für den er ſein ganzes Leben lang gekämpft, iſt das Symbol und erſte große Zeichen dieſer auf rein weltliche Intereſſen gerichteten Sinnesart. In ihr liegt zugleich der tiefe Bruch des franzöſiſchen Genius mit dem Gefühle

des Mittelalters, das, ungeachtet des ſchrankenloſen Hervortretens der Perſönlichkeit, dennoch im Ganzen die Epoche geweſen, wo die Herrſchaft einer unendlichen Idee von dem äußern Daſein am tiefſten anerkannt worden iſt. Das franzöſiſche Volk bewahrte durch ſein Feſthalten am alten Glauben die religiöſe Form des Mittelalters für ſich, indem es ſich von ſeinem Inhalte am weiteſten entfernte, denn die Reformation war nicht nur eine Wiederherſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums, ſondern auch eine Wiederbelebung der freien Perſönlichkeit des germaniſchen Geiſtes.

Die Valois, die erſten abgerechnet, die ihrer Individualität nach noch ganz der Feudalwelt angehören, haben eine viel lebendigere, mannichfaltigere, hiſtoriſchere Phyſiognomie, als die Könige der erſten Linie der Kapetinger, die ſich unter ihren Kronen und langen Mänteln faſt alle ähnlich ſehen, ſtehen dieſen aber an ruhiger Würde und ſittlicher Hoheit weit nach. Der Einfluß Italiens wird unter den letzten Fürſten dieſer Dynaſtie ſo ſichtbar, daß manche von ihnen mehr dieſem als ihrem Lande angehört zu haben ſcheinen. Unter den Bourbonen tritt das franzöſiſche Weſen wieder ausſchließend hervor.

Achtzehntes Kapitel.

In der Epoche von Karl VIII. bis auf Heinrich IV. verwandelt ſich Paris, ſowohl ſeiner äußern Geſtalt als den in ihm herrſchenden Sitten nach, bedeutender als in der vorangegangenen Epoche. In dieſen hundert Jahren beginnt die Stadt in moraliſcher und materieller Beziehung ihre mittelalterthümliche Hülle abzuſtreifen und eine modernere Form anzunehmen, die, obwohl noch weit von ihrer Vollendung entfernt, doch ſchon auf dieſe hinweiſt. Das Paris des ſechszehnten Jahrhunderts iſt dem heutigen ähnlicher als dem des dreizehnten Jahrhunderts, und dies zwar mehr, als der bloße Unterſchied der Zeit vorausſetzen laſſen ſollte. — Franz I. folgte dem Beiſpiele, das ſchon zu Petrarca's Zeiten die Republik Venedig, die Medicäer in Florenz und einige Päpſte in Rom gegeben hatten,

und zeigte, aller ſeiner perſönlichen Mängel und politiſchen Fehlgriffe ungeachtet, eine lebhafte Theilnahme für die Förderung der Geſittung in ſeinem Lande, die ſich, dem Geiſte ſeiner Zeit gemäß, weniger in einer Bemühung, die Aufklärung der Mehrheit ſeines Volkes zu befördern und die allgemeinen Elemente des Daſeins zu veredeln, als in der Sorge für die Bildung der höhern Klaſſen und der Begünſtigung der glänzenderen Richtungen menſchlichen Wiſſens und Thuns ausſprach. Außer ſeiner Beförderung der Künſte, die ein großes Mittel der Verfeinerung für ein empfängliches, aber in vieler Beziehung noch rohes Volk werden mußten, ſeinem Heranziehen mancher der erſten italieniſchen Künſtler jener Zeit und Sammlung bedeutender Werke, ſorgte er auch für die Bereicherung der Wiſſenſchaft, die Vermehrung des Materials für die denkende und betrachtende Kraft des Geiſtes, indem er zur Seite der Univerſität von Paris, der es ſchon zu ſeiner Zeit an lebendigem Fortſchritt zu fehlen anfing, ein beſonderes ſcientifiſches Etabliſſement, College royal de France genannt, ſtiftete, das ſich bis auf dieſe Stunde erhalten hat und der intellektuellen Cultur in dieſem Lande große Dienſte leiſtet. — Wie ſehr dies eine von dem noch herrſchenden ſcholaſtiſchen Zwange befreite, nicht nur nationale, ſondern überhaupt univerſelle Anſtalt ſein ſollte, geht zum Theil ſchon daraus hervor, daß er, der beginnenden religiöſen Spaltungen ungeachtet, einem der orthodoxen Partei verdächtigen Gelehrten, wie Erasmus, an die Spitze dieſer Fundation ſtellen wollte, der aber dieſe Einladung ausſchlug, mehr aber noch daraus, daß ein Jude, Paul la Canoſſe, zwei Spanier, ein Deutſcher und ein Italiener zu derſelben berufen wurden. Die Gegenſtände des Unterrichts umfaßten, ſchon ihrer erſten Anlage nach, faſt alle Zweige menſchlichen Wiſſens, und die folgenden Regierungen ſind bis jetzt, wo dieſe Anſtalt ganz neuerdings Lehrſtühle für die germaniſchen und ſlaviſchen Sprachen erhalten, dieſer Tendenz treu geblieben. — Für die allgemeine Polizei der Stadt trat unter dieſer Regierung eine bedeutende Verbeſſerung ein, indem eine eigene Verwaltungsbehörde für die Beaufſichtigung und Unterſtützung der Armen niedergeſetzt wurde, unter deren Leitung alle Hospitäler, mit Ausnahme einiger wenigen, die beſonders adminiſtrirt wurden, kamen. Bisher war das Parlament mit dieſem Gegenſtande der öffentlichen Ordnung beauftragt geweſen, hatte ſich deſſelben aber bei ſeinen übrigen Geſchäften nur ſehr mangelhaft entledigen können. Es wurde jetzt für alle Einwohner, die einige Mittel beſaßen, eine eigene Abgabe feſtgeſetzt, die

blos zum Unterhalte der Armen beſtimmt war und deren Verwaltung „le Grand Bureau des Pauvres" genannt wurde. Dieſe Einrichtung erhielt ſich bis zur Revolution von 1789, wo ſie durch den „Conſeil géneral des Hospices" erſetzt wurde. — Ungeachtet der vielen äußern Kriege und der religiöſen Verfolgungen im Innern, welche die Regierung Heinrich's II. bezeichneten, ſchritt die Sorge für die Erziehung der Jugend dennoch fort. Es wurde unter ihm eine der gelehrten Schulen geſtiftet oder wenigſtens bedeutend erweitert, die noch jetzt unter ihrem urſprünglichen Namen: Inſtitution de St. Barbe — beſteht und eines großen Rufes genießt. Zu gleicher Zeit wurde das erſte Findelhaus in Frankreich errichtet, ein Bedürfniß, das ſchon lange fühlbar geworden und zu deſſen Unterhalt, nach vielem Widerſtreben, die Kapitel und Stifter der Hauptſtadt, denen der größte Theil des ſtädtiſchen Grundes und Bodens gehörte, beizutragen veranlaßt wurden. — Im Jahre 1551 hatte der Cardinal von Lothringen mehre Jeſuiten nach Paris berufen, deren Niederlaſſung ſich anfangs der Biſchof, das Parlament und die Sorbonne, nächſt dem Könige, die drei oberſten Autoritäten der Stadt, widerſetzten, endlich aber doch zur Nachgiebigkeit gezwungen wurden. Als ſie, ihrer Gewohnheit gemäß, eine öffentliche Schule gründen wollten, fanden ſie neue Schwierigkeiten, die ſie mit der ihnen eigenen Biegſamkeit und Ausdauer zu überwinden wußten. Sie errichteten ein Gymnaſium „College de Clermont," nach dem Biſchofe Duprat von Clermont genannt, der ihren erſten Eintritt in Frankreich begünſtigt hatte. Nachdem ſie unter der Ligue und unter Heinrich IV. eine bedeutende, obwohl keineswegs ehrenvolle Rolle geſpielt, verbannt und wieder zurückgerufen worden, wußten ſie unter Ludwig XIV. eine Art von moraliſcher Diktatur auszuüben und genoſſen der größten Gunſt dieſes Königs. Sie tauſchten, um ihm, der die declamatoriſchen Uebungen und Recitationen ihrer Zöglinge zuweilen mit ſeiner Gegenwart beehrte, ihren Dank abzuſtatten, den bisherigen Namen ihrer Anſtalt für den ſeinigen um und nannten ſie „College de Louis le Grand." Nach der Aufhebung des Ordens wurde das College de Louis le Grand eines der großen pariſer Gymnaſien, als welches es noch heute unter demſelben Namen und in denſelben Gebäuden beſteht. — Franz I., Heinrich II. und Karl IX. hatten, ungeachtet ihres Eifers für den herrſchenden Glauben nichts für die Vermehrung der klöſterlichen Inſtitutionen in ihrer Hauptſtadt gethan, die jedoch, wie der Jeſuitenorden beweiſt, während des Kampfes der beiden religiöſen Principien, nicht ſowohl als Mittel der Erbauung und Heiligung,

ſondern als ein Werkzeug des Widerſtandes gegen die neue Lehre, noch wichtiger als im Mittelalter geworden waren. Heinrich III., der von den Mönchen und Prieſtern ſeines Landes ſo ſehr angefeindet und von einem derſelben zuletzt ſogar ermordet wurde, war der einzige unter den letzten Valois, der etwas zur Vermehrung des monaſtiſchen Lebens in ſeiner Hauptſtadt beitrug. Unter ſeiner Regierung ließen ſich die Kapuziner in Paris nieder, denen die Königin Katharina von Medicis eine Bauſtelle in der Straße Honoré einräumte. Dieſes Kloſter wurde das größte des Ordens, indem es gewöhnlich über hundert Mönche zählte. Ein Herzog von Joyeuſe ließ ſich, nachdem er in den Religionskriegen eine Rolle geſpielt, in daſſelbe aufnehmen und ſchied aus ihm, um Heinrich IV. nach ſeiner Thronbeſteigung zu bekriegen, trat aber wieder in daſſelbe zurück. Ein noch berühmterer Mönch dieſes Ordens und Hauſes war der Pater Joſeph, der für Richelieu's rechte Hand galt. Auf den Gebäuden dieſes großen Kloſters iſt ein Theil der heutigen Straßen Rivoli, Caſtiglione und Mont-Thabor angelegt worden. Ebenſo begünſtigte Heinrich III. eine Niederlaſſung der Jeſuiten in der Straße St. Antoine, die gleichwohl in mehre Verſchwörungen gegen ihn verwickelt waren. Die Kirche dieſes Stiftes iſt in der Folge niedergeriſſen worden, in den übrigen Gebäuden aber hat man eines der erſten pariſer Gymnaſien, „Collège de Charlemagne" genannt, errichtet. — In den letzten Jahren der Regierung Heinrich's III. ließen ſich die Bernhardiner, von den Franzoſen „Feuillants" genannt, in Paris nieder und erbauten ebenfalls in der Straße St. Honoré, dicht neben dem Kloſter der Kapuziner, ein Haus ihres Ordens. Obgleich ſie von dieſem Könige in ſeine Hauptſtadt gezogen worden, ſo zeichneten ſie ſich dennoch durch ihre eifrige Theilnahme an der Ligue aus und figurirten in der großen bewaffneten Proceſſion der pariſer Mönche, die in der „Satire Ménipée" mit ſo vielem Witz beſchrieben wird, in erſter Reihe. Auf dem Grunde dieſes Kloſters iſt ebenfalls ein Theil der Straße Rivoli angelegt worden. — In der franzöſiſchen Revolution hielt der „Club des Feuillants", der dem der Jakobiner das Gleichgewicht halten wollte, ſeine Sitzungen in denſelben Mauern, die ſo lange von den Geſängen der Schüler des heiligen Bernhard wiedergeklungen waren.

Bei der Leſung ins Einzelne gehender Schilderungen des franzöſiſchen Mönchslebens wird man von einer Eigenheit deſſelben überraſcht, die ſich in dieſem Grade in dem Kloſterleben keiner andern Nation wiederholt hat, nämlich von dem Geiſte der Unruhe und

Widerſetzlichkeit, der ſich, wenigſtens in den Bettelorden dieſes Landes, beſtändig wiederholt findet und von dem ſich bis zur Aufhebung aller dieſer Inſtitutionen in Frankreich ſo zahlreiche Beiſpiele vorfinden. Die franzöſiſchen Cänobiten waren weniger ſtarr und fanatiſch als die ſpaniſchen, weniger träge und ſinnlich als die italieniſchen, aber in einer Art beſtändigen Krieges unter ſich, mit der Weltgeiſtlichkeit, den Parlamenten, der Univerſität u. ſ. w. verwickelt, und ſtellten in dieſer Beziehung ſehr wohl den Charakter ihrer Nation dar, der die Ruhe für Apathie gilt und die, in einer unaufhörlichen Reibung und Bewegung begriffen, zu keiner innern Befriedigung und deshalb zu keinem eigentlichen Vollgenuſſe des Daſeins, zu keinem wahren Glücke, im moraliſchen Sinne des Wortes, kommen kann. Die impoſanten und diktatoriſchen Formen der abſoluten Monarchie, die von Ludwig XIV. eingeführt wurden, brachen, in Bezug auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staates, jeden Widerſtand oder ließen denſelben gar nicht aufkommen, in den einzelnen Kreiſen fand aber eine ſich immer erneuernde Gährung, ein „Bellum Omnium contra Omnes“ ſtatt, die einen eigenthümlichen Charakter zeigt, ſo ſich ſonſt nirgends wiederholt hat und allerdings nicht die franzöſiſche Revolution an und für ſich, aber wohl deren beſondern Verlauf erklären kann. Die immer rege Spannung und Reibung in allen von dem königlichen Willen nicht durchaus abhängigen Verhältniſſen mußte, als es endlich einmal zu einer allgemeinen Bewegung kam, derſelben einen beſonders zerſtörenden Charakter verleihen. Das franzöſiſche Volk war übrigens auf einen ſolchen vulkaniſchen Ausbruch aller in ſeinem Daſein ſich regenden feindlichen Elemente und Widerſprüche mehr, als man gewöhnlich annimmt, vorbereitet, denn die Ruhe, die der Despotismus von dem letzten Bürgerkriege der Fronde an hervorgebracht und hundertvierzig Jahre lang erhalten hatte, fand nur in dem allgemeinen, öffentlichen und politiſchen Leben ſtatt, in den dieſer oberſten Sphäre fremden Kreiſen herrſchte ein immer kreiſender Wirbel ſich gegenſeitig bekämpfender und verzehrender Beſtrebungen, von dem endlich jene höhere Region mit ergriffen wurde, denn es iſt zuletzt die ſittliche Stimmung eines Volkes und nicht die äußere Form ſeines politiſchen Zuſtandes, die ſein Geſchick entſcheidet.

Die äußere Geſtalt von Paris veränderte ſich im ſechszehnten Jahrhunderte ebenfalls weit mehr als in frühern, länger dauernden Epochen, einmal durch die Errichtung einer Anzahl großer Gebäude oder Umwandlung ſchon vorhandener und dann durch den Einfluß,

den dieſe einzelnen Bauwerke auf den Geſchmack in der Architektur und damit allmälig auf das Anſehn der ganzen Stadt auszuüben anfingen. Der Styl des Mittelalters war in ſeiner Größe und Reinheit allmälig mit dieſem ſelbſt verſchwunden und hatte außerdem faſt ausſchließend im Dienſte der Religion geſtanden, denn die Wohnungen ſelbſt der größten weltlichen Herren hatten ſich in jener Epoche weniger durch ihre Form als ihre Maſſe ausgezeichnet. Vom funfzehnten Jahrhundert an war durch den Einfluß der in Italien wieder erwachten Aufmerkſamkeit auf die Ueberreſte des Alterthums und der Liebe für daſſelbe, und durch den Geſchmack an der von den Arabern in Spanien eingeführten Architektur in der franzöſiſchen Kunſt eine große Veränderung vorgegangen, die im funfzehnten Jahrhunderte ihre Früchte trug und den Styl ſchuf, den man die Renaiſſance nennt. Er ſtellte im Grunde kein neues Princip der Kunſt ebenſowenig wie jene ganze Zeit ein ſolches des Lebens überhaupt dar, denn er war eine Zuſammenſtellung von ihrem Weſen nach getrennten und ſogar entgegengeſetzten Weiſen, die Natur zu empfinden und wiederzugeben. Im Einzelnen betrachtet und auf ſeine Elemente zurückgeführt, muß er als eine Verirrung des Schönheitsſinnes angeſehen werden, aber ſeine phantaſtiſche und bizarre Vermiſchung verſchiedener Zeiten und Himmelsſtriche gewährt in ihrer Totalität dennoch eine eigenthümliche Erſcheinung. Dieſe Architektur der Renaiſſance bildet den Uebergang von dem Style des Mittelalters zu einer auf die Sitten und Bedürfniſſe der modernen Zeit berechneten Nachahmung des Alterthums, wie ſie unter Ludwig XIV. herrſchend wird. — In einer der engen und finſtern Straßen des Quartier latin, der Rue des Mathurins, liegt ein Gebäude aus jener Zeit, das Hotel de Cluny genannt, das faſt vollſtändig erhalten iſt und von dem architektoniſchen Geſchmacke derſelben eine klare Verſtellung gewähren kann. Der Eindruck, den es gewährt, kommt, wie bei allen Bauwerken der Renaiſſance, aus der reizenden Mannichfaltigkeit und anmuthigen Leichtigkeit her, mit der hier verſchiedene Stylarten verſchmolzen und zu einem gefälligen Ganzen verbunden ſind, das jedoch weniger bedeutend als jene Einzelnheiten erſcheint. Dieſes Haus, das, ſeiner verſchiedenen Schickſale und Bewohner ungeachtet, bis zur Revolution den Aebten des großen Kloſters von Cluny gehörte, ward von einem derſelben, Johann von Bourbon, begonnen und von Jakob d'Amboiſe, einem Bruder des Cardinals und erſten Miniſters Ludwig's XII., vollendet. Nach dem Tode dieſes Königs bewohnte es ſeine Witwe, Maria von England, und hier war es, wo ſie von Franz I. in einer heim-

lichen Zuſammenkunft mit dem Herzoge von Suffolk überraſcht und zu einer augenblicklichen Vermählung, in der Kapelle des Hauſes, mit ihrem Liebhaber gezwungen wurde. Funfzig Jahre ſpäter hielt der berühmte Cardinal Karl von Lothringen daſelbſt ſeinen Hof. Unter Heinrich III. gab eine Schauſpielergeſellſchaft in dieſen zierlichen Räumen ihre Vorſtellungen, unter Ludwig XIII. diente es eine Zeit lang den Nonnen von Port=Royal zur Wohnung. Nach der Revolution brachte es ein gelehrter Rath am Oberrechnungshofe (cour des comptes), Duſommerard, an ſich, der hier eine koſtbare Sammlung von Kunſtſachen, großentheils der Epoche der Renaiſſance, wie das Gebäude ſelbſt, angehörig, anlegte und dieſelbe viele Jahre lang mit unausgeſetztem Eifer vermehrte. — Das Haus und die Sammlung ſind jetzt von der Regierung angekauft worden und werden ein Muſeum für jene Epoche bilden. — Das Hotel de la Tremoille, einſt der berühmten Familie dieſes Namens gehörig, ſeit längerer Zeit aber in ein Waarenhaus verwandelt, und Hotel de la Couronne d'Or genannt (Rue des Bourdonnais) ſtammt ebenfalls aus dieſer Zeit her und bietet, obgleich viel weniger als das Hotel de Cluny erhalten, eine Menge reizender und anmuthiger Verzierungen dar. — Das pariſer Stadthaus (hôtel de ville) war für die nach Beendigung der Kriege mit den Engländern ſich raſch mehrende Bevölkerung der Hauptſtadt zu enge und klein geworden. Unter Franz I. ward daſſelbe niedergeriſſen und der Grundſtein zu dem jetzt beſtehenden gelegt, das aber erſt unter Heinrich IV. vollendet wurde. Seine Façade, nach den Zeichnungen eines italieniſchen Architekten, Boccardo von Cortona, ausgeführt, gehört jenem gemiſchten Style der Renaiſſance an und gewährt, ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit, einen bedeutenden Eindruck. Schon vorher ein großartiges Gebäude, iſt das Hotel de Ville, nach ſeiner jetzigen Erweiterung, ein wahrer Prachtbau geworden, der eine der erſten Zierden dieſer Stadt bildet. — Der Louvre war bis zum ſechszehnten Jahrhundert ungefähr in der Geſtalt geblieben, die ihm Philipp Auguſt gegeben hatte. Dieſe Burg ſah mehr einer Citadelle, als dem Wohnſitze eines großen Fürſten ähnlich. Franz I. ließ dieſen Louvre des Mittelalters ganz niederreißen und beauftragte Peter Lescot mit dem Baue eines neuen Palaſtes, von dem der Theil, welcher der alte Louvre (le Vieux-Louvre) genannt wird, ſchon in der erſten Zeit der Regierung Heinrich's II. vollendet war. Alle Souveraine, die über Frankreich geherrſcht, von Heinrich II. bis zu Napoleon, haben mit der Erweiterung und Verſchönerung dieſes Gebäudes fortgefahren, das durch ſeine architektoniſche Schönheit

und noch mehr durch die koſtbaren und reichen Sammlungen, die es enthält, eines der erſten Bauwerke iſt, die es in der Welt giebt. In dem unter Heinrich II. vollendeten Flügel dieſes Gebäudes liegt der Saal der Kariatyden, nach vier weiblichen koloſſalen Statuen genannt, die eine Tribune tragen, ein Werk Johann Goujon's, des größten Bildhauers, den Frankreich hervorgebracht hat. In dieſem Saale hat die Akademie françaiſe lange Zeit ihre Sitzungen gehalten, jetzt bildet er einen Theil des Muſeums der Alterthümer. — Außerhalb der Mauern, die Paris zu Franz' I. Zeit einſchloſſen, lag ein Landhaus, das einem ſeiner Miniſter, Villeroi, gehörte und das er dieſem abkaufte, um es ſeiner Mutter, Louiſe von Savoyen, zu ſchenken, die es wieder verkaufte. Neben dieſem Hauſe befanden ſich Ziegelbrennereien (tuileries), deren ſchon unter Karl VI. Erwähnung gethan wird. Unter Karl IX. kaufte Katharina von Medicis dieſes Gebäude, das ſie niederreißen ließ, und mehre noch liegende Grundſtücke und ließ im Jahre 1564 den Grund zu einem Palaſte legen, von den benachbarten Ziegelbrennereien, die Tuileries genannt, der das Reſidenzſchloß der Könige von Frankreich werden ſollte. Philipp de Lorme, der berühmteſte franzöſiſche Baukünſtler jener Zeit, entwarf den Plan zu einem weit größern Gebäude als das gegenwärtige Schloß und erhob den Pavillon in der Mitte und die beiden Seitenflügel bis zu den beiden großen Pavillons, die jetzt das Ganze auf beiden Seiten ſchließen und die ſpäter dazu gekommen ſind. Die Verzierungen und Bildhauerarbeiten der beiden Seitenflügel, die großentheils aus jener Zeit ſtammen, werden allgemein bewundert. Dieſer Palaſt wurde übrigens erſt unter Ludwig XIV., ſammt dem Garten, der ihm für die pariſer Bevölkerung eine ſo große Bedeutung giebt, vollendet.

Wir haben in der Schilderung von Paris unter der vorhergehenden Epoche der Confrérie de la Paſſion de notre Seigneur erwähnt, deren dramatiſche Vorſtellungen Myſterien genannt wurden und von denen die theatraliſche Kunſt in Frankreich ausgegangen iſt. Die Luſt an ſceniſchen Spielen war, beſonders nach wiederhergeſtellter Ruhe im Innern, unter Ludwig XII. eine Leidenſchaft, ungefähr ſo wie heute, wenn auch mit andern Mitteln befriedigt, geworden. Es erhoben ſich eine Menge von Vereinen, die theatraliſche Vorſtellungen gaben, darunter der bekannteſte der der jungen Schreiber am Parlament, Clercs de la Baſoche genannt, dieſelbe Klaſſe am Chatelet, unter denen jene Brüderſchaft aber immer der bedeutendſte blieb, da dieſer Verein von den Königen mit mehren Privilegien ausgeſtattet war und vom Parlament in deren

Genuſſe beſchützt wurde. Die Confrérie de la Paſſion nahm die Gegenſtände zu ihren Vorſtellungen aus der Bibel und den Legenden der Heiligen, die jungen Schreiber des Parlaments und Chatelet wählten dagegen meiſt Tagesbegebenheiten, deren Darſtellung ſie eine ſatyriſche Richtung gaben und worin die Laſter und Thorheiten vornehmer oder allgemein bekannter Perſonen durchgezogen wurden. Die Antwort Ludwig's XII. iſt bekannt, der, als man ihm erzählte, daß die Clercs ſich in ihren Stücken viele Ausfälle auf ſeinen Hof und ſogar auf ihn ſelbſt erlaubten, erwiederte, daß er ihnen dieſe Freiheit geſtatte, vorausgeſetzt, daß nichts gegen die Ehre der Frauen erwähnt würde, deren Ruf unverletzlich bleiben müſſe. Außer dieſen, ſo zu ſagen, regelmäßigen und ſtehenden dramatiſchen Vorſtellungen gab es noch ſolche, welche einzelne herumziehende Geſellſchaften ſpielten, von denen die bekannteſten die „Enfants Sans-Souci (die Hans Ohneſorgen) hießen und deren Director ſich ſelbſt „le Prince des Sots" (Fürſt der Narren) nannte. Die Enfants Sans-Souci wurden von der Confrérie de la Paſſion zuweilen dazu gebraucht, um in den Zwiſchenacten ihrer düſtern Myſterien das Publikum durch luſtige Schwänke zu ergötzen. — Der Charakter dieſer Stücke, ſowohl tragiſcher als komiſcher, von denen ſich manche erhalten haben, war die aus dem allgemeinen Geiſte des Mittelalters, ſeinen Geſinnungen, Sitten und Gefühlen hervorgehende Incongruenz und Disharmonie, daher die ſonderbare Miſchung des Heiligen und Profanen, des Edeln und Gemeinen, des Schrecklichen und Lächerlichen, in einer noch ſo rohen und unvollendeten Sprache ausgedrückt, daß ſelbſt eine verfeinertere Empfindung, die damals ſo wenig als in andern Zeiten gefehlt, aus Mangel an einem ſchicklichen Ausdrucke entweder ſchwieg, oder mit der Form zu ſehr ringend, ihre Vorſtellungen verſtümmelt und zerriſſen, als eine Art Mißgeburten zur Welt brachte. Wie lange das Mittelalter noch in den Geſinnungen und in der Sprache herrſchte, nachdem es im Staate beſiegt war, kann zum Theil aus jenen dramatiſchen Vorſtellungen erſehen werden, denn nichts iſt für die Stimmung der Menſchen charakteriſtiſcher als ihre Art, ſich zu vergnügen, da ſie bei ernſten Beſchäftigungen meiſt nicht frei ſind und ihre beſondern Neigungen der Nothwendigkeit aufopfern müſſen. — Die Confrérie de la Paſſion ſchlug in der letzten Zeit der Regierung Franz' I. ihren Sitz in dem Hotel de Bourgogne, in der Straße Mauconſeil, auf, wo unter Heinrich IV. den Myſterien Trauer- und Luſtſpiele zu folgen anfingen, die, wenn auch noch immer die Kindheit der dramatiſchen Kunſt bezeichnend, ſich dennoch im Ver-

gleiche zu dem, was das Theater früher geweſen, zu einiger Verfeinerung erhoben hatten und den Uebergang zu dem klaſſiſchen Drama der Epoche Ludwig's XIV. bildeten. — Unter Heinrich III. kamen italieniſche Schauſpieler, „I Gelosi“ (die Eiferſüchtigen, Neidiſchen) genannt, von Venedig nach Paris und konnten ſich hier nur durch den Schutz des Königs gegen die Verfolgungen des Parlaments, das ihrer Sittenloſigkeit feind war, behaupten. Heinrich's III. Vorliebe für alles Italieniſche und die Geſinnung ſeiner Mutter, die in Florenz erzogen war, machten in dieſer Zeit die dramatiſche Kunſt in Frankreich mit den Fortſchritten bekannt, die ſie in Italien, ſeit der Aufführung des Trauerſpiels Sophonisbe vor Leo X. erfahren hatte. Dieſes Stück, das in das Franzöſiſche überſetzt worden, erweckte eine Menge von Nachahmungen, wie die Cleopatra und Dido des Jodelle, die Sultanin des Bounyn, die Medea des de la Peruſe, die eine dramatiſche Schule vorzubereiten anfingen. Auch fing man um dieſe Zeit an, die Vorfälle des wirklichen Lebens, wie die Ermordung des Herzogs von Guiſe, die des Admirals von Coligny u. ſ. w. in dramatiſche Formen zu kleiden. Dieſe Tragödien waren, nach Art der Alten und zu demſelben Zweck, mit Chören gemiſcht. Das franzöſiſche Theater näherte ſich langſam, mit der herrſchenden Roheit der Sitten und der davon unzertrennlichen Unbeholfenheit der Sprache kämpfend, der Vollendung, die es in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts durch Corneille erreichen ſollte.

Paris und mit ihm Frankreich, da es ſchon damals, wenn auch nicht in ſo unumſchränkter Weiſe wie ſeit Ludwig XIV., an der Spitze des ganzen Landes ſtand, erhielt in dieſer Epoche, von Karl VIII. bis Heinrich IV., in moraliſcher Beziehung den Charakter, den es, aller einzelnen und großen Veränderungen ungeachtet, nie mehr aufgegeben hat, und den es, ſo lange nicht eine durchaus neue Richtung das Leben des franzöſiſchen Volkes ergreifen ſollte, nie ganz aufgeben wird. Es wurde durch den Einfluß Italiens, durch die Bemühungen der Könige, Kunſt und Wiſſenſchaft, aller innern Unruhen und äußern Kriege ungeachtet, in ihrem Lande einheimiſch zu machen, einer der vornehmſten Sitze der modernen und allgemeinen Bildung überhaupt, ſo weit dieſe überhaupt von einer einzelnen Nationalität ausgeſprochen werden kann. Außer den großen einheimiſchen und fremden nach Paris gezogenen Künſtlern dieſer Epoche, die daſelbſt den ſo lange ſchlummernden Sinn für das Schöne erweckten, war es damals, wo Amyot die Biographien des Plutarch überſetzte und durch die Kenntniß von der reellen

Größe und Würde, welche die Helden der griechiſchen und römiſchen Welt belebte, von der menſchlichen Natur eine höhere Idee gab, als die phantaſtiſchen und zugleich geiſtloſen Ritterbücher des Mittelalters vermocht hatten; wo Rabelais auf eine bizarre, aber im höchſten Grade originelle Weiſe die Sitten der Großen ſeiner Zeit in einem Zerrſpiegel darſtellte und zeigte, was ſie, von ihrem äußern Schimmer entkleidet, an und für ſich werth waren, und unter der burlesken Form, die er wählte, einen umfaſſenden Verſtand und ein überlegenes Urtheil bewies, und wo Montaigne eine Auffaſſung und Kenntniß der verborgenſten Seiten des menſchlichen Weſens entwickelte, die nie übertroffen worden iſt und überhaupt an Anmuth, Beweglichkeit und Reichthum nicht ihres Gleichen hat. In derſelben Zeit gab Clemens Marot, ungeachtet vieler veralteten Wörter und Wendungen, die er beibehielt, dem franzöſiſchen Verſe und dem Rhythmus der Sprache überhaupt einen Wohllaut und eine Biegſamkeit, welche die ſpäteren Werke der franzöſiſchen Poeſie, wenigſtens ihrer Form nach, möglich machte. Die Brüder Etienne eröffneten die Reihe der großen Sprach- und Alterthumskenner in ihrem Lande und bewieſen eine Gelehrſamkeit, die ſpätere, in anderer Beziehung ſo weit fortgeſchrittene Zeiten in Erſtaunen geſetzt hat. Olivier de Serre als Agronom, Ambroſius Paré als Anatom und Bernhard Paliſſy als Chemiker ſtanden zu ihrer Zeit als die erſten Talente in dieſen Sphären da und dieſe alle waren entweder in der Hauptſtadt geboren oder wirkten daſelbſt, oder fühlten ſich erſt durch ſie angeregt. Montaigne geſteht, daß er ſich nur durch die Verbindung mit Paris als Franzoſe fühle. — Die Arbeit der intellektuellen Cultur in dieſer Epoche, durch die gewiſſermaßen der Schutt weggeräumt wurde, ohne deſſen Entfernung das ſiebenzehnte Jahrhundert keinen Platz für ſeine Bauten gefunden hätte, ward jedoch durch die tiefe Immoralität, die beſonders von Franz I. an von dem Hofe, den Großen, auf die Hauptſtadt und von da auf das ganze Land überging, vielleicht mehr als aufgewogen. Die Frauen, ein charakteriſtiſcher und der übelſte Zug in der Sittengeſchichte jener Zeit, waren, wie man aus den vielen Denkwürdigkeiten erſehen kann (Brantome, die Memoiren der Königin Margarethe u. ſ. w.), ebenſo verderbt wie die Männer, und unter dieſen die fähigſten und die am höchſten geſtellt waren, gewöhnlich die zügelloſeſten. Die furchtbaren Bürger- und Religionskriege, die faſt dreißig Jahre lang dauerten, trugen in dieſen Schlamm des Privatlebens das Feuer der öffentlichen Zwietracht, und dieſe Vereinigung erzeugte in dem Daſein der franzöſiſchen

Nation einen vulkaniſchen Stoff, der von der langen und kraftvollen Regierung Ludwig's XIV. zuſammengepreßt, aber nicht gelöſcht wurde, durch viele kleine Eruptionen bewies, daß er immer fortbrannte und ſich endlich in einem furchtbaren Ausbruche entladete, der einen Theil Europas mit Ruinen bedeckte und in ſeinen Wirkungen die ganze Erde erſchütterte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler.

Seite 23 Zeile 18 ſtatt: Volkes lies: Wortes
= 112 im Columnentitel ſt. von l. in
= 130 Zeile 9 ſt. vierjährige l. ſechszehnjährige
= 222 im Columnentitel ſt. Ludwig von Peronne l. Ludwig in Peronne
= 250 Zeile 22 ſt. Morgarten l. Morat
= — = 40 item
= 251 = 2 item
= 262 = 40 ſt. umfaſſend l. unpaſſend
= 295 = 6 ſt. merowingiſchen l. angovingiſchen
= 323 = 40 ſt. wie l. rein
= 352 = 1 ſt. Heinrich I. l. Heinrich II.
= 434 = 30 ſt. Zuſtände l. Reichsſtände
= 460 im Columnentitel ſt. ihr l. ſein
= 502 Zeile 1 ſt. Ludwig IX. l. Ludwig XI.
= 513 = 12 ſt. hundertneunundſiebenzig Jahren l. hundertfünfundſiebenzig Jahren
= 540 = 39 ſt. ihre l. ſeine
= 559 = 10 ſt. Lesduiziers l. Lesdiguieres
= 591 = 11 ſt. die Deutſchen in die Champagne einzubrechen l. die Deutſchen nicht in die Champagne einzubrechen
= 592 im Columnentitel ſt. linguiſtiſche l. liguiſtiſche

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Frem

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnd, Eduard,

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat
Bd.: 2

Leipzig 1845

Gall.g. 66 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10480740-4